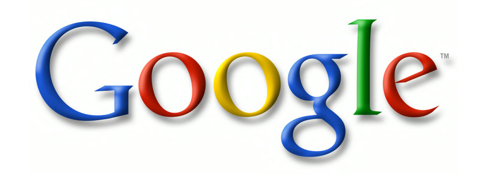


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

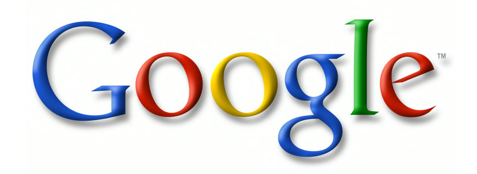
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Slav 352.1.2



Harvard College Library

FROM

Hendrik Willem van Loon,
Washington, D.C.



[illegible] 352.1.2

Vorlesungen

über

slawische Literatur und Zustände.

Dritter Theil.

Vorlesungen

über

slawische Literatur

und

Zustände.

Von

Adam Mickiewicz.

Neue Ausgabe.

Dritter Theil.



Leipzig:
Brockhaus und Avenarius.

1849.

HARVARD COLLEGE
MAY 18 1915
LIBRARY
Gift of
Hendrik Willem van Loon
Washington, D.C.

Widmung und Vorrede.

Mit diesem Bande übergeben wir dem deutschen Publikum den dritten Jahrgang der Vorträge über slawische Literatur und Geschichte. Zur Vervollständigung des ganzen Werkes haben wir noch die Vorträge des vierten oder letzten Jahres von 1843—1844 zu liefern; und dieser Theil wird im nächsten Jahre in einer deutschen Uebersetzung erscheinen.

Wir werden somit der übernommenen Pflicht Genüge gethan haben. Die aufgeklärten und biedern Männer Deutschlands, denen wir dieses Werk widmen, werden ersucht, die erhabenen Wahrheiten, vom Verfasser im lebenden Vortrage den Zuhörern klar, verständlich und fühlbar gemacht, besser und vollständiger zu begreifen und zu würdigen, als dieses vielleicht aus unserer deutschen Uebersetzung möglich ist. Und zwar finden wir dieses Ersuchen darum nothwendig, weil, wenngleich unser erhabener und innig geliebter Mickiewicz uns versichert, die Uebersetzung sei gut, sie sei vorzüglich,

wir dennoch wissen, wie der gedruckte Buchstabe im Vergleiche mit dem lebenden Worte doch immer nur ein todtes Ding ist. Daher können wir auch nur von den Würdigen, Rein- und Gutdenkenden erwarten, daß sie die Stimmung, den Ton und Ausdruck, in welchem dies Werk gelesen und erwogen werden muß, treffen und sich somit den lebenden Vortrag, so unentbehrlich zum Verstehen und Fühlen desselben, ersetzen werden.

Das Urtheil „über das deutsche Denken (Philosophie)", das in diesem Bande enthalten ist, wird wahrscheinlich vorzugsweise die Einen anziehen, die Andern stutzig machen. Unbefangenen nur sei es kund gethan, daß dieses nicht das Urtheil eines Einzelnen, sondern die ausgesprochene Stimme von Millionen ist, die im Blut- und Angstschweiß dulden, einem bessern Tage entgegen arbeiten und kämpfen, hiemit aber die Frucht ihrer geistigen Arbeit darbieten.

Paris, im August 1844.

Gustav Siegfried.

Inhaltsverzeichniß.

Eröffnung des Vortrags.

kern stehen wohl der Erfüllung dieses Berufs am nächsten? Frankreich ist im wirklichen Leben mehr philosophisch als das von Lehrstühlen der Philosophie strotzende Deutschland; Polen ist auf dem Wege des Kreuzes das erste. Einfluß des Genius Frankreichs auf die Slawenländer. Diesem Genius, da er nun von neuem den Norden zu erschüttern hat, ist es nothwendig, die geheimen Worte, mit denen man die Völker beschwören kann, die arcana imperiorum des Slawenthums zu enthüllen (7—10). — Der nationale Gedanke Polens und derjenige Rußlands seit Jahrhunderten im Kampfe, können auf einem erhabenen Punkte friedlich zusammenkommen. Die Russen opferten Alles der Alleinherrschaft, um ihre Zwecke zu erreichen; das polnische Volk gelangte nun dazu, alle seine Hoffnungen auf einen erwarteten Mann zu setzen. Ihre Wege waren verschieden, verschieden die Formen der Arbeit. Die Form geht vorüber, es bleibt zum Nutzen der neuen Idee die Frucht der Arbeit. Diese neue Idee wird den alten nicht ähneln; sie hat die Erwartungen der beiden Völker zu erfüllen, ohne ihre Rechte auf freies und selbstständiges Dasein zu verletzen (10—11).

Literatur.

Die Poesie.

Zweite Vorlesung. Die polnischen Dichter und Philosophen beziehen Alles auf die Gegenwart. Diese ist für sie das Leben, die Frucht der vergangenen, der Keim der zukünftigen Jahrhunderte. Daher haben bei ihnen die Vergangenheit und Zukunft nur insofern Werth, als sich dieselben im gegenwärtigen Thun vollführen. Alle slawischen Völker fü'len dieses jetzt, und voran gehet ihnen das polnische Volk. Die Slawen strecken nun ihre Arme nach dem Westen aus, nicht mehr mit einem Ueberfall drohend, sondern mit dem Anerbieten des Friedens (12—14). — Ihre gesammte Geschichte stellt eine Reihe von Offenbarungen oder den Messianismus dar, dessen Hauptdogma ist, der mehr entwickelte Geist habe die Sendung, die in dieser Beziehung weniger vollkommenen Menschen zu leiten; Gott verkörpere sich nicht in Schulen, drücke sich nicht durch Bücher aus, sondern wähle sich einen mehr vollkommenen Geist als Organ, er wirke durch den Menschen. Nicht in Gestalt eines Systemes komme die Wahrheit auf Erden herab, sondern in Gestalt des Lichts, das man Wort nennt (14—16). — Der schon längst bekannte Unterschied zwischen den Weisen und den Philosophen, ausgesprochen in der uralten Fabel von Prometheus und Epimetheus. Die Geschichte der Christenheit zeigt ganz klar die Erscheinungen einer stets höhern Begeisterung in den einzelnen Männern. Die christlichen Völker

nähern sich immer mehr der Realisation des Evangeliums, und das Thun der höhern Geister auf Erden muß ein solches sein, wie es noch nie gewesen (16—18). — Dieselbe die Völker führende Offenbarung rückt auch die Literatur vorwärts; man nennt sie hier gewöhnlich Talent, Gabe u. s. w. Dasselbe die politische Entfaltung hindernde Princip, verrammt auch den Weg der Literatur. Codexe, Gesetze, durch Menschen ersonnene Einrichtungen hemmen die Realisation des Evangeliums; Theorie, Rhetorik, Zeitungswesen hindern den Fortschritt der Literatur (18). — Die Vergangenheit will jedesmal ihre Beute festhalten. Und darum ist dasjenige Volk, das am meisten von den auf die Vergangenheit sich stützenden Potenzen gedrückt wird, am fähigsten zur Annahme großer, die Zukunft aufbauender Offenbarungen. — Bruchstück aus der höllischen Komödie. Der polnische Verfasser sieht die Poesie für eine Gabe des Himmels an, er will nicht, daß man sie aufs Papier ergieße, ein solches Thun betrachtet er als freche Verschwendung; er befiehlt, sie gänzlich in die That übergehen zu lassen, er fordert die That (19—21).

Dritte Vorlesung. Wie die slawischen Dichter und Literaten ihre Sendung begreifen (22). — Der Kritiker Michael Grabowski gelangt gleichzeitig mit dem Verfasser der höllischen Komödie zu demselben Resultate. Zaleski's Poem „der Geist von der Steppe", zu seinen Schöpfungen zweiter Ordnung gehörig, entwickelt sich aus dem Gedanken des vorirdischen Lebens, aus dem Begriff, welchen Plato von den eingebornen (angebornen) Ideen gehabt. — Bruchstücke. — Zaleski glaubt, der Dichter werde zum Sänger seines Volkes geboren, und seinem Volke singen heiße nichts Anderes, als den Gedanken Gottes, der auf ihm ruhet, ihm offenbaren (22—27). — Drei poetische Schöpfungen, in welchen die Begriffe Puschkin's, die er von seinem Berufe gehabt, zu sehen sind. Anfänglich bezweckt Puschkin blos Künstler zu seyn, in der Folge erhebt er sich bis zu dem Gefühl der Nothwendigkeit, daß der Dichter ganz anders werden müsse, dann aber sinkt er wieder bis zu dem Niveau des Artisten und stellt die Poesie nur insofern höher, als sie zugleich Gebet sein müsse. Indem nun der größte russische Dichter wie ein Opferpriester und Wächter am Altare der poetischen Begeisterung stehen bleiben will, betrachten sich die polnischen Dichter für berufen zum Erfüllen der Eingebungen Gottes, da sie glauben, daß ein solches Thun gerade das beste Gebet sei (27—31). — Den slawischen Dichtern gab Byron den Antrieb, ein Strahl von Napoleon's Geist gab ihn dem Byron. So durchdringt ein einziger großer Geist entlegene Länder und Literaturen und nähert sie einander (32—34). — Die Kunst darf nicht ganz verworfen werden. Sie ist nützlich und selbst einigen Epochen eigenthümlich. Nur gibt es Zeitperioden, in welchen die ganze schöpferische Kraft der That zugewendet werden muß; eine solche Epoche rückt zusehends

Vorlesungen

über

slawische Literatur und Zustände.

Dritter Theil.

Vorlesungen
über
slawische Literatur
und
Zustände.

Von

Adam Mickiewicz.

Neue Ausgabe.

Dritter Theil.



Leipzig:
Brockhaus und Avenarius.

1849.

Alterthumsforschungen.

Die Mythologie.

Funfzehnte Vorlesung. Alle heutigen Ethnographen und Mythographen müssen, von ihrem Gegenstande geleitet, durch das Slawenthum gehend, am Ende durchaus Lithauen berühren. Das lithauische Volk hat in seiner Sprache und in seinen Ueberlieferungen den Schlüssel zu allen Aufgaben (199—200). — Die lithauische Mythologie, vom indischen Bramanismus angefangen, umschließt die persischen Ueberlieferungen, die griechischen und römischen Gebräuche, endlich allen Aberglauben und Götzendienst, der irgend einmal in Europa bestanden hat. Vorstellungen über die Schicksale der menschlichen Seele nach dem Tode (201—202). — Ein Hinblick auf die geschichtlichen Ueberlieferungen. Pruto. Wajdewod. Witingi. Das erobernde Auftreten Lithauens rührte gewiß vom Antriebe der religiösen Meinungen seiner Kriegerkaste her. Diese Kaste setzte überall ihre Dynastien ein; das Volk trug aber keinen einzigen Vortheil davon (202—206). — Der Charakter dieses Volks; Vergleichung desselben mit dem slawischen (206). — Die Ethnographen finden überall Spuren von Ankunft der Theile verschiedener indischer Kasten; in Lithauen sieht man einen ganzen Volksbruch. Originalität der lithauischen Sprache und Verwandtschaft mit den übrigen (207—208). — Das lithauische Volk besitzt kein Volksthum, auch nicht das Wort Vaterland. Seine Abneigung gegen die Russen. Neigung zu den Polen. Gudas und Lankas. Der Katholicismus ist das äußere Band zwischen ihm und Polen, ein tiefes Geheimniß das innere. Unmöglich war es diesem Volke, einen thätigen Antheil an der blutigen Fehde im Slawenthum zu nehmen. Nur zweimal bewegte es sich und harret von neuem: es ist dies auch ein erwartendes Volk (208—211).

Literatur.

Sechszehnte Vorlesung. Das Drama im allgemeinen. Schicksal und Bedeutung des Drama während einer jeden Epoche. Das Drama bei den Griechen. Aufkeimen, Entfaltung und Verderben des christlichen Drama (212—214). — Das Wunderbare ist der Lebenskeim eines jeden poetischen Werkes; im Drama tritt es schon ganz in Gestalt der Gottheit auf. Welches sind daher die Schwierigkeiten und Bedingungen bei dem Schreiben eines wahrhaft slawischen Drama (214—216). — Ein solches Drama ist noch nicht erschienen. Nur drei Schöpfungen der Art ragen über der Menge der verschiedenen Nachahmungen hervor. Puschkin's Dymitr, Milutinowiczen's Obylicz und die höllische Komödie (216—218). — Kein einziges der bestehenden Theater würde der Aufführung des Drama, wie es sein muß, genügen Wie könnte man dem einstweilen abhelfen. Die slawischen Verfasser von Dramen sollten für den Augenblick gänzlich der Begier, ihre Stücke aufgeführt zu sehen, entsagen (218—219). —

Die Philosophie.

europäischen Gedankens. Was ist der Gedanke? Die Definition dieses Ausdrucks im Französischen (231—234). — Warum mischten sich die Slawen in diese philosophischen Arbeiten nicht, und woraus entstanden selbige? Nach dem, das große Leben des Christenthums schließenden westphälischen Frieden zwingt das Volkswirken die Franzosen, eine moralische Stütze für dasselbe zu suchen; die ausschließliche Lage der Israeliten erlaubt Spinoza ein System zu schaffen, welches das Räthsel des eignen Daseins ihm löst; die protestantische Unthätigkeit wirft die Deutschen in das Reich der abstracten Begriffe (234—237). — Seit der Zeit beginnt die Geschichte Preußens und die der deutschen Philosophie, welche eigentlich preußisch ist (237—238).

Achtzehnte Vorlesung. Zugleich mit der neuern Bewegung des philosophischen Gedankens erscheint auch die Reaction gegen denselben selbst in Deutschland. Leibnitz bekämpft Spinoza; Herder bekämpft Kant; Jacobi und Schlegel bekämpfn Fichte und Schelling. Einfluß der Schriften St.-Martin's und de Maistre's. Der Absolutismus wird die letzte Zuflucht der Religiosität Schlegel's (239—242). — Schelling endlich versetzt der deutschen Philosophie einen Stoß, indem er mit eigner Hand die von sich gelegten Grundfesten der Hegel'schen Schule auseinander wirft. Sein neues System. Die intellectuelle Anschauung. Die Hauptdogmen seines Systems im Widerstreit mit dem Streben der deutschen Philosophie. Das philosophische Organ und der gute Wille (242—246). — Das Zerfallen der Hegel'schen Schule in verschiedene Parteien; sie müssen, um nur selbst den Deutschen begreiflich zu machen, was unter ihnen vorgeht, zu der politischen Sprache Frankreichs ihre Zuflucht nehmen (246). — Der Widerstand gegen den rein deutschen Gedanken rührte immer von Männern der That und Einbildungskraft her. Die am wirklichen Leben hängenden deutschen Philosophen schöpften dasselbe immer aus Frankreich und dem Slawenthum. Unter ihnen Schleiermacher; was er Originelles in sich hat, ist die allerletzte Consequenz des Protestantismus (247—248). — Es beginnt bei den religiösen Philosophen Deutschlands der Gedanke zu tagen, welcher am Ende die Hegel'sche Schule zu Grunde richten wird. Die Gesellschaft ist nunmehr die große, der deutschen Philosophie zur Lösung aufgegebene Frage. So wie Kant dem letzten Großmeister der Kreuzritter zu vergleichen ist, so ähneln wiederum Fichte und seine Parteigänger den Markgrafen von Brandenburg, Hegel Wilhelm III., Schelling aber und der jetzige preußische König machen gleichsam nur einen Menschen aus. Der preußische König ist der größte Philosoph seines Landes, er bemüht sich am meisten die Ursache aufzufinden, warum und wozu sein Reich besteht (248—250).

Die Geschichte der deutschen Philosophie im Süden und Norden schließen die Namen zweier Polen. Diese Slawen sind Sklaven des deutschen Gedankens; nachdem sie das Vertrauen auf die

moralische Kraft des eignen Volksthums verloren, begaben sie sich freiwillig in fremde Knechtschaft. Demungeachtet können sie in sich das Leben nicht ersticken, sie können nicht gänzlich deutsch werden und scheinen bestimmt zu sein, in das geheime Cabinet der deutschen Philosophie Verwirrung zu bringen (250—251). — Die slawischen Philosophen, welche die Erhabenheit der Formeln dieser deutschen Philosophie anstaunen, kennen ihre eigne Literatur nicht. Naruszewicz hat vor Hegel dasjenige genau beschrieben, was Hegel mit dem Worte Geist benannte. Die deutsche Philosophie wird weder bei den Franzosen noch bei den Slawen irgend jemals Wurzel fassen; denn ehe noch Hegel erschienen war, sahen schon diese Länder den practischen Hegelianismus bei sich. Daher entzifferten auch einige polnische Jünglinge und französische Zeitungsschreiber Hegel's Staatskunst auf den ersten Blick, während seine Schüler zehn Jahre lang dieses nicht vermochten (251—254).

Alterthumsforschungen.

Die Gesetzgebung.

Neunzehnte Vorlesung. In allen europäischen Gesetzgebungen hat das Interesse des Eigenthums die Oberhand gewonnen. Die Formel des französischen Codex entspricht in dieser Hinsicht dem philosophischen Theorem der deutschen Schulen. Der Mensch als unumschränkter Herr seines Eigenthums anerkannt (255—256). — Im Augenblicke des Hochpreisens dieser Ansicht, wo es scheint, als sei schon Alles hierin geschehen, erhebt sich der Ruf gegen das Eigenthum und gegen die diese Ansicht regierenden Gesetze. Die sich am Leben erhaltende slawische Ueberlieferung gibt diesem Rufe die Sanction (256—257). — Uebersicht der uralten Begriffe in Betreff des Eigenthums. Das alte Griechenland und Italien (257—269). — Diese Begriffe verwischten sich bei den griechischen und italischen Völkern, Rom nur bewahrte sie alle auf. Eintheilung des Bodeneigenthums bei den Römern. Die Gottheit Roma hat nur allein das dominium, die Herrschaft. Das Patriciat ist eine dieser Gottheit dienende Vergesellschaftung. Der Boden ist eingetheilt in Aecker, geweiht dieser Gottheit, in Patricier und Plebejer-Aecker. Der gleiche Privatbesitz und das constante Maaß der Wohnungen (260—262). — *Jus quiritium.* Bezeichnung der Ausdrücke *res mancipi* und *res nec mancipi.* Verfahrungsweise in den Eroberungskriegen. Was hieß es den Genius eines fremden Volkes besiegen. Alle Götter versammelten sich im Pantheon, alle ihnen geweiheten Aecker kamen unter die Verwaltung des Patriciats. So wie das Patriciat verpflichtet war, aus den Communaleinkünften die Gottheit zu unterhalten, ebenso war jeder Patricier verbunden, die Geister der Vorfahren aus seinem Privateigenthum zu

Literatur.

(297—298). — Die Julirevolution und die Schilderhebung Polens zerschlugen ihm sein Ideal und stürzten ihn in Verzweiflung (298—299). — Eitel sind die Bemühungen des Trentowski und der berliner Schule. Trentowski möchte gern der Philosophie Leben einhauchen; er weiß aber nicht, worin das Lebensprincip besteht, er weiß nicht, daß es, um die Menschen zu vereinen, nicht hinlänglich ist, ihnen Systeme darzureichen, sondern, daß man die Wahrheit dieser Systeme durch die Kraft beweisen muß (299—300). — Der ungenannte Verfasser wirft in der höllischen Komödie zur Lösung des Streits keine neue Formel hin, sondern er zeigt ein Zeichen am Himmel. Während des Bürgerkriegs in der Schweiz entwaffnete ein einziges Wort von Napoleon die beiden Parteien (300—301).

Zweiundzwanzigste Vorlesung. Frankreich hat nur durch Polen wichtigere politische Berührungen mit dem Norden gehabt; ebenso wird im Bereiche des Wissens die philosophische Bewegung des Nordens nicht eher Frankreich wirklich berühren, als bis sie durch Polen gedrungen ist. Die Franzosen sollten daher die Schriften der Polen, welche die deutsche Philosophie besprechen, und namentlich den Cieszkowski kennen lernen (302—305). — Das Zerfallen der deutschen Philosophen in verschiedene Parteien, die sich die Namen der Parteien in der französischen Deputirtenkammer geben. Die parlamentarische und außerparlamentarische Partei (305—306).

Cieszkowski tritt unter ihnen in der Rolle des Lamartin auf. Sein Brief an den berliner Michelet, zum Schein friedlich und bescheiden, wird betrachtet als Kriegserklärung an die Philosophen. Er erklärt sich parlamentarisch und als treuer Anhänger der Hegel'schen Dynastie, läßt aber zuweilen sehr gefährliche Dinge blicken (306—307). — Von vorn herein macht er sich an den Mittelpunkt aller Aufgaben. Zuvörderst bemüht er sich, den Begriff der Einheit, der Subjectivität und Persönlichkeit aufzustellen (307). — Von diesem Standpunkte aus gibt er den Begriff des selbstständigen Lebens. Den Menschen zeichnet er durch das Gewissen aus. Den deutschen Philosophen weiset er nach, daß sie Gott nicht begreifen. Er sagt, das Höchste im Menschen sei nicht der Gedanke, nicht das Erkennen, und quält sich damit ab, wie er es nennen soll. Geist, Hauch, Wind, *spiritus* scheinen ihm unbequem, lieber nannte er es *pneuma*, *aër*, Athem (307—309). — Hätte er das Wort Duch adoptirt, so brächte er mit einem Mal die ganze Sache ins Reine. Doch gibt er eine herrliche Definition vom Geist, Duch (309—10). — Die Oberflächlichkeit aller der Arten von Unsterblichkeit, wie sie sich die Deutschen vorstellen, deckt er auf. Bemerkungen. Was ist die Frucht des Geistes, wyrob ducha. Der Ausdruck *intuition* schon in der speculativen Sprache angewandt (310—312). — Das Heidenthum entwickelte die Selbstständigkeit des Menschen, das Christenthum erhob

---

Erste Vorlesung.

Den 6. December 1842.

Meine Herren! Die innere in dieser feierlichen Zusammenkunft uns ergreifende Bewegung ist das Gefühl der Dankbarkeit und Liebe für Frankreich, welches wir gern unsern slawischen Zuhörern mittheilen möchten. Außerdem gestehen wir Ihnen, daß dieses Gefühl um so lebhafter in uns wird, je mehr wir die Wichtigkeit und den Einfluß einsehen, welchen die Errichtung dieses Lehrstuhls auf die Literatur und auf die slawische Idee überhaupt ausübt.

Die Worte, die von hier ausgehen, durch einige Schriftsteller aufgenommen, durch andere bekämpft, haben schon mehr denn eine der wichtigsten Fragen in Anregung gebracht. Selbst die Politik beginnt, sich um die literarischen Besprechungen der Slawen zu kümmern. Oestreich z. B., dessen System stets gewesen im Stillen zu handeln, nie anders als erst nach vollbrachter That sich zu verlautbaren, Oestreich läßt zum erstenmal seit Gründung seiner Monarchie Werke über Slawenthum unter seinem beaufsichtigenden Schutze veröffentlichen. Es hat auch seine eigne Weise, das slawische Volksthum zu verstehen, und legt jetzt diese Begriffe Europa vor.

Weit entfernt sind wir, uns diesen Erfolg zuzuschreiben. Nicht die Beschaffenheit jedoch, noch die Menge des Schnees macht der Lawine Gewalt und Größe aus.

Ihre Masse und Gewalt hängt ab vom Orte, von wo der Kern fällt, um welchen sie sich sammelt, sie hängt insonderheit ab vom Zustande der Witterung und der Elemente. Wunderbar begünstigt wird aber unser Wort vom Zustande der Geister und dem Orte, von wo wir reden. Und was uns insbesondere Kraft gibt, das ist diese Freiheit, die wir hier zu Lande genießen; sie ist es, die uns erlaubt gerade heraus und ohne Rückhalt zu sprechen, wodurch denn auch endlich alle unsre Landsleute sich von unsrer Aufrichtigkeit überzeugen werden.

Soll der Mensch in seinem Innersten erglühen, soll seine Seele den mächtigen Schwung erhalten, um ein lebendes, thatkräftiges Wort von sich zu geben, so ist ihm diese Freiheit unerläßlich. Ueber die Fragen, die wir hier besprochen haben, hätte man gelehrte Bücher schreiben, sie weitläufig in den Tagesblättern abhandeln können, und doch wäre dies Alles nicht im Stande gewesen, denselben Eindruck zu machen; denn es liegt in dem mündlich gesprochenen, freien Worte ein unnennbarer, unbegreiflicher Zauber. Oefters schon sagten wir Ihnen, daß auf der ganzen Erdkugel, von welcher der slawische Boden einen so großen Theil ausmacht, sich kein Ort vorfindet, ausgenommen innerhalb dieser Mauern, an welchem frei gesprochen werden dürfte. Das gesprochene Wort ist aber schon ein Anfang der Ausführung; es verkündet, daß bereits ein Gebiet für die Freiheit erobert ist, ein Erdtheilchen, wo der slawische Gedanke sich verkörpert. Je freier wir uns jedoch hier fühlen, um so mehr Pflichten legt uns unsre Stellung auf, dieser Freiheit in unserm Gewissen ihre Grenzen zu setzen.

Bekannt sind die Schwierigkeiten, mit denen wir in unserm einleitenden Vortrage kämpfen mußten. Wir durcheilten die Geschichte der Völker, welche nicht aufgehört haben sich unablässig zu befehden; im Augenblicke selbst, wo wir hier sprachen, drangen bis zu uns aus den slawischen Landen der

Henker wuthschäumendes Geschrei und der Opfer schmerzliches Stöhnen, sodaß fürwahr wir alle unsre Kraft zusammennehmen mußten, um uns über diesem blutigen Boden zu erhalten, uns gegen die Zukunft zu erheben; in letzterer suchten wir Trost und haben die Hoffnung, daß diese Zukunft eine glücklichere sein wird, weil wir an den Sieg der Wahrheit glauben. In dieser Hinsicht wenigstens wird unser Beruf jetzt schon leichter; denn nachdem wir die Geschichte der Kämpfe unter den Slawen, die allgemeine Geschichte ihres Erdstrichs weit hinter uns gelassen, können wir nunmehr einige Einzelnheiten berühren. Im Verlaufe des Vortrags von diesem Jahre werden wir so viel Stunden als möglich den Forschungen widmen, welche diejenigen besonders interessiren können, die sich dem Studium der slawischen Literatur gänzlich weihen wollen.

Die Gegenstände dieser Forschungen werden sein: die Urepoche der slawischen Geschichte, wir möchten sie die asiatische Epoche nennen; die der slawischen Mythologie; das Dogma der slawischen Gesellschaft und Regierung; dazu wollen wir einen Blick auf die urthümliche Gesetzgebung dieses Volkes hinzufügen; endlich über den Bau, oder eigentlich den architektonischen Theil der slawischen Sprache redend, werden wir die verschiedenen Systeme der Gelehrten, geschrieben in der Absicht, die Construction dieser umfangreichsten und vollendetsten Sprache der Welt zu beleuchten, vor Augen stellen. — Es wird dies als Einleitung in die allgemeine Grammatik der slawischen Sprachen dienen können*).

Unterdessen die Geschichte der neuzeitigen slawischen Literatur weiter fortsetzend, werden wir die Auseinandersetzung der im Vortrage des verflossenen Jahres begonnenen Werke been-

*) Dieser letzte Theil des diesjährigen Cursus ist gänzlich für später verblieben.

digen und einige andere, namentlich polnische und czechische, vornehmen.

Hier noch ein Wort der Verständigung mit dem Publikum: vielemal hat man uns angeklagt und mit Bitterkeit vorgeworfen, daß wir, so zu sagen, die polnische Literatur der russischen unterordnend, uns gar zu viel mit den russischen Werken beschäftigten. Wir setzen uns nunmehr dem entgegengesetzten Vorwurfe aus, dieweil wir uns fast ausschließlich mit der polnischen Literatur befassen, nur einzelne czechische, serbische und russische Werke beifügend, solche jedoch rings um die polnische Idee gruppiren werden; und zwar darum, weil die slawischen Literaten, nachdem sie alle Gattungen nachgeahmt haben, die nur irgend im Auslande aufzutreiben waren, nur erst in der letzten Zeit dazu gelangt sind, eine Literatur zu schaffen, die ausschließlich ihnen angehört, eine Literatur, die wahrhaft urthümlich (originell) ist; die Hauptwerke aber, die klassischen, die musterhaften Schöpfungen derselben, sind Leistungen der Polen und in polnischer Sprache geschrieben.

Diese Literatur verdient die Aufmerksamkeit der Fremden, und freimüthig gesprochen, meine Herren, ist sie die einzige der jetzt bestehenden Literaturen, welche verdient von ernsten Männern erwogen zu werden. Unter den sämmtlichen modernen Literaturen ist sie allein eine ernste, erhabene, ernst sowohl dem Geiste nach, der sie beseelt, wie dem Ziele, welchem sie unablässig zustrebt. Die von uns zu betrachtenden Werke sind nicht geschrieben worden, um an Buchhändler verkauft zu werden. Die Verfasser derselben befragen nicht die Meinung des Publikums, buhlen auch nicht um Beliebtheit (Popularität); der bedeutendste unter ihnen, welcher die „nicht göttliche" also die „höllische Komödie" geschrieben hat, nennt sich sogar nicht, was schon selbst im gegenwärtigen Zustande des europäischen Schriftthums etwas Neues ist. Außerdem trägt diese Literatur noch ein anderes Merkmal an sich, näm-

lich das Wahrzeichen der Wahrhaftigkeit. Jedes Werk ist zugleich eine That, es drückt die Ueberzeugungen, die innersten Gefühle desjenigen aus, der es verfaßt; der Mann lebt hier in seinem Werke, er ist im Style und in Allem zu erkennen, so daß man ganz vorzüglich den Vers von Garczyński, welcher so wunderbar das heutige polnische Schriftthum bezeichnet, hier anwenden kann

. . . . . co czuje, myśli, — to w życiu, w czynach
Odgadnąć, jako ojca z podobieństwa w synach,
Jak wesołość w uśmiechu, jako żałość w oku.

. . . . . und was sie gedacht, gefühlt, — ist in That, in Leben
Zu errathen, wie der Vater am Antlitze der Söhne,
Wie der Frohsinn am Lächeln, die Betrübniß am Auge.

Diese ganze Literatur ist philosophisch und social. Die Verfasser tragen kein Verlangen, Systeme zu erfinden, oder solche, welche die Frucht einzelner Köpfe sind, weitläuftig zu besprechen und anzuempfehlen; sie wiederholen nur in ihren Werken die ausgeprägte große Stimme des Volkes, welche allgemein für die Stimme Gottes gilt. Ihre Werke sind der untrennbare Theil des großen, lebendigen, in den Eingeweiden des Volkes sich bewegenden Wortes. Darum bildet auch die neuere polnische Dichtung, die sich desgleichen den Jahrhunderten nach darstellen läßt, die Grundzüge einer erhabenen Philosophie, gerade so wie die alte lateinische, wie die uraltgriechische mit einem religiösen Charakter begabt war, was wir schon früher nachgewiesen. Sie reicht der Philosophie, die neben ihr wandelt, die Hand; um daher diese Poesie zu begreifen, werden wir öfters philosophische Fragen lösen müssen.

Ungern bedienen wir uns hier dieses Wortes Philosophie, auch könnten wir uns wahrlich ohne dasselbe behelfen, d. h. ohne die Schulredensarten zu gebrauchen wären wir doch im Stande, das Wahre und Tiefe der polnischen Schriften zu erkennen zu geben; weil es jedoch einige polnische Schriftsteller

gibt, welche die Volksüberlieferung verlassen und, den Verirrungen der deutschen Philosophen folgend, den Volksgeist verführen und verderben, so nehmen wir, um gegen sie zu kämpfen, ihre eigne Waffe auf.

Mittlerweile fassen wir hier kurz zusammen, was schon vergangenes Jahr von uns die slawische Philosophie genannt worden ist, und was erst neuerdings die Polen formulirt oder in Regeln gefaßt haben. Hierbei werden Sie, meine Herren, einsehen, daß wir die Ueberlieferung und volksthümliche Wahrheit vertheidigend, fast sämmtliche Systeme und sämmtliche Schulen gegen uns haben und sie werden bekämpfen müssen.

Für diese Philosophie ist es zuvörderst eine Gewißheit und unerschütterliche Wahrheit, daß seit dem Anbeginn der menschlichen Gesellschaften es überall Dogmen und Ueberreste einer allgemeinen Offenbarung gab; daß die Menschen seit undenklichen Zeiten schon eine gewisse Masse offenbarter Wahrheiten besaßen, deren Quelle wir nicht wissen. Später haben diejenigen, welche diesen Schatz aufbewahrten und alle ihre Kräfte daran setzten, ihn zu vergrößern und zu entwickeln, sich fähig gemacht, eine beiweitem vollkommnere und erhabenere Offenbarung, die Offenbarung Christi zu empfangen. Das Christenthum hat bei den Slawen kein leeres Feld gefunden, es hat in das alte Leben ein neues geimpft. Diejenigen aber, welche die christliche Wahrheit aufnahmen, sie bewahrten und vergrößerten, machten sich auch fähig, die folgenden zur Vervollständigung des Christenthums bestimmten Offenbarungen zu empfangen; d. h. deutlicher gesprochen, Offenbarungen, welche die weitern Entwicklungen und Theile des Christenthums sind, welches für immer die eine und allgemeine Offenbarung ist und bleiben wird.

Nach dem geschichtlichen Hergange Polens, nach der Art, wie in diesem Lande das Christenthum der Politik angepaßt

wurde, nach dem Gefühle seiner wahrhaft volksthümlichen Schriftsteller, schritt die Menschheit nie anders vor und wird auch nie anders vorschreiten, als nur durch eine Reihe von Offenbarungen.

Wohl wissen wir, wie sehr es gelungen ist dieses Wort Offenbarung zu verflachen und zu entheiligen, wie jede Träumerei, jeder Gedankensprung für Offenbarung und einen Schritt vorwärts ausgegeben wird; dies rührt daher, weil man das Ziel der Menschheit aus den Augen verloren, weil man das Christenthum verworfen hat. Für uns jedoch gilt das Wort Offenbarung als Bewegung des Geistes im christlichen Sinne. Was die volksthümliche Philosophie der Slawen von den Schulphilosophien gänzlich unterscheidet, ist, daß die erstere die Nothwendigkeit der Disciplin, das Erfüllen der Bedingungen, die unerläßlich sind, um eine Offenbarung zu haben, anerkennt.

Alle weltlichen Schulen seit Pythagoras haben diese grundsätzliche Wahrheit verkannt. Ueberall meinten sie, es genüge, einen wohlgeformten Schädel, ausgebildete Gehirnorgane zu besitzen, und sollte man dabei auch ein stolzer, leichtsinniger oder eitler Mensch sein, ja, wenn auch vom Verbrechen befleckt, so sei man doch im Stande, die Wahrheit von oben herab eben so gut zu empfangen, wie der ernste Einsiedler, der tugendhafte für sein Vaterland kämpfende Feldherr, oder wie der musterhafte Familienvater, der mit seiner Hände Arbeit Weib und Kind ernährt. — Wir aber, meine Herren, glauben mit unserm Volke, daß die erste, unerläßliche Bedingung, um eine neue Wahrheit zu erhalten, darin liege, die *alte* zuvörderst ausgeübt, sie vertheidigt, für dieselbe geblutet und Opfer gebracht zu haben.

Schon allgemein beginnt man zu fühlen, daß, nachdem einzelne Männer große Wahrheiten der Welt geoffenbaret haben, nunmehr der Zeitpunkt kommt, wo ganze Völker berufen sind, solche zu empfangen und an die Verwirklichung

derselben alle ihre Kräfte zu setzen, daß mithin, was früher das Werk einzelner Individuen gewesen, jetzt die Aufgabe des Schaffens für die Völker geworden ist. Nach den oben entwickelten Begriffen ist leicht zu errathen, welche Völker es sind, auf die wir vorzüglich unsre philosophischen Erwartungen bauen dürfen; unfehlbar sind es diejenigen, welche für die Wahrheit wirken, ihretwegen leiden, sich derselben weihen. Hieraus aber läßt sich ersehen, warum wir Frankreich und die Franzosen als ein beiweitem mehr philosophisches Volk betrachten als die Deutschen, wenngleich doch Deutschland mit Lehrstühlen der Philosophie vollgepfropft ist, und eine so enorme Zahl philosophischer Werke dort jährlich erscheint; warum auch die Polen sich der Wahrheit näher befinden als die andern slawischen Völker. Denn die Offenbarung des Herrn Jesu Christi wird für immer der Maßstab aller Offenbarungen sein, der Weg des Kreuzes für immer der einzige wahre Weg bleiben; bekannt ist aber, welches Volk seit lange diese Schmerzensbahn wandelt. Nicht beneiden mögen daher die slawischen Völker den polnischen Bruderstamm, daß er die erhabensten Wahrheiten erfaßt und ausgedrückt: gezahlt hat er dies mit gräßlichen Opfern.

Diese Frage voriges Jahr berührend, zeigten wir schon, wie der Einfluß des französischen Genius den Polen half, ihre Philosophie zu formuliren. Zweimal betraten die französischen Heere den slawischen Boden: zu Karl's des Großen und Napoleon's Zeiten. Karl der Große impfte dem Slawenthum die Idee des Königthums ein, diese brachte in der Folge große Umwälzungen hervor; von dem Einflusse, welchen die Person Napoleon's, sein Genie und seine Thaten auf den slawischen Geist hatten, gaben wir schon eine Vorstellung. Erklärlich ist nun, warum ein Theil der slawischen Länder auf Frankreich die Augen gerichtet hält. Es ist Volksglaube in diesen Landen, Frankreich habe die Bestimmung, noch einmal den Norden zu erschüttern, und daß diese feierliche Stunde den

Augenblick abgeben werde, in welchem die Geschlechter des Westens mit denen des Nordens um die Eine allgemeine Idee, um die christliche Idee, welche ihren Vergegenwärtiger finden muß, sich vereinen werden. Wir wiederholen es, daß wir in diesem zum voraus verkündeten neuen Dogma nur die Entwicklung des christlichen Dogma sehen.

Ungeachtet alles des Geredes der Philosophen wird die christliche Lehre nicht untergehen. Der Morgen endet nicht anders, als um Tag zu werden, und geht die Sonne auch für ein Land unter, so geschieht es nur, um einem andern Erdstriche zu leuchten. Ebenso verhält es sich mit der Sonne des Christenthums. Die Philosophie, wenn wir schon durchaus diesen Ausdruck gebrauchen sollen, die Philosophie also, welche die Enthüllung des Christenthums, dessen Gedanke sein wird, wird sich mit der ganzen Macht der lebensvollen Triebkräfte, die in der Ueberlieferung der allgemeinen Kirche aufbewahrt sind, erheben.

Diese Ideen und diese Erwartungen stets vor Augen habend, durchwanderten wir die Geschichte der slawischen Völker. Nach Möglichkeit bemühten wir uns dabei, Ihnen den Geist dieser mannigfachen Volksthümlichkeiten vorzuführen, sie dem Genius Frankreichs vorzustellen. Wir bemühten uns, das geheime Wort, das die Völker bewegt, sie zu Thaten treibt, die Worte, welche Tacitus die „arcana imperiorum“ nennt, aufzufinden. Jegliches Volk besitzt für sich ein so wundervolles Wort. Im Mittelalter bewegte ein einziges, von einem Einsiedler gesprochenes ganz Europa; er fand damals die Losung für die Völker des Abendlandes. Alle Völker besitzen nebenbei auch Worte, die sie mit Entsetzen erfüllen. Da es Frankreich bestimmt ist, noch einmal im Norden thätig aufzutreten, so dürfte es wohl eifrig bemüht sein, die Geheimnisse der Macht desselben zu ergründen. Vielemal wurde uns vorgeworfen, besonders von Russen, als trachteten wir, die Nationalgeheimnisse Frankreich auszuliefern.

Als ein römischer Feldherr, nachdem er die Zuneigung der Soldaten gewonnen, sich zum Kaiser ausrufen ließ, da beriethen sich noch die Gelehrten und die Senatoren über die Formen der Republik; Tacitus nur erkannte, das Ende der alten Ordnung sei gekommen, und sagte: „Das Geheimniß der Macht ist entdeckt." Einem Krieger glückte es damals, dasselbe zu entziffern, ein genialer Mann erkannte, daß die Göttin des Glückes es ausgeliefert hatte. Was wir von den Erwartungen der slawischen Völker und von seinem geheimnißvollen Bande, das sie einst mit dem Westen einen wird, gesagt haben, das möge uns gegen die Beschuldigungen der Russen schützen. Unser ganzer Vortrag vom vergangenen Jahre war die Geschichte der blutigen Fehde zwischen den beiden unversöhnlichen Ideen, nämlich der russischen und der polnischen. Diese beiden Völker sind in gerade entgegengesetzter Richtung vorgeschritten, dennoch gibt es einen erhabenen Punkt, wo sie miteinander zusammentreffen können.

Ohne die Russen dafür verdammen zu wollen, daß sie einer materialistischen Regierung gehorsamen und unterwürfig sind, einer Regierung, die sie selbst schon häufig genug eine grausenhafte genannt haben, wiesen wir die geschichtlichen Ursachen, die gewissermaßen fatale Nothwendigkeit nach, welche sie zwang, Alles einer Idee zu opfern, der Idee der Alleinherrschaft. Die Berührungen Rußlands mit Asien, die Gefahr bringenden Reibungen von jener Seite her, die häufigen Einbrüche der Lithauer und Normannen, tausend andere Verhältnisse, die wir nicht wiederholen mögen, öffneten dieser Idee die Bahn. Aus Asien kam sie im Gefolge der Mongolen. Die Gefahren sind verschwunden, die Idee dauert fort. Seinerseits brachte Polen auch eine Reihe erhabener Männer hervor, welche die volksthümliche Idee leiteten, Männer, die von der Vorsehung zu besondern Zeiten erweckt worden; doch empfanden die Polen erst in den letzten Zeiten ebenfalls das Bedürfniß, alle ihre Kräfte in einem einzigen Manne zusam-

menzuziehen. „Es fehlt uns der Mann," war der klagende Feldruf der Polen seit Kosciuszko bis Chlopicki. So opfert auf diese Art Rußland für den Zweck seiner Macht Alles der Alleinherrschaft, der Herrschaft eines Einzigen, vergegenwärtigt durch eine Dynastie; und so verlangt auch Polen einen Mann zu haben, der seine volksthümlichen Begriffe darstelle; wenngleich die Formen, in denen die russische Idee auftritt, die Bedingungen ihres Daseins schnurstraks den Formen der polnischen Idee zuwider sind. Die Form vergeht, die Idee währt fort; welcher Natur aber diese Idee sei, haben wir schon von fern angedeutet. Aehneln darf sie nicht im mindesten den bisher in Rußland und Polen üblichen. Sie hat den Hoffnungen dieser Völker zu entsprechen, ohne die beiderseitigen Rechte auf freies, selbstständiges Dasein zu verletzen.

Zweite Vorlesung.

Den 13. December 1842.

Ein slawischer Philosoph, dessen Werke wir noch zu betrachten haben, Pole von Geburt, Herr Trentowski, stützt sein System darauf, daß die Gegenwart für den Menschen Alles ausmache. Diesen Gedanken, welcher den Schein eines Paradoxon hat, drückte schon früher der Dichter Garczyński in den Worten aus:

> **Terazniéjszy świat tylko jest boski, jest wielki;**
> **Przeszły, przyszły, są niczém . . . . .**

d. h.:

> Nur die gegenwärtige Welt ist göttlich, ist herrlich;
> Die vergangene, die zukünftige sind nichts . . . . .

Es muß dies wohl befremdend erscheinen, daß ein Dichter und ein Philosoph, von einem Volke stammend, das gegenwärtig keine glänzende Rolle spielt, in der Vergangenheit nur eine solche aufzuweisen hat, einzig und allein die bessere Zukunft in Anspruch nehmen kann, daß sie gerade in der Lobpreisung der Gegenwart zusammenkommen; diese Gegenwart bedeutet aber nach ihnen die That, das Leben, die Kraft, sie ist die Frucht der vorangegangenen Jahrhunderte, der Keim für die zukünftigen. Auf diese Art gelten alle jene schriftlichen Denkmäler, alle die Sammlungen, welche nur das Andenken

von dem bewahren, was gewesen ist, alle die Ueberbleibsel der Vergangenheit, auf welche einige Völker so stolz sind, nichts, gar nichts in diesem slawischen Systeme; und zwar darum, weil diese ganze Vergangenheit sich vollständig im menschlichen Geiste vorfinden soll, welcher immer die Gegenwart ist. Ebenso die Zukunft, diese Zukunft, als philosophische zu verwirklichende Hoffnung, kommt nicht in Berechnung für das gegenwärtige wirkliche Leben, für das große Leben der ganzen Menschheit; nur erst der menschliche Geist, indem er die gesammte Vergangenheit in sich resumirt, sie verwirklicht, beginnt in jedem Augenblicke die Zukunft.

Es war zuvörderst unsre Pflicht, Ihnen diese Wahrheit verständlich zu machen, weil wir berufen sind, hieselbst eine Philosophie, welche keine Schule hat, eine Literatur, die nur wenig geschriebene Werke zählt, darzustellen und zu entfalten. Unser Beruf befiehlt uns sogar, den geringen moralischen Werth von allem Dem zu zeigen, was bisher Erinnerung, Denkmal und alles Dasjenige war, was für die Vergötterung des menschlichen Stolzes, für den Genuß seiner Eitelkeit aufgeführt worden ist.

Gott spricht fortwährend, in jedem Augenblicke durch den menschlichen Geist, dieses Thun macht die Gegenwart aus. — Mehrmals lenkten wir die Aufmerksamkeit unsrer Zuhörer besonders auf die Bedeutung der Gegenwart für die Slawen. Vielemal zeigten wir Ihnen die Winke, die Zeichen, welche diese Völker den Völkern des Abendlandes machen: in ihnen bemerkt man nur das Begehren, den allgemeinen Willen nach Eintracht. Die Slawen drohen nicht mehr Europa mit einem Einbruche, sie fordern dasselbe zum Bündnisse auf. Verschiedene slawische Völker haben schon seit längst in diesem Sinne gehandelt. Namentlich ein Volk unter ihnen, das polnische Volk, hat fast immer seine Philosophen und Dichter in dieser Beziehung überholt. Darum ist auch das geschichtliche Leben und Thun dieses Volkes ein viel wichtigerer Ge-

genstand der Erkenntniß, als selbst seine literarischen Erzeugnisse. Ebenso verhält es sich mit den übrigen slawischen Völkern. War der General Suwarow größer, erhabener als sein ihn besingender Dichter Derzawin, so darf man mit Recht sagen, daß auch der letzte polnische Aufstand beiweitem mehr Kraft gehabt, viel ausgeprägtere Charaktere erzeugt hat, als selbst die polnische Poesie vorhersagte, daß es sogar jetzt Thatsachen gibt, die viel höher reichen als alle unsre Philosophien und Literaturen. Beiläufig gesprochen, ist sogar die Gegenwart einer bedeutenden Zahl unsrer Zuhörer hieselbst nicht zufällig, sondern sie hat eine innige Verkettung mit der Folgenreihe der politischen und literarischen Begebenheiten.

Aus der gesammten Geschichte der slawischen Völker, namentlich aber aus dem nachgewiesenen geschichtlichen Hergange des polnischen Volkes, ergab sich die Zulassung des Messianismus, d. h. der Reihe von Offenbarungen im Sinne des Christenthums, wie wir dieses schon früher bemerkten. Bevor wir uns an die Auseinandersetzung der oben genannten Schriftsteller machen, müssen wir noch einen Augenblick bei diesem Gegenstande verweilen.

Schon vergangenes Jahr sahen wir, wie der Unterschied zwischen den Menschen von der verschiedenen Stufe ihrer Geistesentwicklung abhängt. Ein mehr entfalteter Geist hat natürlich die Sendung, die in dieser Hinsicht weniger entwickelten oder auf niedrigern Stufen der Geistesentwicklung stehenden Menschen zu leiten. Es ist dies das Hauptdogma des Messianismus. Die Vorsehung gebraucht einen solchen Geist als sein Organ; Gott wendet keine andern Mittel an, um zu den Menschen zu reden, er wählt sich dazu einen Menschen. Er verkörpert sich nicht in Schulen, zusammengesetzt aus Individuen verschiedenen Charakters und von verschiedenem moralischen Werthe, drückt sich nicht in Büchern aus, deren Verfasser der Selbstsucht oder den irdischen Leidenschaften fröhnen können; er redet durch einen solchen Geist.

der seine Gesetze befolgt, sich gebührend vervollkommnet, indem er allen dazu erforderlichen Bedingungen Genüge gethan, die Proben bestanden, die Weisheit erlangt hat. Diesen uralten Lehrsatz kannten die Weisen des Alterthums, deren Stelle später die Philosophen einnahmen. Keineswegs ist dies etwas Neues, nur thut es Noth, daß es zu einem allgemein anerkannten Lehrsatze werde, und dieser ist es schon für die Philosophen und Dichter eines großen europäischen Volkes geworden, was wohl sehr bemerkenswerth.

Ein Geist daher, welcher arbeitet, sich erhebt, Gott ohne Unterlaß sucht, erhält schon hierdurch selbst ein höheres Licht, genannt das Wort, und wird der Verkünder einer neuen Wahrheit, un revelateur. Es stellt sich plötzlich vor die Augen des Menschen nicht ein System, sondern, wie wir dies schon gesagt, ein Wort, und darum auch hat man die allerschönste, die immer einzige Offenbarung, die christliche „das Wort" genannt. Dies göttliche Licht, dem es an einem Worte genügt, um sich auszudrücken, entfaltet sich in der Folge, weil es ein lebendiges Wort ist; es entwickelt sich in Systemen, Schulen und vorzüglich in Thaten; es bedarf keiner Beweise, keiner Raisonnements, es überzeugt durch sich selbst; es bespricht nicht weitläuftig seine Systeme, sagt sogar nicht von vorn herein, was es bewirken soll: es spricht und vollführt zu gleicher Zeit. Wir sehen jetzt, warum sich kein einziges Beispiel einer Discussion, kein einziger Syllogismus, keine einzige Verheißung in ökonomischer, politischer oder socialer Beziehung im Evangelium vorfindet, und doch hat dies Wort ungeheure Veränderungen in allen Zweigen des menschlichen Wissens erzeugt.

Nach dem Muster dieser allgemeinen Offenbarung, welche, wenn man sich so ausdrücken darf, das Kapital des Menschengeschlechts ist, gibt es theilweise Offenbarungen: man kann sogar sagen (und dies werden wir einst, das sociale Dogma der Slawen betrachtend, beweisen), daß jedes Volk

den Keim seines Daseins aus einer Offenbarung genommen hat, daß jede Volksthümlichkeit auf einer besondern Offenbarung beruht. Wie viele große Völker es auch gab, so entstand jedes durch einen Mann, durch einen Gedanken (Idee), und lebte nur deshalb, um diesen Gedanken zu vollführen.

Die Philosophie, oder dasjenige, was Philosophie genannt wird, die Arbeit der Intelligenz (Vernunft), die sich jeder moralischen Regel entzieht und sich keiner von der Vorsehung für die Erlangung der Weisheit vorgeschriebenen Bedingung unterwerfen will, die da glaubt, es sei genügend, ein guter Kopf zu sein, zu raisonniren und zu discutiren, um die Wahrheit zu zeigen, eine solche Philosophie ist nach der obigen Betrachtungsweise nur das Bild der Afterweisheit oder so eigentlich gesprochen nur die Nachäffung der Offenbarung. Die Weisen verkünden große Sachen, die Weisen oder die Tugendhaften (denn das griechische Wort σοφοί bedeutet sowohl das eine wie das andere), also die heiligen Männer entdecken große Wahrheiten; die Philosophen stellen sich, als thäten sie dasselbe. Und so wird uns auch der Sinn der Fabel von Prometheus und Epimetheus klar. Prometheus langte vom Himmel das Feuer, er belebte mit diesem Feuer den Menschen, gab ihm das Wissen, schuf eine neue Ordnung der Dinge; Epimetheus, welcher den Bruder nachmachen, also nachäffen wollte, schuf nur den Affen.

Es erscheint folglich von Zeit zu Zeit in der politischen Entwicklung eines Volkes ein Mann, welcher, von der volksthümlichen Ueberlieferung durchdrungen, dieselbe weiter fortsetzt, man bemerkt eine Reihe begeisterter Männer, die ihr Volk seiner Zukunft zuführen. Diese Begeisterung wird sogar, wie man dies aus einer tiefen Betrachtung der Geschichte schließen kann, immer stärker werden. Lassen wir die Auseinandersetzung der Geschichte alter Völker bei Seite und werfen wir nur einen Blick auf die Christenheit selbst.

Die christlichen Völker sind, nachdem sie den neuen

Glauben angenommen, dennoch in der heidnischen Gesetzgebung verblieben. Das System der Kasten findet sich nicht im Evangelium. Der Begriff des Erbthums hat desgleichen keine Stelle in den Büchern des christlichen Glaubens. Die Kriege und Verträge sind jetzt beiweitem mehr barbarisch, als die Eroberungen und Verträge der Römer; sie befragten hierin wenigstens ihre Geistlichen, die salienses genannt. Das Evangelium von den Einzelnen angenommen, ist noch nicht in das politische Leben der Völker übergegangen. Der römische Codex dient nach wie vor den Gerichten zur Grundregel; das aristokratische, das feudale Gesetz des germanischen Stammes ist überall, wenigstens in den Reichen des Westens zum öffentlichen Rechte geworden; und alle diese Gesetze, alle diese Gebräuche schließen die Begeisterung aus, trotz dem, daß die *Zukunft* der Völker dennoch auf einem begeisterten Worte gegründet ist. Es rührt dies daher, weil Zeit dazu gehört, auf daß die neue Ordnung der Dinge die Stelle der alten einnehme. Indessen gewahren wir doch, wie nach der Einführung des Christenthums in Gallien die Flamme der Begeisterung hier von Zeit zu Zeit auflodert, wie sie sich durch die Massen der Vorurtheile, der alltäglichen Gewohnheiten hindurcharbeitet und emporleuchtet. Vor allem erblicken wir in der Jungfrau von Orleans ein solches Beispiel, ein Muster, den Typus der neuen Ordnung. Diese Erscheinung wäre weder von den Griechen, noch von den Römern begriffen worden. Sie war schon ein Erzeugniß des Christenthums. Das einfache Landmädchen, das sich an die Spitze der Heere stellt, deshalb, weil sie den ausdrücklichen Befehl von Gott *erhalten*, das die amtlichen Gewalten zwingt, der Begeisterung zu gehorsamen, ist eine evangelische Person, sie ist die Ankündigung von Dem, wie es einst in der Welt zugehen wird. Wir wollen hier nicht mehr Beispiele aus weniger bekannten Ländern anführen; wir übergehen den berühmten Schweizer Davel, welcher auch voll Vertrauen auf die Begei-

sterung sich der Stadt Lausanne bemächtigte, aus derselben die Berner vertrieb und seinen Mitbürgern die Freiheit wiedergab, die sie jedoch zu genießen sich scheuend, wieder unter das fremde Joch zurückkehrten. Desgleichen werden wir keine Beispiele aus der Geschichte Polens anführen, welche im vorjährigen Cursus erwähnt worden sind.

Wir glauben also und haben Beweggründe zu glauben, daß die christlichen Völker sich immer mehr der Realisirung des Evangeliums nähern, und daß dann diese höhern Geister, befähigt die göttliche Eingebung zu empfangen, berufen sein werden, Thaten zu vollbringen, welche mit dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaften unvereinbar wären. Wir werden bei diesem Gedanken noch in anderer Beziehung verweilen, sobald wir nämlich das Gedicht betrachten, mit welchem wir den diesjährigen Vortrag der Literatur beginnen wollen.

Dieselbe Offenbarung, welche die Völker vorwärts führt, rückt auch die Literatur weiter. Gewöhnlich gibt man ihr verschiedene Namen, z. B. sagend, daß, um zu schreiben, um Werke zu schaffen, man die Gabe dazu, man Talent besitzen müsse, was nichts anderes ist als blos die Offenbarung. Es besteht daher im Bereiche der Literatur derselbe Kampf, wie in der Politik. So wie die verschiedenen Codexe, die Gesetzesbeschlüsse stets das Entfalten des Christenthums hemmen, so unterdrücken auch den literarischen Fortschritt die Schulen, die Theorien, die Rhetorik, das Zeitungswesen. Alles dies hindert den Menschen, die Eingebung (Inspiration) zu empfangen. Darum auch gehen die großen Künstler nie aus den Schulen hervor, sondern sie schöpfen die schaffende Kraft aus dem großen Leben des Volks; anders wäre es schwer zu begreifen, woher große Künstler in Ländern entstehen, wo es weder Schulen, noch Zeitungen, nicht einmal Büchersammlungen gibt.

Dem Gesagten zufolge können wir wiederholen, daß das Volk, welches am meisten durch die alte Ordnung der Dinge

gelitten, das Volk, welches am meisten von den auf die Vergangenheit sich stützenden Mächten gedrückt wird, das polnische Volk, vorbereitet ist zum Empfange großer und wichtiger Offenbarungen.

Wir werden zuvörderst von der Dichtung beginnen und eine Stelle aus dem Eingange des Gedichts betitelt „die höllische Komödie" anführen. Sie wird uns zu erkennen geben, wie die Polen die Poesie begreifen. Dieser ohne allgemeine Ueberschrift gelassene Eingang ist ziemlich dunkel; der Verfasser wendet sich hier an die Poesie im allgemeinen, an ihr Ideal, wie er es sich vorstellt.

„Sterne umgeben Dein Haupt — unter Deinen Füßen toben die Stürme der See. — auf den Meereswellen treibt ein Himmelsbogen vor Dir her und vertheilt die Nebel — was Du gewahrst ist Dein — Gestade, Städte und Menschen gehören Dir — der Himmel ist Dein — Deinem Ruhme scheint nichts zu gleichen."

„Du singest fremden Ohren unbegreifliche Wonnen — windest die Herzen zusammen und lösest sie gleich einem Kranze auf, ein Spielwerk Deiner Finger — Du erpressest Thränen — trocknest sie mit einem Lächeln und bannest aufs neue das Lächeln von den Lippen für einen Augenblick — für einige Augenblicke — zuweilen für ewig. — Selbst jedoch was fühlst Du? — selbst jedoch was schaffst Du? — was denkst Du? — Durch Dich fließt der Schönheitsstrom, Du aber bist die Schönheit nicht. — Wehe Dir, wehe — das Kind, das am Busen der Mutter weint — die Feldblume, die ihren Duft nicht kennt, hat mehr Verdienst vor dem Herrn denn Du."

Nach dieser Schilderung der Macht der wirklichen Poesie folgt das Elendsbild der Poesie als Kunst.

„Woher stiegst Du auf, eitler Schatten, der Du das Licht verkündest und nicht kennst das Licht, es nicht gesehen hast, nicht sehen wirst! Wer hat Dich geschaffen im Zorn

Als ein römischer Feldherr, nachdem er die Zuneigung der Soldaten gewonnen, sich zum Kaiser ausrufen ließ, da beriethen sich noch die Gelehrten und die Senatoren über die Formen der Republik; Tacitus nur erkannte, das Ende der alten Ordnung sei gekommen, und sagte: „Das Geheimniß der Macht ist entdeckt." Einem Krieger glückte es damals, dasselbe zu entziffern, ein genialer Mann erkannte, daß die Göttin des Glückes es ausgeliefert hatte. Was wir von den Erwartungen der slawischen Völker und von seinem geheimnißvollen Bande, das sie einst mit dem Westen einen wird, gesagt haben, das möge uns gegen die Beschuldigungen der Russen schützen. Unser ganzer Vortrag vom vergangenen Jahre war die Geschichte der blutigen Fehde zwischen den beiden unversöhnlichen Ideen, nämlich der russischen und der polnischen. Diese beiden Völker sind in gerade entgegengesetzter Richtung vorgeschritten, dennoch gibt es einen erhabenen Punkt, wo sie miteinander zusammentreffen können.

Ohne die Russen dafür verdammen zu wollen, daß sie einer materialistischen Regierung gehorsamen und unterwürfig sind, einer Regierung, die sie selbst schon häufig genug eine grausenhafte genannt haben, wiesen wir die geschichtlichen Ursachen, die gewissermaßen fatale Nothwendigkeit nach, welche sie zwang, Alles einer Idee zu opfern, der Idee der Alleinherrschaft. Die Berührungen Rußlands mit Asien, die Gefahr bringenden Reibungen von jener Seite her, die häufigen Einbrüche der Lithauer und Normannen, tausend andere Verhältnisse, die wir nicht wiederholen mögen, öffneten dieser Idee die Bahn. Aus Asien kam sie im Gefolge der Mongolen. Die Gefahren sind verschwunden, die Idee dauert fort. Seinerseits brachte Polen auch eine Reihe erhabener Männer hervor, welche die volksthümliche Idee leiteten, Männer, die von der Vorsehung zu besondern Zeiten erweckt worden; doch empfanden die Polen erst in den letzten Zeiten ebenfalls das Bedürfniß, alle ihre Kräfte in einem einzigen Manne zusam-

menzuziehen. „Es fehlt uns der Mann," war der klagende Feldruf der Polen seit Kościuszko bis Chlopicki. So opfert auf diese Art Rußland für den Zweck seiner Macht Alles der Alleinherrschaft, der Herrschaft eines Einzigen, vergegenwärtigt durch eine Dynastie; und so verlangt auch Polen einen Mann zu haben, der seine volksthümlichen Begriffe darstelle; wenngleich die Formen, in denen die russische Idee auftritt, die Bedingungen ihres Daseins schnurstraks den Formen der polnischen Idee zuwider sind. Die Form vergeht, die Idee währt fort; welcher Natur aber diese Idee sei, haben wir schon von fern angedeutet. Aehneln darf sie nicht im mindesten den bisher in Rußland und Polen üblichen. Sie hat den Hoffnungen dieser Völker zu entsprechen, ohne die beiderseitigen Rechte auf freies, selbstständiges Dasein zu verletzen.

Zweite Vorlesung.

Den 13. December 1842.

Ein slawischer Philosoph, dessen Werke wir noch zu betrachten haben, Pole von Geburt, Herr Trentowski, stützt sein System darauf, daß die Gegenwart für den Menschen Alles ausmache. Diesen Gedanken, welcher den Schein eines Paradoxon hat, drückte schon früher der Dichter Garczyński in den Worten aus:

> Terazniéjszy świat tylko jest boski, jest wielki;
> Przeszły, przyszły, są niczém . . . . .

d. h.:

> Nur die gegenwärtige Welt ist göttlich, ist herrlich;
> Die vergangene, die zukünftige sind nichts . . . . .

Es muß dies wohl befremdend erscheinen, daß ein Dichter und ein Philosoph, von einem Volke stammend, das gegenwärtig keine glänzende Rolle spielt, in der Vergangenheit nur eine solche aufzuweisen hat, einzig und allein die bessere Zukunft in Anspruch nehmen kann, daß sie gerade in der Lobpreisung der Gegenwart zusammenkommen; diese Gegenwart bedeutet aber nach ihnen die That, das Leben, die Kraft, sie ist die Frucht der vorangegangenen Jahrhunderte, der Keim für die zukünftigen. Auf diese Art gelten alle jene schriftlichen Denkmäler, alle die Sammlungen, welche nur das Andenken

von dem bewahren, was gewesen ist, alle die Ueberbleibsel der Vergangenheit, auf welche einige Völker so stolz sind, nichts, gar nichts in diesem slawischen Systeme; und zwar darum, weil diese ganze Vergangenheit sich vollständig im menschlichen Geiste vorfinden soll, welcher immer die Gegenwart ist. Ebenso die Zukunft, diese Zukunft, als philosophische zu verwirklichende Hoffnung, kommt nicht in Berechnung für das gegenwärtige wirkliche Leben, für das große Leben der ganzen Menschheit; nur erst der menschliche Geist, indem er die gesammte Vergangenheit in sich resumirt, sie verwirklicht, beginnt in jedem Augenblicke die Zukunft.

Es war zuvörderst unsre Pflicht, Ihnen diese Wahrheit verständlich zu machen, weil wir berufen sind, hieselbst eine Philosophie, welche keine Schule hat, eine Literatur, die nur wenig geschriebene Werke zählt, darzustellen und zu entfalten. Unser Beruf befiehlt uns sogar, den geringen moralischen Werth von allem Dem zu zeigen, was bisher Erinnerung, Denkmal und alles Dasjenige war, was für die Vergötterung des menschlichen Stolzes, für den Genuß seiner Eitelkeit aufgeführt worden ist.

Gott spricht fortwährend, in jedem Augenblicke durch den menschlichen Geist, dieses Thun macht die Gegenwart aus. — Mehrmals lenkten wir die Aufmerksamkeit unsrer Zuhörer besonders auf die Bedeutung der Gegenwart für die Slawen. Vielemal zeigten wir Ihnen die Winke, die Zeichen, welche diese Völker den Völkern des Abendlandes machen: in ihnen bemerkt man nur das Begehren, den allgemeinen Willen nach Eintracht. Die Slawen drohen nicht mehr Europa mit einem Einbruche, sie fordern dasselbe zum Bündnisse auf. Verschiedene slawische Völker haben schon seit längst in diesem Sinne gehandelt. Namentlich ein Volk unter ihnen, das polnische Volk, hat fast immer seine Philosophen und Dichter in dieser Beziehung überholt. Darum ist auch das geschichtliche Leben und Thun dieses Volkes ein viel wichtigerer Ge-

dessen, was der Geist schon früher ein Mal erfahren, oder was er einst noch erfahren soll, als bestimmt dazu, alle diese Gefühle zu umfassen und so das Ideal der Schönheit in sich zu verwirklichen.

So ist das System Platon's, das gewöhnlich in den Schulen durch die technische Sprache verfinstert und undeutlich gemacht wird. Zaleski geht von demselben Gedanken aus, und darum erscheint sein Gedicht, obgleich es nichts Klareres, nichts Durchsichtigeres gibt als seine Ausdrücke, dennoch dunkel, weil man den ganzen Inhalt desselben nicht eher fassen kann, als bis man diese umfangsreiche Idee Platon's sich vergegenwärtigt und deutlich erkannt hat. Er beginnt mit der einfachen und naiven Beschreibung der Kindheit des Dichters, stützt seine Komposition auf die philosophische Idee und drückt sich überall klar und einfach, wie ein Dichter des Volkes aus; was übrigens beweist, daß die erhabensten, philosophischen Conceptionen mit der gewöhnlichen Volkssprache wiedergegeben werden können.

Hier ist der Anfang seines Gedichts:

„Mich auch hat die Mutter Ukraine,
Mich auch hat sie, ihren Sohn,
Eingewindelt ins Lied am Busen,
Die Zauberin, im Zwielicht; denn sie fühlte
Mein ätherisches Adlerleben
In der Zukunft fernen Geschlechtern,
Und rief entzückt der Steppennymphe zu:

Nymphe, pflege Du mein Kindlein,
Tränke mit dem Saft der Steppenblume,
Mit dem Marke des Kosakenliedes,
Seinen schwachen Leib zum hohen Fluge!
Die Jahrhunderte meines schönen Ruhmes
Reich ihm hin zu Traumesbildern
Rein in Gold und Himmelbläue mögen
Auferblühn ringsum wie Regenbogen
Alle Sagen meines Volkes.

Die Ukraine, in den Volksliedern einmal die Mutter, das anderemal die Geliebte und dann wieder zuweilen die Schwägerin oder Schwiegermutter genannt, nimmt hier den Dichter auf. Nach diesem scheinbaren Eingange beschreibt er in Kürze sein Leben, sich zuvor erinnernd eines Daseins

> Irgendwo vor Jahren ein wundervolles,
> Reines, ätherisches und beflügeltes Leben
> In seinem göttlichen Ursprunge.

Dann, wie er das „Werde des Herrn" vernommen, was für ihn der befehlende Richtspruch war, auf die Erde hinunterzusteigen:

> Czas wypelnia sie twéj próby,
> Zleć iskierko do otchłani:
>
> Deine Prüfungszeit erfüllt sich
> Fliege, Funke, in den Abgrund."

Endlich der Flug zur Erde, das Traumbild seiner Zukunft, seiner Schicksale von Kindheit an, bis zu den Tagen der Pilgerschaft. Erst mit dem achten Verse oder vielmehr Gesange hebt das Gedicht selbst an, das ein Bild der Zeiten ist, welche der Geist des Dichters noch mit Augen, die nichts Irdisches an sich haben, betrachtet. Hier erzählt er die paradiesische Erdenepoche, dann die uralte Geschichte und endlich die Geschichte des Christenthums; er umfaßt die ganze Geschichte der Menschheit und bringt sie immer in Zusammenhang mit derjenigen der Ukraine, wo der Dichter geboren ist, wohin er stets mit seiner Erinnerung zurückkehrt; denn das in ein Wunder gehüllte Räthsel seines Daseins liegt auf dieser Steppenbahn, durch welche die Horden Asiens nach Europa vordrangen

> „Steppen — der Weltstürmer Bahn,
> Hier erging sich der Zorn des Herrn."

Unter anderm finden wir dort eine sehr schöne Beschreibung, wie die dem Westen zueilenden Barbaren durch die Ukraine ziehen:

„Ein Lärmen erhebt sich von der Seite des Kaukasus,
Es nimmt zu, es wächst an zur großen Stimme der Völker;
„Rom! Rom!" heißt das Losungswort.
Plötzlich erdröhnen die Steppen von Hufschlägen
Der unzähligen flügelbepanzerten Reiter,
All wild Geflügel nimmt den Flug nach Westen,
Denn schon wittern Raben die Leichname.
„Zur Donau!" rufen sie, die Steppen der Donau
Werden uns vier Tage lang Pferdeweide bieten.
In Erz geschmiedet reitet der Führer voran,
Er führt sie, vorn den Weg suchend,
Die sehnige, knochige Gestalt, groß und mächtig
Wie ein Reiterkoloß, bedeckt er mit Bärenhäuten.
Das Gesicht wildbräuend, der Blick fest, durchbohrend
Schließt sich nie, die Augenlieder sind an der Stirn verknöchert,
Sein Name ist „die Geißel Gottes!"
Ihm nach folgt das Gesumme der Völker,
Wie in steilem Felsgebirg der Fluß.
Rom! Rom! Wo ist denn dies Rom?

„Der eherne Reiter, der Führer an der Spitze,
Unzugänglich, taub und lautlos
Reitet durch weglose Bahnen, plötzlich
Stillhaltend. Das Heer legt sich
Am Orte ohne Namen, in der Steppe zur Ruhe,
Jeder Ort ist gut zur Rast.

„Kinder! hier macht das Lager zurecht,
Den weitern Weg weiset uns der Komet.
Rom? Rom ist nicht ferne,
Dort nur hinter dem siebenten Berge,
Dort nur hinter dem neunten Flusse.
Da jedoch die Sonne lieblich leuchtet,
So spielt ein wenig im Sande, Kinder!"

Auf diese zu den Seinigen geherrschten Worte,
Wirft sich wie Ameisen der Haufen zum Werke,
Vertheilt sich rechts, links, von nahe, von ferne;
So, daß in einer Nacht der 100meilige Graben
Mit Wällen fertig wird.
Eine kleine Spur ihres Durchganges,
Ein Denkzettel, was die Welt in ihrer Kindheit war.

Nachdem der Dichter oder der Geist des Dichters die Geschichte des Alterthums durchlaufen, fällt er durch Wolken von Thränen herab und findet sich von Thränen gesättigt, durchdrungen von Thränen, im heutigen Polen. Endlich schließt die Dichtung mit dem erhabenen Bilde des auf dem Gipfel der Karpathen von den Geistern aller großen Könige, aller großen slawischen Feldherrn umringten, büßenden Polens. Dies prophetische Ende des Gedichts gehört schon einer andern Gattung von Poesie an.

Also Zaleski zufolge, macht nicht den Dichter aus, die Thaten eines Herrschers zu lobpreisen, nicht die Begier nach Erwerbung des Ruhms, auch nicht die Liebe zur Kunst, sondern man muß dazu geboren, man muß zum Sänger, zum Seher seines Volkes, seines Landes berufen sein; ihnen aber singen heißt nichts anderes als den Gedanken Gottes, der auf dem Volke ruhet, offenbaren. Im Uebrigen sehen wir hier schon, daß der polnische Dichter die politische Geschichte seines Landes verläßt, daß er sich einen neutralen Boden erwählt, von der Verwandtschaft mit Bojan, jenem mythischen, dem ganzen Slawenthum angehörenden Sänger spricht; daß er zum Dichter des slawischen Stammes wird.

Unter den Russen wollte sich Puschkin auch von seiner literarischen und dichterischen Laufbahn Rechenschaft ablegen, er wollte sich von vorn herein die Bahn stecken, die er zu durchlaufen hätte. An drei Stellen spricht er nämlich von dem Berufe des Dichters. In einem seiner Sonette, dann in einem Gedichte, betitelt „Der Prophet," und in einem

Zwiegespräch, das wir alsobald anführen werden. Das übrigens recht hübsche Sonnet spricht die vom Westen angenommenen Ideen aus, es stellt den Dichter vor als die Meinungen seiner Richter und Kritiker verachtend, blos bedacht auf die Vollkommenheit des Werkes. Puschkin vergöttert hier die Kunst. Später jedoch, in der schönsten Zeit seines Lebens, als er die ganze ihm inwohnende Kraft fühlte, schrieb er das Gedicht, betitelt „Der Prophet," in welchem er sich bis zu der Höhe des Verfassers der höllischen Komödie erhebt. Alle Ausdrucksweisen dieser wunderschönen Poesie sind aus den heiligen Büchern geschöpft. Hier erst gesteht er, daß um zu singen, um Dichter zu sein (denn mit diesem Worte „singen" bezeichnet man die Arbeit des Dichters) man gänzlich anders werden müsse. Er sagt nun, die Redeweise der hebräischen Dichter anwendend, daß, als er lechzend in dem dunklen Irrthale herumzog, ihm der sechsflügliche Seraph in den Weg trat, ihm Augen und Ohren öffnete mit dem Berühren seiner Finger, daß er ihm den Stachel der Eitelkeit und Heuchelei, die sündhafte Zunge herausriß, die Brust mit dem Schwerte spaltete, das hüpfende Herz herausnahm und an dessen Statt eine brennende Kohle hineinlegte; von jener Zeit an aber hörte er den Flug der Engel im Himmel und den Gang der Meeresungeheuer in den Tiefen, er hat den Befehl Gottes erhalten, seines Willens voll die Länder und Meere zu durchziehen und mit dem Worte die Herzen der Menschen zu entzünden. Es war dies der Anfang einer neuen Zeit in Puschkin's Leben, doch gebrach ihm die Kraft, bis zu dem vorgefühlten Ziele zu gelangen; er war nicht im Stande sein inneres Leben und seine literarischen Arbeiten dieser großen Wahrheit gemäß einzurichten. Sie verblieb inmitten seiner literarischen Leistungen ohne Zusammenhang, ungewiß wie und woher dort hineingerathen. Diesen Vers hatte er nach Entdeckung der Verschwörung im Jahre 1825 geschrieben. Die Stimmung, in der er sich damals befand, ging bald vorüber,

und damit beginnt sein moralisches Sinken. Immer war er noch unvergleichlicher Künstler in seiner Art, schon vermochte er aber nicht mehr etwas Aehnliches hervorzubringen, sogar scheint er im Auffassen der Poesie rückwärts gegangen zu sein. Gereizt von den Kritikern, betrübt darüber, daß man ihn nicht zu schätzen verstehe, schrieb er dem Publikum gleichsam im Zwiegespräch des Dichters mit dem Pöbel eine scharfe Rüge, die sogleich folgt. Puschkin betrachtet in derselben schon wieder die Poesie nur als Kunst, er fügt jedoch hinzu, sie sei zugleich ein Gebet.

„Der begeisterte Dichter sang, mit müßiger doch geübter Hand sich auf der Harfe begleitend, und es stand der aufgeblasene uneingeweihte Haufe rings um ihn her im Zuhorchen, ohne irgend etwas zu begreifen."

„Da begann das einfältige Gesindel unter sich zu reden: Warum singt er so laut und zerreißt uns die Ohren umsonst? Zu welchem Ziele führt er uns, wovon spricht er, was lehrt er uns? Sobald es dem Zauberer einfällt, rührt er und quält unsre Herzen. Sein Lied ist frei wie der Wind und leer wie der Wind: welcher Nutzen daraus?"

Der Dichter.

„Schweig, dummer Haufen, Alltagsarbeiter, Sklave der Bedürfnisse und Sorgen. Dein freches Gerede kann ich nicht ertragen. Du bist ein Wurm der Erde, nicht des Himmels Sohn. Dir gilt immer nur der Nutzen; die belvederische Bildsäule würdest Du dem Gewichte nach abschätzen. Daß der Marmor die Gottheit vorstellt, rührt Dich nicht; theurer ist Dir der Topf: in ihm kannst Du ja Essen kochen."

Der Pöbel.

„Nicht also! Bist Du der Liebling des Himmels, bist Du von Gott gesandt, so ist Deine Pflicht, diese Gabe zu unserm Wohle anzuwenden, die Herzen der Brüder zu

störung sich der Stadt Lausanne bemächtigte, aus derselben die Berner vertrieb und seinen Mitbürgern die Freiheit wiedergab, die sie jedoch zu genießen sich scheuend, wieder unter das fremde Joch zurückkehrten. Desgleichen werden wir keine Beispiele aus der Geschichte Polens anführen, welche im vorjährigen Cursus erwähnt worden sind.

Wir glauben also und haben Beweggründe zu glauben, daß die christlichen Völker sich immer mehr der Realisirung des Evangeliums nähern, und daß dann diese höhern Geister, befähigt die göttliche Eingebung zu empfangen, berufen sein werden, Thaten zu vollbringen, welche mit dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaften unvereinbar wären. Wir werden bei diesem Gedanken noch in anderer Beziehung verweilen, sobald wir nämlich das Gedicht betrachten, mit welchem wir den diesjährigen Vortrag der Literatur beginnen wollen.

Dieselbe Offenbarung, welche die Völker vorwärts führt, rückt auch die Literatur weiter. Gewöhnlich gibt man ihr verschiedene Namen, z. B. sagend, daß, um zu schreiben, um Werke zu schaffen, man die Gabe dazu, man Talent besitzen müsse, was nichts anderes ist als blos die Offenbarung. Es besteht daher im Bereiche der Literatur derselbe Kampf, wie in der Politik. So wie die verschiedenen Codexe, die Gesetzesbeschlüsse stets das Entfalten des Christenthums hemmen, so unterdrücken auch den literarischen Fortschritt die Schulen, die Theorien, die Rhetorik, das Zeitungswesen. Alles dies hindert den Menschen, die Eingebung (Inspiration) zu empfangen. Darum auch gehen die großen Künstler nie aus den Schulen hervor, sondern sie schöpfen die schaffende Kraft aus dem großen Leben des Volks; anders wäre es schwer zu begreifen, woher große Künstler in Ländern entstehen, wo es weder Schulen, noch Zeitungen, nicht einmal Büchersammlungen gibt.

Dem Gesagten zufolge können wir wiederholen, daß das Volk, welches am meisten durch die alte Ordnung der Dinge

gelitten, das Volk, welches am meisten von den auf die Vergangenheit sich stützenden Mächten gedrückt wird, das polnische Volk, vorbereitet ist zum Empfange großer und wichtiger Offenbarungen.

Wir werden zuvörderst von der Dichtung beginnen und eine Stelle aus dem Eingange des Gedichts betitelt „die höllische Komödie" anführen. Sie wird uns zu erkennen geben, wie die Polen die Poesie begreifen. Dieser ohne allgemeine Ueberschrift gelassene Eingang ist ziemlich dunkel; der Verfasser wendet sich hier an die Poesie im allgemeinen, an ihr Ideal, wie er es sich vorstellt.

„Sterne umgeben Dein Haupt — unter Deinen Füßen toben die Stürme der See — auf den Meereswellen treibt ein Himmelsbogen vor Dir her und vertheilt die Nebel — was Du gewahrst ist Dein — Gestade, Städte und Menschen gehören Dir — der Himmel ist Dein — Deinem Ruhme scheint nichts zu gleichen."

„Du singest fremden Ohren unbegreifliche Wonnen — windest die Herzen zusammen und lösest sie gleich einem Kranze auf, ein Spielwerk Deiner Finger — Du erpressest Thränen — trocknest sie mit einem Lächeln und bannest aufs neue das Lächeln von den Lippen für einen Augenblick — für einige Augenblicke — zuweilen für ewig. — Selbst jedoch was fühlst Du? — selbst jedoch was schaffst Du? — was denkst Du? — Durch Dich fließt der Schönheitsstrom, Du aber bist die Schönheit nicht. — Wehe Dir, wehe — das Kind, das am Busen der Mutter weint — die Feldblume, die ihren Duft nicht kennt, hat mehr Verdienst vor dem Herrn denn Du."

Nach dieser Schilderung der Macht der wirklichen Poesie folgt das Elendsbild der Poesie als Kunst.

„Woher stiegst Du auf, eitler Schatten, der Du das Licht verkündest und nicht kennst das Licht, es nicht gesehen hast, nicht sehen wirst! Wer hat Dich geschaffen im Zorn

oder in der Ironie? — wer gab Dir das elende, so verführerische Leben, daß Du einen Augenblick den Engel vorstellen kannst, ehe Du in Koth versinkst, ehe Du Dich wie der Molch im Schlamme zu wälzen und in ihm zu ersticken gehest? — Du und das Weib hat einerlei Ursprung.

„Aber auch Du leidest, wenngleich Dein Schmerz nichts schafft, zu nichts taugt. Des allerletzten Armen Stöhnen ist gezählt unter die Töne der himmlischen Harfen. — Deine Verzweiflung und Seufzer sinken zu Boden, und Satan sammelt sie auf, fügt sie mit Frohlocken zu seinen Lügen und Trugbildern; — der Herr aber wird sie verleugnen, wie sie einst den Herrn verleugnet haben."

„Nicht deshalb klage ich gegen Dich, o Poesie! Mutter der Schönheit und des Heiles. — Derjenige nur ist unglücklich, wer mitten unter begonnenen Welten, Welten, die untergehen sollen, Deiner gedenken oder Dich ahnen muß — denn nur Diejenigen verdirbst Du, die sich Dir geweiht haben, die lebende Stimmen Deines Preises geworden sind."

„Gebenedeiet ist Derjenige, in dem Du Deine Wohnung aufgeschlagen, wie Gott in der Welt sie aufgeschlagen, unsichtbar, ungehört, in jedem seiner Theile herrlich, groß; der Herr, vor dem sich die Geschöpfe neigen, und sagen: „Hier ist er." — Ein solcher wird Dich tragen, wie einen Stern an seiner Stirn, sich aber von Deiner Liebe nicht durch den Abgrund des Wortes trennen. — Er wird die Menschen lieben und hervortreten als Mann unter seinen Brüdern — wer Dich aber nicht bewahrt, zu frühzeitig verräth und ausliefert zum eitlen Kitzel den Menschen, dem streuest Du einige Blumen aufs Haupt und wendest Dich ab, er aber spielt mit den verwelkten und windet den todten Kranz sein ganzes Leben hindurch. — Dieser und das Weib hat einerlei Ursprnug."

Noch später werden wir unsre Aufmerksamkeit einigen Ausdrucksweisen dieses schönen Bruchstücks zuwenden, das uns das hohe Gefühl der Poesie des polnischen Schriftstellers dar-

stellt. Für ihn ist sie keine Kunst, kein Spiel: ausgemalt hat er hier das Bild der Macht der Poesie, der Macht des Geistes, welcher, nachdem er sich ganz in die Sphäre seiner Einbildung (imagination) geworfen, auf diesem Himmelsbogen über Meere und Wolken herumschweift, Alles zu besitzen vermeint, sich aber zu Grunde richtet dadurch, daß er diese Gabe des Himmels zu eitlem Spiel verwendet. Vor einigen Jahren hat, wie bekannt, in Frankreich sich sogar eine Schule gebildet, welche die Theorie dieser Wanderungen in der Zeit und dem Raume zur Einsammlung der Poesie ausbreitete, der Reihe nach die chinesische, arabische u. s. w. durchlaufend. Der in Rede stehende Verfasser hält aber die Poesie für eine Eingebung von hoher Wichtigkeit; er befiehlt, sie wie einen Stern an der Stirn zu tragen und sich nicht durch den Abgrund des Wortes von ihr zu trennen. Sie aussprechen, niederschreiben, heißt ihm zufolge sie vergeudet, sie verrathen haben. Das niedergeschriebene Wort beweist die Unmacht zur That. Die Griechen sogar begriffen die wahre Poesie nicht anders als That: die Poesie im Griechischen heißt das Thun, das Handeln. Was verlangt folglich unser Verfasser? Er will, daß die kräftigsten, erhabensten, der Gottheit am nächsten stehenden Geister nicht ihre Kräfte in eitlen Worten zersplittern, sondern sie ganz für das Handeln, für die Thaten aufbewahren. Wehe ihnen, sollten sie blos sprechen und schreiben; alsdann wären sie verdammt, ihr ganzes Leben mit etlichen verwelkten Blumen zu spielen. Dies ist der Gedanke des Eingangs der höllischen Komödie.

---

seine Gedanken können in ihm nicht schlummern", schrieb er als Motto des Gedichts, in welchem er ihn malen wollte.

Hieraus gewahren wir schon von fern, wie sich entlegene Länder und Literaturen allmälig einander nähern, und welch ungeheure Bewegung nur Ein Genius auf Erden bewirken kann. Napoleon trieb Byron an; Byron's Einfluß, selbst das Echo seines Ruhmes, weckte Puschkin, und zur selben Zeit scheinen die polnischen Dichter, die Sänger der Provinzialschulen, wie wir sie nannten, einer nach dem andern dieselbe Bahn zu betreten, sich immer mehr dem wirklichen Leben zu nähern; sie scheinen desgleichen, sagen wir, ihren Ursprung Byron zu verdanken; denn an allen seinen literarischen Nachkommen sieht man, unbeschadet der einem jeden von ihnen zukommenden Selbstständigkeit und Urthümlichkeit, dennoch das Verwandtschaftsmal.

Nicht behaupten wollen wir jedoch, es solle die Poesie und die Literatur für immer nur in der That, in der Handlung bestehen, es sei das Wort, dem ungenannten Verfasser der höllischen Komödie gemäß, immer Verrath, Vergeudung des Geistes, und das ganze schaffende Feuer des Geistes dürfe nur in die That übergehen. Diese Regel ist nicht als allgemeine Regel zu betrachten. Die Kunst wird immer bestehen, die Kunst ist eins der Bande, die den Menschen mit der unsichtbaren Welt vereinen. Es gibt sogar Zeitperioden, in welchen die edelsten Geister, die wackersten Männer sich der Kunst mehr als etwas Anderm hingeben. Gewöhnlich geschieht dies nach Lösung der die Menschen angehenden Haupt- oder Lebensfragen; solche Fragen oder Lebensräthsel werden aber nur im kühnen Kampfe entschieden. Tritt die Welt in die Bahnen der friedlichen Fortentwickelung, so blühet die Kunst auf und verschönert das menschliche Leben; Augenblicke giebt es aber auch, wo die Anstrengungen anderswohin sich richten müssen, wo es Beruf eines Jeden ist, seine ganze Thätigkeit zur Lösung etlicher großen Fragen, die über

das Schicksal der gesammten Menschheit entscheiden, anzuwenden. Wäre es anders, so gäbe es auch nicht einmal solche Epochen, in welchen die Welt gerade und gleichmäßig weitergehen kann. Es gibt Kunstperioden, in welchen die schaffende Kraft sich gänzlich in Gemälden, in der Sprache u. s. w. offenbart; es gibt auch Zeitperioden, wo diese Kraft die Menschen erfaßt, die Massen erschüttert und bewegt. Eine solche Epoche rückt zusehends für die Slawen heran. Keinem ihrer Dichter ist es gegeben, die ganze Gestalt der Zukunft zu enthüllen; sie begreifen aber dieselbe immer vollkommener und mehr, sie drücken die Forderungen ihrer Völker immer besser aus, mit allen Kräften fördern sie die Zukunft zu Tage. So verfährt, zu diesem Ziele strebt die czechische, die polnische und die russische Poesie.

Die Kritik, welche in Friedenszeiten gewöhnlich den Künsten vorleuchtet, wird in einer Epoche wie die gegenwärtige fast immer von der Poesie überholt, sie folgt ihr auf der Spur. Gerade so geschieht es auch heute in Polen und in Rußland. Die Kritik muß dort nach jedem neu veröffentlichten Werke vorwärts gehen, sie muß einen höhern Standpunkt einnehmen, erhabenere Aufgaben beleuchten. Ihrerseits wird wiederum die Poesie, die Literatur im allgemeinen von dem Instinkt der Massen, von der Lebenskraft der Völker, ihren volksthümlichen Forderungen noch mehr überholt und vorwärts getrieben. Nach jeder politischen Begebenheit müssen die Volksdichter und Literaten sich höher erheben, um den größern, umfassendern Gesichtskreis zu begreifen, bis endlich Männer erscheinen, welche die Gesammtmassen überholen, sie in ihre Gewalt nehmen; vor ihnen hält die Kritik, Poesie, Literatur ebenso, wie das ganze Publikum, in Bewunderung still und unterwirft sich ihrer Macht.

Napoleon war einer von diesen Männern. Schon öfters sprachen wir es aus, daß er eine hohe Stelle in der slawischen Geschichte einnimmt. Oefters sogar beschuldigte man die pol=

nische Literatur des Götzendienstes für ihn. Byron war von ihm überwältigt. In einem Briefe Byron's, geschrieben während des Krieges Frankreichs mit England vor der Schlacht von Waterloo, leuchtet der verborgene Wunsch durch, Napoleon möchte die Engländer besiegen. Ein solcher Wunsch im Busen eines stolzen Briten ist füglich unter die Geheimnisse zu zählen, die, arcana imperiorum genannt, einst vielleicht werden begriffen werden. Der stolzeste Engländer unterlag, von Bewunderung erfaßt. Hätte Napoleon stets seinem Sterne, der ihn in Italien und Aegypten führte, gefolgt, so kann man glauben, er hätte ebenso die Heer- und Flottenführer der Engländer besiegt, sie wären gezwungen, ihn zu bewundern; dieses unwillkürliche Gefühl hätte die kalte Berechnung aus der Bahn geworfen, es hätte den britischen Stolz entwaffnet.

Vierte Vorlesung.

Den 27. December 1842.

Je nachdem sich die Literaten Zweck und Ziel ihrer Arbeit setzen, kann man fast immer das Maß ihrer Kräfte, das Maß der Lebensfrische ihrer verschiedenen Volksthümlichkeiten erkennen. Bekannt sind uns schon in dieser Hinsicht die Vorstellungen und Begriffe der polnischen und russischen Dichter, es bleiben uns die czechischen zu erwägen übrig.

Die in der Vergangenheit versunkenen, der Gegenwart wenig Aufmerksamkeit schenkenden und sich nur nach der Zukunft sehnenden Czechen haben einige ausgezeichnete Dichter. Der am meisten bekannte, der berühmteste unter ihnen ist Kollar, ein Slowak von Geburt, wohnhaft in Ungarn.

Schon sahen wir, wie das literarische Leben in Czechien durch die Bemühungen der Magnaten und Gelehrten aufgeschürt worden ist, wie diese heilige Flamme fortwährend durch die Erzeugnisse namentlich der Gelehrsamkeit und Philosophie genährt wird; wir sahen also, daß dort die civilisirten Stände ihr Volk geweckt haben; die Bewegung ging vom Adel aus, die Gelehrten, die Professoren führen sie weiter. Kollar gehört durch die Dankbarkeit für den czechischen Adel der Vergangenheit, durch seine Beschäftigungen als Literat und Professor aber der Gegenwart an.

Es ist äußerst schwierig, der Welt des Augenblicks sogar unmöglich, zu begreifen und zu fühlen, was sich wahrhaft Erhabenes, Dichterisches in Kollar's Poesien vorfindet. Die Engländer haben viele seiner Sonnete übertragen; man hat sich große Mühe gegeben, seine Werke in literarischer Hinsicht auseinander zu setzen; man hat sie scharf getadelt und auch sehr gelobt, ohne jedoch den Geist Kollar's fassen zu können. Es ist dies ein neuer Typus in der Literatur der Gegenwart. Wir haben gesagt, daß die Czechen uns das Muster von Gelehrten darstellen, wie sie einst sein werden, das Muster der bescheidenen, armen, fleißigen Gelehrten, die uns an den Eifer der Kirchenväter erinnern, die mit der nämlichen Liebe sich dem Volksthum hingeben, wie jene heiligen Männer dem Glauben, die nicht daran denken, die Früchte ihrer Arbeit zu verkaufen. Wollten sie nur deutsch oder französisch schreiben, so könnten sie großen Ruhm bei den Fremden einernten; lieber ziehen sie jedoch das stille Verdienst, die Arbeit für ihre Landsleute vor. So sind die czechischen Gelehrten. Kollar macht zwischen dem Charakter des Gelehrten und des Dichters den in der Mitte stehenden Typus aus. Er hat kein Vaterland, die Czechen haben sich ihn angeeignet; doch ist er ein geborner Slowene, d. h. Slawe, wohnt aber in Ungarn, wo er, von den anders sprechenden Madziaren verfolgt, mit dem Lande wenig Zusammenhang hat. Die Polen lesen ihn nicht, die Russen kennen ihn nicht einmal. Nachdem er alle westlichen und südlichen Länder des Slawenthums bereist, hat er die Erinnerungen seiner Reisen in dem Werke, betitelt „Slawy Dcera", d. h. der Slawa Tochter, die Tochter des Slawenthums oder die Tochter des Ruhms (denn das Wort Slawy bedeutet der Göttin Slawa und auch des Ruhms, Dcera die Tochter in der slawischen Sprache), gesammelt und herausgegeben. Dies Werk hat eine ungewöhnliche Gestalt; es ist aus einer Menge Sonnete, über sechshundert, zusammengesetzt. Indem er alle Helden des Slawenthums besingt und Alles erzählt, was sich

Poetisches in den Rückerinnerungen an verschiedenen Orten Czechiens und Polens vorfindet, bildete Kollar aus seinen Sonneten ein Ganzes, das selbst in wissenschaftlicher Beziehung Werth hat. Diese Sonneten athmen ein gewisses Petrarkisches Aroma, sie erinnern häufig an den Dichter Italiens; Kollar's Geliebte aber, indem sie sich immer mehr idealisirt, verwandelt sich endlich ganz in eine erdichtete Gestalt, in die Vorstellung des geliebten Vaterlandes. Seine Geliebte, die Laura, welche er besingt, die er beweint, zu der er sich sehnt, ist das Slawenthum. Sehr irren würde man, hierin blos ein poetisches Spiel zu erblicken: Kollar ergiebt sich in allem Ernste diesem Gedanken; er macht Reisen, um die Denkmäler zu besichtigen, schließt Bekanntschaften mit den gelehrten Slowaken und Serben, weckt in ihnen die Gefühle für das gemeinsame Vaterland; er erwärmt, hebt den Muth in seinen von Türken, Deutschen und Madziaren geknechteten Brüdern. Sein Werk ist durchgängig ein patriotisches! In einem der Sonnete sagt er, daß er drei Trauertage im Jahre mit Beten und Fasten in der Stille heilige; der erste Tag ist geweiht der Schlacht auf dem Kossowo-Felde, wo die Serben unterlagen, der zweite der Czechen-Niederlage am weißen Berge, der dritte dem Tage der Schlacht bei Maciejowice, wo Kosciuszko, vom Pferde stürzend, ausrief: „Finis Poloniae“.

Diese Worte sind kein leeres poetisches Bild, Kollar hat wirklich Thränen in den Augen, so oft er über das Unglück der Czechen, Polen, Serben spricht; alle diese Völker trägt er in seinem Herzen, er liebt sie alle gleich mit der Partheilosigkeit eines czechischen Gelehrten; überall und immer, wo er sich auch hinwendet, umfaßt er das ganze slawische Geschlecht. Dies Volk scheint ihm ein friedfertiger Strom, der langsam, aber kräftig seinem Ziele zufließt; begegnen ihm Berge im Laufe, so wendet er sich auf die Ebenen, um sie herum, giebt ihnen eine paradiesische Fruchtbarkeit und eilt mit stillem Gruße davon, dahingegen andere Völker, einem

gewaltsamen Strome gleichend, nach vielem Geräusch und Toben hinter sich und ihren schmuzigen Gewässern nur Sümpfe, Trümmer und Elend nachlassen. Das Schicksal dieses Stammes betrauernd, ruft er mit schmerzlicher Wehklage aus:

„O Gott! o Gott! der du es so gut
Mit allen Völkern gemeint,
Wird's denn Keinen mehr auf Erden geben,
Der uns Slawen Gerechtigkeit widerfahren ließe?
. . . .
O du Richter über alle Richter!
Wir flehen dich: Was hat mein Volk so Ungeheures verbrochen?
Denn Unrecht, großes Unrecht geschieht ihm!"

Dieser Reim voller Kraft und Einfachheit klingt wunderschön im Czechischen:

„Boże! Boże! Którý dobře minil
Weżdy s narody si wszechnemi!
Ach uż nikdě neni na zemi,
Kdoby Slawům sprawědliwost činil?
. . . .
O ty Saudce nade Saudcemi!
Prosim: coże tak můj narod zwinil?
Křiwda se mu, welka Křiwda, děje."

Der letzte Ausdruck, „Unrecht, großes Unrecht geschieht ihm", ist sprüchwörtlich hinter den Karpathen geworden. Dann fragt der Dichter Gott, wer schuldiger sei, wer mehr sündige, ob Derjenige, der da leidet und duldet, oder der die Leiden verursacht? Das heißt, ob das bedrückte Volk oder die drükkende Regierung; denn einen Schuldigen muß es doch geben, es muß Jemand vorhanden sein, der den Fluch der Erde zuführt, wo der Schmerz so allgemein und groß ist.

Kollar ist es gelungen, seine idealen Dichtungen fast dramatisch zu machen. Der Ausländer begreift nicht leicht, wie man die Volksthümlichkeit unter der Gestalt einer Person besingen kann, und doch ist dies die bei den Polen und

Czechen übliche Form. Die polnischen Dichter stellen sehr häufig ihre Volksthümlichkeit in der Gestalt eines Mannes dar, bei den czechischen Dichtern erscheint sie unter der Gestalt einer Frau. Wir werden noch später auf diese Vorstellungsart der Volksthümlichkeit zurückkommen, welche dem Scheine nach sonderbar ist, aber doch eine große Wahrheit in sich birgt. Wir sagten es schon, Kollar sei es geglückt, die Masse seiner poetischen Schöpfungen zu einem Drama zu verbinden, in welchem er die Vergangenheit der Slawen beweint, die Gegenwart schildert und sich nach der Zukunft des Slawenthums sehnt. Zuweilen verläßt ihn der Muth, er klagt, die Stimme in der Wüste zu sein, er klagt, daß die Landsleute weder seine Sendung noch seine Bemühungen begreifen, daß die civilisirte Kaste lieber die Bücher des Auslandes liest, das Volk die Liebesliedlein singt, sich lieber Volksfabeln erzählt, als seinen Sonneten ein williges Ohr leiht. Zuweilen erwacht in ihm das tiefe Gefühl der Kraft; er weiß dann, was ein Geist ausrichten kann, der stets einen Gedanken vor Augen hat und alle Folgen desselben übersieht. In einem seiner Sonnete, wo er von der Uebermacht spricht, die auf dem slawischen Geschlechte lastet, und von dem stillen Widerstande, der seinem Volke die bessere Zukunft bereitet, sagt er ungeschreckt von der Uebermacht Oestreichs, „daß häufig ein Hirte aus dem Innern seiner Hütte die Völker mächtiger, zweckdienlicher und unwiderstehbarer bewegen kann, als selbst ein im kriegerischen Zelte an Plänen arbeitender Feldherr," und erinnert zugleich die Landsleute an die einzige Bedingung des Gelingens: „jenom wiru mějme!" „Nur haben wir den Glauben!"

Die Sammlung seiner Sonette ist in fünf Abtheilungen oder Gesänge getheilt, die mit dem Namen der Flüsse bezeichnet sind. Die drei ersten Theile sind gleichsam die Ländergebiete an der Elbe, Donau und Sale, die in sein dichterisches Bereich eingehen; den vierten und fünften Theil

versetzt er schon in die phantastische Welt des Lethe- und Acheronstromes; er macht aus ihnen hier das Paradies und die Hölle. Im Paradies versammelt er Alle, die seiner Meinung nach irgendwie um das Slawenthum sich verdient gemacht haben. Hier gewahren wir die Monarchen, die Helden, die Gelehrten und Schriftsteller aus jedem slawischen Volke. Den Caren Paul und den König Kasimir, die Carin Katharina und die Königin Jadwiga, den Suwarow und Kosciuszko, die polnischen und russischen Dichter, die czechischen Philologen und die blinden Sänger Serbiens. Fürwahr, viel Lethe-Wasser mußten sie zuvor getrunken haben, ehe sie, wie der Dichter sagt, die gegenseitigen Beleidigungen vergessen und mit einander die ewige Glückseligkeit unter den Fittigen der Gottheit Slawa (Ruhm) haben genießen können. Hier ist die schwächste Stelle seines Talents; er verliert sich in Kleinigkeiten, schaart allerwärts geringfügige Einzelnheiten zusammen und bildet aus ihnen gleichsam die allgemeine slawische Einheit, sein beliebtes Ideal des alle Slawen umfassenden Reichs. Und so schickt er wiederum in die Hölle zuerst die am meisten verhaßten Deutschen und Madziaren, dann alle Diejenigen, die er für Feinde des slawischen Stammes oder für dessen Abtrünnige erkennt. Besonders kann er den Feinden alle die Schäden nicht verzeihen, welche sie den slawischen Denkmälern und Schriften verursacht haben. Aus diesem Grunde verdammt er die Franzosen, weil sie den Brand von Moskau hervorgerufen; er verflucht die Revolutionsmänner, weil sie die slawische Handschrift des Evangeliums zu Reims verbrannten (wenngleich, beiläufig gesprochen, diese Handschrift nicht verbrannt wurde). Die Alterthümer der Baukunst und Sprache, die Tempel, öffentlichen Gebäude, Bücher, alten Pergamente, beunruhigen aufs lebhafteste sein mit Liebe an denselben hängendes Herz; gern möchte er die slawische Vergangenheit bewahren, ihr eine materielle Kraft geben, um sich vor den Einfällen der zukünftigen Zeiten ver-

wahren zu können; denn er ahnet, wie Allem, was sie umgibt, als auch, was ihnen sich nähert, ein feindliches Streben innewohnt. Dies düstere Vorgefühl benimmt ihm häufig den Muth, führt ihn der Verzweiflung zu; sich dann wieder ermannend, sucht er in dem Gedanken Trost, die materielle Kraft könnte Europa aufhalten, dem unglücklichen Stamme wieder aufhelfen. Alsdann ruft er den Slawen zu:

„Man schilt Euch ein Volk der Tauben" (die Türken nennen die Slawen so); „warum seid Ihr nicht so unter einander, warum liebt Ihr Euch nicht wie die Tauben?.... Slawen, o zertrümmertes Volk, vereint Eure Kräfte!.... Slawen, o vielköpfiges Volk, schlimmer denn der Tod ist Euer dumpfes, eitles, düsteres Leben!"

In einem andern Liede sagt er:

„Wären doch unsre verschiedenen slawischen Zweige wie das Gold, Silber, Eisen! Aus ihnen möchte ich eine Bildsäule gießen; aus Rußland machte ich das Haupt, aus Polen die Brust, Czechien diente statt der Arme, die Serben statt der Beine, die übrigen kleinen Zweige schmelzte ich zum Schilde zusammen. Vor solch einem Koloß könnte Europa niederknien."

Siehe da die ganze Hoffnung Kollar's; sie beruht auf der materiellen Macht, nur nach dieser sehnt er sich. Und das ist gerade eine der Ursachen seiner Unbeliebtheit, seiner Nichtpopularität; die volksthümlichen Begriffe der slawischen Völker sind viel erhabener, weiser, kräftiger, denn sie überholen die Poesie. Nie beliebten die Czechen bei so materiellen Ansichten stehen zu bleiben; nie hat die Allgemeinheit des Czechenvolks auf Rußland seine Blicke gewandt, wenngleich es sich nicht bemüht hat, aus eigner Kraft sich zu erheben; wenngleich es lieber abwarten wollte, so hat es sich doch nie Rußland als den Hafen des Heils geträumt, geschweige denn den Slawen angepriesen. Daher rührt die Gleichgültigkeit für Kollar's Sonnete; Keiner will sie singen, denn sie sind nicht das

treue Bild der Wünsche und Erwartungen des slawischen Volkes. Was noch auffallender ist, die Literaten und Staatskünstler haben sogar besser die Bedürfnisse und das nationale Streben der Czechen erkannt als selbst Kollar; wir haben hievon ein frisches Beispiel.

Unlängst hat ein Magnat, der Graf Leo von Thun, seiner Stellung nach der östreichischen Aristokratie angehörend, von Geburt aber ein Czeche, ein Werk über den Slawismus der Czechen geschrieben. Es ist dies das erste in Oestreich mit Bewilligung der Regierung erscheinende politische Werk, welches sogar für eine Art Regierungs-Manifest betrachtet wird. Die slawischen Gelehrten beurtheilen und legen sich verschiedentlich die häufig dunkeln, doppelsinnigen Redeweisen aus; sie wollen die wirkliche Absicht der östreichischen Regierung ergründen.

Der Graf Leo von Thun bezeugt zuvörderst die unbestreitbare, wenngleich für ihn unbegreifliche Thatsache, daß das czechische Volksthum erwacht sei. „Es erscheinen," sagt er, „täglich neue Werke, ihr Einfluß auf die öffentliche Meinung ist nicht ohne Erfolg, das Volk beginnt Theil an ihnen zu nehmen und doch scheint die civilisirte Klasse, der französisch und deutsch redende Adels- und Herrenstand nicht zu wissen, was neben ihm und unter ihm geschieht." Der Graf nimmt sich nun vor, der Aristokratie über die Bemühungen der Literaten Rechenschaft zu geben; dies ist die scheinbare Absicht des Werkes. Die slawische Frage jedoch nach jeder Seite hin erörternd, verkündet er zugleich den Slawen, was sie von Oestreich zu erwarten haben.

Um diese Schrift zu verstehen, thut es Noth, sich die Zusammensetzung des östreichischen Kaiserstaates zu vergegenwärtigen. Dieses Kaiserreich zählt, der amtlichen Statistik zufolge, 34 Millionen und einige Hunderttausend Seelen, im Grunde genommen hat es jedoch nicht mehr denn sechs Millionen Köpfe, nämlich sechs Millionen Deutsche halten

achtundzwanzig Millionen Menschen eines andern Stammes in Unterwürfigkeit; zieht man aber von diesen sechs Millionen noch die Zahl der Pflüger, Colonisten, Ankömmlinge, Kaufleute u. s. w., die gar keinen Theil an der Regierung nehmen, also wenigstens zwei Drittel ab, so bleiben am Ende nur zwei Millionen Oestreicher, die diese ganze Masse beherrschen. Diese zwei Millionen, oder vielmehr deren Interessen und Meinungen, werden von ungefähr hundert Familien vergegenwärtigt, Familien, welche deutsch, ungarisch, czechisch und anders slawisch sind, die fast durchgängig französisch reden, unter denen es sogar welche gibt, die nicht einmal Deutsch verstehen und die alle ihre Güter und Kapitalien außerhalb des Landes haben. Indem sie nun zu ihrem Dienste zwei Millionen Verwalter, östreichische Bureaukraten und Söldlinge verwenden, herrschen sie durch dieselben über zweiunddreißig Millionen Menschen. Es ist dies eine Gesellschaft nach dem Muster der englisch-ostindischen Handels-Compagnie, die auch einen großen Landstrich inne hat. Gewöhnlich stellt man sich dieses östreichische Kaiserreich falsch vor, das nie ein deutsches, italienisches, noch slawisches Reich gewesen und nur eine wahre Sippschaft geworden ist, die sich das Ziel gesetzt hat, am Marke vieler bevölkerten und ausgedehnten Länder zu zehren.

Wie ist es dahin gekommen? Heut zu Tage macht, den französischen Begriffen zufolge, die Regierungseinheit, die Geschlechtseinheit und die Bevölkerungszahl das politische Gewicht der Macht eines jeglichen Volkes aus; aber früher, die ganze Reihe der mittelalterlichen Jahrhunderte hindurch, fußte man keineswegs auf so kraß materiellen Begriffen. Alle christlichen Reiche, ja selbst, könnte man sagen, auch die des Heidenthums, waren Vergesellschaftungen, um eine Idee herum gebildet. Rom war ein Verein; die Römer waren nur ein kleines Häuflein, sie machten kaum den hundertsten Theil der Bevölkerung Italiens aus, doch aber re-

gierten sie Italien und durch Italien die Welt. Ebenso verhielt es sich mit Frankreich in den Jahrhunderten des Mittelalters. Franzosen waren Leute, welche die französische Idee, vergegenwärtigt durch Kirche und König, annahmen. Burgunder, Elsaffer, Normänner gehörten zu Frankreich, sie kämpften unter derselben Fahne, für dieselbe Idee. Nur erst, als die Idee ermattete, verstand man sich nicht anders das Dasein eines Volkes zu erklären, man begann das Wesen desselben in die Heerde der einschlächtigen Individuen zu setzen. Was man jetzt das deutsche Kaiserreich nennt, bestand aus vielen, sich nach verschiedenen Gesetzen regierenden Städten, Ländern, Fürstenthümern, die mit einander, außer dem gemeinschaftlichen Oberherrn, welches der römische Kaiser war, d. h. außer dem die Idee des apostolisch-römischen Kaiserreichs darstellenden Individuum, nichts Gemeinsames hatten. Sobald jedoch diese Idee von den Kaisern selbst verlassen und verleugnet worden, sobald sie nur daran zu denken begannen, ihre Grenzen zu erweitern, einzig auf die materielle Macht sich zu stützen, alsdann wurde die Regierung nur zu einer Verwaltung (administration), der Kaiser nur das Haupt der Sippschaft, gebildet zum Aussaugen des Landes.

Der Graf von Thun sagt mit Recht, der Kaiser habe, dem Titel des römischen Kaisers entsagend, aufgehört, ein Deutscher zu sein; er habe seitdem kein Volksthum. Schon zu Zeiten Joseph's II. ließen sich die Folgen einsehen, welche das in Europa schnell einreißende System des Materialismus herbeiführen mußte. Joseph II., nachdem er das Vertrauen in die Würde und das Ansehen, das ihm der kaiserliche Charakter bot, verloren, suchte nach einer Stütze für sich in der materiellen Kraft. Anfänglich schwankte er zwischen dem slawischen und deutschen Geschlechte. Man sagt, daß in seinem Kabinet lange darüber berathschlagt wurde, ob er sich für einen Deutschen oder Slawen ausgeben sollte. Endlich erkannte man für das Beste, Alles im statu quo zu lassen,

d. h. beim Alten, das Reich zu regieren, die deutsche Sprache in der Verwaltung dazu gebrauchend, den Provinzen aber und Städten ihre alten Einrichtungen und Gesetze zu lassen, oder mit andern Worten, man beschloß, sich in der Legalität einzuschließen, unter ihrem Schutze jedoch den deutschen Geist zu nähren und zu verbreiten. Die Legalität macht heutzutage die ganze Kraft Oestreichs aus. Der Graf von Thun will in dieser Legalität auch für die Slawen eine Sicherheit gewahr werden. Er bemüht sich aufs äußerste, die Landsleute vor den dargebotenen Lockungen Rußlands zu sichern, vertheidigt sogar die czechischen Literaten gegen den Verdacht des Moskowitismus, spricht daher ironisch: „Schon ist das Ziel gesteckt worden, welchem unsre Bemühungen zueilen sollen; wir wollen, so zu sagen, nichts weniger, als nur ein allgemeines Reich stiften, das Europa erzittern machte und das Dasein der benachbarten Reiche gefährde. Unmöglich ist jedoch, an die Vereinigung der Slawen unter Ein Scepter zu denken; denn sobald das Volksthum eines der slawischen Völker durch ein anderes desselben Stammes angefeindet wird, hört jedes Gefühl der Brüderlichkeit unter ihnen auf, und sie betrachten sich als völlig fremd. Die Vereinigung des ganzen Slawenthums unter dem Scepter Rußlands würde das Verderben der fünfundzwanzig Millionen Slawen sein, die diesem Kaiserreiche noch nicht angehören. Die Regierung Rußlands, in die Angelegenheiten Europas verwickelt, gezwungen, ihre materiellen Kräfte zu vergrößern, statt sich der sittlichen Bildung ihrer Unterthanen zu ergeben, müßte im Gegentheil die Art der ausländischen Regierungen (den Geist der ausländischen Regierungen, hätte der Verfasser sagen sollen) annehmen. — Gelungen ist ihr dies, indem sie den hoffnungsvollen Keim der einheimischen Volksthümlichkeit ausgerottet und sich eine Menge schwieriger Aufgaben geschaffen hat, deren Wichtigkeit sich noch einst, je nach Maßgabe des Emporwachsens der moralischen Volksbedürfnisse wird fühlen lassen. (Wir behalten

hier sogar das Doppelsinnige in diesen Ausdrücken bei, welche die Furcht Oestreichs bezeugen). Sollen etwa die slawischen Völker ihre uralte Volksthümlichkeit dem russischen Volke zum Opfer darbringen? Wollten sie etwa das engherzige Princip auf den Thron einer Monarchie setzen, die sich von Danzig, Ragusa und Kamczatka bis nach den czechischen Gebirgen hin erstreckte?"

Der Meinung des Grafen zufolge haben die wie mit Vollwerken gegen Europa versehenen Czechen zuerst die Schuldigkeit, sich Das anzueignen, was die europäische Philosophie Großartiges und Tiefes in sich enthält, dann aber die benachbarten slawischen Völker aufzuklären; nämlich sie sollen die Vermittler sein zwischen dem Slawenthum und dem Westen. Das ist Alles, was er den Czechen bestimmt; von den übrigen slawischen Völkern spricht er nicht einmal. Er glaubt, die Entwickelung des Slawenthums stimme mit dem Interesse Oestreichs überein und werde letzterm neue Kräfte geben.

Noch werden wir Gelegenheit haben, einige Gedanken dieses Verfassers zu erörtern; jetzt aber stellen wir Alles zusammen, was über die Dichtung, die Politik, d. h. wenn man sich so ausdrücken darf, Alles, was über die volksthümliche czechische Diplomatie von uns gesagt worden ist. Kurz gefaßt drückt weder diese Dichtung, noch Politik oder Diplomatie die wahrhaften slawischen Bestrebungen aus; sie können diese nicht einmal ausdrücken. Wir wissen, mit wie vielen Schwierigkeiten die czechischen Schriftsteller zu kämpfen haben. Nach so langem Drucke freut es sie schon ungemein, einige Verse in vaterländischer Sprache schreiben zu können; sie legen dem Reden ein gar zu großes Gewicht bei. Ihr Volksthum, das sie als erstorben betrachteten, das kaum einige Worte lispelte, scheint ihnen nun stets zuzurufen: „Sprecht, sprecht mehr!" Freilich ist die Stimme ein Zeichen des Lebens; sehr irrig wäre es jedoch, zu glauben, daß, um einen Sterbenden zu beleben, es hinlänglich sei, ihn ohne Unterlaß reden zu

machen. Gerathener wäre es vielleicht sogar, ihm eine Zeit lang das Schweigen zu gebieten. Ungemein viel schreiben die Czechen, sie geben ungeheure Werke heraus, deren Größe und Ausstattung fast ein literarischer Luxus ist; wenig hilft jedoch dies Alles ihrer hauptsächlichen Aufgabe. Die Hauptsache für sie ist, dahin zu gelangen, daß sie selbstständig leben können, daß sie ein unabhängiges Volk werden, daß sie ihr Dasein auf der Erde bekräftigen, den Gedanken Czechiens verkörpern, welches, möge man hievon sagen, was beliebt, doch noch immer im Bereiche der politischen Träumereien schwebt. Das Ziel des unabhängigen Daseins müßte für die Czechen eine Nothwendigkeit erster Ordnung sein, welcher alle übrigen Interessen untergeordnet wären; aus der Vergangenheit aber werden sie nicht die nöthige Kraft zur Hebung ihres Volksthums hervorkramen. Sie stützen sich mit Recht auf den slawischen Stamm; nur müßten sie ihre Aufmerksamkeit Erscheinungen zuwenden, die ihnen bis dahin entgangen sind, weil sie ihren Blick nur überall auf die materiellen Kräfte gegerichtet halten. Eitel ist auch ihr Hoffen auf die östreichische Legalität. Oestreich zwingt freilich die Italiener nicht, Deutsch zu lernen, wie dies der Graf Thun als Beispiel anführt, und was übrigens zu bewerkstelligen unmöglich wäre; gestehen muß man aber auch, daß Oestreich sie nicht fürchtet, wenngleich diese italienischen Provinzen große materielle Kräfte besitzen, und die Bevölkerung derselben ungewöhnliche Energie hat. Die östreichische Regierung weiß genau, daß jener Funke des geistigen Lebens, der die Völker zwingt, vorwärts zu gehen, ihrer Zukunft entgegen zu eilen, in Italien erloschen ist; daß dies Land nur etwa wieder durch Frankreich bewegt werden kann; deshalb, so lange Frankreich ruhig stehen bleibt, wird auch Oestreich den Italienern ihre Akademien, Theater, Bücher und sogar ihre Gesetze lassen. Ebenso auch fürchtet Oestreich in Czechien weder die Museen, noch die Bücher-

sammlungen und Volksgedichte; würden aber die Czechen nur einen Laut von sich geben, beseelt von dem Geiste, der sich in der polnischen Literatur und Poesie kundgibt, gleich würde es sie mit seiner ganzen Last bedrücken. Alsdann aber zeigte sich, ob das dortige Slawenthum, nichts Anderes aufzuweisen habend, als seine Museen und Büchersammlungen, die Probe bestehen und in denselben Rettung finden würde. Oestreich läßt die Czechen gewähren, weil sie bis dahin ungefährlich sind, weil in ihnen der Eifer, die Liebe zum Volksthum, die Geduld wahrzunehmen ist — noch aber kein Zeichen des Volkslebens. Ebenso unangetastet läßt Oestreich die ungarische Volksthümlichkeit, auf dem Erhalten der alten Ordnung beruhend, gewähren. Das Königreich Ungarn könnte das östreichische Kaiserreich über den Haufen werfen; es besitzt hiezu hinlängliche Kraft. Nie wird es dieses jedoch thun, denn was würde es nach dem Siege anfangen, was könnte Ungarn an der Stelle des gestürzten Kaiserreichs aufbauen? Das Nichtvorhandensein einer lebenskräftigen Idee, eines lebendigen Gedankens, der Mangel an organischer Verkettung der Begriffe wird den Ungarn nie erlauben, etwas zu Stande zu bringen. Mittlerweile wollte doch dasselbe Oestreich keine einzige Einrichtung in der kleinen von Polen abgerissenen Provinz bestehen lassen; stets verfolgt es dort Alles, was polnisch heißt. Die Polen unter dem östreichischen Scepter sind weniger gelehrt und schreiben weniger als die Czechen, sie sprechen weniger als die Ungarn, haben kein einziges Regiment unter den Waffen; doch muß in ihnen etwas vorhanden sein, das die Regierung als gefährlich für sich ansieht. Ebenso hat auch die preußische Regierung den rheinischen Provinzen ihre Einrichtungen, Gesetze und selbst den napoleonischen Codex zu bewahren erlaubt, in dem Polen entrissenen Lande aber weder die alten Feststellungen (Ustawy), noch diesen Codex erhalten. Es rührt dies Alles daher, weil in den Theilen

Polens, die Oestreich und Preußen einverleibt sind, ein Leben glimmt, das dem Dasein dieser Mächte ewig feind ist.

Was dieses östreichische Kaiserreich, diese sonderbare Vergesellschaftung zweier Millionen Oestreicher ist, die mehr denn dreißig Millionen verschiedener und meist slawischer Völker regieren, das begreift fast Niemand, will Niemand verstehen. Die französische Revolution, auf Tod und Leben mit Oestreich im Kampfe, dachte nie daran, die Slawen in Scene zu führen; sie strengte sich an, die Politik der alten Regierung Frankreichs befolgend, Irland gegen England in Bewegung zu setzen, und sah nicht, worin die gefährlichste Lage Oestreichs bestehe. Napoleon, auf dem Gipfel seiner Macht, sobald er den Friedensvertrag zu Schönbrunn geschlossen, wodurch er Oestreich für die Erhaltung der alten Sachlage Bürgschaft geleistet hatte, konnte ebenfalls schon das Geheimniß der slawischen Völker nicht mehr verstehen; er hatte ihnen nichts mehr zu sagen. Die Polen waren die Ersten, welche sich bemühten, in Betracht dessen die französischen Cabinete aufzuklären. Es muß sich im pariser Archiv der auswärtigen Angelegenheiten der Plan, entworfen vom General Dombrowski, verfinden, welcher die ganze Bevölkerung der Slawen genau berechnet hat und die Mittel angibt, durch welche sie in Bewegung zu setzen seien. Er entdeckte hierdurch eins von jenen Geheimnissen, das unter die arcana imperiorum gezählt werden kann; der geschlossene Frieden verhinderte indessen die französische Regierung, aus diesen Erkenntnissen Vortheil zu ziehen. Im ganzen Verlaufe der Kriege Frankreichs mit Oestreich bewiesen aber die sich immer vermittelst der Slawen, welche die östreichischen Regimenter verließen, von neuem füllenden polnischen Legionen, daß dies Kaiserreich fremde und feindliche Lebenskräfte in seinem Schooße habe.

Die Czechen müssen dies Alles erwägen. Auffallen sollte ihnen auch, warum außer den Polen und Russen in dem durch Kollar geschaffenen Himmel, der von Literaten und

slawischen Dichtern gefüllt ist, es sonst keine wahren Kriegshelden gibt, warum die Kriege der Polen und Russen dieser Walhalla die Feldherren lieferten, die in ganz Europa berühmt sind. Sie sollten sich daher die Frage stellen: wie es kommt, daß es gerade die Polen waren, welche in der Zeit der Kriege der französischen Republik und des Kaiserreichs die Schwäche des östreichischen Staates errathen haben? Fragen dürften sie sich auch, warum sie selbst während des letzten Krieges mit Rußland eine sogar dichterische und moralische Neutralität behauptet haben? Fürchten sie in der That so sehr das russische Uebergewicht, wie dies der Staatskünstler Leo von Thun aussagt, so gestehen sie schon hierdurch selbst, daß es nichts Anziehenderes für sie geben kann, als das Erwägen des polnischen Strebens.

Fünfte Vorlesung.

Den 10. Januar 1843.

Die slawische Gegenwart nimmt Abschied von ihrer Vergangenheit, dieselbe weder verdammend, noch anschwärzend. Jenes verächtliche Lächeln der Schulmänner und Afterweisen neuerer Zeit, mit welchem die andern Literaturen sich von den vergangenen Jahrhunderten abwenden, bemerkt man nicht auf dem Antlitze des slawischen Schriftthums, wenigstens nicht in den Werken ihrer vorzüglichen Schriftsteller; im Gegentheil, mit Liebe und herzlicher Rührung betrachten sie die verflossene Geschichte ihres Stammes, mit innigem Leid beweinen sie nicht nur das Unglück, sondern selbst die Fehler ihrer Vorfahren.

Wir wollen hier Kollar's Przedśpiew oder Vorgesang zu seinen Sonetten anführen. Es ist dies eines der schönsten seiner Gedichte und, wie es scheint, ganz zuletzt geschrieben. Hier können wir sehen, wie er von seinem Heimatlande und den Erinnerungen, die auf ihm ruhen, spricht.

„Siehe da! Hier liegt sie vor meinem thränenden Blicke, diese Erde, einst die Wiege, jetzt der Sarg meines Stammes. Halt ein, o Fuß! Wo nur irgend du hintrittst, alles sind dies geheiligte Oerter. Sohn der Tatren, erhebe Deinen Blick zu den Wolken, oder vielmehr lehne Dich an diese uralte Eiche, die noch der Alles vernichtenden Zeit nicht unterlag. Aerger jedoch als die Zeit selbst ist jener Mensch, der in

diesen Landen mit eisernem Scepter die Nacken der Slawen daniederhält. Gräßlicher denn Kriege, Feuer und Blitze ist der Verblendete, der sein Geschlecht verleumdet. O ihr alten Jahrhunderte, wie eine Nacht lagert ihr um mich herum! O du Land jeglichen Ruhmes und auch jeder Schande Bild! Von der verrätherischen Labe (Elbe) bis zu den Ebenen der treulosen Weichsel, von der Donau bis an die schäumenden Wellen des baltischen Meeres erscholl einst die klangvolle Stimme der tapfern Slawen, ehe sie verstummte, ein Werkzeug der Zwietracht geworden. Wer hat doch diesen Raub begangen, der den Himmel um Rache anruft? Wer hat in einem Volke die ganze Menschheit geschändet? Erröthe in Scham, Deutschland, neidische Nachbarin der Slawa (Ruhm)! Deine ruchlosen Hände waren es, die diese Unthaten verübten! Nie hat es einen Feind gegeben, der so viel Galle und Blut vergossen, als der Deutsche zum Verderben der Slawen. Wer selbst der Freiheit würdig ist, versteht die Freiheit Anderer zu achten; wer aber Andern Ketten auflegt, ist selbst nur ein niedriger Sklave. Gleichviel, ob er die Arme oder die Zunge in seine sklavischen Fesseln schlägt, immer tritt er fremde Rechte mit Füßen. Wer die Throne gestürzt, Menschenblut eitel umsonst vergossen, wer die unheilschwangere Kriegsflamme in der Welt herumgetragen, der hat, mag er Gothe oder Scythe sein, die Sklaverei verdient, nicht Derjenige aber, der durch sein Beispiel selbst wilden Horden Frieden gebot. Wo seid Ihr nun, liebe Völker der Slawen, die hier einst gewohnt, Völker, die Ihr dort in Pommern am Meere, hier aus der Saale Wasser getrunken? Wo sind die friedlichen Verzweigungen der Sorben, wo die Nachkommen der Obotriten, die Zweige der Weleten, die Enkel der Ukranen? Weithin forsche ich nach rechts, scharf blicke ich nach links und suche umsonst nach Slawen im Slawenlande. Sage, Eiche, Du schattige Vorhalle der alten Götter, unter welcher ihnen die Opfer brannten, wo sind sie geblieben, diese Völker, ihre Fürsten, ihre

Städte? Die Ersten haben sie ja doch diese nördlichen Gegenden belebt. Die einen lehrten das arme Europa Segel und Ruder machen, um über Meere nach reichen Küsten zu segeln; die andern langten aus den Bergwerken funkelnde Metalle hervor, mehr zum Preise der Götter als für den menschlichen Vortheil bestimmt. Diese unterwiesen den Ackersmann, wie er den Boden zu bearbeiten habe, um die goldene Ernte zu erzielen; jene besetzten die Wege mit Linden, auf daß dieser slawische Baum den Wanderer mit Kühle und Duft erfrische. Die Männer zeigten den Söhnen, wie sie Städte bauen, in ihnen Handel treiben sollten; die Frauen webten mit ihren Töchtern Linnen. Meisterhaftes Volk, welchen Lohn erntest Du nun? Der Kranz, gewunden aus Verachtung und Verleumdung, ist Dein ganzes Erbe. Sowie Bremsen, den Honigduft verspürend, in einen fremden Bienenstock fallen, Mutter und Bienen zu Tode beißen: so hat sich auch hier der Nachbar tückisch hineingeschlichen, hat dem Herrn die Kette um den Nacken geworfen, ihn zum Sklaven in seinem eignen Hause gemacht. Verstummt ist das slawische Lied in den grünen Hainen .... Die Sprache, die Sitte, die Volkstracht, Alles hat der Fremdling geändert, der Boden nur allein blieb derselbe; die Wälder, Flüsse, Berge und Sagenörter wollten sich nicht ihrer slawischen Namen entäußern. Dies ist jedoch nur der Leib, der Geist ist entflohen. O! wer wird kommen, in diesen Gräbern das schlummernde Leben zu wecken? Wer dem rechtmäßigen Erben zu seinem Eigenthum helfen? .... Kein menschliches, kein fühlendes Herz müßte Derjenige haben, der hier nicht weinte wie an dem Grabe der Geliebten. Stillen wir jedoch den Schmerz und wenden das thränenbenetzte Auge der bessern Zukunft zu. Am schädlichsten ist es, im Unglücke über das Unglück zu wehklagen; lieber sühnen wir durch die That des Himmels Zorn. Nicht aus dem traurigen Blicke ersprießt das Heil, wohl aber aus dem mächtigen Arme. Wohlan denn! und

das Böse kann wieder gut werden. Die Menschen können vom Wege abweichen, sie können irre gehen; die Menschheit geht ihren geraden Gang zum Ziele. Die Zeit verwandelt Alles, ja selbst die Zeiten, und gibt der Wahrheit den Sieg. Was zehntausend Jahre des Irrthums gebaut, das stößt ein Augenblick nieder."

Kollar flüchtet sich also nach den Karpathen und dort, unter der uralten Eiche über die slawische Vergangenheit mit inniger Liebe nachsinnend, endet er seine Poesien. Die Prophezeihung, ein Augenblick könne umstoßen, was Tausende von Jahren des Irrthums gebaut, ist sein letztes Wort.

Die polnischen Dichter der letzten Zeiten, die Schöpfer der Provinzialschulen, nehmen desgleichen Abschied von der Vergangenheit, nur auf andere Weise als Kollar. Goszczyński z. B. schließt sein Gedicht, betitelt: „Das Schloß von Kaniow (Kaniow)", in dem er den letzten Kampf der Kosaken mit den Polen schildert, wie folgt:

„Als mein Geist des Dnieprs Gestade besuchte
Und auf Kaniows Trümmern ruhte,
Fand er noch dort rings herum die Spuren
Des letzten Tags der gräßlichen Vernichtung:
Noch röthete sich das Blut an den Wänden,
Nach welchen die Gattin, von der Mörderjagd getrieben,
Mit der im Blute des Gemahls gewaschenen Hand griff*);
Keine Kraft vermochte es zu tilgen,
An der Stelle des ausgeriebenen trat neues hervor;
Aber der unglücklichen Mörderin Leib,
Verglimmt zu Asche, ihn verweheten die Winde.
Nebenbei auf dem mit weichem Grase bewachsenen Rasen
Traf er eine Haarlocke von der Fürstin Geflechten;
In derselben nistete aber schon ein kleiner Vogel.

---

*) Die Geschichte der Frau im Gedichte des Goszczyński, die den Mann mordete und selbst umkam, ist, kann man sagen, die Geschichte der Ukraine.

Bei Seite lag Rebaba's Speer,
Der Stahl, durch Feuer in einen dunkeln Klumpen verwandelt.
Und, lange irrend zwischen den kahlen Schädeln,
Scharrte er unter den Brandschutten eine Teorbe hervor,
Mit einer einzigen Saite auf dem ganzen Spiele.
Weder Jahre, noch Wechsel der Witterung
Vermochten ihren goldenen Glanz zu verdunkeln;
Der Wind aber, der Liebling des nahen Haines,
Sang allnächtlich mit ihr die alten Thaten ab."

Wir sehen hier den Dichter fast schon gleichgültig die Vergangenheit behandeln. In der That scheint es, als blicke sein Geist ohne Mitleid und Betrübniß auf jenen Kampf, den er schildert. Den Stolz des polnischen Großen, die Wuth der Kosaken, die gräßlichen Gewaltthaten und Metzeleien beschreibt er kaltblütig, als ginge ihn dieses fast nichts mehr an, als wäre er ein unparteiischer Zeuge; endlich vernichtet er Alles durch einen großen Brand. Wir sagten schon, Zaleski habe die Schaubühne der slawischen Poesie mit einem brillanten, vielfarbigen Feuerwerk geschlossen; Goszczyński hat, kann man sagen, unter ihr uraltes Gebäude Feuer gelegt. Verbrannt haben sie die alten Sagen, vom Lande der Geburt Abschied genommen, sich in die unbegrenzte, ungewisse Zukunft begeben, nur einen Faden, eine Saite, die sie mit der volksthümlichen polnischen Poesie eint, mit sich nehmend; der Erste blieb dem religiösen Gedanken derselben, der Zweite dem politischen treu.

Um eine sinnliche Vorstellung des Fortschrittes der Dichter und Schriftsteller des Slawenthums zu haben, denke man sich eine Menge Wanderer, die von verschiedenen Seiten des Gesichtskreises, ohne es selbst zu wissen, Einem Punkte zueilen. Alle haben sie, ohne Ausnahme, die Vergangenheit verlassen; ob mit Verzweiflung im Herzen, ob mit Trauer oder sei es auch nur gleichgültig. Alle steigen sie bergauf, und wenngleich einige sich höher befinden, so sieht man doch voraus, daß sie sich auf dem Gipfel begegnen werden. Den

Augenblick dieses Abschiednehmens von der Vergangenheit haben wir schon bezeichnet, die Losung dazu gab Byron. Der ihm Nächste, der polnische Dichter Malczewski, läßt auch noch einen Seufzer der Verzweiflung hören; er wirft sich gegen die ganze menschliche Gesellschaft und sieht nichts, was der Bemühungen auf Erden werth wäre, „wo das Wirken des erhabenen Strebens nie glücken wird — gdzie rola wzniosłych chęci zawsze się nie uda“.

Der dem Malczewski gleich folgende Puszkin kehrt immerwährend auf verschiedene Weise zu demselben Gedanken zurück. Er klagt, daß Alles, woran er nur in der Jugend gedacht, wonach er geseufzt, um das er sich abgemüht hat — Liebe, Freiheit, Ruhm — Alles ihn getäuscht habe; daß er endlich nicht mehr sehe, was ihm zu wünschen übrig bleibe; daß er kein Ziel mehr vor sich habe:

„celi njet peredomnoju.“

Von nun an schreibt er, nach eigner Aussage, nur, um sich in der langen Weile zu zerstreuen, um einige Blumen sich aufs Grab zu werfen. Die polnischen Dichter, nachdem sie aufgehört haben, die Vergangenheit zu besingen, fanden auf dem Wege der Religion und der Politik ein neues Wirkungsfeld, welches sich bald in den Poesien des Garczyński, Goszczyński und Zaleski aufhellte. Puschkin gebrach es an Kraft, weiter zu gehen; für ihn gab es keine Zukunft mehr, wenngleich er sie zuweilen ahnte. Diese unsre Meinung über ihn finden wir jetzt sogar durch die Kritik in Rußland bestätigt. In einem Werke, das wir unlängst empfangen, spricht der berühmte Kritiker Polewoj über seine Poesien, als seien sie schon der Vergangenheit anheimgefallen, und fügt hinzu, der Weltgeist habe sie gefressen. Gerechter wäre es, zu sagen, dieselben seien vom Geiste des Gouvernements, den zu bekämpfen sie keine Kraft gehabt, aufgezehrt worden.

Noch einige Strophen eines neuen russischen Dichters, Chamiakow, führen wir an, welche in der periodischen Zeitschrift

„Revue des deux mondes“ in französischer Uebersetzung neulich erschienen sind. Es ist dies ein Gedicht an Napoleon. Puschkin schrieb auch ein solches über Napoleon; wir werden daher den Unterschied sehen können, welcher zwischen den Gefühlen dieser beiden Dichter obwaltet. Puschkin's Dichtung endet mit den Worten: „Das Brandmaal der Schande möge Dem auf die Stirn gedrückt sein, der sich unterstehen könnte, seinem des kaiserlichen Kranzes beraubten Schatten zu hohnlächeln. Preis sei ihm! Er hat Rußland seine große Bestimmung gezeigt, er hat aus der Finsterniß seiner Verbannung der Welt die ewige Freiheit verkündet.“

„I miru wecznuju swobodu
Iz mrjaka ssyłki zawétił.“

Vor Allem sieht man hier noch das Gefühl der russischen Volksthümlichkeit; man wird an den Ton der Poesien des Derżawin erinnert. Nebenbei ist der schon nach der Zukunft visirende Gedanke zu bemerken, und zwar in den Worten: „Napoleon habe der Welt die Freiheit verkündet“; aber Chamiakow begreift die Sache viel erhabener, viel allgemeiner. Er sagt:

Napoleon! weder die Kraft des Volkes, noch der Wille des Auslandes hat Dich erhoben, Dir die Krone aufgesetzt. Du hast geherrscht, gekämpft, gesiegt, Dein Haupt gesalbt aus eigner Kraft.

Nicht die Kraft der Menschen hat Dich gestürzt, auch sah man nicht einen Dir gleichen Nebenbuhler erstehen. Nur wer dem Ocean die Grenzen gezogen, hat auch Dein Schwert in den Schlachten zertrümmert.

Verschwunden ist der Stern an dem verdunkelten Himmel hinter den Wolken; die menschliche Größe ist in Staub zerfallen. Sage, beginnt nicht schon der neue Morgen zu tagen, wird nicht aus der Asche die neue Ernte sich zeigen? Sprich ein Wort! Die Welt harrt in Angst und Sehnen eines gewaltigen Wortes, eines mächtigen Gedankens.“

Hier müssen wir erinnern, wie vergangenes Jahr dasselbe und fast in denselben Worten, als wir von Napoleon und seinem Einflusse auf die slawischen Völker redeten, von uns gesprochen worden ist. Nur geirrt haben wir uns, das Ende der russischen Dichtung ankündend; diese Dichtung erglüht jetzt von einem neuen Leben, es zeigt sich ein neuer Lebensfunke in ihr. Diese feierliche Anrede, gerichtet an den Schatten Napoleon's, dies Flehen, er möchte Europa die Zukunft enthüllen, zeigt schon, daß die denkenden Russen von den Vorurtheilen der krassen Selbstliebe sich loswinden, daß sie die falsche, aber viel betretene Bahn des Irrthums, auf welcher das Gouvernement sie mit aller Gewalt festhalten will, verlassen, sich mit dem europäischen Streben vereinen, indem sie dem Manne Europas, dem Manne unsres Planeten den schuldigen Preis darbringen.

So sind wir bis zu dem Augenblicke gelangt, in dem die slawische Poesie in allgemeiner Erwartung eines großen Gedankens, eines großen Ereignisses ist. Zum Schlusse der Reihe dieser Beschreibungen, die wir als Einleitung zur Auseinandersetzung der bei Seite gebliebenen Werke voranschicken mußten, wollen wir ein Gedicht Goszczyński's geben, weil dieses die wunderbar nahe Verwandtschaft seiner Begriffe mit den Vorstellungen des zuletzt angeführten russischen Dichters zeigt.

Die Bestimmung des Genius.

Erscheinen etwa dazu die erhabenen Geister (Genien),
Um, wie ein Komet, in dem ewigen Wirrwarr
Des Daseins für einen Augenblick aufzuleuchten
Und dann spurlos zu verlöschen?
Ist es möglich, daß der Schöpfer jeglicher Ordnung
Sie in eine ziellose Schranke geschlossen?
Hier, wo jedes Stäubchen zur Kette des Weltalls gehört,
Sollten sie nur allein mit dem Wirken
Ganzer Jahrhunderte, mit der Bewunderung
Ganzer Geschlechter eitel verkommen?

„Preis dem Lichte und der Tugend,
Schande dem Bösen und der Finsterniß!"
Ruft dräuend das Skelet der Weisheit,
Der Vergangenheit drohender Schutzengel,
Der aus Erfahrung große Prophet,
Der über dem Staube der Jahrhunderte
Die Augenblicke nach den Wechselreihen
Des Seins und der Vernichtung zählt.
„Wer die Gegenwart begreifen will,
Den Geist der Vergangenheit zuwendet,
Sieht, wie kaum die kleine Welt des Menschen
Ihren Lauf im Kreise der Welten begonnen,
Und wie er, stolz auf seine Erbärmlichkeit,
Bald die gesteckten Bahnen verläßt
Und in der Finsterniß erlischt."
Es erwachte die Weisheit in des Schöpfers Person
Und athmete aus der göttlichen Brust; ein Genius
Erschien im nämlichen Augenblicke, sichtbar auf der Welt,
Und brachte den Sterblichen Hülfe.
Von nun an aber, sobald die Gottheit im Menschen erlischt,
Der Körper die Seele bedrückt,
Fliegt Jahrhundert und Jahrhundert
Ein verkörperter Genius herab,
Und ringt, Kämpe der Menschheit, im Namen der Menschheit
Mit der Finsterniß und Niederträchtigkeit,
Bis er die Feinde der Seele gestürzt;
Die Welt aber rückt indessen weiter.
Preis Euch, Männer der höhern Begeisterung!
Die Seele lebt durch Euer Erscheinen,
Wie durch den Pulsschlag der Körper.
Preis Euch, daß mitten in dieser Dunkelheit
Der Weisheitszeiger fortrückt und schlägt!

Jetzt vielleicht erst ist es erlaubt, in der Sache der Romantiker und Klassiker das Urtheil zu fällen. Früher begriff man nicht, wie weitgreifend dieser Streit war, der in den französischen, polnischen und auch czechischen Tagesblättern geführt wurde. Man ging darauf los, den ausschließlichen Besitz des Ruhmes den Vergegenwärtigern der alten Sach-

ordnung zu nehmen. Es wurde ihnen weder Mangel an Gelehrsamkeit, noch Mangel an theoretischen Kenntnissen vorgeworfen; man bestritt nicht, daß sie auf legale Art dem Reiche der Literatur vorstanden, daß sie das Recht hätten, selbiges zu verwalten; nur forderte man von ihnen Begeisterung, das heißt, man fragte nach dem Beweise, kraft wessen sie herrschten. Um zu herrschen, um zu regieren, war es nicht mehr hinlänglich, von einer schriftstellernden Familie herzustammen oder die Lehrjahre auf einer Schule zugebracht zu haben; es war erforderlich, Geist zu zeigen. Die Menschen wollten sich schon vor nichts mehr beugen, als einzig vor dem, was des Preises würdig war, was das Merkmal des Genies an sich trug. Man verweigerte dem Menschen das Recht, die Vernunft und das Gefühl seiner Nächsten zu lenken, sobald er nicht seine Erhabenheit in der That bewies und die außerordentliche, ihm inne wohnende Kraft bezeugte. Es bedeutete dies nichts weniger als das Ende der alten und den Beginn der neuen Welt. Diese Reform war mehr radical, sie war tiefer als selbst die in der Politik unternommene. Wie bekannt, meinten die politischen Schulen, es sei hinreichend, die Massen zu der Besorgung ihrer eignen Interessen zuzulassen, und daß sie dann selbst das ganze Räthsel lösen würden; die Schule der neuen Literatur, den alten Zustand der Dinge umstoßend, wenngleich gewiß, einst die Allgemeinheit beistimmen zu sehen, verließ sich doch nicht auf ihr Urtheil, sondern holte aus sich selber, aus dem Innern des menschlichen Geistes die Kraft zur Lösung hervor. Was daher den Literaturanfang der letzten Zeit ausmacht, ist gerade jenes Sich-Berufen auf das Genie, auf die höhere Eingebung und was wir Messianismus genannt haben. Das Werk des ungenannten Verfassers, betitelt: „Die höllische Komödie", gehört schon der gegenwärtigen Epoche an. Der Dichter denkt sich schon eine Gesellschaft, durchdrungen von den oben bezeichneten Grundregeln, eine Gesellschaft, die, nachdem sie

alle Bande der Vergangenheit gelöst, nach dem Geiste, Genie sucht und ihm das Aufbauen der Zukunft anvertraut. Dieses Werk betrachtend, werden wir zeigen, worin der Verfasser der Volksüberlieferung treu geblieben und worin er sich verirrt hat, als er diesem Genius, der das neue Gebäude aufführen soll, einen Charakter beilegte, der nichts Slawisches an sich hat.

Sechste Vorlesung.

Den 13. Januar 1843.

I.

Forschungen über slawische Alterthümer.

Bis jetzt konnten wir in die Analyse der wichtigen Fragen, betreffend den Ursprung, die Sitten und Gesetze der Slawen, nicht eingehen. Die Auseinandersetzung dieser Dinge hätte die Reihenfolge der Entwickelung unsres Gegenstandes gestört; nur warfen wir einige Aufschlüsse in geschichtlicher, religiöser und gesellschaftlicher Beziehung hin und versprachen, dieselben später zu beweisen. Der gewöhnlichen Forderung, die materielle Beweise verlangt, muß nun genügt werden. Die Zeugnisse schriftlicher Denkmäler dienen den Meinungen zur Bekräftigung; so ist das Gesetz der Materie. Die Erudition (Gelehrsamkeit) macht das Material der Wissenschaft aus, und auf diese Weise können wir Alles, was wir theoretisch ausgesprochen haben, selbst im Angesicht der Gelehrten rechtfertigen. Bestreben werden wir uns nur, alle diese wissenschaftlichen Fragen nach einem Mittelpunkte, zu dem Hauptgedanken unsres ganzen Vortrages hinzuleiten und die bevorstehenden Nachforschungen so zu ordnen, daß ihre Resultate sich dem Hergange der bisher erzählten Geschichte anreihen können.

In dem Augenblicke, wo die slawische Literatur und Poesie der Vergangenheit ihr feierliches Lebewohl zuruft, wo die Gemüther sich ein künftiges Dasein denken, selbst dasselbe zu formuliren trachten, ist es nöthig, auf das Alterthum der Slawen einen Rückblick zu werfen, um eine allgemeine Vorstellung von der Laufbahn zu haben, auf welcher dieser ganze Stamm vorgeschritten ist. In einigen Worten wollen wir hier wiederholen, was über dessen europäische Alterthümlichkeit von uns gesagt worden ist, dann sogleich nach Asien zu den Quellen der ältesten Geschichte, zu den Quellen aller Religionen und aller Ueberlieferungen übergehen und die nachher aus der Geschichte der Gegenwart erschlossenen Wahrnehmungen begründen.

Bekannt ist schon, daß die Slawen in Europa sich seit undenklichen Zeiten befinden. Diese Wahrheit hat Schafarik in seinem encyklopädischen Werke auf eine keinem Zweifel mehr unterliegende Art aufgehellt. Wir wollen einige Ortsnamen anführen, die, nach Kollar's Ausdruck, dem Angriff der Fremden widerstehen, und einige Personennamen, die in den Blättern der griechischen und römischen Geschichte hervorragen. Schafarik erweiset fürs Erste, daß Alles, was die Alten von Eneten, Heneten, Weneten, Wenden gesprochen haben, auf die Slawen sich beziehe; diese Heneten oder Weneden aber hatten in Belgien, England und Frankreich, in den Departements der Vendée und Bretagne, ihre Wohnsitze. Noch zu den Zeiten der römischen Republik sah man sie am Gestade des adriatischen Meeres, zu den Zeiten Cäsar's in Belgien. Die Stadt Venedig heißt slawisch Benatki oder Mletki. Cäsar erwähnt vieler Orte, die augenscheinlich slawische Namen haben, so z. B. unter andern die Hauptstadt dieser belgischen Weneten oder Heneten, Desiriscum genannt, was, mit Osirisko und Jesierak gleichlautend, im Slawischen einen Platz am See bedeutet (der See: Ozero und Jeziero). Schon damals wußte man, daß diese belgischen Weneten eine Ansiedelung der italienischen

gewesen, und man hat das Gemeinsame zwischen diesen beiden Völkern, die durch ihnen ganz fremde geschieden waren, wahrgenommen. Wir übergehen viele andere Namen, die sichtbar weder keltisch, noch germanisch, noch römisch sind, die sich aber öfters im Slawischen wiederholen, wie z. B. Brest — Breść.

Diese historischen Fragen gewinnen noch mehr Wichtigkeit, sobald es sich um die Beleuchtung der Alterthümer des römischen Volkes handelt, dieses geheimnißvollen Volkes, von dem man nicht weiß, woher es gekommen, und das anfänglich kaum etliche Meilen Raum zwischen den Oskern, Volskern, Sabinern, Ombern, zwischen keltischen oder sonst andern, bis jetzt unbekannten Völkerschaften besaß. Was aber die Osker, Volsker und Sabiner anbelangt, stimmen die Gelehrten nicht überein. Einer der ausgezeichnetsten Alterthumsforscher, Karl Gottfried Müller, der Verfasser eines für diesen Gegenstand wichtigen Werkes, behauptet, daß die Osker sich von den Latinern unterschieden, und daß ebenso die Sabiner eine von der latinischen ganz verschiedene Sprache redeten; nach seiner Muthmaßung näherte sich diese Sprache in etwas der etruskischen. Von dieser letztern wissen wir nicht viel; acht bis zehn Ausdrücke nur sind zu uns gekommen. Aber von der Sprache der Volsker und Sabiner blieb auch nicht die geringste Spur auf dem italischen Boden übrig. Und doch haben die Namen dieser Völker einen dem slawischen Ohr nicht fremden Klang. Volsci, Volski, Wilki ist eben dasselbe, was Kasni; Kasni aber ist die Uebersetzung des Wortes Osci, Oski, was nach der Meinung römischer Schriftsteller so viel hieß als Prisci. Schon Appendini, ein raguser Geschichtschreiber, hat in einer slawischen Mundart die Erklärung dieses Wortes Kasni finden wollen und sah, daß es so viel bedeute als Prisci oder die Alten, die Frühern. Nicht genug damit; die berühmten, zu Gubbio unter dem Namen tabulae Eugubienses im Jahre 1444 gefundenen bekannten Tafeln, welche

die älteste lateinische Inschrift sind, die man je entdeckt hat, enthalten viele slawische Ausdrücke. Wie schade, daß Lanzi und Grottefend, die diese Tafeln commentirten, nicht die geringste Kenntniß der slawischen Sprache hatten; dieses Denkmal ist nicht hinlänglich erklärt; aber auf den ersten Blick bemerkt man darin die Worte: Baran, Mir, Grab, Grabo, Zen, die gewiß weder keltisch, noch lateinisch, wohl aber slawisch sind *). Hier haben wir einen Beweis, wie sehr die Kenntniß der slawischen Sprache zur Lösung manches schwierigen Zweifels beitragen könnte.

Diese Osker, Sabiner und alle andern um Rom herum wohnenden Völkerschaften waren den Weneten, die am adriatischen Meere neben den Lydiern wohnten, verwandt. Strabo hat die alte Ueberlieferung von der Uebersiedelung der Lydier nach Italien aufbewahrt; viele Geschichtschreiber jener Zeit haben dies wiederholt. Diese Lydier und Weneten erscheinen später am Rhein, in Mösien, Illyrien, Panonien. Mösien jedoch und Illyrien waren noch früher von den Slawen bewohnt. Schon im Livius stoßen wir auf Benennungen, die jedem Slawen verständlich sind, z. B. Bylazora im heutigen Dalmatien. Besonders aber aus Trajan's Zeiten haben wir eine Menge Beweise dafür, die, von Schafarik gesammelt, in seinem Werke zu finden sind. Der aus den Handschriften des Kaisers Trajan schöpfende Geograph Martian nennt die Städte Barsavion und Serbitia; letztere nennt wieder Plinius Servitium, die aber hundert Jahre vor ihm, zu den Zeiten des Augustus, Serbitium hieß. Kurz, wir stoßen auf eine Menge Namen von Städten, Flüssen, Seen und Bergen, die ein Pole oder Russe gleich erkennt, ihre Bedeutung versteht. Es genügt übrigens, die Denkmäler jener Zeiten, die Basreliefs der Trajanischen Säule zu betrachten, um die

*) Da sie bis heute nicht nur verständlich, sondern selbst üblich sind. Anmerk. des Uebersetzers.

Antlitze der slawischen Fußgänger von den Gesichtern der neben ihnen sichtbaren Traken, Parten, Lesger und anderer asiatischen Reiter zu unterscheiden.

Selbst der Name Mösien (Moesia) ist der slawischen Sprache entlehnt und bedeutet kurzweg das Land der Männer. Die Slawen nannten sich unter einander gewiß męże, muże, miże (męże, muże, miże), d. h. Männer *); die Griechen verwandelten dies in Mysos, die Römer in Mösii. Ebenso auch der Name Panonien (Panonia); er kommt her von dem slawischen Worte Pan und bedeutet ebensoviel als Panowanie, Państwo, die Herrschaft, das Dominium eines Herrn, was den Fremden der Name eines ganzen Landes schien. Daher rührt auch die Verwickelung dieser beiden Benennungen, so daß es schwer ist, in der alterthümlichen Geographie Mösien von Panonien zu unterscheiden. Schafarik führt noch aus einem byzantinischen Geschichtschreiber die Erwähnung eines Königs Muzikos, Mosikos oder Muzyk an, welcher sich in der Stadt Mizak gegen den Anfall der Römer zu den Zeiten des Kaiserreichs wehrte.

Mösien, Panonien und Henetia (Venedig) bedeuten daher nichts Anderes als Slawonien oder Slawenthum.

Kehren wir nun zu den Lydiern zurück, die sich uns allerwärts unter den verschieden benannten Slawen zeigen, die aber, den alten Ueberlieferungen zufolge, aus Asien gekommen sind. Seit dem 6. Jahrhundert finden wir im ganzen Europa die Spuren ihres Aufenthalts, in Deutschland, in England, in Frankreich, wo es scheint, als wäre der Name geändert worden, während aber dasselbe Volk geblieben ist. Der berühmte deutsche Alterthumsforscher Jakob Grimm hält sich bei diesem ihm unverständlichen Namen auf und sagt, es

---

*) Noch heute nennt der Pole einen andern mąż, der Russe und Czeche muż, zuweilen auch miż; im Plural sagen sie męże, muże, miże.

wäre wohl wichtig, die Worte Lydus, Lytus, genus Lytorum zu erklären, die in den sächsischen Gesetzesurkunden und früher noch im barbarischen Latein einmal eine besondere Klasse, das andere Mal Sklaven und auch wiederum Ackersleute bedeuten. Es findet sich ein merkwürdiges Buch über die Verwaltung des byzantinischen Kaiserreichs, worin das Amt eines Vorgesetzten über die Lyter, praefectus litorum, bemerkt ist. Grimm bekennt, dieses nicht zu verstehen; aber jedem Slawen wird es bald einfallen, daß Lydus nichts Anderes bedeute als Lid, wie noch heute slawische Bewohner vieler Gegenden statt Lud, das Volk, aussprechen; das Wort Lud aber ist allgemein und bezeichnet das Volk, den gemeinen Mann, das einfache, ackerbauende Volk, sonst in ganz Europa den sogenannten Pöbel. Von diesem Ausdrucke Lid oder Lud stammt das von den Alterthümlern bis jetzt unerklärte Wort Leude, welches später für gleichbedeutend mit Feudum oder adeliger Besitzung genommen wurde, d. h. mit dem Besitz des Bodens und der Ackersleute slawischer Dorfgemeinden, welche sich keltische und germanische Herren unter einander zum Nießnutz übergaben, bis sie in diesen Ländern, wie einst in Griechenland, wo sich auch die Spuren ihres Daseins vorfinden, zu Grunde gegangen sind.

Diese Lydi oder Ludi finden wir gleichfalls im nördlichen Slawenlande, im sächsischen Meißen, im brandenburgischen Lusatien (Lausitz). Sie waren daselbst kein abgesondertes Geschlecht, sondern machten mit den Meißnern und Lutizern (Lausitzern) ein und dasselbe Volk aus. Die Namen der Meißner (Millezaner), Lutiker (Lausitzer), Wilki (Wiltzen), Weliker bezeichneten keine unterschiedenen Völker, sondern sie dienten nur den Gemeinden, in welche sich die Slawen unter einander theilten.

Gehen wir nun weiter, überschreiten wir die Karpathen und setzen wir, ihrer Gebirgskette gegen das schwarze Meer folgend, über die Meerenge, welche Europa von Asien scheidet.

Am jenseitigen Ufer dieser Meerenge stoßen wir auf dieselben Namen, auf dasselbe Volk, das seit den ältesten Zeiten, seit den Zeiten Homer's dort wohnt. Später bezeugen Strabo, Plinius und verschiedene andere Historiker seinen Aufenthalt in diesen Ländern. Der Nachricht zufolge, die man Homer entlehnen kann, hatten die Mysy, Mysyer Wohnsitze an der Mündung der Donau. Wir glauben, sie haben gleichzeitig und unter demselben Namen auch in Kleinasien gewohnt, woselbst sie geblieben. Daselbst finden wir auch die Kari (Carii), Karier. Kary heißt bei den Slawen so viel als schwarz; Kara heißt bei den Türken auch schwarz, die Orientalisten gestehen aber, daß dieses Wort fremdartig in den Sprachen des Morgenlandes klingt. Im Polnischen beziehen sich die Beiwörter kary und czarny (l. tscharny) auf eine und dieselbe Farbe; das Hauptwort Kara aber bedeutet einmal die Strafe oder die Vergeltung eines Verbrechens, das andere Mal eine Stypa, ein Festmahl bei einem Leichenbegängniß, wie wir dies in einem alten Schriftsteller finden.

Die Kary, Lydy und Mysy waren ein und dasselbe Volk. Herodot, der älteste Geschichtschreiber, sagt in seinem ersten Buche, daß die Gebrüder Lydus, Mysus und Karus die Patriarchen dieses Volkes waren. Die Griechen wußten nicht anders die Bedeutung dieser drei Namen in ihrer Sprache auszudrücken, die nur lud mężów karych oder czarnych, das Volk schwarzer Männer, war (wenn nämlich diese Wortforschung, was die Karier betrifft, die richtige ist). Mit diesem Volke mengen sich die Paphlagonier und Phrygier oder, wie man sie schreibt, Phrigii, zuweilen auch Brugii und dann wieder Bregii, was auf den slawischen Ausdruck Breg, das Ufer, oder Brzeg hinleitet, und es ist möglich, daß sie sich kurzweg die am Ufer wohnenden Bregowi, Brzegowi oder Brzežani, wie später am baltischen Meere, nannten.

Niemand hat noch bis jetzt die Geschichte Klein-Asiens

gut entwickelt. Dieses Klein-Asien nimmt in der Geschichte des Alterthums denselben Platz ein, wie in der neuern Geschichte die Gegenden, welche, einst Klein-Scythien genannt, später unter dem Namen Klein-Russinenland und Klein-Polen jenes große Schlachtfeld der Völker Asiens und Europas in sich fassen. Ebenso war auch einst Klein-Asien die große Bahn der Völkerwanderungen und die Wahlstätte großer Schlachten. Hierdurch zogen die Scythen hinter den Kaukasus nach Mittel-Asien; hier wurde der trojanische Krieg ausgefochten, hier landete Alexander der Große mit seinen Heerschaaren zur Eroberung des Ostens, hier kamen die Waffenbrüder der Kreuzzüge zusammen. Dennoch gibt es nichts weniger Bekanntes als die Landesgeschichte dieser Gegenden. Die Gelehrten wissen gar nicht, zu welchen Nationen sie die Karier, Lydier, Paphlagonier und Cilicier zählen sollen.

Unlängst ist von dem gelehrten Professor Hizeli zu Lausanne, Mitglied des belgischen Instituts, ein in Betracht gewissenhafter Gelehrsamkeit seltenes Werk erschienen, worin der Professor sich bemüht, die Landes- und Volksgeschichte Klein-Asiens aufzuhellen. Nach seiner Meinung müssen diese Völker aus dem semitischen Stamme herkommen; er glaubt, sie seien armenisch, von dem Geschlechte Aram's. Hizeli schöpfte jedoch nur bei Schriftstellern Rath, welche die Geschichte dieser Völker nicht früher als von den macedonischen Zeiten beginnen. Vor der Zeit Alexander's des Großen wissen sie nichts von ihnen. Strabo, obschon aus jenen Gegenden gebürtig, gesteht, gar nichts von ihrer ältern Geschichte zu wissen. Also nach griechischen und römischen Schriften, welche Hizeli anführt, haben diese Völker, zuerst dem assyrischen Reiche einverleibt, sich später davon abgerissen, sind dann in das persische Joch, nachher unter das macedonische Scepter gerathen und endlich im römischen Reiche untergegangen. Zu den Zeiten der macedonischen Eroberungen hieß man sie Syrier. Selbst gaben sie sich diesen Namen nicht; die Fremden jedoch nannten

sie aus dem Grunde so, weil sie einst einen Theil des assyrischen Reiches ausgemacht hatten.

Erwägen wir nun die Namen der Syrier oder Assyrier, Syriens, Assyriens.

Die ältesten slawischen Worte sind gewöhnlich aus drei Mitlautern zusammengesetzt. Bekannt ist, wie in der slawischen Sprache die Mitlauter hauptsächlich das Gerüste oder Material der Worte ausmachen, die Selbstlauter aber nur deren Vollendung oder der Athem sind, und zwar so sicher, daß der Pole oder Russe ein in czechischer Sprache mit bloßen Mitlautern geschriebenes Buch sehr leicht verstehen wird, sich die Zwischenräume nach seiner Art mit Selbstlautern füllend. Hier haben wir drei Mitlauter zu betrachten: s, r, b; denn Jeder, dem nur die etymologische Lehre bekannt ist, weiß wohl, daß diese Laute oft in ganz andere übergehen, so s in t, r in l, b in w, so häufig, daß, nach der Bemerkung des Herrn Bournouf, nicht selten in einem abgeleiteten Worte kein einziger Laut vom Stammworte übrig bleibt. So z. B. kommt das französische Wort jour vom lateinischen dies her, wenngleich diese beiden Ausdrücke keinen einzigen gemeinsamen Buchstaben haben. Aus den Lauten s, r, b kann man zusammensetzen Serb, Sorab, Spors, Turab und viele andere den Slawen beigelegte Namen. Daß dies aber die älteste Benennung der Slawen ist, dafür finden wir erstlich Belege in einem anonymen, unter dem Namen des Geographen von Ravenna bekannten Schriftsteller, dann in dem zu München entdeckten Erdbeschreiber, der da sagt, alle die in seinem Werke mit besondern Benennungen bezeichneten Völker stammen aus dem unermeßlichen Ländergebiete Sorab her. Dieser Geograph drückte hier wahrscheinlich die allgemein übliche Meinung dieser Völker über ihre gemeinsame Herkunft und Ursprung von Serb, Sorb oder Sorab aus.

Was bedeuten die Ausdrücke Serb, Sorb, Sorab? Nach Schafarik sind sie slawisch. Ihm zufolge bedeutete

Serb, d. i. Serp, Sierp (was, beiläufig gesprochen, auch ein slawisches Wort ist, wie zum größten Theil die Namen der Thiere und Ackerbau-Werkzeuge in Europa) also Serb, und davon Paserb, Pasierb, Pasierzb gewiß den Sohn*).

Ser, Sur sind auch in Klein-Asien als allgemeine Namen bekannt.

Greifen wir nun tiefer bis in die alte Geschichte Assyriens. Assyrien unterschied sich von Syrien. Das assyrische Reich, mit den Hauptstädten Babylon und Ninive, begriff Mesopotamien, Chanaan oder das spätere Palästina, Persien, Arabien, eine gewisse Zeit hindurch selbst Aegypten und ganz Klein-Asien bis zu der Meerenge, die es von Europa trennt. Dieses ungeheure Reich hieß zu Moses' Zeiten Assyrien.

Zu welchem Stamme gehörte und wo mag es geblieben sein, dieses in der Bibel so oft erwähnte schreckliche Volk Assur, das so viele Völker und Königreiche erobert hatte? Die Assyrer waren weder Araber noch Hebräer, auch nicht Chanaaniter, mit denen sie im Gegentheil häufige Kriege führten. Sie waren auch nicht jene Bewohner Klein-Asiens, die man später Syrier und Assyrer blos aus dem Grunde nannte, weil sie einst dem assyrischen Reiche angehörten; es liegen uns geschichtliche Zeugnisse vor, daß sie sich öfters den assyrischen Monarchen widersetzt, dieselben sogar manchmal besiegt haben und stets die Gelegenheit suchten und wahrnahmen, sich von ihnen loszureißen. Sie waren weder Armenier noch Chaldäer. In der heiligen Schrift haben wir Beweise von der Geschlechts- und Sprachverschiedenheit der Chaldäer. Die Assyrer sprachen nicht hebräisch. Erinnern kann man sich, daß der in Jerusalem von einem assyrischen oder chaldäischen Heerführer belagerte König Israels mit dem feindlichen Hauptmann assyrisch sprechen will, um von den Juden nicht ver-

*) Serp, Sierp nennt das Volk bei uns die Sichel; Paserb, Pasierb oder Pasierzb den Stiefsohn.

standen zu werden. Wir finden auch in Daniel's Büchern, daß dieser König die Weisen von Chaldäa und Assyrien herbeiruft, auf daß sie ihm die geheime Inschrift erklären. Endlich lesen wir auch im nämlichen Propheten, daß der König von Babylon seinen Hofleuten befohlen, junge Israeliten im Chaldäischen zu unterrichten. Dies sind sichtbare Beweise, daß die assyrische Sprache von der chaldäischen, und diese beiden wiederum sich von der hebräischen unterschieden.

Die Assyrer gründeten ein Reich, die Chaldäer überfallen es später und bilden das babylonische Königreich; sie werden aber in der Folge von den Medern besiegt. Es gibt noch, den Entdeckungen einiger Gelehrten neuerer Zeit zufolge, Ueberbleibsel der Chaldäer, aber Meder, Syrier und Assyrer finden sich schon nirgends mehr; Sur, Assur ist gänzlich zu Grunde gegangen. Unmöglich ist zu behaupten, daß die jetzigen Syrier dieselben Assyrer seien, vor denen einst die Welt zitterte. Das Häuflein der heute bestehenden Syrier ist eine religiöse Gesellschaft, gebildet aus verschiedenen Stämmen, welche im 6. Jahrhundert die syrische Sprache angenommen haben. Es gibt gar keine Spur, daß diese syrische Sprache diejenige der alten Assyrer ist. Diese nähert sich der chaldäischen, hebräischen und arabischen; wir sehen aber aus der Bibel, daß die alte assyrische Sprache von diesen allen ganz verschieden war. Uebrigens sind die alten Assyrer ein Ackerbau treibendes Volk gewesen, welches das ergiebigste Land der Erde, das zwischen den Flüssen Tigris und Euphrat liegende Mesopotamien, bewohnte, da indessen die Araber immer ein wanderndes Leben geführt, die Israeliten ein nicht sehr fruchtbares Land inne gehabt und die Chaldäer sich mehr mit Handel denn mit Ackerbau beschäftigt haben.

Unzweifelhaft ist es daher, daß der alte Sur, Assur untergegangen. Doch zu welchem Stamme hat er gehört? Wir glauben Beweise zu haben, daß er ein slawisches Volk gewesen.

Schon der Professor Halling zu Breslau ist auf die Vermuthung der Gemeinschaft der Assyrer mit den Syriern gekommen; er hat ihre Identität herausgefolgert. Griechische und römische Geschichtschreiber, Strabo, Polybius, Plinius, unterscheiden die weißen Syrier von den schwarzen Syriern. Wahrscheinlich ist, daß die weißen die Masse der Bevölkerung ausmachten, die schwarzen aber Hebräer, Araber, semitische Völker gewesen sind, die dem assyrischen Reiche angehörten. Keine andere Möglichkeit gibt es, diese Eintheilung zu erklären. Syrier, die heute gefunden werden, sind weiß; schwarze Syrier gibt es nicht mehr.

Analysiren wir endlich den Namen jenes Sur, welcher, den alten Historikern zufolge, jenseits der Gebirge Taurus gewohnt hat. — Sur, Tur, Szur (l. Schurr). — Ein deutscher Gelehrter, Professor der Geschichte an der Universität zu Lwow (Lemberg), Hanusch, behauptet, Sur hieße nichts Anderes denn Tur oder Stier. Tur hat auch in den Sprachen des Morgenlandes dieselbe Bedeutung, ist aber dort kein einheimisches Wort; bei den Slawen heißt bis jetzt der wilde Ochse so. In Polen und Rußland erinnern viele Ortsbenennungen*) an diesen Ausdruck, wie z. B. Turow, Turzyce, Turzec. Tur war das Sinnbild der Sonne; wir wissen, daß die Slawen zum Preise der Sonne Feste hielten, Turzym genannt. Augenscheinlich also, nach den Wahrnehmungen eines Appendini, Hanusch und anderer Alterthumsforscher, entspricht das Wort Sur dem slawischen Tur. In anderer Bedeutung genommen, in mehr allgemeiner Hinsicht, bedeutete Sur das Männchen, so wie Muż (l. Musch) das Weibchen, wovon sich noch Spuren in den alten Uebersetzungen der Bibel, in den Worten Meżyna**) statt Weib, Szczur

*) Auch viele Familiennamen, wie z. B. Turski, Turowski u. s. w.

**) Lies Menżyna, nämlich en wie das französische in, und ż immer wie das französische j in dem Worte jour.

und Myž (Ratte und Maus), die der gemeine Mann für das Weibchen der Ratte hielt, finden lassen; ebenso auch im Worte Praszczur (l. Praschtschur), der Urenkel, welches anzeigt, daß Szur einst so viel als Sohn bedeutete, welche Bedeutung jedoch untergegangen ist.

Diese Ableitungen, die vielleicht ungegründet zu sein scheinen, erlangen eine größere Wahrscheinlichkeit, sobald wir die Eigennamen der assyrischen Götter und Göttinnen betrachten. Fast alle diese Namen sind slawisch; jeder Slawe erkennt dies auf den ersten Blick. So z. B. hat der Gott des Glückes, Gad, nach der Uraussprache God oder Got, dieselbe etymologische Wurzel als der Czorny-God *), das böse Schicksal, das Fatum der Slawen. Baal, den die Chanaaniter, nach dem Zeugnisse römischer Historiker, Bal nannten, der aber in der Sprache eigentlicher Assyrer Bel ausgesprochen wurde, ist Belbog, die slawische Hauptgottheit. Bel bedeutete Niebo, der Himmel, Belbog war also der Gott des Himmels. Dem Baal-Phágor, das ist dem Bog-gor (Gott der Gebirge) wurden Bildsäulen auf Bergen errichtet. Bel-Moloch empfing jene abscheuliche Anbetung, deren in Moses' Büchern Erwähnung geschieht. Man begoß seine Altäre mit Milch, das Uebrige aber erklärt einhellig mit der Bibel das slawische Wort Mlecz (l. Mletsch), Molck, Moloch. Es findet sich sogar in Rom eine alterthümliche Aufschrift, die zu den Zeiten der Kaiser aus Assyrien gebracht wurde, wo diese Worte stehen: Agli-belo kai Molocho-belo. Nebo war eine Gottheit, die das Himmelsgewölbe vorstellte; auch bei den Slawen heißt Nebo und Niebo dasselbe.

Wir übergehen eine Menge andrer Gottheiten mit slawischen Namen, wie z. B. Mornas, Marnas oder Ma-

---

*) Wörtlich übersetzt heißt Tschorny-God der schwarze Gott. Weihnachten oder die Woche zwischen Weihnachten und Neujahr nennen die Slawen vieler Gegenden God, Gody.

rzanna (l. Marsanna), d. h. die Pest, der Tod, berühren auch nicht die Namen, welche später in die griechische Mythologie eingeführt wurden und die wir, umständlicher die griechische Götterlehre mit der slawischen vergleichend, besprechen werden; nur einige Worte noch über die bei den alten Syriern unter dem Namen Wenot-Suchot bekannte Gottheit. Schriftsteller, die das Slawische gar nicht verstehen, wie Seldenus und Hizeli, folgen der Auslegung römischer Schriftsteller und übersetzen das Wort Suchot in siccus, was polnisch suchy (trocken) heißt. Bedenken wir, wie vielen Umwandlungen dies Wort im Munde der Griechen und Römer hat erliegen müssen, ehe es auf uns kam, so ist zu bewundern, daß wir es noch so leicht verstehen können.

Wir fügen hinzu, daß beinahe alle Namen der Könige Assurs slawisch sind und den Slawen ihre Bedeutung sich erklären läßt. Fast jeder von ihnen ist zweinamig, wovon der eine Name chaldäisch, der zweite slawisch ist. Der slawische Name endet immer mit Car. Der erste König, welcher, aus Klein-Asien gekommen, Assyrien angriff, hieß Kiacar. Später finden wir einen Balsazar, d. h. Belizar, dessen Namen noch ein in der Geschichte des byzantinischen Reiches berühmter Feldherr trägt, ein Name, der durchaus nicht griechisch ist und sich sehr leicht im Slawischen erklären läßt. Wie Schafarik gezeigt, daß Justinian ein Slawe gewesen, daß im östlichen Kaiserreiche es viele Slawen gab, so kann man auch folgern, daß Belizarius (der weiße Car), ebenfalls von einem slawischen Geschlechte abstammend, den Namen jenes alten syrischen Königs Belizar trug.

Dieses syrische Volk erfuhr wunderbare Wechselfälle des Schicksals. Zuerst Eroberer des ganzen bekannten Asiens, kommt es nachher unter das Joch der Chaldäer, dann der Meder, zuletzt der Perser, und verschwindet am Ende sogar von der Erde, die es bewohnte; nur sein Name bleibt als Brandmaal der Schmach und Sklaverei zurück. Leicht zu beweisen ist

es, daß dieser Name in allen Sprachen den Sklaven bedeutet. Persisch heißt ein Sklave Benede, was nichts Anderes denn Wenede (Wende) ist; arabisch al-assyr oder kurzweg Assyrer. Später bedeutete bei den Römern, zur Zeit der punischen Kriege, Syrus so viel als Sklave. Lustspieldichter geben immer dem Sklaven den Namen Syrus oder Karus. Möglich ist, daß Klein-Asien alle Sklaven lieferte. Der größte Menschenmarkt bestand auf den Cykladen; namentlich war die Insel Delos berühmt dadurch, woselbst täglich bis zu zehntausend Personen verhandelt wurden. Alle diese Sklaven kamen von den Ufern Klein-Asiens her; sie waren alle Syrier, Karier, Mysier, Paphlagonier, d. h. sie waren Slawen.

Auch diese Insel Delos traf ein besonderes Schicksal. Nachdem sie sich durch diesen Handel bereichert hatte, wurde sie von den Römern mit Krieg überzogen und während desselben bis auf den Grund zerstört und ausgeplündert. Ihre ganze Bevölkerung wurde als Sklaven verkauft; sie selbst steht heute eine öde Wüste da.

Außer den Sklaven, die von hier bezogen wurden, führte man noch in Italien die in Europa ansässigen und schon damals unterjochten Serben oder Serwen ein. Sehr wahrscheinlich ist es, daß dieser Name Servus, der den Sklaven bezeichnete, ein Volksname war. Einen Beweis hierfür haben wir in dem früher angeführten Namen der Stadt, die Plinius Servitium und einer der neuern Schriftsteller Serbitia nennt. Im Mittelalter, wie dies Allen bekannt ist, waren die Esclavoni, Sclavoni, Sclavi Sklaven, die man kaufte und verkaufte.

So sind also diese frühern Herren Asiens, diese Gründer des ersten Reiches der Welt, die einen völlig zu Grunde gegangen, die andern in Sklaven verwandelt worden. Jetzt erst kann man begreifen, was sich Geheimnißvolles, Grausenhaftes in der Geschichte dieses Stammes vorfindet. Er beging nämlich die größte Sünde gegen den Geist, er vergötterte

den Menschen. Der Bibel gemäß erklärten sich Nimrod, der auf Erden mächtig zu werden begann, Bel und Ninus für Götter; dieses kräftige, ackerbauende und tapfere Volk aber erwies die göttliche Ehre nicht demjenigen, was im Menschen das Göttlichste ist, nicht dem Geiste, sondern den Leidenschaften und Kräften des Körpers, den Eigenschaften, die einen Krieger, einen Jäger aus dem Menschen machen. Nimrod wurde der gewaltige Jäger vor dem Herrn genannt. Dieser Stamm ergab sich dem unbeschränkten Willen, den Gelüsten eines Einzigen und eroberte darum einen großen Theil der Welt, wurde das Vorbild der materiellen Macht, ein Gegner der Kraft des Geistes. Sur, Assur bedeuten immer in der heiligen Schrift den Gewaltigen, den Mächtigen der Erde.

Wir erkühnen uns, hier eine Auslegung des Namens Nabuchodonozor zu machen, welchen die Araber Beght-on-Nasr aussprechen und der das Glück und den Sieg bedeutet. Schreibt man diesen Namen mit slawischen Lettern — Nebuh-odno-car — so wird er leicht verständlich und heißt im Russischen: „Nicht Gott, nur der Caar,“ oder: „Es gibt keinen Gott, blos einen Caar“ *). Wir geben diese Ableitung nicht als eine unumstößliche, aber doch wird jeder Pole und Russe hierin eine große Aehnlichkeit finden. Die Bibel jedoch stellt diesen König Nabuchodonozor wirklich als das höchste Muster der Erdenmacht dar.

Für solch eine Sünde wider den Geist wurde dies Volk am Geiste und Leibe bestraft. In Asien ging es völlig zu Grunde, und jenes Land, das ihm zum Wohnsitze diente, das fruchtbarste Land der Erde, wurde zu einer Wüste; noch heute ist Mesopotamien von Schutt und Sümpfen bedeckt. Dieses sollte wohl im Stande sein, die materialistischen Philosophen,

---

*) Non est deus nisi rex. Judith VI, 2. In den slawischen Uebersetzungen der heiligen Schrift haben wir: Ne-Boh-asszcocar; möglich war es, daß in einer odno statt asszco stand.

welche glauben, der verschiedene Menschenglaube hänge von der Oertlichkeit ab, zu verwirren, weil im Gegentheil hieraus erhellt, wie der Zustand der Erde von dem Geiste des sie bewohnenden Menschen abhängt. Das Geschlecht der Ur-Assyrer und Syrier, das, früher noch über den Bosporus gezogen, in Europa Wohnsitze genommen hat, scheint mit einer geringern Schuld belastet zu sein; auch gibt es in seinen Religionsfeierlichkeiten keine Spur jenes verabscheuungswürdigen Opfers, dessen Moses erwähnt. Der ältere Assur wurde zur Vertilgung, der jüngere zu einer dreitausendjährigen Sklaverei, zum fortdauernden Gehorsam gegen eine fremde Gewalt verurtheilt; denn nie hatte der slawische Stamm Könige aus seinem Schooße, immer war er von fremden Völkern unterdrückt, immer gebot ihm ein Fremder.

Glauben muß man jedoch, daß die Zeit dieser Buße schon endet. So viele Leiden bereiteten die Slawen vor, ohne Widerstand das Gesetz Christi anzunehmen und jetzt zu seiner allgemeinen Anwendung zu bringen. Im 6. Jahrhundert sind sie schon ihrer Gutherzigkeit, Gastfreundschaft und Demuth wegen berühmt. Das Christenthum bestärkte diese Tugenden in ihnen; sie wurden nur noch sanfter und gelassener; ließen sich leicht regieren, denn sie selbst besaßen eine Unlust, über Andere zu herrschen, was öfters den Polen und Russen vorgeworfen wurde, welche gestanden, daß sie es lieber sähen, von Fremden regiert zu sein, als selbst zu regieren. So lange das Christenthum sich nur auf die Ausübung der Tugenden von Einzelnen beschränkte, so lange konnten sie mit ihrer Sanftmuth und Bescheidenheit, mit den Tugenden, welche die Märtyrer der frühern Kirche und des Mittelalters auszeichnen, nur eine untergeordnete politische Rolle spielen; jetzt aber, wo der Funke Christi die Menschenherzen mit Thatenfeuer entzünden soll, scheinen die slawischen Völker die Bestimmung zu haben, dieses Feuer zu verbreiten, dem mehr entwickelten Christenthum zum Werkzeug zu dienen.

Siebente Vorlesung.

Den 17. Januar 1843.

II.

Forschungen über slawische Alterthümer.

Um den Gegenstand über die asiatischen Slawen, der so verwickelt ist und die Anführung einer Menge von Namen erfordert, nicht zu unterbrechen, wollen wir ihn vielmehr jetzt ergänzen, obschon wir am wenigsten versprechen, denselben völlig zu erschöpfen.

Zur Unterstützung unsrer Muthmaßungen, die gar kühn erscheinen mögen, werden wir Beweise hinzufügen, welche zu sammeln uns gelungen ist.

Zuvörderst den Umstand betreffend, die alten Assurer oder Assyrer, Gründer des ersten Reichs der Welt, seien Ein und dasselbe mit den Serben, Mysiern und Slawen gewesen, ist zu bemerken, daß die Geschichtschreiber Spuren alter Ueberlieferungen uns aufbewahrt haben, nach welchen Tur, Sur oder Szur ein Bruder des Ninus, eines der ersten assyrischen Gewalthaber, gewesen ist. Diesen schätzbaren Ueberrest führt Cedrenus (ad Solinum) aus älteren Historikern an. Tur, Turos oder Stier, bedeutete bei den Griechen eben so viel als wacker, tüchtig, verwegen. Homer nennt Mars den

Turos=Ares, d. h. Mars der tapfere, der schreckliche, der stierhafte, byczy (l. bytschy). Diesen Beinamen legten auch die slawischen Dichter ihren Helden bei. „Wszewołodzie, ty Turze jary — Wschewołod, Du wackerer Kämpe, furchtbarer Stier" heißt es im Worte von Igor's Pulk (Regiment). Außerdem betrachten Plinius und Strabo die Turier oder Tyrier für eins mit den Syriern, in den Historikern aber findet sich selbst eine alte Ueberlieferung, daß jener Turos, der Bruder des Ninus, nach Europa übergegangen war und in den thrackischen Ländern, d. h. in Panonien und Mösien starb, was beweist, daß den Alten die Brüderschaft der europäischen Mysier mit den ninivitischen Assyrern wohl bekannt war.

Bei Aufzählung der assyrischen Gottheiten übergingen wir zwei der Venus beigelegte Namen. Seldenus führt in seiner Abhandlung der syrischen Götter eine Stelle von Photius an, wo dieser sagt, die Syrier hätten die Venus unter dem Namen Babia, wie auch unter dem Namen Derceto verehrt. Die Venus Babia nahm die neugebornen Kinder in ihren Schutz. Die Bedeutung der Ausdrücke Baba, Babić entspricht noch heute im Polnischen völlig diesem Begriff, da Baba die Hebamme und Babić das Kindabnehmen heißt. Das Wort Derceto hat seine Wurzel in d, c, r, daher kommt: Dcer, cer, dcera, docera, dorceto, derceto. Die Griechen setzten hiezu Selbstlauter nach ihrer Weise, es ist dies jedoch augenscheinlich ein slawisches und kein griechisches Wort. Die Ableitungen desselben, Dcera, Dcer, Tsur, Cur, Tur, lassen sich noch heute in den slawischen Sprachen antreffen. Im Polnischen z. B. haben wir Córka (l. Tsurka) die Tochter, was nach den Grundregeln der slawischen Wortforschungslehre voraussetzen läßt, daß es ein Wort Cór (l. Tsur), der Sohn, gegeben hat. Und wenngleich dies Tsur verloren gegangen ist, so bewahrt sich seine Spur dennoch in Sir, Sür, Serb und in dem davon abgeleiteten Serota und Sierota, die Waise.

Bis auf den heutigen Tag hat noch keiner der Gelehrten die syrischen Alterthümer mittelst der slawischen Etymologie zu erklären versucht.

Noch werden wir Einiges über Dacien und Mösien, die bekannten römischen Provinzen sagen, die wir den Slawenländern einverleibt haben, worin auch Schafarik übereinstimmt, ohne aber zu wissen, wofür er die dort wohnenden Daken und Thraken halten soll. Ihre Ueberreste findet er in den Krobizanern, Krowizanern, Krywizanern, Tryballern und andern Völkern slawischen Namens; da er jedoch nicht wagt, sie der bloßen Namensähnlichkeit wegen unter die slawischen Völker zu zählen, so glaubt er, sie seien ein abgesondertes Volk gewesen, dem er aber keine bestimmte Abstammung einzuräumen weiß. Seiner Ansicht nach sind die aus den Gebirgen des Epirus durch die Celten verdrängten Daken und Thraken nach den beiden Donauufern gekommen und Niemand weiß, wohin und wie verschwunden. Die Völker vergehen nicht so spurlos. Nach Herodot war das Volk der Thraken sehr zahlreich, kam der Bevölkerung Indiens gleich, konnte daher nicht plötzlich verschwinden. Wohl machte diese Bevölkerung, welche von den Römern unter dem Namen der Daken und von den Griechen unter dem der Geten begriffen wurde, ein und dasselbe Volk mit den Slawen aus; nur befand sich unter demselbem ein Häuflein anderen Volkes, das die Slawen Thraken nannten, welches sich selber nicht diesen Namen gab; und wir wissen auch nicht, welche eigne Benennung es hatte. Es scheint, als würde es nicht schwer fallen, seine Herkunft zu erweisen. Es war dies ein Reitervolk aus dem Stamme der Meder. Plinius sagt, die Meder hätten seit den ältesten Zeiten in Thracien gewohnt. Dieser kleine, kriegerische Haufe der Meder, welcher dem in Persien unter dem Namen der Pharsen oder Farsen fortdauerndem Geschlechte, dem Stamme der Asen, dessen Ueberbleibsel sich auf dem Kaukasus vorfinden, ange=

hört, regierte die slawische Bevölkerung Daciens und unterschied sich von derselben. Darum auch gewahrt man, wie wir dies schon aussprachen, auf der trajanischen Säule unter den Kriegsgefangenen Leute von zweifacher Race; die einen haben etwas Kaukasisches an sich, die andern sind geradezu Slawen. Diese Meder nannten die Slawen Thraken, d. h. Krieger, Draka heißt russisch die Schlacht, der Krieger, brat-se sich schlagen, kämpfen. Die von den Slawen im Epirus bewohnte Stadt Dyrrhachium, heißt Dracz, Draczko (l. Dratsch, Dratschko). Diesen Namen führen auch berühmte slawische Feldherren, so jener Draszko (Draschko), der im Bündnisse mit Karl dem Großen die Sachsen bekämpfte. Endlich wird auch der Vogel, der im Polnischen Chruściel, Französisch roi des cailles, Wachtelkönig, in den Slawenländern aber Dracz (l. Dratsch) oder Derkacz heißt, von dem dortigen einfachen Volke für den Führer oder Befehlshaber der Wachteln gehalten; hiedurch nur könnte man vielleicht seine französische Benennung erklären, anders weiß man nicht woher sie gekommen. Wir wären selbst geneigt zu glauben, daß auch das französische Wort dragon, vom lateinischen draco herstammend, mit diesem zugleich slawischen Ursprungs und von dem nämlichen Wurzelworte Dratse abgeleitet ist, da die Slawen öfters ihren Draken, d. h. Kriegern den Namen der Drachenungeheuer beilegten (Smoki). Von anderswo wissen wir, daß sie ihre Nachbarn, die ihnen Furcht einflößten, Smoki, Drachen nannten, die Deutschen aber aus Verachtung Niemcy, d. h. die Stummen.

Dieselben Namen finden wir auch in Kleinasien. Hizeli, der Verfasser des oben erwähnten Werkes über diese Länder, hat, so eigentlich gesprochen, nur die Geschichte Kappadociens geschrieben, d. h. die Geschichte nur eines kleinen Königreichs, von den Römern durch Zusammenwerfen verschiedener Völkerschaften, ohne Rücksicht auf deren Verwandtschaften und Feindseligkeiten, in eine Staatseinheit gebildet.

Es befanden sich in diesem Königreiche auch Armenier und Perser, die Grundlage der Bevölkerung machten jedoch die Slawen aus. Hizeli, unbewußt dessen, daß die Karier und Lyder mit den Kapadociern ein Volk seien, sonderte deren Geschichte ab, und konnte deshalb zu keinem Resultate gelangen. Die Kappadocier schienen ihm ein armenisches Geschlecht zu sein. Wir haben jedoch einen Beweis, der diesem geradezu entgegengesetzt ist und zwar in einem Werke, das ihm unbekannt gewesen, nämlich die Geschichte Armeniens, erschienen in Kalkutta, von dem Geistlichen Camich (History of the Armenian people, by father Camich) herausgegeben und von Johann Avdal übersetzt, wo ältere Schriftsteller namentlich der armenische Chronikenschreiber Katani angeführt werden, welcher etwa hundert Jahre vor Christo gelebt hat. Es sind dort unter den Urahnen der Armenier Mosoch und Lech genannt. Sonderbar ist jedoch, in einer asiatischen, zu Kalkutta gedruckten Chronik die Spur Dessen zu sehen, was so vielemal selbst die slawischen Gelehrten in Europa von der Verwandtschaft des Lech, Czech und Rus als Volksmärchen betrachten wollten. Dieselbe Chronik sagt, im Jahre 1030 vor Christo habe ein armenischer Feldherr Kappadocien erobert und daß der König dieses Landes Musik hieß, seine Residenz aber in der Stadt Mizak hatte, die später Mazaka genannt wurde; ebenso finden wir aber im 6. Jahrhundert nach Christo an der Donau einen König Mużyk *), griechisch *Μουσικός*, von dem kein Zweifel mehr obwaltet, daß er ein Slawe und seine Hauptstadt Mizak war. Dann begegnen wir der Erwähnung eines gewissen Mozik und der Stadt Varsevia, Varsavia. Nachher stoßen wir auf einen Feldherrn Namens Muzik, auf einen zweiten Namens Muz, dann wieder auf einen Muszitar (mouchitar), Muzy-car, dessen Haupt-

*) Lies: Mużyk, das ż so wie das französische j in jour, so auch in dem Worte Miżak.

stadt Miža, später Cäsarea, Kaisarea (Kia-Carea) genannt, eine sehr alterthümliche Stadt war, die augenscheinlich slawisch gewesen ist. Dieser armenische Historiker spricht von dem ungeheuren Ingrimm der Armenier gegen die Kappadocier*), was schon hinlänglich Hizeli's Muthmaßungen widerlegt, so wie endlich die Menge slawischer Namen, die er uns selbst in seiner Abhandlung und der beigefügten Landkarte bei Aufzählung aller Namen Alt-Kappadociens angibt. Unter andern sind diese: der Berg Sina-Hora, der blaue Berg; die Flüsse Sirus, Carus; die Berge und Burgen Nora, die Höhle, Schlucht, Zimara, eine Winterhöhle dasselbe, was Ismara im nördlichen Griechenland; Góra-sira, Ziele (Siele), der feuchte Berg, das Kraut; Komena, griechisch der Berg, d. h. ein steiniger Berg, ein Felsengebirge, was aber an viele dergleichen Benennungen in Polen erinnert, wie z. B. Kamen, Kamien, der Stein, die Stadt Kamieniec, weil sie auf einem felsigen Berge steht u. s. w.; Zahora (Sa-Hora), hinterm Berge; Karpatium erinnert an die Karpathen; Lebeden, ein Hafen an der Mündung eines Flusses, berühmt durch die Menge der sich dort aufhaltenden Schwäne; der Schwan heißt in vielen slawischen Mundarten Lebed; Kastabulo, das auf die slawische Benennung Kostoboki führt; ebenso Doki, Amadoki häufig an den Karpathen gefunden, die wahrscheinlich aber auch nichts Anderes bedeuten sollen als Männer, weil, obgleich das Wort Dok verloren gegangen, doch eine Spur desselben im Diminutiv Doczka, die

*) Ihm zufolge tilgten sie auf alle mögliche Art die Sprache der Kappadocier und bemühten sich, ihre eigne einzuführen. Daß die Sprache der Kappadocier von der griechischen, armenischen und persischen verschieden war, dafür sind Beweise: 1) In der Biographie des Apollonius von Thyana von Philostrates, in welcher der Lebensbeschreiber die von Apollonius in kappadocischer Sprache geschriebenen Werke erwähnt; 2) in der bei Photius aufbewahrten Citation, wo von der kappadocischen Sprache die Rede ist, *φωνὴ τῶν Καππαδόκων*.

Tochter, das Mädchen, geblieben ist. Es mag den Sohn, den Mann bezeichnet haben. Der letzte Beleg ist die in diesen Gegenden Mösiens dem Jupiter unter dem Namen Zeus in Dakia, dem dacischen Jupiter, erwiesene Ehre, was so viel bedeutet als Ζεὺς οὐενάτιος, der venetische Jupiter. Hizeli jedoch, hat sich fruchtlos abgemüht, die im Strabo hierüber angeführte Stelle zu beleuchten, weil er nicht gewußt hat, daß Dak, Venet und Henet Ein und dasselbe bedeuten.

Wir übergehen viele andere Erwähnungen und Beweise. So z. B. finden wir bei den Daken die Stadt Euchalia, Euchalios bedeutete aber auch einen uralten Bewohner Nord-Griechenlands. Bochard zufolge soll dies ein morgenländisches Wort sein, das den Sklaven bedeutet; diese uralten Einwohner waren die zu Sklaven gemachte Bevölkerung. Morze Karpackie (l. Morse Karpats-kje), das karpathische Meer, Kleinasien gegenüber, entspricht dem Eigennamen der karpathischen Gebirge Góry Karpackie (l. Gury Karpats-kje). Die Mitlauter k, r, p sind hier die slawischen Wurzellaute; hiervon stammen ab: Karp, Chrob, Chrobat, Karpaty, Karpadoki. Kap und Kop sind weder morgenländisch noch lateinisch. Die asiatischen Kappadocier waren dieselben Kapadoki, die an den Karpathen unter den Namen Karpadoken wohnten und kein abgesondertes Volk von den Mysen, Mysern ausmachten.

Der Name jenes phrygischen Königs Gordius, von dem eine uralte Sage besteht, hat desgleichen einen slawischen Klang, Gordius, Gordi. So mancher Herrscher erhielt von den Slawen den Beinamen Gordy, Hardy d. h. der Kühne, tapfre, unbeugsame. Nach einer alten Ueberlieferung hat dies Volk Kleinasiens, einst zur Wahl ihres Königs versammelt, den Orakelspruch erhalten, denjenigen zu wählen, welcher der Erste vor Sonnenaufgang sich auf dem Wege zeigen würde. Man begegnete einem Bauern im Wäglein und rief ihn zum Könige aus: Dieser König ließ zum Andenken an den Stand,

aus welchem er erhoben ward, den Wagen und Pflug neben dem Throne im Tempel aufstellen. Die nämliche Ueberlieferung finden wir in der polnischen und czechischen Geschichte vom Piast. Der König Bauer ist eine Person, die hier in vielen Volkserzählungen handelnd auftritt. Diese Ueberlieferung kam mit den Slawen aus Asien; die Begebenheit aber, die ihr den Anfang gegeben, wiederholte sich wahrscheinlich öfters. Darum ist auch diese Sage nie erloschen und bis auf die letzten Zeiten der polnischen Republik bezeichnete immer Piast, d. h. der Bauer, der Landmann, einen König aus dem Volke.

Unter den Geschichtschreibern, die für den vorliegenden Gegenstand Aufklärungen liefern können, verdienen Aufmerksamkeit zuvörderst Lelewel, welcher es zuerst wagte, die Slawen für die Ureinwohner ihrer Länder anzuerkennen, dann Schafarik, welcher es geschichtlich durch die Sammlung und Auslegung aller in den griechischen und römischen Schriftstellern vorgefundenen Spuren bewiesen hat. Jedoch der größte, der erhabenste Geschichtschreiber unter allen Slawen ist unfehlbar der Graf Johann Potocki. Er gehört zu jener Generation aus den Zeiten des Stanislaw August, deren trauriges Ende wir früher besprochen haben. Nachdem er den Sturz Polens überlebt, suchte er Trost im Aufspüren der Urquellen seiner Landesvergangenheit, in diesem Sinne unternahm er weite Reisen in Asien und Afrika, er nahm sich sogar vor bis nach China zu wandern. Nur theilweise Abhandlungen, in der Eile aufs Papier geworfene Erkenntnisse und Vermuthungen, ungeordnete Notata sind von ihm übriggeblieben. Er beging viele Fehler, kannte mehrere für die slawische Geschichte sehr wichtige Schriftsteller nicht, auch sind seine Schriften ohne bestimmten Plan, ohne einen gewissen Zweck; demungeachtet ist er der erste Schriftsteller selbst in ganz Europa, welcher den Werth der mündlichen Ueberlieferung erkannte. Noch vor Niebuhr, der sich bei den ita-

lienischen Landleuten, bei den Marktweibern nach Romulus und Remus erkundigte, erwog Potocki im tartarischen Zelte die Geschichte der Scythen und wurde gewahr, daß die Tartaren und Scythen eines Geschlechts gewesen. Tief empfunden und oft wiederholt hat er die Wahrheit, daß es unmöglich sei, anders die Vergangenheit zu begreifen, als nur durch die fleißige Betrachtung der Gegenwart. Ihm auch gehört der Nachweis, daß die Welt, noch bevor wir ihre Geschichte kennen, schon von Menschen bewohnt war, daß, was die Historiker von einer Barbarei der Urzeiten, von Wüsteneien und unzugänglichen Waldungen faseln, dies alles falsch sei; daß vor dem Einbruche der Scythen, vor der Ankunft der Celten nach Europa, 2000 Jahre vor Christo, Europa schon bevölkert gewesen ist, und sich in Italien, Frankreich wie in Mesopotamien eine ackerbauende Bevölkerung aufhielt, von welcher er eine zweite unterscheidet, bekannt in den uralten Ueberlieferungen unter dem Namen der Olbrzimen, Obern, Cyten, Giboreyten (Guibor-Tsit). Potocki hat die Wissenschaft aus der literarischen Studierstube ins Freie geführt, er besuchte Länder, sprach mit ihren Einwohnern, beobachtete die Völker; aus den Orten ergründete er die Geschichte, was kein Historiker gethan hat. Lelewel kennt die Geschichte nicht anders als aus den Büchern; für Karamsin hat, was nicht geschrieben steht, nie auf Erden stattgefunden.

Je nach dem, was wir über das slawische Alterthum gesagt haben, könnte man noch dessen Spuren in den Denkmälern der Kunst aufweisen, der Kunstgeschichte einen Abschnitt, gewidmet dem Betrachten der Dinge in Bezug auf das Slawenthum hinzufügen. Die Slawen selbst haben keine Schöpfung dieser Art gezeugt; aber doch findet man unter den Kunstschöpfungen Griechenlands und Roms Werke, die eine besondere Abtheilung ausmachen, man findet Typen (Muster), die durchgängig weder hellenisch noch italisch sind und die, schicklich geordnet, den Slawen, wie wir meinen, den

Inhalt ihres allgemeinen Geschicks, die politischen Wechselfälle ihres Stammes vorstellen können.

Ein Ideal der uralten Macht der Slawen betreffend, so findet sich keins in der Kunst vor; nirgends hat man Nabuchodonozor's Bildsäule entdecken können. Nur in der Bibel, in den Büchern der Propheten ist das Ideal dieses die Welt bedrückenden Reiches gezeichnet, ein Ideal, das für die Kunst zu kolossal, zu materiell ist. Daniel stellt es vor in der Gestalt eines Riesen mit goldnem Haupte, silberner Brust und Füßen von Lehm. Wunderbar ist nur, daß vielen Geschichtschreibern und vielen Dichtern der neuern Zeit es eingefallen, die Macht Rußlands mit diesem Götzen zu vergleichen. Selbst Leute, die nicht gewohnt sind die Bibel zu lesen, wiederholen diese Vergleichung; sogar in der diplomatischen Redeweise wird Rußland gewöhnlich der Koloß des Nordens genannt. Dies gibt zu denken. Denn zugegeben, der Anblick von Rußlands Macht ruft schon durch sich selbst dies Bild hervor, so war doch Rom nicht weniger mächtig; Niemand jedoch hat es unsers Wissens einen Koloß genannt. Die Monarchie Karl's des Großen erstreckte sich auch weit und breit, sie hatte fast ganz Europa inne und stellte sich doch nie dem Gedanken in dieser kraß materiellen Gestalt dar; kein Dichter, kein Ministrel hat je Karl den Großen mit einem Koloß verglichen. Bemerken wir auch noch dieses, daß Kollar, der gewiß nicht die Absicht gehabt, sein geträumtes Slawenreich mit dem Nabuchodonozorischen zu vergleichen, daß er vielmehr dieses in der Apotheose oder Vergötterung zeigen wollte, dennoch auf dasselbe biblische Bild verfiel und seinem Götzen Rußland zum Haupte, Polen zur Brust und Czechien zu den Armen gab. Die Begier, eine materielle Kraft zu erlangen, hat Kollar das nämliche vom Propheten gesehene Bild eingegeben, was auch die geistige Wahrheit der heiligen Bücher beweist. Weil es gewisse Muster gibt, die dem Geiste sich immer und überall unter einer und derselben Gestalt vorstellen.

Noch besitzen wir ein zweites Muster, den Typus eines schon leidenden Slawen. Der Künstler stellte ihn in der Bildsäule, bekannt unter dem Namen „der Scythe als Sklave," der Barbar oder Schleifer (le remouleur) dar. Es ist dies eine der schönsten Schöpfungen griechischer Bildhauerkunst. Das Original befindet sich in der Kunstkammer zu Florenz, wovon aber ein wohlgetroffener, vortrefflicher Bronzeabguß auch im Tuileriengarten zu sehen ist. Diese Bildsäule stellt einen gebückten Menschen vor, der, auf den Unterbeinen sitzend oder vielmehr zu sitzen scheinend, sein breites Messer auf dem Steine schleift. Erst Winkelmann oder Viskonti errieth des Meisters Gedanken und sagte, dieser Sklave wetze das Messer, um Jemandem damit einen qualvollen Tod zu geben oder sonst eine Grausamkeit zu begehen; von der Zeit an stellte man ihn Marsias gegenüber, so daß beide Kunstwerke in der Aufstellung jetzt ein Ganzes ausmachen. Bekannt ist aus der Mythologie, daß Marsias von Apollo verurtheilt war, lebendig geschunden zu werden. Der Kenner, welcher diese Meinung zuerst ausgesprochen, hatte ein treffendes Vorgefühl, denn der Sklave soll diese Arbeit verrichten. Und doch, sonderbar genug, bemerkt man an ihm weder in Gestalt, Blick noch Antlitz etwas Wildes oder Grausames. Er ist ein Slawe. Sein Gesicht zeigt es, selbst mit dem Zirkel gemessen, gibt es den Winkel, welcher den Kunstverständigen zufolge das slawische Gesicht von dem keltischen und griechischen unterscheidet; nur die Stirn ist etwas zu sehr nach hinten gebogen. Diese kahle Stirn deutet auf ein von Sorgen und Trübsalen heimgesuchtes Gemüth. Die eingefallenen Wangen, die verdunkelten Augen, vor allem aber die Lippen haben einen unvergleichlichen Ausdruck; es malt sich in ihnen tiefer Trübsinn und zugleich moralische Schwäche. Dieser Mensch scheint sein Opfer zu betrachten und das Unglück zu fühlen, es martern zu müssen, da er sich aber dieser grausamen Nothwendigkeit nicht zu entschlagen weiß, so unterwirft er sich der-

selben mit Abscheu und Reue. Unter den vielen Tausenden von Bildsäulen, die man in Italien gesammelt findet, gibt es keine einzige, die solchen Schmerz, solche Betrübniß und Unterwerfung ausdrückte, die aber nebenbei auch etwas so sehr Trauriges und Unheil verkündendes an sich hätte. Man sieht es auf den ersten Blick, dieser Mann wetze sein Messer für eine nicht gewöhnliche Arbeit.

Erinnern wir uns nun, daß die Mythe von Marsias, welchem Apollo die Haut abziehen läßt, aus Kleinasien, aus Phrygien, aus Lycien herrührt; und wir können noch hinzufügen, daß dieses Lycien (Lycia) nichts Anderes als Lutycien, das Land der Lutyker — Wilken, Wiltsen — gewesen. Dort wurde Lykaon in einen Wolf (Wilk) verwandelt, dort ist das Nest der Sage von den Wolfsdrachen, Wolfslöwen, Wilkolaken, Wilkodraken. Herodot sagt auch, es gäbe unter den Neuren Leute, die jährlich sich für etliche Tage in Wölfe verwandelten. Er wiederholt diese Fabel mit Mißtrauen, doch aber kann man noch heute Viele finden, welche behaupten, einen Wilkolaken (loup-garoux, loup-dragon) gesehen oder selbst getödtet zu haben; bei allen slawischen Völkern sind Sagen der Art sehr allgemein.

Die Bildsäule, von der wir gesprochen, stellt die Geschichte jener Slawen dar, die, den ayssrischen Königen gehorchend, die schrecklichen Urtheile der Vorsehung erfüllten; bethört und betäubt, selbst nicht wissend, wessen Werkzeug sie waren, schärften sie den Stahl zum Quälen und Morden ihrer Opfer.

Der Slawe als Knecht (Sklave), der schon verfluchte und verurtheilte Assur, begegnet uns noch in andern Ueberresten der Kunst. Wir sehen ihn als Kriegsgefangenen in allen Denkmälern des Alterthums, selbst von denen Aegyptens und Indiens angefangen, und zwar so viel wir aus Bildern urtheilen können. Das ist wenigstens gewiß, daß uns überall Gesichter entgegentreten, die denselben Gesichtswinkel haben,

welcher bei den erwähnten Syriern und den heutigen Slawen sich vorfindet. Die vorhandenen Muster oder Typen der Kriegsgefangenen auf den Thoren und Triumphbögen zu Rom zeichnen sich auch durch denselben Ausdruck der Trauer und Unterwerfung aus. Ihre Charakterzüge sind gänzlich verschieden von denen der Parther, Meder, Araber und anderer Reitervölker. Die Gesichtszüge der israelitischen Kriegsgefangenen, die wir in den Basreliefs am Titusbogen sehen, sind den Gesichtern jener Gefangenen zu Fuße an der trajanischen Säule ganz unähnlich. Diese trajanische Säule stellt uns ein Hauptmuster in dieser Hinsicht dar.

Ferner läßt man die Slawen eine noch erbärmlichere Rolle in der Baukunst spielen, woselbst sie als Baustoff, als Steinmassen, als Säulen und Stützen der Wölbungen dienen. Diese halbmenschlichen, halbsteinigen Gestalten, Kariatiden genannt, haben breite Schultern, gebückte Nacken, von Elend gedunsene Gesichter. Es ist dies die Geschichte der slawischen Völker seit den Eroberungen des Darius bis zu den ersten Jahrhunderten des Christenthums.

Das letzte und schönste Bild der Mißgeschicke dieses Stammes haben wir in dem plastischen Bilde des duldenden Slawen, welcher jedoch im Geiste sich schon auf der Rückkehr zu Gott befindet, in dem sterbenden Gladiator. Diese berühmte Bildsäule des kapitolinischen Museums zu Rom, von den Künstlern als bewunderungswürdiges Werk geschätzt, erweckte für sich nicht die Aufmerksamkeit des verflossenen Jahrhunderts, das mit allen den Venus und Cupidos gar zu sehr beschäftigt war. Erst im laufenden Jahrhundert fängt ihre Berühmtheit an und macht jetzt im Kapitol den Hauptgegenstand der Sehenswürdigkeiten aus; sie ist immer von einer Menge schauender Fremden umgeben, die in des Künstlers erhabenen Geistesschwung einzugehen scheinen. Wer kennt nicht Byron's schönen Vers darüber? Byron begriff besser als Winkelmann, Visconti und alle Kenner, was

dieser Gladiator vorstelle, mit staunenswerthem Geistesblick las er in ihm die Vergangenheit eines ganzen Volkes; ohne je slawische Länder besucht zu haben, erkannte er in ihm einen Slawen. Tödtlich verwundet liegt er mitten im römischen Circus; sein Blut beginnt in Tropfen zu rinnen, ähnlich den — wie Byron sagt — dicken aber seltenen Regentropfen, die vor einem Gewitter fallen. Man sieht, es kümmere ihn nicht, was um ihn herum geschehe; er schaut die Anwesenden nicht an, äußert weder Zorn noch Schaam, ist natürlich und scheint zugleich in einer Verzuckung zu sein, er sinnt — wie desgleichen Byron sagt — über sein Land.*) Sein ganzer Geist rafft sich zum Abfluge zusammen und in diesem feierlichen Augenblicke kommt ihm die heimatliche Hürde an der Donau, von der man ihn einst fortgerissen, in den Sinn. Die Kunst des Alterthums hat nichts geliefert, was mehr tragisch wäre. Zaleski sah in ihr desgleichen das slawische Merkmal und sagte:

„Scharf in das Gesicht des sterbenden Kämpfers
Sah ich, daß mir die Schlafader blau anquoll,
Und im ganzen Geblüte schallte des Slawen Hurra!
Ein Bruder verfallener Jahrhunderte lebte auf im Bilde,
Er stöhnte aus — was er gefühlt und erlitten in der Reihe
jämmerlicher Tage."

Dieser Gladiator ist jedoch noch Heide; sein Blick ist nicht an den Himmel geheftet, an seiner Stirn strahlt nicht Siegesfreude der Märtyrer; unter allen Gesichtern der alten Bildhauerkunst nähert sich aber dieses einzige am meisten dem christlichen Typus, es stellt Gesichtszüge der schon zur Annahme des Christenthums reifen Slawen vor.

*) He reck'd not of the life he lost nor prize,
But where his rude hut by the Danube lay,
There were his young barbarians all at play,
There was their Dacian mother — he, their Sire,
Butcher'd to made a Roman holiday —
All this rush'd with his blood.

Achte Vorlesung.

Den 24. Januar 1843.

So lange ein Volk noch nicht verschwindet, so lange ein Geschlecht auf Erden dauert, begegnet sich stets seine Vergangenheit durch die Gegenwart mit der Zukunft. Aus der Tiefe der ältesten Zeiten versetzen wir uns daher in die gegenwärtigen und behalten immer dieselben Aufgaben vor Augen. Wir haben uns bemüht, die uralte Geschichte der Slawen erforschend, die Ursachen des namenlosen Unglücks dieses ganzen Stammes zu entdecken, jetzt werden wir den Blick darauf wenden, wie sie, mit der Gegenwart ringend, sich eine bessere Zukunft erkämpfen.

Die Poesie, das Gefühl, die Bewegung des Geistes, dieser Hauch unsers unsterblichen Wesens, erschüttert durch jede Rührung im geschichtlichen Leben eines Volkes oder eines Geschlechts die Enden seiner Kettenringe. Nach der Betrachtung von Assur's Schicksalen kehren wir zum Messianismus zurück. Schon wissen wir durch den polnischen Philosophen, über welchen wir vergangenes Jahr gesprochen, daß der Messianismus ohne Apostasie, d. h. Verleugnung des Göttlichen oder ohne Abfall, Verrath nicht vorkommen kann. Dieses Untreuwerden, dieser Verrath ist nichts Anderes als nur der Widerstand des bestehenden Daseins gegen das, welches vorrückt. Zu diesen Erscheinungen des Messianismus muß

noch hinzugefügt werden der falsche, d. h. der sich so stellende, sich ungerecht diesen Namen gebende Messianismus, welcher freilich auch während des Entfaltens der neuen Wahrheit stattfinden muß. Dieser zeigt uns die Bahnen der kräftigen Geister, welche auch der Zukunft entgegen gehen, die aber irre gegangen sind. In Betracht dessen könnte man alle Werke der neuern Dichtung und Philosophie hierher zählen. Ueber dieselben nachdenkend, ist es nicht schwer zu bemerken, was in ihren Bestrebungen und Formeln, die sie uns darreichen wollen, sich Irrthümliches vorfindet.

Mit der vollständigen Auseinandersetzung eines der vorzüglichsten Werke dieser Art, welches im Jahr 1834 erschienen ist und den Titel „die nichtgöttliche Komödie" oder „die höllische Komödie" führt, wollen wir uns nun befassen.

Nicht gern möchten wir dieses Werk ein phantastisches Drama nennen. Gewöhnlich werden diejenigen Dramen so genannt, welche Scenen und Personen außerordentlicher Natur darstellen, in denen der Verfasser aus den Grenzen des alltäglichen Lebens, aus dem Bereiche der prosaischen Wirklichkeit hinauszutreten scheint. Unterdessen ist jedoch nichts mehr phantastisch, als gerade Dasjenige, was die Menschen die Wirklichkeit heißen. Denn was ist wohl bedinglicher, veränderlicher und vergänglicher als gerade diese sogenannte Wirklichkeit oder diese sichtbare Welt, die stets im Vorübergehen begriffen ist, entweder schon war oder erst noch sein soll und, man kann sagen, nie gegenwärtig ist, von welcher nur so viel übrig bleibt, als dem Geiste gelungen aufzubewahren. Der Geist nämlich ist es, welcher auffassend, festhaltend, die vergänglichen Bedingungen der sichtbaren Welt feststellend, ihr einigermaßen ein wirkliches Dasein verleiht; Begriffe, Vorstellungen, Institutionen und Werke, die einzigen wesentlichen Dinge schafft, welche, im Geiste aufgenommen und durch ihn gehend, die einzigen lebenden Ueberlieferungen des Menschengeschlechts ausmachen. Jegliches Werk daher, das uns rührt, das uns

neues Leben gibt oder ein früheres Leben in uns weckt, gehört der Wirklichkeit an. Die Schriftsteller des Auslandes sagen aus, die polnische Poesie sei eine im hohen Grade wesentliche, eine wirkliche, wir aber kennen kein Werk, das mehr wesentlich wäre, welches die Aufgaben der Gegenwart kräftiger berührte, als gerade das, von welchem wir sprechen.

Die Zeit, der Ort, die Personen der höllischen Komödie, alles dies ist vom Dichter geschaffen. Das Drama spielt in einer gehofften, nicht fernen, doch aber noch nicht vorhandenen Zeit. Der Dichter ist der erste Verfasser, welcher wagte, ein prophetisches, vorhersagendes Drama zu schreiben, Personen und Ereignisse darzustellen, die einst eintreffen sollen. Die Handlung geschieht aber in Polen und ihre Zeit ist unsern Tagen nicht sehr fern; denn die Individuen sprechen nach unserer Art, sie haben unsere Vorurtheile, unsere Gewohnheiten; wir können es sehen, daß sie unserer Generation und dem polnischen Volke angehören, wenngleich ihnen der Verfasser kein Landesmerkmal aufprägt, nichts mit dem sogenannten Ortscolorit überzieht. Man bemerkt dort weder Kleider noch andere Einzelnheiten, die äußerlich ein Volk vom andern unterscheiden; es ist dies einigermaßen eine Sammlung Menschen, an denen wir nur erkennen, daß sie Europäer sind, eine europäische Gesellschaft wohlerzogener Männer und Frauen. Daß diese Leute Polen sind, läßt sich besonders durch den auffallenden Contrast erkennen, welcher zwischen dem Zustande der Gesellschaft, den wir eigentlich mehr fühlen als sehen, und dem Charakter der Personen obwaltet. Diese Personen würden in einer andern Gesellschaft, in einer andern Zeit eine gar sehr liebe und ehrbare Gesellschaft ausmachen, in einem Volke aber, das durch die ganze Last einer schmerzlichen Vergangenheit niedergedrückt ist, in einem Volke, aus dessen Schooß die Zukunft aufblühen soll, haben alle diese im Drama handelnden Personen mit ihren Vorurtheilen, mit ihrer eng-

herzigen Urtheilsweise, vielmehr das Aussehen von Caricaturen.

Inmitten einer solchen Gesellschaft zeigt sich uns ein einziger Mann, dem Geiste nach schon der Zukunft angehörig, ein Mann, der im Geiste kräftig, feurig, verzehrt von der Begier, den Willen der Vorsehung zu ergründen, der im niedern Bereiche des alltäglichen Lebens nicht frei athmen kann. Dieser Held des Drama wirft auf alles ihn Umgebende einen gewissen Wiederschein höllischer Flammengluth; die untergeordneten Individuen erscheinen neben ihm fast wie bläuliche Geistererscheinungen. Sein Charakter faßt alle Charaktere in sich, welche durch die Dichter der neuern Zeit, sowohl polnische wie czechische, dargestellt worden sind. Er ist der Korsar Byrons, aber der bekehrte Korsar; er ist der Graf Wacław Malczewskis, der jedoch schon dem Alltagsleben sich zugewandt hat; er ist jener zweite Wacław Garczyńskis, der Philosoph Wacław, welcher aber nach einer neuen Bahn sucht. Aus der Lage des Vaterlandes entwickelt sich auch die seinige. Polen ist in der höllischen Komödie — dies muß man wissen, um das Werk zu verstehen — nicht das uns bekannte Polen, nicht unser geschichtliches, geographisches Polen; sondern, würde man sich z. B. vorstellen, daß plötzlich durch ein Zusammenwirken verschiedener Ereignisse, in Folge irgend eines Congresses oder anderer äußeren Verhältnisse wegen dasselbe ganz und unabhängig dastände, ohne jedoch eigne Lebenskraft im Innern zu besitzen, beseelt einzig und allein vom fremden, europäischen Leben und sich nur kraft der in Europa entfalteten Gefühle und Vorstellungen bewegend: so würde ein solches Polen gänzlich demjenigen des Verfassers entsprechen. Leicht begreiflich ist, wie in einem solchen Polen gerade die wackersten Männer, die Männer, deren Geist sich am höchsten emporgeschwungen, auf keine Weise ihre Vergangenheit mit der Zukunft zu vereinen vermögend, sich gänzlich aus der Bahn geschleudert sehen würden, ähnlich den Führern

Griechenlands, die, berühmt während des Aufstandes, jetzt ein betrübtes, seines Zweckes beraubtes Dasein fristen. Der Held der höllischen Komödie* bewegt sich leider in einem solchen Polen. Von Geburt ist er ein Magnat, ein mächtiger polnischer Edelmann. Der polnische Adel, welcher den Schicksalen des Vaterlandes vorgestanden, wurde auch zuerst in den Knäuel der religiösen und socialen Fragen verwoben. Unser Held fühlt, der erste, die Seelenqualen hieraus und weiß es sehr wohl, daß auf ihm die Lösung alles dessen lastet; er weiß es, daß er, der erste, die Schranken öffnen muß. Der Anlage nach ist er Dichter und zwar ein Dichter nach dem gewöhnlichen Verständnisse des Volkes, das Jeden so nennt, der in Gefühl und Handlung nicht die breitgetretene Bahn einhält, der sich nach einer über die gewöhnlichen Motive und Regeln des alltäglichen Lebens der Menschen erhabenen Wahrheit richtet.

Die erste Scene des Drama ist, kann man sagen, der Schluß der romantischen und socialen polnischen Poesie unsers Jahrhunderts. Der Held des Werkes, Graf Heinrich, jener mächtige Herr und Dichter, quält sich zuvörderst mit Lösung der religiösen und socialen Fragen, am Ende verliert er die Hoffnung, irgend einmal ins Reine zu kommen; er will alles sein lassen und auf die Bahn des alltäglichen Lebens zurückkehren, dem eitlen Nachgrübeln entsagen und sich mit der Wirklichkeit befassen. Zu diesem Zwecke beschließt er sogar sich Pflichten aufzulegen, sich unter das Joch der Gesetze zu fügen. Wir gewahren ihn in dem Augenblicke, wo er sich verheirathen will. Den Eingang des Stücks macht ein Gespräch unsichtbarer Geister, der guten nämlich und der bösen; die einen wollen ihm auf dem Pfade der Pflichterfüllung behülflich sein, die andern trachten, ihn auf die Wege des Irrthums zu führen.

Der Schutzengel.

„Friede den Menschen guten Willens — gesegnet unter den Geschöpfen, der ein Herz hat — er kann noch erlöset

werden! Gute und bescheidene Gattin erscheine für ihn! Und ein Kindlein werde in eurem Hause geboren."

Mit diesen Worten, die einst von den Hirten vernommen wurden: Friede sei den Menschen, die eines guten Willens sind, mit den Worten, die eine neue Epoche verkündeten, fängt das Drama an. In den großen Weltperioden können nur Menschen, die einen guten Willen haben, Menschen, welche aufrichtig nach der Wahrheit suchen, dieselbe begreifen. So ist auch die Zeile zu verstehen: gesegnet sei unter den Geschöpfen, der ein Herz hat; weil die Zahl der Menschen, die das Herz nicht vergeudet haben, gewöhnlich in solchen Epochen gering ist. Zur Kräftigung eines solchen Mannes befiehlt der Engel einer Gattin, für ihn zu erscheinen und einer reinen, schuldlosen Seele, unter ihnen zu wohnen: ein Kindlein werde in eurem Hause geboren.

Nun erst treiben ihn auch ihrerseits die bösen Geister vorwärts, aber auf einen falschen Weg; sie bemühen sich durch eine dichterische Vorstellung der Vergangenheit, durch die Begier des Stolzes, des weltlichen Ruhmes und durch verdunkelte Erinnerungen der glücklichen Zeiten, die man gern auf Erden wieder aufbauen möchte, ihn irre zu führen. Drei Systeme, das poetische, das pantheistische und anthropotheistische oder das den Menschen vergötternde stellen sich hier nebeneinander auf; alle Arten der Verführungen werden angewandt.

Der Chor der bösen Geister.

„Auf, auf, Geister! eilet zu ihm. Du voran, Du an der Spitze, Schatten der gestern verstorbenen Beischläferin, erfrischt im Nebel, geschmückt mit Blumen, vorwärts, Du Jungfrau, des Dichters Geliebte.

„Auf, in den Weg auch Du, Ruhm! Du alter, in der Hölle gestopfter Adler, erhebe Dich von dem Pfahle, an welchen Dich im Herbst der Jäger aufhing, fliege ihm zu und breite die

Schwingen, die mächtigen, von der Sonne weißgeglänzten, über dem Haupte des Dichters aus.

„Aus unsern dunkeln Gewölben tritt auch Du, Edens vermodertes Bild, hervor, Du, Belzebub's Machwerk; die Löcher leimen wir zu, überziehen sie mit Firniß — dann aber wickle Dich, zauberisches Linnen, zur Wolke ein und fliege dem Dichter zu — dort entfalte Dich plötzlich vor ihm, umringe ihn mit Felsen und Wässern, abwechselnd mit Nacht und Tag — Mutter Natur, umgib den Dichter!"

Der Dichter traut sich die Vergangenheit an, er schließt die Ehe mit einem guten, stillen, frommen Weibe, das ihn nicht verstehen kann, und wenn er ihr zuruft: „O! ewig, ewig sollst Du mein Lied sein!" antwortet sie ihm: „Ich werde Dir eine treue Gattin sein, wie die Mutter mir geheißen, wie das Herz mir befiehlt." Mit dieser Gattin bringt er Tage, Monate, Jahre zu, versunken in das alltägliche Leben. Dieser eingekerkerte Geist ist der Prometheus der alten Sage; plötzlich aber erwacht er.

Der Verfasser stellt hier vor seinen Helden jenes Gespenst seiner Geliebten, jenes Ideal, geschmückt mit allen Reizen seiner Jugendträume, das ihn aus dem Schlummer weckt.

Der Mann.

„Verflucht sei der Augenblick, in welchem ich ein Weib mir angetraut, in welchem ich die Geliebte der Jugendjahre verlassen, den Gedanken meiner Gedanken, die Seele meiner Seele . . . .

Die Gattin.

„Was ist geschehen? Ist's schon Tag? Ist der Wagen schon vor? Wir sollen ja heute verschiedener Einkäufe wegen ausfahren."

. . . .

Der Mann.

„Vom Tage der Trauung an schlief ich den Schlaf der Erstarrten, den Schlaf der Vielfresser, den Schlaf des deutschen Fabrikanten neben seiner deutschen Gattin! Die ganze Welt ist um mich herum in Schlaf versunken wie ich. Ich fuhr aus zu Verwandten — zu Aerzten — in die Läden; und weil ein Kind mir soll geboren werden, so dachte ich an eine Amme.

(Es schlägt zwei Uhr auf dem Kirchthurm.)

„Zu mir, zu mir, ihr meine alten, bevölkerten, lebenden, unter meinen Gedanken sich bergenden Reiche — meinen Eingebungen gehorchend — einst war ja der nächtliche Glockenlaut eure Losung. (Geht herum, ringt die Hände.)

„O, Gott! hast Du denn selbst den Bund zweier Körper geheiligt; hast Du selbst ausgesagt, nichts könne sie trennen, auseinander reißen, wenn auch die Seelen sich abstoßen, auseinander gehen und die Leiber wie zwei Leichname neben sich lassen.

„Wieder bist Du bei mir (spricht zum Schatten der Geliebten), o Du meine — o Du meine; nimm mich mit! Bist Du ein Phantom, habe ich Dich erdacht, hast Du Dich aus mir herausgeschaffen und offenbarst Dich mir jetzt: o so möge ich auch ein Schatten sein, möge ich zu Nebel und Rauch werden, um mit Dir mich zu vereinen.

. . . .

Die Gattin.

„Heute, gestern, ach, Du mein Gott! und die ganze Woche und schon seit drei Wochen, seit einem Monat sprachst Du kein Wort zu mir; und Alle, die ich spreche, sagen mir, ich sehe übel aus.

Der Mann.

„Es scheint mir im Gegentheil, Du sehest gut aus.

Die Gattin.

„Dir ist alles eins; denn Du siehst mich nicht mehr an, wendest Dich ab, wenn ich hereintrete, und verbirgst die Augen, wenn ich Dir in der Nähe weile; gestern ging ich beichten und erinnerte mich aller Sünden, konnte aber nichts der Art finden, was Dich beleidigen könnte."

Der Mann.

„Du hast mich nicht beleidigt."

Die Gattin.

„Mein Gott! — mein Gott!"

Der Mann.

„Ich fühle, daß ich Dich lieben sollte."

Die Gattin.

„Den Todesstoß gabst Du mir durch dies einzige „Ich sollte." Ach! so stehe lieber auf und sprich: „Ich liebe Dich nicht." Wenigstens werde ich dann alles wissen — alles."

Am Ende des so geführten Gesprächs tritt von neuem der Schatten der Geliebten auf und lockt den Mann zu sich; als ihn aber die Gattin aufhalten will, fährt er sie an:

„Weib aus Lehm und Koth, beneide nicht, verleumde nicht, lästere nicht! Schau zu, dies ist der erste Gedanke Gottes von Dir, Du aber folgtest dem Rath der Schlange und bist geworden, was Du bist."

Nach diesen Worten verläßt der Mann die Gattin und jagt dem geliebten Gespenste nach. In dieser seiner Wanderung durch Wälder, Berge, Schluchten und Thäler hat der Dichter das Bild des abenteuerlichen Lebens dargestellt. Schon steht er am Rande des Abgrundes und soll in denselben stürzen, als ihm der Engel die Rettung verkündet,

denn in diesem Augenblicke wird die Taufe seines Sohnes vollzogen.

Um die Schönheit der Grundlage in diesem Drama zu fassen, muß man stets die Gestalt der auftretenden Vergangenheit, neben der Person, welche die Zukunft vorstellt, aufsuchen. Die Vergangenheit zeigt sich hier mit allem dem, was sie am meisten Kaltes, Todtes in ihren Formen hat. Zuerst hatten wir eine Trauung, jetzt folgt die Taufe. Es versammeln sich die zu diesem Begängnisse gebetenen Gäste.

Der erste Gast.

Sonderbar, wo doch der Graf geblieben.

Der zweite Gast.

Er hat sich irgendwo verweilt oder schreibt.

Der erste Gast.

Und die Gräfin ist bleich, hat nicht ausgeschlafen, sie hat kein Wort zu Jemandem gesprochen.

Der dritte Gast.

„Die heutige Taufe erinnert mich an jene Bälle, zu welchen der Wirth, nachdem er die Gäste eingeladen, den Abend zuvor alles Geld beim Kartenspiel verliert und dann die Gäste mit der Artigkeit der Verzweiflung aufnimmt.“

Der vierte Gast.

„Ich habe die niedliche Prinzessin verlassen; bin gekommen, in der Meinung, ein herrliches Frühstück zu finden, statt dessen aber treffe ich, wie die Schrift sagt, auf Heulen und Zähneknirschen.“

Der Priester.

„Georg Stanislaw, begehrst Du das heilige Oel?“

Der Taufpathe und die Taufpathin.

„Ja!“

Die Ceremonie wird wie gewöhnlich verrichtet, unterdessen tritt die Mutter, wie vom Scheintode erwacht, mit wankenden Schritten zu dem Kinde, legt ihm die Hände aufs Köpfchen und spricht feierlich:

„Ich segne Dich, Orcio (Orcio Diminutiv von Georg), ich segne Dich mein Kind, werde ein Dichter, damit der Vater Dich liebe und nicht einst verstoße."

Die Taufpathin.

„Aber erlaube doch, Marie."

Der Priester.

„Frau Gräfin! fürchten Sie Gott."

Die Mutter.

„Ich fluche Dir, wirst Du nicht Dichter."

Alles ist beendet, die Gäste gehen verwundert und verwirrt auseinander, der Taufpathe bleibt an der Wiege des Kindes:

„George Stanislaw, eben bist Du ein Christ geworden und in die menschliche Gesellschaft aufgenommen, später wirst Du ein Bürger des Staats und mit Hülfe der Eltern und der Gnade Gottes ein hoher Würdenträger werden. Denke daran, daß man das Vaterland lieben muß und es sogar schön ist, für das Vaterland zu sterben ......"

So wurde die Taufe begangen. Alle haben hier das Ihrige gethan. Die Gäste kamen, die einen des Frühstücks wegen, die andern sich zu zerstreuen; der Priester, welcher früher das unglückliche Paar einsegnete, sprach jetzt die Sacramentalworte, die Stirn des Kindes mit heiligem Wasser besprengend; der Taufpathe trat mit einer Anrede hervor, die er vielleicht schon hundertmal in ähnlichen Fällen wiederholt hatte. Nur die Gräfin allein erweckt Interesse. Sie gibt dem Sohne den Segen, mit dem Wunsche, daß er ein Dichter werde, d. h. ein Mensch, welcher Gefühl hat, welcher in

seinem Innern arbeitet. Dies Eine nur macht den Leser stutzig. Die Kritiker warfen der ganzen Scene Gleichgültigkeit und Flachheit vor; wir sehen sie aber für sehr schön an, schon selbst der Einfachheit wegen.

Es folgt sogleich die zweite Scene, welche nicht minder einfach und wohl getroffen ist, wo der Graf von seiner Irrwanderung nach Hause kehrt, welche Scene die Geschichte des häuslichen Lebens dieses unglücklichen Mannes beschließt.

Der Mann.

„Wo ist die Herrin?"

Der Diener.

„Die gnädige Frau ist krank."

Der Mann.

„Ich war in ihrem Zimmer, es ist leer."

Der Diener.

„Gnädiger Herr, die gnädige Frau ist nicht hier."

Der Mann.

„Und wo ist sie?"

Der Diener.

„Man hat sie gestern fortgefahren ....."

Der Mann.

„Wohin?"

Der Diener.

„Ins Irrenhaus." (Läuft aus dem Zimmer.)

Der Mann.

„Höre Marie, vielleicht verstellst Du Dich, vielleicht hast Du Dich versteckt, um mich zu bestrafen, gib einen Laut von Dir, ich bitte Dich! Marie — Mariechen.

„Nein, Niemand antwortet! Johann! — Katharine! — Dies ganze Haus ist taub und stumm geworden."

„Diejenige, der ich Treue und Glück zugeschworen, habe ich selbst gestürzt in die Reihe der schon auf dieser Welt Verdammten. Alles, alles, was ich berührte, habe ich zerstört und werde mich am Ende auch selbst vernichten. Hat denn die Hölle mich dazu losgelassen, daß ich etwas länger ihr lebendes Bild sei auf Erden?"

„Auf welches Kissen wird sie heute ihr Haupt legen, welche Töne werden sie des Nachts umringen: das Geheul, die Gesänge der Irren. Ich sehe sie, die Stirn, auf welcher immer der Gedanke des Friedens — des Willkommens — der Zuvorkommenheit thronte — hält sie gesenkt — ihren guten Gedanken hat sie in unbekannte weite Fernen geschickt, vielleicht mir nach und irrt jetzt, und weint, die Arme."

Der Graf Heinrich stürzt zur Thür hinaus, fordert ein Pferd und jagt dem Irrenhause zu. Dieses Haus nimmt in der Zusammenstellung des Drama einen bedeutenden Platz ein. Die alte, langweilige, erkaltete, dem Scheine nach glückliche Gesellschaft soll sich schon auflösen; den Gedanken der neuen Gesellschaft hat der Dichter im Aufwallen und Trüben, ähnlich den Quellen der Feuerberge, die sich plötzlich verdunkeln, wenn ein Ausbruch bevorsteht, in dieser Scene gezeigt, wo die Ausrufungen und die Worte der Eingesperrten sich Luft machen, wie der Rauch aus den Felsenrissen vor dem Erscheinen der Flamme. Was nur irgend die zukünftige Gesellschaft Gewaltsames, Schreckliches, Satanisches in sich haben könnte, dies alles stellt hier als schon im Keimen begriffen das Irrenhaus vor.

Die Stimmen, welche sich während dieser Scene von oben und unten, von der rechten und linken Seite hören lassen, stellen die politischen und religiösen Parteien der heutigen Gesellschaft dar.

Eine Stimme von der Decke herab.

„In Ketten habt Ihr Gott geschmiedet! Einer ist schon am Kreuze gestorben. — Ich ein zweiter Gott und bin auch unter Henkern."

Eine Stimme aus dem Fußboden herauf.

„Aufs Schaffot die Häupter der Könige und Großen! Von mir fängt die Freiheit des Volkes an."

Eine Stimme hinter der rechten Wand.

„Kniet nieder vor Eurem Könige."
Diese Stimmen hört man im Zimmer der Kranken.

Der Mann.

„Erkennst Du mich, Marie?"

Die Gattin.

„Ich schwöre Dir Treue zu bis ans Grab."

Der Mann.

„Komm, gib mir den Arm, wir wollen hinausgehen."

Die Gattin.

„Ich kann mich nicht heben, die Seele hat meinen Leib verlassen, sie ist in den Kopf gestiegen."

Der Mann.

„Erlaube, ich werde Dich hinaustragen."

Die Gattin.

„Gönne mir noch einige Augenblicke und ich werde Deiner würdig sein."

Der Mann.

„Wie so?"

. . . .

Die Gattin.

„Seitdem ich Dich verloren, ist eine große Veränderung in mir vorgegangen. „Herr Gott!“ sprach ich und schlug mich an die Brust und setzte mir die geweihete Kerze an die Brust und büßte, „laß auf mich den Geist der Poesie herunter.“ Und den dritten Tag des Morgens wurde ich ein Dichter . . . . . Heinrich, jetzt wirst Du mich nicht verachten, ich bin voller Begeisterung! Die Abende wirst Du mich nicht mehr verlassen.“

Der Mann.

„Nie, nie.“

Die Gattin.

„Sieh mich an! bin ich Dir nicht gleich geworden? alles werde ich begreifen, verstehen, aussprechen, aufspielen, aussingen. — Das Meer, die Sterne, die Stürme, den Kampf. — Ja, Sterne, Stürme, Meere ach! noch etwas ist mir entschlüpft — ja die Schlacht — Du mußt mich in die Schlacht führen . . . . .“

. . . .

Der Mann.

„Marie, vielleicht willst Du unseren Sohn sehen.“

Die Gattin.

„Ich habe ihn fortgeschickt in die Welten, ihm Flügel angesetzt, auf daß er Alles in sich einsauge, was schön ist, was gräßlich und erhaben. — Er wird einst zurückkehren und Dich erfreuen. — Ach!“

Während dieses Gesprächs hören die Stimmen nicht auf, sich dareinzumischen. Als der Graf nach einem Augenblicke besserer Hoffnung wieder schmerzlich den traurigen Zustand seiner Gattin fühlt, lassen sich ihre Rufe vernehmen.

Die Stimme aus dem Fußboden herauf.

„Drei Könige habe ich mit eigner Hand erschlagen, noch bleiben zehn — und hundert Priester, welche die Messe singen."

Eine Stimme von der linken Seite.

„Die Sonne hat den dritten Theil ihres Glanzes verloren, die Sterne beginnen auf ihren Bahnen zu wanken, — wehe — wehe!"

Die Gattin.

„Dieser hat einen sonderbaren Irrwahn, nicht wahr?"

Der Mann.

„Den sonderbarsten."

Die Gattin.

„Er weiß nicht, was er spricht, ich aber will Dir erklären, was geschehen würde, wenn Gott in Wahnsinn verfiele."

(Faßt ihn bei der Hand.)

„Die Welten alle, sie gehen nach unten, sie gehen nach oben — jeder Mensch, jedes Würmchen schreit: „Ich bin Gott" — und enden jeden Augenblick, einer nach dem andern; es erlöschen die Kometen und Sonnen, Christus erlöset uns nicht mehr, sein Kreuz hat er in beide Arme gefaßt und in den Abgrund geworfen. Hörst Du, wie dieses Kreuz, die Hoffnung der Millionen, sich an den Sternen bricht, spaltet, zerschellt, in tausend Stücke stäubt und immer tiefer und tiefer fliegt, bis eine große Wolke aus seinen Splittern entstanden. Die allerheiligste Mutter Gottes betet nur noch allein, und die Sterne, ihre Diener, haben sie noch nicht verlassen, aber auch sie wird den Weg alles Fleisches gehen."

. . . .

Der Mann.

„Dir wird übel?"

Die Gattin.

„Jemand hat mir im Kopfe eine Lampe aufgehängt und die Lampe schaukelt sich — unerträglich."

Endlich stirbt die Kranke in den Armen des Mannes. Aus der traurigen Ehe ist nur ein Kind geblieben, ebenfalls für ein nicht langes Leben bestimmt, da es durch die Glut der ziellosen Einbildungskraft, die seine physischen Kräfte verzehrt, aufgerieben wird. Es ist eine Triebsprosse der kränklichen, dem Verscheiden nahen Gesellschaft. Hier schließt der erste Theil des Stücks.

Da dieses Drama nicht geschrieben ist, um im Theater aufgeführt zu werden, finden sich in ihm häufig Beschreibungsscenen, vom Verfasser dargestellte Bilder. Zu den schönsten unter ihnen gehört das Bild dieses Kindes, welches gerade den zweiten Theil eröffnet.

„Warum, o Kind, tummelst Du Dich nicht auf Deinem Steckenpferde? Warum spielst Du nicht mit der Puppe, mordest nicht die Fliegen, spießest nicht die Schmetterlinge auf, wälzest Dich nicht auf dem Rasen herum, stiehlst keine Leckerbissen, begießest nicht mit Thränen alle Buchstaben von A bis Z? Du König der Fliegen und Schmetterlinge, Freund des Polichinell, kleiner Satan, warum ähnelst Du so sehr einem Engel? Was bedeuten Deine blauen Augen, gesenkt, wenngleich lebhaft, voller Erinnerungen, obschon Dir kaum einige Frühlinge übers Haupt gezogen? Weshalb stützest Du die Stirn auf die weißen Händlein und scheinst zu sinnen? So wie die vom Thau gebeugte Blume, so sind Deine Schläfe mit Gedanken belastet."

„Und steigt Dir die Röthe auf, so glühest Du wie die hundertblättrige Rose, wirfst die Locken nach hinten, richtest die Blickchen nach dem Himmel. Sage, was hörst Du, was siehst Du, mit wem sprichst Du dann? Denn auf Deine Stirn treten Falten, wie dünne Fädlein vom unsichtbaren Knäuel fließend; denn in Deinen Augen glänzt ein

Funke, den Niemand begreift. Deine Mutter aber weint und ruft Dich und glaubt, Du liebst sie nicht. Deine Bekannten und Verwandten reden Dich an und sie glauben, Du erkennst sie nicht. Nur Dein Vater schweigt und blickt finster, bis ihm eine Thräne hervorquillt und wieder verschwindet."

. . . .

„Unterdessen wächsest Du auf und wirst schöner, nicht mit jener milchigen, erdbeerartigen Frische der Kindheit, sondern mit der Schönheit wunderbarer, unbegriffener Gedanken, die vielleicht nur aus der andern Welt Dir zufließen; denn obgleich Du oft erlöschende Augen, bleiche Wangen, eine eingefallene Brust hast, so hält doch Jeder, der Dich ansieht, vor Dir still und sagt: „Welch schönes Kind!"

„Hätte jede Blume, die verwelkt, eine Seele von Feuer und Himmelsbegeisterung, läge auf jedem sich zur Erde neigenden Blättchen der Gedanke eines Engels statt des Thautropfens, diese Blume würde Dir gleichen, o Du mein Kind! Vielleicht gab es solche vor Adam's Sündenfalle."

Dieses Kind tritt schon in den jungen Jahren aus der gewöhnlichen Bahn. Der Dichter zeigt es uns an der Seite des Vaters auf dem Friedhofe, in einer Scene am Grabe der Mutter.

Der Mann.

„Ziehe Dein Hütchen und bete für die Seele der Mutter."

Orcio.

„Gegrüßet seist Du, Jungfrau Maria, voller Gnaden, Königin des Himmels, Gebieterin von alle dem, das da blühet auf Erden, den Fluren, den Gewässern! . . . . ."

Der Mann.

„Warum verwechselst Du die Worte des Gebets? Bete, wie man Dich gelehrt hat, für die Mutter, die, heute sind's gerade zehn Jahre, zu dieser Stunde verschied."

Orcio.

„Gegrüßet seist Du, Jungfrau Maria, voller Gnaden! Der Herr ist mit Dir, gebenedeit bist Du unter den Engeln und jeder von ihnen zieht, wandelst Du vorbei, einen Himmelsbogen aus den Flügeln und streut ihn unter Deine Füße. Du auf ihnen wie auf den Wellen ....."

Der Mann.

„Orcio!"

Orcio.

„Aber Papa, ich bitte Dich, diese Worte kreisen mir und schmerzen im Kopfe so, daß ich sie aussprechen muß."

Der Mann.

„Steh auf! Solch ein Gebet bringt nicht zu Gott! An die Mutter erinnerst Du Dich nicht. Du kannst sie nicht lieben!"

Orcio.

„Ich sehe sehr häufig die Mutter."

Der Mann.

„Wo das, mein Kleiner?"

Orcio.

„Im Schlafe, d. h. nicht ganz im Schlafe, sondern so, wenn ich einschlummre, z. B. vorgestern."

Der Mann.

„Was redest Du, mein Kind?"

Orcio.

„Sie war sehr bleich und mager. Es schien mir, als erginge sie sich, ganz weiß schimmernd, über einer großen und breiten Finsterniß und sagte:

„Allenthalben schweife ich herum,
Allenthalben dringe ich ein,

Wo der Welten Ende,
Wo der Engel Gesänge,
Und sammle für Dich auf,
O Du, mein Kind!
Zahllose Formen,
Gedanken und Eingebungen.

„Und von den höhern Geistern
Und von den niedern Geistern
Sammle ich für Dich
Farben und Schatten,
Töne und Strahlen,
Damit Du, o mein Söhnchen!
Geist wie die im Himmel,
Und Dein Vater
Dich liebe.“

Der Mann.

„Wie, folgen denn die letzten Gedanken beim Verscheiden der Seele nach, auch wenn sie in den Himmel kommt? Kann der Geist glücklich, heilig und zugleich irre sein? .....“

Es gibt nichts Wehmüthigeres als dieses Drama. Der Dichter, der es geschrieben, konnte keinem andern Volke entsprossen sein, als jenem seit vielen Jahrhunderten leidenden; darum ist es auch so durchweg polnisch. Der Schmerz entfaltet sich hier nicht rauschend in beredten Phrasen, zerfließt auch nicht in rührende Klagelieder; die Stellungen der Individuen und Sachen sind kaum aufgezeichnet, die ganze traurige Erzählung nimmt kaum hundert Zeilen, nicht über ein paar Blätter ein. Aber jedes Wort ist gleichsam ein Tropfen, gepreßt aus der Bürde des Leidens und der Betrübniß. Die Personen ziehen vor uns vorüber wie die Schatten der Zauberlaterne; wir werden ihre Gesichter kaum gewahr und das nur von der Seite, selten von vorn; sie reden uns an, einige Worte im Vorbeigehen uns zuwerfend. Wollen wir aber diese Worte erwägen, sie auseinandersetzen, so können wir das

vollständige Bild erhalten; wir können, nachdem wir die Person einmal gesehen, errathen, was sie früher gewesen und ferner thun soll. Solche z. B. sind die Gäste, die Taufpathen und der Priester bei der Taufe. Alles dies malt ganz vorzüglich eine Gesellschaft, die auseinanderfällt, die vermodert ist. Derjenige, welcher die geistige Lebenskraft vorstellen sollte, spielt hier eine untergeordnete, nichtssagende Rolle; er macht das Zeichen des Kreuzes, spricht die Formeln des Rituals ab, und das ist sein ganzes Geschäft. Er hat nicht erwogen, ja nicht einmal daran gedacht, welch geheimes Band, welches Verhältniß zwischen dieser für die Zukunft berufenen Seele, die noch eine lange Laufbahn vor sich hat, und jener andern, die in der Vergangenheit stecken geblieben ist, von den Reizen derselben sich hat blenden lassen, obwalten kann. Mit geschlossenem Auge des Geistes auf dies Kind blickend, das schon in der Wiege sich wirft und ringt, dessen Charakter und Bestimmung sein Vater errathen, gar nicht einmal begreifend diesen Kampf der Zukunft mit der Vergangenheit, nur die oberflächlichen Formen des Ceremoniels kalt erfüllend, hat sich der Geistliche selbst vernichtet, sich selbst aus der Gesellschaft gestoßen. Der Graf, die Hauptperson des Drama, ein höherer Regungen fähiger Mensch, mit der höhern Welt in Berührung, ist hier als der letzte Vergegenwärtiger der Vergangenheit dargestellt. Schon reicht er in die Zukunft hinüber, kann sich aber nicht von der Welt trennen, die ihm unter den Füßen vergeht, weil, wie er selbst von sich gesagt, ihm die Gnade auf die Vernunft, nicht aufs Herz gefallen ist; sein Herz glühte einst, aber die Vernunft bekam das Uebergewicht über dasselbe und machte es erlöschen. Von der Zeit an kann er seine Gedanken und Gefühle nicht in Einklang bringen. Hier sind seine eignen Worte:

„Abgemüht habe ich mich viele Jahre, um die allerletzte Ursache alles Wissens, der Wonne und des Gedankens zu entdecken. Was habe ich gefunden? Eine Grabesleere in

meinem Herzen. Auswendig weiß ich alle Gefühle herzuzählen, sie zu besprechen, selbst aber habe ich kein einziges Begehren, keinen Glauben, keine Liebe in mir. Nur einige Vorgefühle schweifen in dieser Wüste umher: von meinem Sohne, daß er erblinden; von der Gesellschaft, in der ich aufgewachsen, daß sie auseinanderfallen wird; und ich leide in dem Maße, wie Gott glücklich ist, in mir selbst, für mich selbst."

Dieser Mensch ist von nun an verurtheilt, als ein thätiger Kämpfer gegen die Zukunft aufzutreten, zur Strafe, weil er die Gefühle für das letzte Ziel, für das letzte Resultat des Handelns, zu welchem die Menschen berufen sind, genommen. — Er meinte, daß es, um zu kämpfen und zu siegen, genügend sei, sich im dichterischen Geiste einen Helden zu schaffen und ihn im Buche oder auf der Bühne figuriren zu lassen, uneingedenk, daß unser Gedanke — wie es der Dichter Garczyński ausgedrückt hat — stets wie die Sehne des Bogens zum Handeln gespannt sein muß:

„...... wer setzt sich das Ziel im Gefühle!
Die Gedanken sind's, die im schaffenden Feuer, wie der gespannte Bogen,
Dort die That, dort den Bolzen treiben, wohin ihre Gewalt reicht."

Neunte Vorlesung.

Den 31. Januar 1843.

Der Held der höllischen Komödie, nachdem er Alles verloren und vernichtet hat, was ihn an die Erde fesselte, wirft sich nun in den Kampf; er will für sich die Zukunft erkämpfen. Der Dichter zeigt ihn uns während des Gewitters in den Felsen herumirrend, wo er mit der Natur spricht, in ihren Erscheinungen die Vorherverkündigung seiner Schicksale sucht.

Früher widerstand er den bösen Leidenschaften, erlag ihren Verführungen nicht; dies jedoch nur durch die Gnade, d. h. die Verdienste Anderer, die Gebete seiner Gattin. Anstatt sich aber zu bessern, innerlich zu ändern, betrat er wieder die Wege des Irrthums und fällt jetzt erst in die Netze des Bösen; er ließ sich vom Satan des Hochmuths verlocken, der ihm in Gestalt des schwarzen Adlers mit dem Geschwirre der Schwingen, ähnlich dem Pfeifen von tausend Kugeln in der Schlacht, erscheint. Der Adler ist das Sinnbild der politischen Macht; er nimmt ihn für die Vorherverkündigung seines Ruhmes und seiner Macht, er beschließt in sich, nach der Gewalt zu ringen, im Herrschen über Andere, im Niedertreten der Menschen Freude zu suchen.

Der Adler.

„Weiche nicht, weiche nie! und Deine Feinde, Deine erbärmlichen Feinde sollen zu Staub werden."

Der Mann.

„Lebe wohl zwischen den Felsen, unter welchen Du verschwindest! Bist Du Wahn oder Wahrheit, Sieg oder Vernichtung, gleich viel, ich will Dir glauben, Bote des Rühmes. Vergangenheit, stehe mir bei! Ist aber Dein Geist in den Schooß Gottes wiedergekehrt, so winde er sich los, trete in mich, werde Gedanke, Kraft und That."

Im Namen der Vergangenheit also das Schwert gegen die Zukunft ziehend, wirft er in diesem Augenblick mit dem Fuße eine Viper in den Abgrund. In dieser sieht er die Erhebung des Volkes, die schon von Ferne schallt. Nach der Anrede des Adlers richtet er nun seine Worte zur Viper.

„Geh, elendes Gewürm! So wie ich Dich niedergetreten und kein Zeichen der Trauer Deinetwegen in der Natur erscheint, so werden auch sie alle in den Abgrund gehen und keine Betrübniß über sie wird bleiben, kein Ruhm ihnen nachhallen; keine Wolke wird sich in ihrem Laufe abwenden, um auf so viele zusammen umkommende Erdensöhne hinzublicken.

„Sie zuerst, ich nachher.

„Du, unermeßliche Bläue des Himmels, umgibst die Erde. Die Erde ist wie ein Kind, das da weint und knirscht. Du aber erzitterst nicht, Du hörst sie nicht, Du schwimmst in Deine Unendlichkeit.

„Lebe wohl, Mutter Natur! Ich gehe, mich in einen Menschen umzuwandeln, ich gehe, mit meinen Brüdern zu kämpfen."

Wir übergehen hier die Scene der Berathung des Grafen und des Taufpathens mit dem Arzte über das schon von der Blindheit getroffene Kind, eine Scene, welche an jene erinnert, in welcher die Lady Macbeth nach dem begangenen Verbrechen im Traume herumgeht und die Hände vom Blute des Gemahls rein waschen will. Sie bekommt einen besondern Character der Gräßlichkeit durch die Einführung des Arztes, welcher über das moralische Leiden nur wie ein Mann

der Kunst urtheilt. Während der Arzt Shakespeare's die Quelle der Krankheit erräth und aufrichtig gesteht, in menschlicher Hand finde sich kein Heilmittel dafür, legt der Dichter in der beiweitem grausigern Scene der höllischen Komödie das Brandmaal der Schande auf die Medicin unserer Tage, als auf eine Wissenschaft, die sich nicht einmal die Mühe gibt, den Quellen des moralischen Leidens der Menschen und der Gesellschaft nachzuforschen, die Alles durch Nerven und Muskeln erklären will und mit der technischen Benennung der Krankheit endet. Während der geblendete Knabe aussagt, was ihm vor den Augen der Seele schwebt, der Vater die Vorsehung befragt, wann und wodurch dieses Kind eine solche Strafe verdient hat; während er mit Schmerz und Verzweiflung ringt, auf die Knie stürzt und ausruft: „Vor wem habe ich gekniet? Wo soll ich Rechenschaft fordern für die meinem Kinde angethane Unbill?" fügt der Arzt, nachdem er gesehen, daß die Augenlider gesund, das Weiße im Auge schön rein und alle Muskeln und Theile in Ordnung sind, ruhig hinzu: „Vielleicht sind Sie neugierig, den Namen der Krankheit zu wissen; sie heißt griechisch amaurosis."

Nur Ein Wesen erscheint hier mit noch nicht verfälschtem, nicht ertödtetem Gefühle — die Amme des Kranken, welche im Gebet zu der allerheiligsten Jungfrau von Czenstochow sagt: „Nimm mir die Augen und gib sie ihm!" Es ist eine einfache Landfrau inmitten dieser für erhaben gehaltenen Gesellschaft, welche die überlieferten Gefühle des Volkes athmet.

Selten trifft man etwas Durchgreifenderes, etwas Innigeres als die in den Worten des Vaters ausgedrückten Gedanken, die er beim Abschiednehmen vom Sohne, bei diesem Zerreißen des letzten Ringes, durch welchen jener Mensch noch an seiner Familie, noch an der Erde hing, spricht.

„Möge mein Segen über Dir ruhen! Nichts mehr kann ich Dir geben, weder Glück, noch Licht, noch Ehre, und es schlägt die Stunde, wo ich kämpfen, wo ich mit einer

Hand voll Menschen gegen viele Menschen werde wirken müssen. Was wird aus Dir werden? Verwaist, blind, kraftlos, allein zwischen tausend Abgründen, ein Kind und Dichter zugleich, armer Sänger ohne Zuhörer, mit der Seele außer den Schranken der Erde lebend und doch durch den Leib an die Erde gekettet. O Du unglücklicher, unglücklichster der Engel, o Du mein Sohn!"

Hiermit schließt der zweite Theil des Drama. Der Dichter versetzt uns nun in eine andere Welt. Zwischen dem zweiten und dritten Act ist ein Zeitraum verflossen, unbekannt wie groß; es sind Ereignisse vorgefallen, die wir nur muthmaßen können. Die alte Gesellschaft mit ihren Gewohnheiten, Gesetzen und Vorurtheilen ist schon vernichtet; wir finden uns mitten in der neuen Gesellschaft; wir sollen die endliche Entscheidung des Kampfes erblicken, den Triumph der Sieger, das Verderben der Besiegten. Der Verfasser fängt nach seiner Weise mit einer Einleitung an.

„Zum Liede, zum Liede!

„Wer wird es anfangen, wer beenden? Gebt mir die Vergangenheit, in Stahl gerüstet, geziert mit den Federbüschen der Ritter. — Die gothischen Thürme will ich Euch vor die Augen zaubern, den Schatten der heiligen Dome Euch auf die Häupter werfen. Dies ist es jedoch nicht, dies wird es schon nimmermehr sein.

„Wer Du auch bist, sage mir, woran glaubst Du? Und doch könntest Du eher das Leben lassen als einen Glauben erfinden, einen Glauben in Dir wecken. Schämt Euch, schämt Euch Alle, Ihr Kleinen wie Großen; denn trotz Euch, ungeachtet Ihr mittelmäßig und erbärmlich, ohne Herz und Hirn seid, eilet dennoch die Welt zu ihrem Ziele. Sie reißt Euch mit fort, treibt Euch vor sich her, spielt mit Euch, wirft Euch herum, verstößt Euch. Die Welt kreiset ihren Tanz fort, die Paare verschwinden, sinken plötzlich, denn es ist glitscherig, es fließt viel Blut — Blut überall — ich sage Euch, viel Blut.

„Bemerkst Du jene an den Thoren der Stadt zwischen Hügeln und gepflanzten Pappeln stehenden Haufen? Die Zelte sind aufgeschlagen, die Bretter gelegt, lange Bretter, bedeckt mit Fleisch und Getränken, gestützt mit Blöcken und Stangen. Der Pokal geht von Hand zu Hand; wo er aber die Lippen berührt, bricht ein Laut, eine Drohung, ein Schwur oder Fluch hervor. Er aber eilet, kehrt wieder, kreiset, tanzt, immer voll, klingend, funkelnd unter Tausenden. Es lebe der Kelch des Trunkes und Jubels!"

„Bemerkt Ihr, wie sie ungeduldig harren, unter einander murren, sich zum Schreien vorbereiten? Alle sind sie elend, mit Schweiß an der Stirn, verwildertem Haar, in Lumpen gehüllt, mit verbrannten Gesichtern, mit Händen, von der Arbeit gehärtet. Diese halten Sensen, jene drohen mit Hammern, Hobeln; siehe, dieser Hochgewachsene hält ein gesenktes Beil, jener schwingt den eisernen Ladestock über den Köpfen der Andern. Da an der Seite unter der Weide steckt ein nicht großer Junge Kirschen in den Mund und hält in der rechten Hand einen langen Pfriemen.....

„Jetzt entsteht ungeheures Geräusch in der Versammlung. Ist es Freude, ist es Verzweiflung? Wer erkennt, welches Gefühl es ist in den Stimmen der Tausende? Der, welcher ankam, tritt auf den Tisch, springt in den Sessel, herrscht über sie und spricht zu ihnen. Seine Stimme ist gedehnt, scharf, deutlich. Du unterscheidest, begreifst jedes Wort. Seine Bewegungen sind langsam, leicht; sie begleiten die Worte wie Musiktöne das Lied. Seine Stirn ist hoch, breit, kahl; kein einziges Haar auf dem Schädel; alle sind sie ausgefallen, verjagt von den Gedanken. Die Haut ist ihm an den Schädel getrocknet, an den Wangen schmiegt sie sich gelblich zwischen Knochen und Muskeln ein, und von den Schläfen an umringt kranzförmig der schwarze Bart das Gesicht; nie wird man Blut, nie eine veränderte Färbung desselben gewahr. Seine Augen sind unbeweglich auf die Zuhörer geheftet; nicht ein Augen-

blick des Zweifels, der Verwirrung ist an ihm bemerkbar; sobald er aber den Arm erhebt, ihn ausstreckt, über sie hin ausspannt, neigen sich die Köpfe; es scheint, als würden sie bald niederknien vor dieser Segnung der großen Vernunft — nicht des Herzens. Fort mit dem Herzen, den Vorurtheilen; es lebe aber das Wort des Jubels und des Mordes!

„Das ist nun ihr Wahn, ihre Liebe, das ist der Lenker ihrer Seelen und ihrer Begeisterung. Er verspricht ihnen Brot und Verdienst. Ein Geschrei hat sich erhoben, verbreitet, nach allen Seiten hin ausgelassen: „Es lebe Pankraz!"

Ehe wir bei dieser Scene verweilen, ist es noch erforderlich, das Verfehlte in den vorhergegangenen zu zeigen. Hierbei kann es nicht unsere Absicht sein, auf die Abwägung der Einzelnheiten in Betreff der Kunst uns einzulassen; nur das Ganze des Werkes umfassend, wollen wir die Fehler gegen die Moral aufweisen. So ist z. B. unter andern der Charakter jener Gattin, welche die Vergangenheit vorstellen soll, falsch gedacht; sie ist eine gute, sanfte, religiöse Frau, die deshalb leidet, weil sie, wie der Verfasser sagt, keinen Geist der Poesie besitzt, weil sie sich nicht zu der Höhe der Gedanken ihres Gemahls emporschwingen kann, und wird ein Opfer dieser für sie unpassenden Stellung. Eine solche Erscheinung kann nicht vorkommen in der Welt. Die Romanschreiber können sich wohl Charaktere von Personen schaffen, die entweder durchaus gut oder durchweg böse sind; Gott ist jedoch nicht so grausam. Zuweilen benimmt er freilich den Menschen die Kraft zu handeln, läßt ihnen aber immer die Mittel, sich zu heben, sich zu bessern; ein guter, aufrichtiger, seine Niedrigkeit fühlender Mensch tritt selbst schon hierdurch eine Stufe höher und hat die Kraft, sich noch weiter zu erheben. Die Niedrigkeit ist immer nur freiwillig; der Mensch verhärtet sich gegen das Höhere, kündigt ihm den Krieg an, will es zu seinem Niveau herabziehen, und das gerade erklärt uns jene Hartnäckigkeit, mit welcher die Vergangenheit sich der Zukunft entgegensetzt.

In der zuletztangeführten Scene hat der auftretende Führer der Menge, das Haupt der sich neu bildenden Gesellschaft einige Züge, die vortrefflich aufgefaßt sind. Der Dichter hat in ihm alle die Merkmale der negativen Bestrebungen in den europäischen Revolutionen, in den Reformen, die im Gehirn der Philosophen ausgebrütet worden sind, vereinigt. Sein Gesicht selbst entspricht schon diesem Charakter. Die breite Stirn, der kahle Kopf, der kalte und sichere Blick, das jeder Rührung unzugängliche Antlitz erinnern uns an die Bildnisse der meisten Führer in den Zeiten des Terrorismus. Alles ist hier treffend gewählt, selbst bis auf den Namen. Pankraz bedeutet im Griechischen eine Sammlung oder eine Gesammtheit der materiellen Kräfte. Das Wort Kratia hat in allen aus dem Griechischen stammenden Wörtern immer die Bedeutung der politischen, der äußern Macht, so wie das Wort Energia die innere Kraft bedeutet. Daher auch Aristokratie, Demokratie. Also nicht ohne Ursache nannte der Verfasser seinen Helden Pankrazy.

Sehen wir nun, für was dieser ideale Führer der neuen Epoche seine Brüder und Untergebenen hält. Er spricht zu sich selbst:

„Einige Funfzig lärmten hier vor einer Weile und schrien Vivat nach jedem meiner Worte. Hat aber nur Einer meine Gedanken verstanden? Hat er das Ende des Weges begriffen, an dessen Anfang er lärmt? O servidum imitatorum pecus!"

Diesem Gewalthaber gegenüber bietet noch ein einziger Nebenbuhler aus dem Schooße der alten Gesellschaft, der Held des Gedichts, der Graf Heinrich, die Stirn. Umringt von den Ueberresten seiner Kaste, mit einer Hand voll ihm treuer Landleute vertheidigt er den letzten Platz der Vergangenheit in einem befestigten Schlosse, das der Dichter nach dem Süden Polens in jenes Gebiet verlegt, wo die Kämpfe zwischen Asien und Europa, den Polen und den Türken ausgefochten wurden, wo man einst die berühmten Wälle der heiligen Drei-

einigkeit erhob. Auf diesem Platze soll nun der Kampf entschieden, der Sieg vollbracht werden.

Der neue Führer, der falsche Messias, Pankraz, begehrt jedoch nach einer Zusammenkunft mit seinem Gegner; er schickt einen Vertrauten an ihn ab, um ein geheimes Zwiegespräch ihn bittend. Der mit dieser Sendung beauftragte getaufte Jude fürchtet für sich selbst, und ein anwesender junger Freund, Leonard, läßt Mistrauen blicken.

Der Getaufte.

„Und läßt er mich nun einsperren oder durchhauen?"

Pankraz.

„So wirst Du ein Märtyrer für die Freiheit des Volkes."

Leonard.

„Du verräthst uns!"

Pankraz.

„Wie der Reim im Liede, so ist Verrath am Ende jeder Deiner Reden. Sprich nicht so laut, denn hätte uns Jemand gehört ....."

Leonard.

„Hier gibt es keine Spione, und was wäre auch dann?...."

Pankraz.

„Nichts — nur fünf Kugeln in Deine Brust, weil Du es gewagt, in meiner Gegenwart Deine Stimme einen Ton höher zu erheben."

Leonard.

„Ich habe mich vergessen, ich gestehe es, fürchte aber die Strafe nicht. Kann mein Tod als Beispiel dienen, kann er unserer Sache Bestand und Ansehen geben, so befiehl."

Pankraz.

„Du bist jung, voller Hoffnung und glaubst innig;

Du glücklichster der Menschen, ich will Dich nicht des Lebens berauben!"

Zu den am besten aufgefaßten Charakterzügen dieses nach falschen Grundsätzen handelnden Mannes gehört der, daß er selbst nicht den Glauben und die Hoffnung hat, die er Andern aufdringt, so daß, obgleich er seinen jugendlichen Schüler einen Eiferer, Schwärmer schilt, er ihn dennoch dieser schätzbaren Eigenschaften wegen am Leben erhält.

Bald werden sich die beiden Gegner, die Repräsentanten zweier verschiedenen Ordnungen, zweier Welten — derjenigen, die schon vergeht, und derjenigen, die nach dem Verständnisse des Dichters eintreten soll — einander begegnen. Pankraz, nachdem er allein geblieben, denkt hierüber folgendermaßen nach:

„Warum steht mir, dem Führer von Tausenden, dieser eine Mensch im Wege? Seine Kräfte sind gering in Vergleich mit den meinigen — einige Hundert Bauern, die seinem Worte blind glauben, ihm mit der Liebe der Hausthiere zugethan sind.... Das ist ja eine Erbärmlichkeit, eine Null. Warum begehre ich denn so, ihn zu sehen, ihn zu bethören? Hat etwa mein Geist einem mir Ebenbürtigen begegnet und eine Zeit lang stillgestanden? Es ist dies die letzte Schranke für mich auf diesen Ebenen; sie muß niedergeworfen werden. Aber was dann?... O Du mein Gedanke, wirst Du denn nicht im Stande sein, Dich selbst zu narren, wie Du Andere narrst? Schäme Dich, Du kennst ja Dein Ziel, Du bist ja der Gedanke, der Gebieter des Volkes, in Dir hat sich der Wille und die Kraft Aller vereinigt, und Das, was für Andere ein Verbrechen wäre, ist Ehre für Dich. Niederträchtigen, ungekannten Menschen hast Du Namen gegeben, Leuten ohne Gefühl hast Du einen Glauben gemacht; Du hast die Welt nach Deinem Vorbilde, eine neue Welt hast Du um Dich herum geschaffen, und Du selbst irrst umher und weißt nicht, was Du bist. — Nicht doch, nicht doch, Du bist groß."

Dieses Selbstgespräch ist wunderschön, das schönste vielleicht nach Hamlet's Monolog, und insbesondere voller Wahrheit. Wenn wir uns erinnern, so hat jeder der Männer, die große Umwälzungen in der Welt vornahmen, blos durch eine blinde Nothwendigkeit dazu getrieben, sich immer mit seinen eignen Zweifeln herumgeschlagen. Cromwell bemühte sich stets, seine Zweifel zu verheimlichen, konnte aber seinen innern Unfrieden nicht beherrschen; darum begehrte er auch so häufig, den König Karl bei dessen Lebzeiten zu sehen, und als er ihn hatte hinrichten lassen, besuchte er öfters das Grab, um sein todtes Antlitz zu schauen. Danton, wie bekannt, redete sich selbst öfters auf eine Schauder erregende Weise an. Es findet sich auch irgendwo in Denkbüchern, daß Robespierre in den Augenblicken des größten Wohlergehens deshalb sehr litt, weil seine Köchin nie an die Wirklichkeit, besonders aber an den Bestand dieser Macht glauben wollte. Diese Leute, von der Vorsehung einzig zum Zerstören benutzt, trugen in sich selbst den beißenden Wurm, der ihnen ihr trauriges Ende verkündete und sogar vorzufühlen gab. Des Pankraz Charakter vereinigt alle diese Charaktere in sich, er ruft uns Cromwell, Danton, Robespierre ins Gedächtniß zurück; nur ist er überschätzt und falsch aus dem Grunde, weil ihn der Verfasser einzig und allein mit der Vernunftskraft ausgestattet hat. Die Vernunft allein reicht nie aus, die Menschen zu unterjochen, die Menge hinzureißen. Bemerkenswerth ist nur, daß der polnische Dichter einem niedrigen, nichts aufzubauen vermögenden Menschen die größte Vernunft zuerkannte. Es stimmt dieses, wie sich Jeder daran erinnern kann, mit dem Systeme der polnischen Philosophie überein, nnd gerade jetzt ersehen wir aus einem in London wieder gedruckten Werke, das eben zu uns gelangt ist und welches durchzublättern wir kaum die Zeit gehabt haben, daß in weiten Fernen sich ein denkender Mensch gefunden hat, welcher, mit diesem Systeme nicht bekannt,

dennoch mit ihm gänzlich übereingekommen, auf dieselben Ideen gerathen ist.

Dieser Verfasser ist der Amerikaner Emerson. Sein Werk werden wir öfters anführen, weil sich darin Abschnitte befinden, welche absichtlich zur Erklärung der polnischen Philosophen und Dichter bestimmt zu sein scheinen. Nach Emerson ist ebenfalls der Geist (Duch) die Urquelle, der Herd eines jeglichen Thuns. Dieser Duch wirkt entweder durch die Vernunft oder durch das Gefühl, er erzeugt die Philosophie oder die Dichtung; aber in den niedern Sphären seines Wirkens offenbart er sich zuerst durch den Verstand, durch die fast thierische Verständigkeit, Klugheit, dann durch die Spekulation, oder die Vernunft erhebt sich in der Folge zur Dichtung und erscheint endlich als Weisheit. Auf der Stufenleiter der Menschheit stehen daher am niedrigsten die verständigen oder klugen Leute, höher die vernünftigen, noch höher die Dichter, am höchsten die wahren Weisen. Emerson glaubt, daß, wie in der Natur die ein- und ausstrahlenden Fluida, z. B. der Magnetismus, das Licht, die Elektricität niedrigere, nur mehr subtil gewordene Kräfte sind, ebenso auch die Intelligenz (Vernunft) eine solche niedrige Kraft ist, nur erhoben zur dritten oder vierten Potenz. Der menschliche Geist kann die Erde, den Dampf, die Elektricität, die Intelligenz zu seinen Werkzeugen brauchen, sie zu seinen Zwecken verwenden; nur muß er sich Dem zu nähern trachten, was der Philosoph den allgemeinen Geist nennt, nämlich Gott.

Der Charakter des Helden der Vergangenheit, des Grafen Heinrich, wenngleich vorzüglich, ungemein treffend gezeichnet, hat doch auch eine falsche Seite. Er ist ein Pole, denkt aber, fühlt und handelt wie ein Ausländer. Als polnischer Edelmann tritt er in der Sache des Christenthums, des Katholicismus als in der Sache des Adels auf, begreift aber diese Sache nur nach ausländischen Mustern, wie er sie in den ausländischen Büchern gelesen. Stets kreisen ihm die

gothischen Thürme, die Dome des Mittelalters, die Schlösser und Thaten der irrenden Ritter im Kopfe herum; in diesem Allen findet sich nichts Slawisches, nichts Polnisches, ja sogar nichts, was wesentlich katholisch wäre. Der christliche Geist hat bei seinem Fortgange diese herrlichen Denkmäler zurück gelassen, jedoch nur als Wegweiser für die kommenden Geschlechter, nicht aber als Zufluchtsstätten eines ewigen Stillstandes. Dieser Geist hat nicht in Büchern die strategischen Vorschriften der Kreuzzüge, die Pläne der Kathedralkirchen gefunden, sondern, stets die Eingebung von oben herab schöpfend, schuf er die Institutionen und die Wunder der Baukunst. Darf er nun nicht weiter gehen, soll er schon für immer an die einmal von ihm hervorgebrachten Gestalten in den socialen und steinernen Gebäuden angeschmiedet bleiben? So zu denken, hieße den Buchstaben für den Geist, die Form für den Inhalt selbst nehmen. Unser Verfasser begreift das Christenthum, den Katholicismus so, wie ihn Chateaubriand begriffen hat, der, wie bekannt, nur die poetische Seite des Christenthums auffaßte; er besang die kahlen Köpfe der Einsiedler, die tausendfarbigen Lichter der bogenartigen Fenster, die Mauern der Kathedralen, die Rüstungen der Ritter und wollte, ein malerisches Bild der Religion aufstellend, ihr die Gemüther des Publikums zuwenden. Diese irrige Weise ist in Lächerlichkeit ausgeartet, die Vertheidigung der heiligen Sache ist jetzt ein Gegenstand der Tagesblätter, Broschüren und kleinen Traktätlein geworden. Nicht so begriffen den Katholicismus jene alten Polen, welche der Graf häufig als seine Ahnen anruft. Die Slawen haben ihre Kathedralen noch nicht gebaut, sie haben ihre Kreuzzüge noch nicht gemacht; lächerlich wäre es, ihnen diese Verlassenschaft des Mittelalters aufzudrängen. Es sind dies freilich großartige und schöne Denkmäler; die Völker des Westens haben gerechte Ursache, stolz auf sie zu sein und eine Aufmunterung in ihnen zu sehen. Frankreich z. B. könnte aus der Geschichte der Kreuzzüge das

Maß seiner moralischen Macht entnehmen, die Deutschen sollten ihre Kathedrale zu Cöln wohl würdigen und sich vor diesem Denkmal der Vergangenheit demüthigen; Polen aber hat auf nichts Anderes hinzublicken, als auf die in seinem Schooße lebende Ueberlieferung, auf den Geist. Der polnische Geist ist — wie Graf Heinrich von sich aussagt — der Sohn von hundert Geschlechtern, der letzte Erbe ihrer Gedanken und ihres Heldenmuthes, ihrer Tugenden und Fehler.

Zehnte Vorlesung.

Den 7. Februar 1843.

Wir führen hier fast die ganze letzte Scene des dritten Theiles von dem Drama an, wo die beiden Häupter der sich gegenüber stehenden Parteien, diese beiden Verkörperungen aller Fragen, welche in der Philosophie, Literatur und Gesellschaft sich heftig bekämpfen, zusammenkommen.

Wir sahen früher, daß die neue Welt, wie sie sich der Dichter geschaffen, d. h. die blos durch Begierden, Vernunft und Uebermacht sich bewegende, keinen andern Hemmschuh als die äußere Gewalt anerkennende Welt, schon die alte Gesellschaft in ihrer kleinen Zahl überfallen und zusammengepreßt hat. Ihr letzter Vertheidiger, der letzte Graf, der letzte polnische Große widersteht noch. Das Haupt der neuen Ordnung, Pankraz oder der Allgewaltige, begehrt den Grafen Heinrich zu sprechen. Er kann sich in seinem Kopfe nicht zusammenreimen, wie es möglich ist, daß es noch einen Menschen auf Erden gibt, der ihn nicht fürchtet und welcher mit gutem Glauben an den alten Ueberlieferungen zu halten scheint. Diesen außerordentlichen Mann möchte er gern in der Nähe kennen lernen; er möchte ihn gern überzeugen, für seinen Glauben gewinnen. Man sieht offenbar, daß er keine Ruhe haben wird, so lange eine lebende Seele bleibt, die sich seinen Vorstellungen widersetzt. Der Graf, die Ankunft seines furchtbaren Gegners erwartend, spricht mit sich selbst.

Das Theater stellt einen langen Alkoven im alten Schlosse vor, dessen Wände mit Ritter- und Frauengemälden geziert sind. Es ist Nacht.

Der Mann (am Tische sitzend).

„Einst zu ähnlicher Stunde, mitten unter drohenden Gefahren und ähnlichen Gedanken erschien dem Brutus der Genius Cäsar's."

„Auch ich harre heute auf ein solches Gesicht. Nach einer Weile wird vor mir ein Mensch stehen, der keinen Namen, keine Vorfahren, keinen Schutzengel hat, der sich aus dem Staube emporgeschwungen und vielleicht eine neue Epoche beginnen wird, stoße ich ihn nicht zurück, schleudre ich ihn nicht zurück in das Nichts."

„O meine Väter, begeistert mich mit Dem, was Euch zu Herren der Welt gemacht! Alle Eure Löwenherzen gebt mir in die Brust! Das würdevolle Ansehen Eurer Häupter möge sich auf meiner Stirn verbreiten! Der Glaube an Christum und seine Kirche, der blinde, unerbittliche, heiße Glaube, die Begeisterung Eurer Thaten auf Erden, die Hoffnung des unsterblichen Ruhmes im Himmel möge sich über mich ergießen, und meine Feinde werde ich morden und sengen, ich, der Sohn von hundert Geschlechtern, der letzte Erbe Eurer Gedanken und Eures Heldenmuthes, Eurer Tugenden und Fehler."

„Nun bin ich fertig."

Der Diener.

„Gnädiger Herr, der Mensch, welcher sich stellen sollte, ist gekommen und wartet."

Der Mann.

„Er trete herein!"

(Diener tritt ab.)

Diese Scene erinnert an eine geschichtliche Begebenheit. Karl XII., nachdem er den polnischen König August, den Sachsen, vom Throne gestürzt, erdreistete sich, zu ihm nach

Dresden zu kommen, ohne Jemanden bei sich zu haben, ja selbst ohne Wissen seines Gefolges. August verwunderte sich sehr, seinen Todfeind bei sich zu erblicken, erlaubte ihm jedoch, in Frieden zu ziehen.

Pankraz.

„Willkommen, Graf Heinrich! Dieses Wort Graf klingt sonderbar in meiner Kehle."

(Setzt sich, wirft den Mantel und die Freiheitsmütze ab und heftet seinen Blick auf eine Säule, an welcher ein Wappen hängt.)

Der Mann.

„Dank Dir für das meinem Hause geschenkte Zutrauen. Nach altem Brauch trinke ich Deine Gesundheit, Gast."

(Nimmt den Kelch, trinkt und reicht ihn dem Pankraz.)

Pankraz.

„Irre ich nicht, so heißen diese blauen und rothen Sinnbilder da in der Sprache der Todten ein Wappen. Immer weniger sieht man dieser Bilderchen auf der Erdoberfläche."

(Trinkt.)

Der Mann.

„Mit Gottes Hülfe wirst Du deren bald Tausende erblicken."

Pankraz.

„Das nenne ich mir den alten Adel, immer des Seinigen sicher, immer stolz, hartnäckig, blühend in Hoffnung und doch ohne Groschen, ohne Waffen, ohne Soldaten. Immer drohend, wie der Verstorbene in der Fabel dem Fährmann beim Pförtchen des Friedhofes, glaubend oder sich stellend, als glaube er an Gott; denn an sich selbst zu glauben, ist unmöglich. Aber so zeigt mir doch die zu Eurem Beistand gesendeten Blitze und die vom Himmel gestiegenen Legionen der Engel."

Der Mann.

„Lache über Deine eignen Worte. Der Atheismus ist eine alte Formel, ich erwarte aber etwas Neues von Dir."

Pankraz.

„Lache über Deine eignen Worte. Ich habe einen kräftigern, kolossalern Glauben denn der Deinige ist. Das Stöhnen der Tausende und abermals Tausende, durch den Schmerz erpreßt, der Handwerker Hunger, der Landleute Elend, die Schande ihrer Gattinnen und Töchter, die Erniedrigung der Menschheit, unterjocht durch Vorurtheil, Wanken und thierische Dressur: dies ist mein Glaube! mein Gott für heute, dies ist mein Gedanke, meine Macht, die ihnen Brot und Ehre in Ewigkeit austheilen wird."

Der Mann.

„Meine Kraft habe ich auf Gott gesetzt, der meinen Vätern die Herrschaft zugetheilt."

Pankraz.

„Und warst doch Dein Leben lang des Teufels Spielball. Uebrigens überlasse ich diese Abhandlung den Theologen, wenn sich noch irgend ein Pedant dieses Handwerks in der ganzen Gegend vorfindet, zur Sache, zur Sache."

Der Mann.

„Was begehrst Du also von mir, Du Erlöser der Völker, Du Bürger Gott?"

Pankraz.

„Fürs erste kam ich, Dich kennen zu lernen, fürs zweite, Dich zu retten."

Der Mann.

„Dank Dir für das Erste, das Zweite überlaß meinem Schwerte."

Pankraz.

„Dein Schwert, Dein Gott, ein Gespenst. Verdammt bist Du von der Stimme von Tausenden, umschlossen von den Armen von Tausenden; einige Morgen Landes sind Euch geblieben, die kaum für Eure Gräber ausreichen, nicht zwanzig Tage könnt ihr Euch wehren. Wo sind Eure Geschütze, Kriegsrüstungen, Nahrungsmittel und endlich, wo ist der Muth?...... Wäre ich an Deiner Stelle, ich wüßte, was ich thäte."

Der Mann.

„Ich höre; siehe, wie geduldig ich bin."

Pankraz.

„Ich also, der Graf Heinrich, würde zu Pankraz sagen: „So sei es, ich entlasse meine Schaar, meine einzige Schaar; ich ziehe nicht zum Entsatz der „Heiligen Dreieinigkeit", dafür aber bleibe ich im Besitz meines Namens und meiner Güter, deren Erhaltung Du mir mit Deinem Worte garantirst. Wie alt bist Du, Graf?"

Der Mann.

„Sechsundbreißig Jahr, Bürger."

Pankraz.

„Höchstens noch funfzehn Jahre; denn solche Leute leben nicht lange, Dein Sohn ist aber dem Grabe näher als der Jugend; eine Ausnahme schadet dem ungeheuren Ganzen nicht. Bleibe also für Dich der letzte Graf auf diesen Ebenen, herrsche bis zum Tode im Hause der Vorfahren, laß ihre Bilder malen und ihre Wappen schneiden. Aber an jene Elenden denke nicht mehr. Das Urtheil des Volkes erfülle sich an diesem Erbärmlichen." (Schenkt sich den zweiten Becher ein.) Deine Gesundheit, letzter Graf."

Der Mann.

„Du beleidigst mich mit jedem Worte, es scheint als versuchtest Du, ob Dir's nicht gelingen möchte, mich in einen

Sklaven zum Tage Deines Triumphs umzuwandeln. Höre auf, denn ich kann Dir nicht entgelten. Die Vorsicht meines gegebenen Wortes schirmt Dich."

Pankraz.

„Die heilige Ehre, die ritterliche Ehre ist auf dem Wahlplatz erschienen, — ha! das ist ein verfaulter Lumpen in der Standarte der Menschheit. O! ich kenne Dich, ich verfluche Dich, Du bist voll Lebens und vereinigst Dich mit den Sterbenden, weil Du noch glauben willst an die Kasten, an die Knochen der Urgroßmütter, an das Wort Vaterland und so weiter; aber in der Tiefe des Geistes weißt Du selbst, daß Deinen Brüdern die Strafe gebührt, und nach der Strafe das Vergessen."

Der Mann.

„Dir und den Deinigen aber etwas anders?"

Pankraz.

„Der Sieg und das Leben; nur ein Gesetz erkenne ich an und neige meinen Nacken vor ihm, durch dies Gesetz geht die Welt in immer höhere Kreise; es ist euer Verderben und ruft jetzt durch meinen Mund: Gealterte, Wurmstichige, der Speisen und des Trunkes satte, weichet den Jüngern, den Hungrigen und Kräftigen! Ich aber will Dich retten, Dich den Einzigen."

Der Mann.

„Kämest Du doch elendiglich um, für dies Dein Erbarmen! Ich kenne auch Deine Welt und Dich; in den Schatten der Nacht sah ich auf die Tänze der Menge, auf deren Nacken Du in die Höhe steigst; ich sah alle die alten Missethaten in frische Gewänder gehüllt, in neuem Tanze wirbelnd; aber ihr Ende ist dasselbe, wie vor den Tausenden von Jahren: Unzucht, Gold und Blut! Du aber warest nicht da, Du geruhtest nicht zwischen Deine Kinder zu treten, denn Du ver-

achtest sie im Geiste; noch einige Augenblicke und, verläßt Dich die Vernunft nicht, so wirst Du Dich selber bald verachten. Quäle mich nicht weiter!"

(Setzt sich unter seinem Wappen nieder)

Pankraz.

„Meine Welt hat sich noch nicht im Raume verbreitet, das ist wahr, noch ist sie nicht zum Riesen erwachsen; bis jetzt begehrt sie noch Brot und Bequemlichkeit; es werden aber Zeiten kommen, Zeiten werden kommen, wo sie sich begreifen und von sich aussagen wird: Ich bin; und keine zweite Stimme wird es in der Welt geben, die auch antworten könnte: „Ich bin!"

Der Mann.

„Was weiter?"

Hier zeichnet Pankraz ein herrliches Bild des künftigen Glückes, nach den allgemein bekannten pantheistischen Ideen. Diejenigen wenigstens, welche die Schriften der Furieristen und St.-Simonisten gelesen, können sich diesen gebenedeieten Zustand denken, welchen Pankraz träumt. Er endet damit, daß die ganze Erde eine einzige blühende Stadt, ein einziges glückliches Haus, eine einzige Werkstätte des Reichthums und der Industrie ausmachen wird.

Der Mann.

„Deine Worte lügen; aber Dein bleiches, unbewegliches Gesicht vermag nicht einmal die Begeisterung auszudrücken."

Pankraz.

„Unterbrich mich nicht, denn es gibt Leute, die mich auf den Knien um solche Worte gebeten haben, ich aber geizte mit diesen Worten bei ihnen. Dort ruht Gott, dem schon kein Tod drohen wird! Der Gott, durch die Mühen und Qualen der Zeiten seiner Verhüllungen beraubt, bezwungen im Himmel durch die eignen Kinder, die er einst in der Welt herumgeworfen,

die ihn aber jetzt durchschaut und sich die Wahrheit herabgeholt haben, der Gott der Menschheit hat sich ihnen offenbart."

Der Mann.

„Uns aber vor Jahrhunderten; die Menschheit ist schon durch ihn erlöst."

Pankraz.

„So möge sie sich ergötzen an einer solchen Erlösung, an dem Elend der zweitausend Jahre, die seit seinem Tode auf dem Kreuze dahingingen."

Der Mann.

„Ich sah dies Kreuz, Lästerer, im alten, alten Rom; an seinen Füßen lagen die Trümmer gewaltigerer Kräfte als die Deinigen. Hundert Götter wie die Deinen wälzten sich im Staube, nicht wagend, das zertretene Haupt gegen Ihn zu erheben; er aber stand auf den Höhen, die heiligen Arme nach Ost und West ausstreckend, die heilige Stirn in den Strahlen der Sonne badend; es war zu sehen, daß er Herr der Welt sei."

Pankraz.

„Eine alte Mähr, eitel wie das Rasseln Deines Wappens. (Er schlägt an den Schild.) Ich aber las früher in Deinen Gedanken. Vermagst Du also in die Unendlichkeit hinüber zu reichen, liebst Du die Wahrheit und hast Du sie aufrichtig gesucht, bist Du ein Mann nach dem Muster der Menschheit, nicht nach dem Vorbilde der Ammenmährchen, so höre, verwirf nicht diesen Augenblick des Heils; vom Blute, das wir heute vergießen werden, wird morgen keine Spur bleiben; zum letzten Mal sage ich Dir, bist Du, wofür Du Dich einst ausgabst, so stehe auf, verlaß dies Haus und folge mir."

Der Mann.

„Des Satans jüngster Bruder bist Du! (Steht auf und ergeht sich längs der Stube.) Eitle Träume, wer wird sie erfül-

len? Adam endete in der Wüste, wir kehren nicht wieder ins Paradies."

Pankraz (bei Seite).

„Ans Herz habe ich ihm gegriffen, den Nerv der Poesie habe ich getroffen."

Der Mann.

„An den Fortschritt, das Glück des Menschengeschlechts habe auch ich einst geglaubt. Hier ist mein Haupt, nehmt es hin, möchte nur . . . . Es ist geschehen, vor hundert Jahren, vor zwei Jahrhunderten konnte noch ein beiderseitiger friedlicher Vertrag . . . . aber jetzt, ich weiß es, jetzt muß man sich gegenseitig morden; denn heute gilt es ihnen blos um den Wechsel des Stammes."

Pankraz.

„Wehe den Besiegten, wanke nicht; wiederhole nur einmal „wehe" und siege mit uns!"

Der Mann.

„Hast Du erforscht alle Pfade der Bestimmung, ist sie Dir erschienen des Nachts in sichtbarer Gestalt am Eingange Deines Zeltes und hat Dich gesegnet mit der riesigen Hand, oder vernahmst Du ihren Ruf am Tage, als Alle in der Mittagshitze schliefen und Du nur allein nachdachtest: daß Du mir so sicher mit dem Siege drohest; Mensch aus Lehm geschaffen wie ich, Sklave der ersten besten Kugel, des ersten besten Hiebes?"

Pankraz.

„Tröste Dich nicht mit eitler Hoffnung; denn so lange einer von Euch meinem Werke widersteht, ritzt das Blei mich nicht, berührt das Eisen mich nicht; was aber später geschehen wird, daraus erwächst Euch schon nichts. (Die Stunde schlägt.)

Die Zeit spottet über uns beide; bist Du lebensmüde, so rette wenigstens Deinen Sohn!"

Der Mann.

„Seine Seele ist rein, sie ist schon gerettet im Himmel; auf Erden aber erwartet ihn das Schicksal des Vaters."

Pankraz.

„Du hast also verworfen? . . . . Du schweigst, denkst nach; nun gut, möge der denken, der am Grabe steht —."

Der Mann.

„Bleib fern von den Geheimnissen, die außer den Kreisen Deiner Gedanken jetzt in der Tiefe meines Geistes vorgehen. Die Welt des Fleisches gehört Dir; mäste sie mit Speisen, tränke sie mit Wein und Blut, greife aber nicht weiter und fort, fort von mir!"

Pankraz.

„Diener eines Gedankens und seiner Gestalten; Du Ritter-Pedant, Dichter, Schande Dir! Siehe auf mich! die Gedanken und Formen sind Wachs in meinen Fingern.

Der Mann.

„Umsonst, Du wirst mich nie begreifen; denn jeder Deiner Väter ist begraben worden, zusammen mit dem Haufen als todte Sache, nicht als ein Mann von Geist und Kraft. (Streckt die Hand gegen die Gemälde aus.) Sieh auf diese Gestalten. Der Gedanke des Vaterlandes, des häuslichen Heerdes, der Familie, der Dir feindliche Gedanke ist aufgezeichnet in jeder ihrer Stirnfalte; was aber in ihnen gelebt und durchgewährt, lebt heute in mir. Du aber Mensch, sage mir, wo ist Dein Haus? wo ist Dein Land? des Abends schlägst Du Dein Zelt auf, auf den Trümmern eines fremden Hauses, des Morgens brichst Du es ab und ziehest weiter; bis jetzt hast Du noch keinen Heerd

gefunden, und wirst ihn nicht finden, so lange hundert Leute mit mir wiederholen wollen: Ehre sei unsern Vätern."

Pankraz, nachdem er einen höhnenden Blick auf die Bilder geworfen, beginnt in satirischer Weise den Lebenswandel und die ruchlosen Thaten eines jeden der Gemalten zu erzählen, er macht die skandalöse Chronik vieler Familien: bei dem letzten Gemälde hält er sich mit fröhlichern Gedanken auf und fügt hinzu:

„Diesen da im grünen Rock, den mag ich gern; er trank und jagte mit seinen Brüdern, den Edelleuten und sandte die Bauern aus, zusammt den Hunden, Hirsche zu jagen. Die Dummheit und das Mißgeschick des Landes, das ist Eure Vernunft und Kraft. Aber der Tag des Gerichts ist nahe, und an diesem Tage verspreche ich Euch, keinen von Euch, keinen von Euren Vätern, keine Eurer Ehren zu vergessen."

Der Mann.

„Du irrst Dich, Sohn der Stadt; weder Du, noch einer von den Deinigen würde leben, hätte sie nicht aufgefüttert die Gnade, nicht geschirmt die Macht meiner Väter. Sie vertheilten Getreide unter Euch während der Hungersnoth, bauten auch Spitäler während der Pestluft; als Ihr aber aus einer Viehheerde zu Kindern aufgewachsen waret und anfinget zu lallen, baueten sie Euch Kirchen und Schulen, nur während des Kriegs ließen sie Euch zu Hause, da sie wußten, daß Ihr nicht für die Schlachtfelder taugt.

Deine Worte brechen sich an ihrem Ruhme, wie einst die Pfeile der Heiden an ihren heiligen Panzern; sie werden nicht einmal ihre Asche aufrühren, sie werden vergehen wie das Gebell eines tollen Hundes, der so lange läuft und schäumt bis er irgendwo am Wege verreckt. Jetzt aber ist's schon Zeit für Dich aus meinem Hause zu gehen, Gast, ich entlasse Dich frei."

Pankraz.

„Zum Wiedersehen auf den Wällen der Heiligen Dreieinigkeit. Sobald Euch aber Blei und Pulver ausgeht . . . ."

Der Mann.

„So nähern wir uns auf die Länge unserer Schwerter, auf Wiedersehen."

Pankraz.

„Zwei Adler sind wir; Dein Nest ist jedoch vom Blitze zersplittert. (Nimmt den Mantel und die Freiheitsmütze.) „Diese Schwelle übertretend, werfe ich den Fluch auf sie, der dem Alter gebührt. Und Dich und Deinen Sohn weihe ich dem Verderben."

Der Mann (nachdem er den Diener gerufen).

„Führt diesen Menscheu bis zu meinen letzten Posten auf der Anhöhe."

Erinnern wir uns jetzt Dessen, was wir einst gesagt von dem ungemein tragischen Charakter der letzten Epoche der polnischen Geschichte, von den tiefen Qualen jener Männer, die damals an der Spitze der Angelegenheiten des Landes gestanden, und welche die Ersten in Europa berufen waren, die Fragen zu berühren, welche bald die Welt erschüttern sollten. Die damaligen polnischen Herren hielten häufig ähnliche Gespräche. Die Fürsten Czartoryski, Andreas Zamojski, der König Stanislaw August sprachen öfters über die politischen und socialen Angelegenheiten mit den russischen Gesandten, welche letztere auch eine Art Pankrazen waren, dies nur nach ihrer Weise. Der Verfasser der höllischen Komödie gehört zu einer Familie, die thätigen Antheil an dem Allen gehabt; und der nationale Schmerz hat sich durch ihn Luft gemacht, er hat in ihm ein beredtes Organ gefunden.

Könnte man wissen, was Sylla und Marius mit einander gesprochen, als ein wunderbarer Zufall sie unter ein Dach führte, vielleicht fände sich in ihrem Gespräche mehr denn ein Gedanke der obigen Scene wiederholt; denn derselbe Kampf währt vom Anbeginn der menschlichen Gesellschaft fort, nur ändern die streitenden Parteien Gestalt und Sinnbilder.

Pankraz und der Graf stellen uns nicht Pompejus und Cäsar, sondern vielmehr den Marius und Sylla, Cäsar's Vorgänger, dar. Der Graf möchte gern den Sylla nachmachen.

Es ist bekannt, wie dieser wunderbare Mensch, den Ueberlieferungen und Sitten des alten Roms leidenschaftlich ergeben, das Gebäude der Republik von allen Seiten her untergraben sehend, es unternahm, dieselbe nach echt römischer, heidnischer Art zu retten; er beschloß bei sich, die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen, indem er Alles ausrottete, was sich ihr widersetzen könnte. Und in der That begann er die in den Annalen der Welt bekannten Metzeleien (Conscriptionen); nachdem er aber die Schilderhebung mit Blut überströmt hatte und damit fertig war, wußte er nicht mehr, was zu thun, wohin die Schicksale des Vaterlandes zu lenken. Als es ihm schon an Gegnern gebrach, legte er das dictatorische Beil in die Hände des Senats nieder, und dem waffenlos, einsam Abziehenden wagte Niemand einen Vorwurf zu machen; den Beweis der eignen Uneigennützigkeit hatte er abgelegt, zugleich aber auch die Gebrechlichkeit des alten Roms klar gezeigt. Unfehlbar wäre dasselbe geschehen mit dem durch den Grafen vergegenwärtigten Gedanken, hätte er den Sieg davongetragen. Andererseits fühlt Pankraz, dieser schwertumgürtete Robespierre zu Rosse, dieser Marius, auch das Mangelhafte und das Unzulängliche seines Systems und daher möchte er Alles thun, um nur den Grafen Heinrich nach sich ziehen, ihn zu sich verlocken zu können; denn nur in diesem Falle wäre er in seinem Gewissen beruhigt.

Diese beiden Systeme verkörpert in zwei Personen sich gegenüber zu stellen, ist ein großer und tiefer Gedanke. In der That geschieht es auch nie anders; zuvor entscheidet sich Alles im Geiste, ehe sich der Sieg auf Erden verwirklicht. Die Gegner haben sich hier vor dem Kreuzen ihrer Schwerter, so zu sagen, im Geiste gemessen und schon ist zu sehen, wie

der Kampf im Felde ausfallen wird. Der Graf wird hartnäckig seine Standarte verheidigen, aber Pankraz hat den Fuß in sein Haus gesetzt, sich zurückziehend hat er den Fluch darauf geworfen, bei ihm ist die Kraft, er wird das Uebergewicht bekommen. Die Wahrheit jedoch befindet sich in keinem der beiden Lager, sie schwebt über ihnen in der Höhe, und darum wird auch der Sieg keiner Seite zum Vortheil gereichen.

Elfte Vorlesung.

Den 21. Februar 1843.

Es bleibt uns der letzte Theil des Drama durchzusehen übrig; später werden wir die Eindrücke, welche dies erhabene und schöne Gedicht macht, zusammen darstellen.

Wir verließen die kämpfenden Parteien, als sich ihre Führer gesprochen hatten, in Erwartung der entscheidenden Schlacht. Die Scene eröffnet eine beschreibende Einleitung. Der Verfasser zeichnet uns das Feld der Begebenheiten, malt die Aussicht der Gegend, die im gegenwärtigen Zustande der Malerkunst kein Pinsel wiederzugeben im Stande wäre. Es ist dies ein beiweitem ernsteres und breiteres Bild als alle von Rüysdael, düsterer als alle von Salvator Rosa.

Vor dieser politischen Ueberflutung, welche sogleich die letzte Zuflucht der Vergangenheit erreichen soll, kommt dem Dichter die Sündflut, welche einst die Erde überströmte in den Sinn, es erwacht in ihm die Erinnerung an dieselbe.

„Von den Thürmen der Heiligen Dreieinigkeit bis zu den Gipfeln der Felsen, nach rechts, nach links, von hinten und von vorne liegt ein schneeiger, bleicher, unbewegsamer Nebel, ein Gespenst des Oceans, der einst seine Ufer gehabt, wo heute das Thal, das nicht zu sehen ist.

Auf der granitnen, nackten Insel stehen die Thürme des Schlosses, eingerammt in den Felsen durch der frühern

Geschlechter Arbeit, und verwachsen mit dem Felsen, wie die Menschenbrust mit dem Rücken des Centauren. Ueber ihnen am höchsten und ganz allein erhebt sich die Standarte in der grauen Himmelsbläue.

Allmälig beginnt die schlafende Umgebung zu erwachen; in der Höhe hört man das Brausen der Winde, aus der Tiefe drängen sich die Strahlen, und Brüche der Wolken treiben auf diesem Meer der Dünste.

Alsdann mischen sich andere Stimmen diesem vergänglichen Sturme bei, und auf den nebligen Wellen getragen, zerschellen sie an dem Fuße der Feste.

Sichtbar wird ein Abgrund inmitten der Räume, die über ihm geborsten. Schwarz ist's dort in seiner Tiefe, schwarz von Menschenköpfen. Das ganze Thal ist voll geworfen mit Menschenköpfen, wie der Meeresboden mit Steinen.

Die Sonne steigt von den Höhen auf die Felsen; im Golde prangen, im Golde verschwimmen die Wolken; je mehr sie aber schwinden, desto lauter hört man das Schreien, desto deutlicher sieht man die Haufen in der Tiefe wallend.

Von den Bergen erheben sich die Nebel und verschwinden jetzt in der nichtigen Bläue des Himmels. Das Thal der Heiligen Dreieinigkeit ist von funkelnden Waffen besäet, und das Volk zieht ihm, wie dem Thale des letzten Gerichts von allen Seiten zu."

Dies äußere Bild ist düster und großartig. Währenddessen rufen im Schlosse die Herren, die Senatoren, die Geistlichkeit und der Adel den Grafen Heinrich zu ihrem Oberbefehlshaber aus. Der Erzbischof weihet ihn mit dem Zeichen des Kreuzes, gibt ihm das Schwert, einst gesegnet von der Hand des heiligen Florian. Der neu ernannte Führer zwingt kraft seines Charakters und seiner Begeisterung Alle zum Gehorsam und läßt den Eid leisten, daß sie mit allen Kräften den Glauben und Ruhm der Väter vertheidigen, daß sie sich,

sollten sie auch vor Hunger und Durst umkommen, nicht von der Schande werden beflecken lassen, daß sie in keine Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, von keinem einzigen der Gott gebührenden und ihrer eignen Rechte abtassen werden. Allein indem dies noch geschieht, bemerken wir auch schon die ganze offen auftretende Fäulniß, die sich im Schooße der alten Gesellschaft barg. Der Stolz, der Neid, die Selbstsucht streuen Haber und Muthlosigkeit aus. Zuerst bei der Wahl des Grafen zum Feldherrn beneiden ihn die Einen, die Andern verleumden ihn; es werden Stimmen vernommen: (Veto!) Ich erlaube es nicht. Später nehmen ihn die angesehensten Großen bei Seite, fragen ihn, welche Hoffnungen er habe, gestehen ihre Befürchtungen und, nachdem sie eben geschworen, kämpfend zu fallen, sagen sie, dies Alles wäre gut für den gemeinen Haufen, sie aber, sie müßten unter einander die Sachen klar sehen; sie lenken die Gedanken auf Unterhandlungen. Der Graf, durch nichts wankend gemacht, antwortet dem so rathenden Fürsten, er habe schon den Tod verdient, und läßt ausrufen: wer sich unterstehe von Ergebung zu reden, der solle mit dem Tode bestraft werden; an die verschiedenen Abtheilungen der bewaffneten Macht theilt er Befehle aus und geht, seinen Sohn, jenes unglückliche, des Gesichts beraubte Kind, zu sehen.

Hier versetzt uns der Dichter wieder in die übernatürliche Welt. Orcio führt den Vater in die unterirdischen Burgverließe, wo im Staube Ketten, vermoderte Knochen der frühern Opfer, zerbrochene Werkzeuge der Qualen auf dem Boden herumliegen. Dort, erfaßt vom Gesicht aller der Ungerechtigkeiten, die den Unterthanen von ihren Herrschern und Großen zugefügt wurden, erzählt er ihm diese grausigen Scenen und, einen Schatten unter den Verbrechern gewahrend, fügt er hinzu: „Dies bist Du selbst, ein zweites Du, ganz bleich, gebunden; sie martern Dich jetzt, ich höre Deine Seufzer." Die dem Grafen Unheil verkündende Vorhersage endet ein

Stimmenchor im der Ferne: „Weil Du nichts geliebt, weil Du nichts geehrt, außer Dich selber, Dich und Deine Gedanken: bist Du verdammt, verdammt auf ewig!"

Der Graf überwindet sich jedoch selbst, er rafft alle Kräfte zusammen, nimmt das Kind auf die Arme und eilt auf seinen Posten. Schon aber hat im Schlosse die Muthlosigkeit überwogen, überall wird gerufen: Brot, Rettung, Verträge; und zwischen dem im Geiste gefallenen Haufen steht auch schon der Bote des Feindes, ein alter Bekannter des Grafen, der Taufvater seines Sohnes, jetzt gerade angekommen mit dem Versprechen der Begnadigung für alle diejenigen, welche sich der Gnade des Pankraz ergeben würden.

Der tapfere Führer antwortet Allen mit Würde, er wirft den Aeltesten ihre Niederträchtigkeit vor; nachdem er eine Waffenabtheilung herbeigerufen, befiehlt er ihr auf den Boten weisend:

„Nehmt mir auf's Korn diese Stirn, gefurcht mit den Falten der eiteln Gelehrsamkeit, nehmt euch zum Ziel diese Freiheitsmütze, auf dem hirnlosen Schädel zitternd vom Hauche meiner Worte."

Der erschrockene Bote macht sich davon, der Graf geht von einem Soldaten zum andern und trachtet, sie durch die Erinnerung der schon miteinander überstandenen Gefahren, der ertheilten Wohlthaten zu rühren, sie durch Freigebigkeit zu gewinnen; nachdem er auf diese Weise die Empörung in der Festung wieder gedämpft hat, befiehlt er dem treuen Diener, eine Abtheilung zu nehmen und Alle, denen er begegnen würde, auf die Schanzen zu treiben. Banquiers, Grafen, Fürsten u. s. w., damit sie das Schloß vertheidigen oder wenigstens mit Ruhm fallen.

Der Kampf währt unterdessen immer schrecklicher fort. Den Belagerten gebricht es endlich an Ladungen, von allen Seiten dringen die Stürmenden auf die Wälle. Das unausbleibliche Verderben gewahrend, befiehlt der letzte Repräsentant und letzte Vertheidiger des alten Polens (nach den

Begriffen des Verfassers), seinen Sohn herbei zu bringen, auf daß er ihn noch einmal umarme. In seinen Armen wird das Kind von einer Kugel getroffen. Er hält ihm die Säbelklinge vor die Lippen und sieht, der Hauch sei zugleich mit dem Leben entflohen. Einige Schritte weiter fällt der treue Diener tödtlich verwundet und verscheidet, den Herrn seines Starrsinns wegen verfluchend. Nichts mehr auf Erden besitzend, was er zu vertheidigen oder zu hoffen hätte, wirft der unglückliche Held, den ihm nun unnützen Säbel von sich und stürzt sich gleichfalls mit einem Fluche auf den Lippen in den Abgrund.

Die neuen Menschen, wie sie der Verfasser nennt, drängen sich haufenweise ins Schloß, sie erobern den letzten Punkt auf Erden. Pankraz erscheint wieder auf der Bühne. Umringt von dem Gefolge der Freunde und Schüler spricht er das Todesurtheil über die ihm der Reihe nach vorgeführten Gefangenen. Der Verfasser ahmt hier den Styl der Revolutionstribunale nach. Sobald ein Fürst oder ein Graf nach der Reihenfolge ankommt, fragt Pankraz: „Dein Name?“ und fügt dann hinzu: „zum letzten Male sprachst Du ihn aus,“ oder „gestrichen aus der Liste der Lebenden.“

Doch beunruhigt sich dieser Sieger im Augenblicke des völligen Triumphs noch wegen seines Gegners: „Wo ist Heinrich?“ wiederholt er in einem fort. „Sah ihn nicht Jemand von Euch, todt oder lebendig? Einen Beutel voll Gold für Heinrich, wenn auch nur für seine Leiche.“

Endlich bringt ihm der Führer einer Abtheilung Nachricht von ihm und erzählt einfach sein Ende folgender Art:

„Gegen das westliche Ende der Schanzen, gleich beim Anfange unsers Eingangs in die Festung und auf der dritten Krümmung der Bastion erblickte ich einen Menschen, verwundet und ohne Waffen am Leichname eines zweiten stehend; ich befahl, den Schritt zu verdoppeln, um ihn zu fassen, ehe wir jedoch angelangt waren, trat jener Mann

etwas niedriger auf einen schwankenden Felsenstein und blickte eine Weile verstört vor sich hin, dann streckte er die Arme aus, wie ein Schwimmer, der untertauchen will, und warf sich mit aller Kraft hinab; wir hörten alle den Wiederschall des an den Felsvorsprüngen anprallenden Körpers, und hier ist der Säbel einige Schritte weiter gefunden."

Pankraz (nimmt den Säbel).

„Spuren des Blutes auf dem Handgriff; weiter unten das Wappen seines Hauses. (Zu den Gefangenen) Dies ist der Säbel des Grafen Heinrich; er allein unter Euch hat Wort gehalten. Ehre sei ihm dafür, Euch die Guillotine!"

Nachdem Alle auseinander gegangen, die erhaltenen Aufträge zu vollziehen, und der Hauptanführer mit seinem vertrauten Leonard allein geblieben ist, redet ihn dieser an:

„Nach so vielen schlaflosen Nächten solltest Du ausruhen, Meister; man sieht die Ermüdung in Deinen Zügen."

Pankraz.

„Kind, noch ist für mich nicht die Zeit einzuschlafen; denn erst die Hälfte der Arbeit wird mit ihrem letzten Seufzer erfüllt sein. Sieh' auf diese Räume, auf diese unermeßlichen, sie stehen zwischen meinen Gedanken und mir. Diese Wüsten müssen bevölkert, die Felsen durchbrochen, die Seen vereinigt, der Boden unter Alle vertheilt werden, auf daß zweimal so viel Leben sich auf diesen Ebenen erzeuge, als jetzt Tod auf ihnen liegt. Sonst ist das Werk der Vernichtung nicht wieder gut gemacht (gesühnt)."

So sucht dieser Mann, der die Schicksale der kommenden Geschlechter in seiner Hand hält, für sich einen Trost, das Glück, mit welchem er die Welt begaben will, sich nach den Ideen der Furieristen und Oovenisten vorstellend; er freut sich, daß er die Welt sattfüttern, einem jeden Menschen ein Stückchen Land zutheilen, ihm Eigenthum geben und hierdurch

alle seine Bedürfnisse befriedigen wird. Unwillkürlich spricht aber währenddessen der Freund den Namen Gott aus, er sagt: „Gott der Freiheit wird uns Kraft dazu geben.“ Dieses Wort verwirrt zum erstenmal den Allgewaltigen, es erschüttert ihn innerlich.

„Was sprichst Du von Gott?“ fragt er; es ist hier schlüpfrig von Blut, von Menschenblut! Wessen Blut ist das? Hinter uns sind die Schloßplätze, wir sind allein, und doch scheint mir, als wäre hier ein Dritter zugegen.“

Leonard.

„Etwa diese durchbohrte Leiche!“

Pankraz.

„Der Leichnam seines Vertrauten, ein todter Körper; hier herrscht aber Jemandes Geist — und diese Mütze — auf ihr dasselbe Wappen — weiter, sieh den Stein, der über dem Abgrunde vorragt! hier brach sein Herz.“

Leonard.

„Du erblassest, Meister!“

Pankraz.

„Siehst Du dort? — hoch! hoch!“

Leonard.

„Ueber dem scharfen Felsgipfel sehe ich eine gesenkte Wolke, beleuchtet von der untergehenden Sonne.“

Pankraz.

„Ein schreckliches Mal brennt auf ihr.“

Leonard.

„Lehne Dich auf mich, es schwindet Dir immer mehr das Blut aus dem Gesicht!“

Pankraz.

„Eine Million des Volkes gehorchte mir; wo ist mein Volk?“

Leonard.

„Du hörst seine Rufe; es verlangt nach Dir, harret Deiner. So wende doch die Augen von diesem Felsen, Dein Blick erstirbt auf ihm."

Pankraz.

„Er steht unbeweglich; drei Nägel, drei Sterne auf ihm, die Arme wie zwei Blitze."

Leonard.

„Wer? wo? fasse Dich!"

Pankraz.

„Galilaee, vicisti!" (Er sinkt in Leonard's Arme und stirbt.)

Dieser Schluß des Drama ist herrlich; wir kennen bis jetzt nichts Gleiches. Die Wahrheit war weder bei dem Grafen, noch bei Pankraz, sie schwebte über ihnen und trat jetzt herunter, um sie beide zu richten. Der Besiegte fiel, sich selbst verfluchend; der Sieger empfand im ersten Augenblicke des Triumphes, daß er nur ein Werkzeug der Vernichtung gewesen. Es erschien ihm ein Zeichen am Himmel, ihm nur allein sichtbar, und zur Stunde, als er dies Zeichen begreift, fällt er todt zu Boden nieder, die Worte des römischen Kaisers wiederholend, welcher nach unfruchtbaren Bemühungen, das Christenthum zu stürzen, mit den Worten verschied: „Galiläer, Du hast gesiegt!"

Der Triumph des Galiläers ist daher in der That das einzige Ziel dieses Drama. Man klagte den Verfasser von zwei verschiedenen Seiten an. Die einen warfen ihm vor, er habe einen ungeheuren Haß gegen alle Begriffe des Fortschrittes ausathmen wollen, er habe bis zur Verzerrung die Sprache der Neuerer nachgeahmt, dagegen aber den Charakter des ihnen gesetzten Widerstandes verschönert und erhoben. Die andern empörten sich über Das, was in seinem Helden die Religion zu schmälern scheint. In der That aber

ist dies Werk, diese Dichtung nichts mehr, als das Aufseufzen eines genialen Mannes, welcher die ganze Schwierigkeit, das Ungeheure der socialen Aufgaben einsieht, aber noch keine Kraft in sich fühlt, sich noch nicht genügend erhoben hat, um ihre Lösung gewahr zu werden.

Wir sagten schon, dies in Rede stehende Drama sei dem Inhalte nach durchgängig volksthümlich. Der Verfasser hat hier alle Punkte des polnischen Messianismus berührt, er hat das Volk Israel, das slawische Volk, den Adel und die Geistlichkeit auf die Scene gebracht; nur hat er jeden dieser Typen gekrümmt oder verfälscht.

Was zuvörderst die Israeliten betrifft, so hat er, man kann sagen, eine Schuld gegen dies Volk auf sich geladen, indem er sie darstellt, als gelte es ihnen blos darum, den Adel, die Bauern und das Christenthum zu verderben. Er hat in den Mund der Repräsentanten Israels Worte gelegt, die nur Haß, Verachtung und Verrath gegen die Christen athmen. Möglich ist, daß sich noch verblendende Eiferer in einzelnen jüdischen Secten finden, die in Finsterniß und Vorurtheilen versunken, ohne Zweifel so reden, wie er sie in seinem Chore der Neugetauften dargestellt hat; ungerecht jedoch wäre es, das gesammte Volk Israel so zu beurtheilen. Es ziemt sich sogar nicht, die Urtheile Gottes der Art auszulegen; denn ohne Ursache geschah es auch nicht, daß dies Volk seit Jahrhunderten in Polen wohnt, und daß sein Schicksal so innig mit dem Schicksale des polnischen Volkes verbunden ist.

Ebenso hat er den Charakter unserer Landsleute, den Charakter des slawischen Volkes im Allgemeinen nicht verstanden und ihn verleumdet, ihm die Chöre seiner Lakaien und Metzger als Organ gebend. Alle Schriftsteller ohne Ausnahme, von Jornandes und Prokop an, bis auf Herder, erkennen diesem Volke erhabene Eigenschaften des Herzens zu. Was dasselbe namentlich von den übrigen Völkern unterscheidet, ist diese Geisteswärme, dies Seelenfeuer,

das wir die Liebe nennen, die in seinen Sitten, Gewohnheiten und Neigungen überall durchleuchtet; sie ist die Ursache, daß dies Volk so von Herzen gastfrei ist, daß es so an Gesang und Musik hängt. Ein solches Volk ist also nicht im Namen der Mordtheorien, nicht durch Erwecken der Begier nach Blut und einem Stückchen Land als Eigenthum von der Stelle zu rühren und zu bewaffnen. Ein großer Theil des gemeinen Volks im Slawenthum genießt sogar ein sehr glückliches physisches Dasein; schon früher erwähnten wir, daß die Kosaken und selbst die Bewohner Sibiriens in Betracht dessen ein beiweitem glücklicheres Leben führen, als die Handarbeiter und Tagelöhner des Westens. Hätte der Verfasser die Geschichte besser erforscht, oder vielmehr, hätte er sich höher erhoben, einen erhabeneren Gesichtskreis gewonnen, er würde durch Eingebung errathen haben, was dieses Volk nöthig hat. Es ist ihm nothwendig, seiner Natur gemäß regiert zu werden, durch die Liebe regiert zu werden. Diese zahlreichen Millionen machen gegenwärtig eine weit ausgedehnte mit ihren Herrschern unzufriedene Partei aus, weil sie fühlen, daß diese keine wahre Zuneigung für sie haben. Der czechische reiche, des Lesens und Schreibens kundige Landmann kann die Oestreicher nicht leiden, weil er weiß, daß dies Besorgtsein um sein materielles Wohl nur aus der Regierungsberechnung resultirt, ihn zu mästen, um zu einem Werkzeuge der Unterjochung anderer Völker dienen zu können. Kein einziges moralisches Band verbindet ihn mit dem Herrn. Der russische Bauer fängt auch schon an, den Gedanken seiner Regierung zu begreifen. Am Ende wird ihm jener Trost des Nationalstolzes, sein Sohn, unters Gewehr gestellt, bedrohe Europa, zum Ueberdruß, er erkennt, daß er seinem Herrn nur zur Kriegsmaschine dient. Das Bedürfniß einer menschlichen Regierung, also einer liebenden und geliebten, ist gegenwärtig für die Slawen allgemein geworden. Sie haben sich überzeugt, keine Regierungsform könne das Böse und Falsche

in den Herzen der Gewalthaber ausgleichen noch verdecken. Dieser Stamm hat die Bestimmung, ohne eine neue Regierungsdefinition zu machen dennoch eine in den Annalen der Menschheit durchgängig neue Regierung zu schaffen. Die Definition der Regierungsform betreffend, die aus der slawischen Geschichte und Dichtung gezogen werden kann, beschränkt sich darauf: die Despotie ist nicht die Gewalt eines Einzigen, sondern vielmehr die Gewalt ohne Liebe, die lieblose Gewalt. Einer oder viele, die Versammlung oder die gesammte Masse, mit einer so oder anders beschriebenen Constitution, kann Despot sein, sobald sie diejenigen nicht liebt, welche sie regiert.

Der Verfasser ist hierin den Vorstellungen einiger polnischen Publicisten, unter andern dem Grafen Johann Potocki gefolgt, welcher, wie gesagt, für die Zukunft des Slawenthums fürchtete, indem er den Aufstand der Massen gegen die civilisirten Stände vorhersah. Demungeachtet finden wir in dem Gedichte eine Menge wahrhaft volksthümlich aufgefaßter Charaktere, welche durchaus nicht den Mustern des Westens entnommen sind, wo nichts Aehnliches vorzufinden ist. Besonders stellt uns Pankraz den Typus eines solchen Vernichters dar, wie wir sie schon öfters aufgewiesen, als wir von den Mongolen redeten. So viel wir urtheilen können, hat der Verfasser die asiatische Geschichte nicht gelesen, er hat wenigstens über dieselbe nicht nachgedacht, besitzt aber eine überlieferungsartige Kunde derselben. Welch tiefer Gedanke ist in den Worten Pankraz's: „Weder Blei noch Eisen berührt mich, so lange einer von euch meinem Werke widersteht." Wie kräftig fühlt er die Rolle, zu welcher die Vorsehung ihn berufen!

Beispielen eines ähnlichen Gefühls begegnet man in der mongolischen Geschichte. Einer der Nachkommen Dzengis-Chan's, Oktaj oder Kublaj, erkrankte auf der Jagd. Unterdessen brachten ihm die Jäger einen lebendig eingefangenen Wolf. Zur größten Verwunderung Aller, befahl der Chan ihn sogleich loszulassen, sobald aber das Thier, von einer andern

Jägerabtheilung getroffen, getödtet wurde, erschütterte ihn dies innerlich und er verkündete, seine letzte Stunde herannahen zu fühlen. Den Wolf freilassend, wollte er den Willen der Vorsehung ergründen; er wollte erfahren, ob es ihm vergönnt sei, auch nur ein einziges Geschöpf zu verschonen. In solchem Falle hoffte er, ein neues Leben beginnen zu können, eine neue Laufbahn vor sich zu haben; in dem Tode des Thieres aber das Zeichen gewahrend, daß ihm die Kraft zum Verzeihen nicht gegeben, daß er nur zum Vernichten bestimmt sei und keine Kräfte mehr dazu in sich fühlend, erkannte er, sterben zu müssen. Spuren solcher Vorgefühle, die das enge Band zwischen der unsichtbaren Welt und dem zur Vollführung irgend einer Sache bestimmten Menschen zeigen, sind zahlreich in der Geschichte der Mongolen; wenige dergleichen findet man in der Geschichte des Westens, weil die zum Aufbauen gesandten Menschen seltener sind und ihre Geheimnisse besser verbergen. Hier kann man aber an die allgemein bekannten Worte des Kaisers Napoleon erinnern, welcher inmitten eines gräßlichen Kanonenfeuers zu den seinetwegen besorgten Grenadieren sagte: „Noch ist die Kugel nicht gegossen, die mich tödten soll."

Gar viele Züge gibt es in unserm Drama, die mit gleicher Durchdringlichkeit eines wahrhaften Seherblicks aufgefaßt sind. Ohne Zweifel hat der Verfasser auch nicht die Denkwürdigkeiten des Geistlichen Kordecki gelesen, ein sehr seltenes Buch, das wir im Vortrage des vergangenen Jahres erwogen; sein Gedicht stellt sich jedoch neben denselben wie ein entgegengesetztes Bild derselben Gattung dar; es scheint das Contrefait eines andern Helden in gänzlich gleicher Lage zu sein. Kordecki und der Graf vertheidigen das letzte Bollwerk, die letzte auf dem heimischen Boden gepflanzte Fahne. Jener ist ebenso wie dieser von den Seinigen verlassen, er muß sie mit eigner Kraft zum Kampfe zwingen. Aber der Geistliche ist ruhig und tapfer, denn er fühlt in sich die

Stimme des Gottes, welchem er dient, und sieht die glänzende Zukunft seines Landes vorher; der Graf im Gegentheil geräth in Verzweiflung, weil er nichts liebt, nichts ehrt außer sich und seine Gedanken. Die Denkwürdigkeiten des Korbecki sind eine Epopöe, die den Sieg des Glaubens besingt; die höllische Komödie ist ein Verdammungsurtheil für die Ausgeburten des menschlichen Denkens.

Unberührt wollen wir für jetzt die Frage des poetischen Wunderbaren lassen, weil hierüber vieles zu sagen wäre, wir aber noch später Gelegenheit haben werden, diesen Gegenstand zu erschöpfen. Nicht enthalten können wir uns jedoch, an dieser Stelle ein kleines Bruchstück des früher erwähnten Werkes von dem Philosophen Emerson anzuführen, welches wunderbar mit der polnischen Nationalidee im Einklange steht und sehr treffend das Bedürfniß unserer Zeiten schildert.

Im vorjährigen Curse sagten wir, das hauptsächliche Dogma, auf welchem die polnische Nationalität im besondern und die slawische Volksthümlichkeit im allgemeinen beruhe, sei der Glaube an die stete Einwirkung der unsichtbaren Welt auf die sichtbare. Die Volksthümlichkeit nehmen wir aber hier in der vollsten Ausdehnung und Bedeutung des Wortes, als die Quelle jeglicher Wahrheit, jeglicher Kraft und Macht des Volkes. Dieses schien hier vielleicht Jemandem eine excentrische Folgerung aus der polnischen Geschichte zu sein, obgleich wir uns bemühten, sie durch geschichtliche Beweise zu bekräftigen und den Fortschritt dieses Gedankens nachzuweisen, welcher sogar offen in der slawischen Dichtung und Philosophie auftritt. Hören wir nun den amerikanischen Philosophen!

Emerson ist kein Anhänger der philosophischen Schulen des Westens, im Gegentheil verlacht und bekämpft er sie. Ebenso scheint er keiner Secte der Kirche anzugehören. Er ist ein selbstständiger, praktischer Philosoph, gleichsam ein amerikanischer Sokrates.

Die Worte, welche wir hier anführen werden, sind seiner zu Boston in einer Zusammenkunft der reformirten Handarbeiter gehaltenen Rede entnommen, die im Jahre 1841 in dem wenig bekannten amerikanischen Tageblatte, The Dial genannt, veröffentlicht wurde, wovon einige Nummern uns zufällig in die Hand fielen. Der Redner spricht seine Landsleute, die doch in der ganzen Welt für das am meisten praktische und materialistische Volk gelten, wie folgt, an:

„Gestehen wir es nur, daß dies Leben, zu welchem wir jetzt gekommen sind, ein gemeines und niedriges Leben ist; daß gewisse Pflichten, denen wir Genüge leisten sollten, gewisse Berufe, die den Hauptzweck des menschlichen Daseins ausmachen, bei uns so außergewöhnlich geworden sind, daß sich kaum das Andenken an dieselben in alten Büchern und verdunkelten Ueberlieferungen vorfindet; daß keiner von uns ein Prophet, ein Dichter, ein schöner und vollkommener Mann ist, und wir solchergestalt begabte Männer sogar nicht gesehen haben; daß gewisse Quellen der wahrhaften menschlichen Weisheit vernachlässigt, in Schutt begraben liegen, am Ende ganz unter uns verkommen sind bis auf den Namen; daß die Gesellschaft, in deren Schooße wir leben, kaum erlauben würde, davon reden zu lassen, es sei Pflicht eines jeden Menschen, seine Seele für die Offenbarung der Weisheit Gottes empfänglich zu machen und den gewöhnlichen Gang des alltäglichen Lebens zu erheben durch Berührung mit der Welt des Geistes. Sobald aber dies Alles wahr ist, was wir auch eingestehen müssen, wer unter meinen Zuhörern, wer unter den denkenden und ehrlichen Männern kann es dann leugnen, daß uns die Pflicht obliegt, unser Leben so einzurichten und seinen Lauf so zu wenden, daß wir im Stande sein werden, mit der geistigen Welt in nähere Berührungen zu treten und uns mehr handgreifliche Andeutungen von oben herab zu verdienen?"

Gibt es also Jemanden, welcher auf diese Art die Amerikaner anredet, die ihr Landsmann des Mangels der zwei Cardinaltugenden anklagt, der Hoffnung und der Liebe, wie müßten füglich die Politiker und die Philosophen zu den Slawen reden, denen doch Jedermann eine so innige Liebe und Hoffnung zuerkennt. Welche Verantwortlichkeit würde sich wohl auf diejenigen wälzen, die diese Völker noch mit den Formeln der erstarrten Gesellschaft bewegen und bethören wollten, einer Gesellschaft, die gerade nur deswegen an diesen Formen modelt, weil sie selbst nicht diese Tugenden besitzt, weil sie in sich den Mangel einer innern Kraft fühlt. Wie große Schuld wäre es, zu diesen Völkern, die einen unverdorbenen Glauben, große Volksüberlieferungen und das menschliche Gefühl so rein, so innig bewahren, die Stimme zu erheben, ohne ihnen von Gott, der Religion und der Liebe zu sprechen.

Zwölfte Vorlesung.

Den 3. März 1843.

III.

Forschungen über slawische Alterthümer.

Wir haben nun zu rechtfertigen, was wir vor drei Jahren ausgesprochen, daß nämlich die Erforschung der slawischen Dinge ganz und gar den bisherigen Zustand des mythologischen Wissens ändern wird. Zur Bekräftigung unserer Meinung, die vielleicht sonderbar erscheinen konnte, liegen uns schon fremde Schriftsteller vor. Einer von den deutschen Gelehrten, der Professor Hanusch zu Lemberg, gab im vergangenen Jahre ein Werk über die slawische Mythologie heraus, in welchem er, nachdem er alle bekannten mythologischen Systeme, das indische, zendsche oder persische und griechische auseinandergesetzt, gesteht, daß das slawische, oder vielmehr lithauisch-slawische das vollkommenste, tiefste und umfangreichste ist.

Mittlerweile auf diese Ansicht uns stützend, wollen wir in der Kürze die Geschichte der wissenschaftlichen Arbeiten für diesen Gegenstand schildern und zwar, um zu begreifen, warum die bis auf den heutigen Tag nicht beachtete Mythologie der Slawen auf einmal den höchsten Rang unter allen einnimmt.

Zu Anfang des Christenthums haben die Kirchenväter und auch die Gelehrten das Entstehen der Mythen als

durch den Einfluß der bösen Geister bewirkt sich erklärt. Diese allgemein angenommene Ansicht dauerte bis zu den sogenannten Zeiten der Wiedergeburt der Wissenschaften. Seit dem 16. Jahrhundert begannen die Geschichtsforscher und Philosophen von neuem die Ueberlieferung und die uralte Poesie zu erwägen und in ihnen die Aufhellung mancher dunklen Stellen, sowohl der Geschichte als auch der alten Sagen suchend, lenkten sie zugleich die Aufmerksamkeit auf den wesentlichsten Theil der Mythologie, nämlich auf die Religionsbegriffe. Allgemein jedoch sah man in den Schulen des 16. und 17. Jahrhunderts die Mythologie als eine Sammlung von Fabeln, verdunkelten Sagen und Erdichtungen, erzeugt in der Einbildungskraft der Dichter und Mythographen an; man wollte sie kennen lernen, einzig und allein um die alten Schriftsteller zu verstehen, legte ihnen nicht den mindesten Werth bei und behandelte endlich diese ganze Lehre, namentlich in Frankreich, nur als eine Art Spielzeug.

Erst mit dem 18. Jahrhundert berührte der täglich anwachsende Geist der Philosophie auch die Fragen der Mythologie. Die Deutschen und Franzosen betrachteten diesen Gegenstand von verschiedenen Standpunkten aus. In Deutschland theilte man die Mythen in astronomische, geschichtliche und volksthümliche Ueberlieferungen und legte jede Abtheilung nach einer besondern Methode aus; in Frankreich achtete man nicht sehr darauf, ob sie so oder anders ausgelegt wurden, genug nur, wenn in irgend einer Art die uralte Sage mit Hülfe der neuern Begriffe erklärt war. Und so z. B. erklärte man sich, was selbst in den für die Schulen bestimmten Büchern wiederholt wird, daß der Krieg des Saturnus mit den Tytanen gewiß irgend eine politische Revolution in einem Lande Griechenlands andeute, wo der König Jupiter den König Saturn vom Throne stürzt und selbst wieder von den Fürsten, Tytanen genannt, gestürzt werden soll.

Um das Jahr 1812 beginnt die neue Epoche für das

mythologische Wissen. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts versuchte der berühmte deutsche Philolog Christian Gottlieb Heyne zuerst in seiner Auflage des Apollodor, dann in seinen Forschungen und Denkwürdigkeiten die Geschichte vieler Mythen zu schreiben. Er bemerkte z. B., daß die Vorstellung von der Hölle zahlreichen Veränderungen unterlag, bemühte sich vor allem, den Ort zu bezeichnen, wo dieser Mythus entstanden ist und später zu zeigen, wie er sich entfaltete und ausbildete. Jedoch diese Art der Sachenanschauung, wenngleich sehr urthümlich und neu, gewann damals die Aufmerksamkeit der Gelehrten nicht für sich.

Erst zwei oder drei Jahre vor dem denkwürdigen 1812 machte die Symbolik Kreutzer's, ein Werk, das auch ins Französische übersetzt ist, beiweitem mehr Aufsehen. Kreutzer gab der Mythologie eine neue Definition. Ihm gemäß ist sie das Panorama der Religionsmeinungen und Begriffe, macht eine große Ganzheit aus, denn aus alle diesen zerstreuten Sagen bricht ein allgemeiner Gedanke, eine ursprüngliche Religion hervor.

Lange schon vor Kreutzer sagten einige Philosophen dasselbe. Unter andern bewies St.-Martin, daß alle Mythologien nur ein sich Wiederholen sind, daß sie alle einer Quelle entsprießen. Aber die Werke St.-Martin's hatten keine Leser, sie waren namentlich nicht jenem Theile des Publikums zugänglich, welchen man den Mittelstand der Gelehrtenwelt nennen könnte. Die gewöhnlichen Literaten und Professoren wußten nicht einmal, daß dieser tiefdenkende Schriftsteller je existirt habe. Aber Kreutzer, voll der ausgedehntesten Erudition, mit Citaten beladen, in der uralten Literatur bewandert, trat in die Oeffentlichkeit, ausgerüstet mit jener gewöhnlichen Gelehrsamkeit, welche in der Regel die Gemüther so stark anspricht. Schwer ist es, sich den Eindruck zu denken, welchen sein Werk in Deutschland machte. Die Gelehrten griffen zur Feder, in der Absicht, das von ihm aufgestellte System nie-

derzukämpfen. Man behauptete, seine Ansichten beleidigten das deutsche Wissen; endlich kam es zu einer ungeheuern Erbitterung gegen ihn.

Woher diese Erbitterung kam, das wußten weder Voß, das Haupt der Opposition, noch seine Collegen, die Professoren, auch keiner der Schulmänner selbst. Kreutzer berührte eine neue Frage: er wollte beweisen, wies wenigstens darauf hin, das Alterthum sei nicht so barbarisch und finster gewesen, wie dies die Gelehrten gewöhnlich aussagten; ferner, daß man in den entlegensten Zeiten erhabenere und tiefere Begriffe von Gott gehabt, als in dem Heidenthum des 3. und 4. Jahrhunderts nach Christo; das aber untergrub das System des gleichmäßig steten Fortschrittes, zu welchem sich die Protestanten bekennen, und benahm den poetischen und mythologischen Werken, welchen die gewöhnliche Gelehrsamkeit einen großen Werth beigemessen hatte, alles Ansehen. Der instinktmäßige Haß der Gelehrten war ein Zeichen, daß Kreutzer eine Bahn getroffen hatte, die der Geistesrichtung des Protestantismus zuwider lief. Später behandelten Goerres, Kanne und andere Gelehrten die Mythologie schon mehr in allgemeiner Hinsicht; namentlich aber bemühten sie sich, den Ursprung eines jeden Mythus zu entdecken.

In solcher Reihenfolge erschien der Augenblick, wo die slawische Mythologie zum Vorschein kommen mußte. Bis dahin hatten alle Mythen nur so viel Bedeutung in den Augen der Gelehrten, wie viel ihnen die Poesie oder die Kunst gab. Darum dünkte ihnen auch die Mythologie der Griechen die vollkommenste zu sein, die einzige, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrten und des Publikums verdiene; und da die Slawen weder in Poesie noch in Kunst irgend etwas erzeugt, was auf ihre mythologischen Begriffe Bezug hätte, so erweckten sie nur wenige Aufmerksamkeit. Jetzt aber, da man die geographischen Wege, auf welchen die uralten Menschenbegriffe sich in der Welt verbreiteten, auf-

zuzeichnen begann, konnte man den ungeheuern Flächenraum des Slawenthums durchaus nicht umgehen.

Zwei ausgezeichnete Werke erschienen neulich in Bezug auf diesen Gegenstand. Das eine oben erwähnte von Hanusch, das andere von Nork *) über die syrischen Gottheiten. Wir wollen zuvörderst dies letztere betrachten, später werden wir zu dem erstern zurückkehren.

Indem sich Nork bemühte, die Götternamen dieser Syrer zu erklären, die nach den angeführten Beweisen so eng mit den Slawen verbunden zu sein scheinen, schuf er ein völlig neues System der Mythologie. Dieses System wird, so viel wir meinen, die Gestalt der Wissenschaften, welche sich mit dem Alterthum befassen, ganz umändern. Für die Quelle aller Mythologien, für den Schatz aller Reichthümer Europas in dieser Beziehung sieht er Hindostan an. Diese Ansicht ist nicht neu, denn fast alle Gelehrten, auch Goerres und Kanne, Schlegel und Hammer stimmen hierin überein. Selbst die geographische Lage bekräftigt die Muthmaßung, daß die Indier das älteste Volk der Welt seien. Der sanfte Himmel, die fruchtbare Erde geben dort den Menschen alle Leichtigkeit des Daseins. Doch nicht genug damit; in allen übrigen Mythologien, in der griechischen, skandinawischen, slawischen finden wir auffallende Aehnlichkeit mit der Indischen. Außerdem hat die heutige Philologie das hohe Alterthum der Sanskritsprache erwiesen.

Ein Gegenstand, für welchen sich in der Sanskritsprache sehr häufig viele Worte vorfinden, hat in den europäischen Sprachen zuweilen nur ein einziges; die Worte des Sanskrit aber mit den europäischen vergleichend, kann man sich fast immer überzeugen, daß sie eine und dieselbe Sache bedeuten, nur die Arten der Aussprache sind in Europa ärmer und

*) Nork ist der angenommene Name. Der Verfasser heißt Felix Korn.

weniger klangvoll. Die Indier haben nichts von dem europäischen Alterthum entnommen, sie aber gaben Griechenland und Aegypten ihre Weisen und Priester. Bekannt ist aus der Geschichte, daß die berühmten griechischen Philosophen die Länder am Ganges besuchten.

Außer diesen wissenschaftlichen Beweisen sucht Nork noch andere höheren Ranges auf. In den Büchern Indiens kann man die unzweifelbare Spur der wirklichen Begeisterung seiner Schriftsteller gewahr werden. Sie waren weder durch einen einzigen Menschen noch in einer einzigen Zeit geschrieben, sie sind aus Bruchtheilen von verschiedenen Zeiten zusammengesetzt. Schon dieses allein bekräftigt der tiefen Bemerkung Nork's gemäß ihr Alterthum und ihre Heiligkeit. Der Mensch ist nicht im Stande, in fortwährender Begeisterung zu sein; unmöglich ist es, ein umfangreiches Werk zu schreiben, das von Anfang bis zu Ende begeistert wäre. Die heiligen Bücher der Inder sind eine Sammlung von den Propheten hinterlassener Bruchstücke, die von den Philosophen gesammelt und erläutert wurden. Die Männer, welche ihr Volk mit diesen Büchern beschenkten, wandten alle ihre Kräfte daran, die Hülfe Gottes zu erlangen und sich vor dem Einflusse der Welt zu bewahren, sie beobachteten in dieser Absicht strenge Vorschriften. Bekannt ist die Lebensart der Priester Bramas: nirgends hatte das Alterthum so scharfe und so erläuterte Grundsätze. Aus diesen Ursachen betrachtet Nork die Religion der Inder als die der Wahrheit zunächstkommende. Diese Meinung werden wir weiter unten beurtheilen, jetzt aber sehen wir, wie er die Sache durchführt.

Seiner Ansicht nach erfüllten schon die hebräischen Priester nicht alle von Brama geforderten Bedingungen; statt fortwährend nach solchen Vorschriften zu leben, wie sie der Bramanismus angab, und die aus der tiefen Erkenntniß der göttlichen Dinge geschöpft waren, begnügten sie sich in den Zeiten Mosis und später, einige Stunden im Tempel zuzu-

bringen und meinten, auf diese Weise die Wahrheit zufällig, plötzlich, irgend einmal erhaschen zu können. Sich überdies in die Politik mischend, in der Absicht zu regieren, setzten sie sich der Zerstreuung des Geistes aus, da im Gegentheil erforderlich war, ihn gesammelt, concentrirt zu halten, um stets mit dem Himmel im Einverständniß zu bleiben. Dieses Merkmal der Augenblicklichkeit, der nicht vollständigen Anstrengung oder Unreife, der nicht völligen Aufmerksamkeit, das er in der Bibel wahrnimmt, scheint ihm überhaupt der Fehler späterer Religionen zu sein. Der Reihe nach zu den skandinawischen Völkern übergehend, wirft er ihnen Unkenntniß des wahrhaft religiösen Wissens vor, weil ihre Geistlichen, nachdem sie sich dem Müßiggang ergeben, das Vorhersehen und Vorhersagen der Zukunft den Frauen überließen, wie es z. B. bei den Germanen der Fall gewesen.

Nork kennt daher nichts Vollkommeneres als die Glaubensregeln und die Institutionen der Indier. Woher aber ist dies alles entsprungen? Hat es sich aus den Erdichtungen und der Spiegelfechterei der Priester entwickelt, wie das 18. Jahrhundert behauptete? War es möglich, daß auf Mährchen gestützt sich eine so dauerhafte und kräftige Gesellschaft bilden konnte? Ist es nur wahrscheinlich, daß aus Lügen Gesetze, Einrichtungen und Kasten entsprossen seien, die sich bis auf den heutigen Tag halten? Unser Verfasser sagt geradezu, daß alle die erhabenen Wahrheiten, welche in den Büchern der Wedas, Purrana und den übrigen indischen enthalten, von der Gottheit durch Eingebung, durch Begeisterung ertheilt worden sind. Zur Bekräftigung dessen, faßt er die Meinungen vieler Gelehrten in eine systematische Ganzheit zusammen und bemüht sich, die Mythologie nicht nach den Büchern, sondern vielmehr nach den Erscheinungen zu erklären, die im gegenwärtigen Leben anzutreffen sind; er beruft sich auf die über den thierischen Magnetismus und Somnambulismus gemachten Beobachtungen. Diese Art der Behandlung des Gegen-

standes wird die bisherigen Vorträge der Schulen, die sich einzig auf die Bücher stützen, aus ihnen endlich ganz vertreiben. Derselben Art waren die Vorsichtsmaßregeln und Mittel, wie man sie heute anwendet, um in einen außerordentlichen Zustand zu kommen oder Andere in einem solchen zu versetzen, wie der Umgang mit den einen Personen, das Vermeiden der andern; mit einem Worte, diese ganze Methode war, Nork's Meinung zufolge, schon vor Jahrtausenden in Indien bekannt und von den alten Weisen — unbekannt, zu welcher Zeit — genau beschrieben.

Jetzt erst läßt sich die Institution der Braminen, jener Menschen, die bestimmt waren so zu leben, auf daß sie stets mit Gott in Berührung bleiben könnten, begreifen. Ihre ganze Gesetzgebung ist aus dieser Quelle geflossen und außer der innern Ueberzeugung, daß sie eingegeben war, besitzt sie keine andere Sanction. Um ähnliche Sachen zu erzählen und zu behaupten, fügt Nork hinzu, reicht es nicht hin, sie in Beschreibungen gelesen zu haben, „man muß sie erlebt haben."

Die Erscheinungen dieser Eingebungen zeugen für sich selbst; aber die Gesetze, die Wahrheiten, die Maximen, offenbart durch die Begeisterten, machen nur einen Theil der Gesetzgebung und umfangreichen Literatur der Indier aus. Es kamen späterhin Zeiten, in welchen man ihnen Erläuterungen, Auseinandersetzungen, Doctrinen anhängte, es kamen die von den ersten Braminen vorhergesehenen Zeiten des Verfalls. In diese Kategorie des verfälschten Wissens setzt Nork die Religionslehre der Israeliten und im allgemeinen alle Schulen Europas, mythologische sowohl als wissenschaftliche. Es ist dies die Stelle in seinem Werke, wo er sich gröblich irrt, wie wir dies später beweisen werden. Aus dem jedoch, was er in seinen Forschungen über Indien sagt, strahlt ein Licht, welches die slawische Mythologie sehr aufhellen wird.

Die religiösen Meinungen der europäischen Völker be-

trachtend, theilt er dieselben in zwei Haupttheile. Fürs erste glaubt er, daß in unbekannten Zeiten noch vor der geschichtlichen Epoche, vom Ganges ab eine Ansiedlung ausgegangen war, sich nach Norden wandte, Persien, Baktriana, Assyrien und die westlichen Länder bevölkerte, und da er dort überall den Dienst des Feuers oder der Gottheit unter der Gestalt der Flamme antrifft, so schließt er hieraus, daß diesen Völkern die Kaste der Siwaiten oder Schywaiten ihren Ursprung gab. Eine andere solche Ansiedlung aus der Kaste der Wischniten oder Wodanen, d. h. der die Gottheit unter Gestalt des Wassers Verehrenden, soll die mongolischen Steppen überschritten und erst hinter dem uralischen Gebirge in Mitteleuropa stillgehalten haben.

Bemerkenswerth ist, daß früher, noch vor Nork, wenngleich auch nicht seit langer Zeit, die polnischen Forscher diese Budynen, Wudynen oder Wodanen schon für Protoplasten der Slawen gehalten haben. Es behaupten dies unter andern Kucharski und Narbutt, welche Nork nie gelesen hat, aber doch sagt, daß der Name Wende mit dem Namen Wodan, Wudan, Budyn großen Zusammenhang zu haben scheint.

Auf diese Art also kommt das ganze Räthsel der mythologischen Forschungen mit der Aufgabe des Ursprungs der Slawen zusammen und unmöglich ist es, auf den Grund der allgemeinen Mythologie zu gelangen, ehe man nicht zuvor erforscht hat, woher und auf welchem Wege dieser Stamm nach Europa gekommen ist.

Wie geschieht es nun aber, daß die Slawen, welche kein einziges Poem, kein Bild, kein mythologisches Werk erzeugt haben, daß sie gerade die so ausgedehnten und reichen Mythologien aufklären und ergänzen sollen. Es kommt dies daher, weil alle diese Mythologien des Alterthums von den Künstlern, Gelehrten und allerhand Schulen der Doctrinenmacher verfälscht und verunstaltet worden sind, so daß wir in Bezug darauf dasselbe sagen können, was Nork in Betracht

der Gesetzgebung gesagt hat. Der begeisterte Künstler erzeugt die göttliche Form, er gibt dem Gefühle, von welchem er beseelt war, den Leib, diese Form macht auf die Menschen Eindruck. Aber der Künstler, welcher hierdurch eine gewisse Fingergeläufigkeit, eine Art Uebung erlangt hat, wartet nun nicht mehr die neue Eingebung ab, sondern im Vertrauen, so viel Formen als ihm beliebt von sich geben zu können, schafft er sich Götter und Göttinnen bei erkaltetem Gefühle. Auf diese Weise, verfertigt er Spielwerke, statt einem tiefen und wahren Gefühle die Hülle zu geben, er vergnügt sich selbst und das Publikum. Was machen die Commentarienschreiber, den begeisterten Grundsätzen kalte Auslegungen anhängend? Sie thun dasselbe, was die Künstler mit dem Einrichten ihrer Werkstätten, die Kunst zu einem theoretischen Handwerk umwandelnd, sie erniedrigen die wirkliche Religion. Der Mensch, begeistert von dem großartigen Anblick der Natur, ergießt seine Gefühle im Lobpreisen der Sonne, des Mondes, der Waldgebirge und die ihm wiederfahrene Rührung theilt er den Zuhörern oder Lesern mit. Die Zuhörer und Leser, statt diesen Hymnus als das Mittel zu brauchen, um sich selbst zu diesem Gefühle zu erheben, statt ihre Augen der Sonne, dem Monde und jenen Bäumen, die den Dichter begeisterten, zuzuwenden, ergießen sich blos in Lob oder häufig nur in vieles Gerede über sein Werk. Allmälig stumpft auch die Poesie den Glauben ab, denn es ist leichter, schöne Verse zu fühlen und zu bewundern, als die Begeisterung selbst aus den Wundern der Natur zu schöpfen. Ebenso verhält es sich mit der Baukunst und mit jeder andern Kunst.

Hierin besteht gerade für uns Slawen das Glück; wir haben diese Sünden noch nicht begangen, die Wunder Gottes haben wir nicht nachgeäfft, wir schufen keine Meisterwerke ohne Begeisterung. Von der Volkspoesie redend, zeigten wir schon diesen ihren unendlichen Vorzug, daß nämlich jeder ihrer Reime wahrhaft begeistert ist; sie machen keine Folge, keine

Ganzheit aus, aber alle tragen das göttliche Merkmal an sich. Was die Kunst betrifft, so bestand diese fast gar nicht bei uns. Daher haben wir keine falschen Ueberlieferungen; unsere Glaubensüberlieferung ist weniger entfaltet, sie ist weniger verkettet und überhaupt nicht so glänzend wie die griechische, egyptische, indische; wir wiederholen es aber, daß sich derselben nichts Falsches beigemischt hat, oder wenn dieses geschehen ist, so doch nur äußerst wenig. Hanusch, dessen neu herausgekommenes Werk wir oben erwähnt haben, indem er über die Slawen nachdenkt, erkennt ihnen diesen Vortheil zu; er sagt: „sie haben ihren Geist nicht vergeudet."

Die Kunst verdrängen wir nicht. Meisterwerke schaffen ebenso wie Institutionen erheben, ist eine Art der Religion und sogar der Sache Gottes zu dienen; aber das ist gewiß, daß alle Völker bis jetzt sowohl in der Kunst, wie in den politischen Gesetzgebungen Treulosigkeiten begingen, indem sie zu den von Gott kommenden Eingebungen auch die Früchte nur eigner Triebe beifügten. Griechenland stellt uns davon ein Beispiel auf. Italien ist ein schlagendes Zeugniß dafür. In welchem Lande findet man wohl mehr Kirchen und Gemälde, doch kann man nicht sagen, die Italiener seien das religiöseste Volk auf Erden.

Die Vorsehung hat folglich die Slawen für andere Zeiten bewahrt. Auch sie werden gewiß Künstler besitzen, jedoch nur Künstler, welche nach den neuen Begriffen und Grundregeln, die weder den Griechen noch Römern bekannt waren, schaffen werden. Eine Verantwortlichkeit wird auf ihnen lasten, die um so größer sein wird, je mehr sie die Pflicht haben werden, nur so mit dem Marmor und der Leinwand umzugehen, wie das slawische Volk mit seiner Sprache und Leier (gęśla), d. h. nicht eher Meißel und Pinsel in die Hand zu nehmen, bis sie die wirkliche Begeisterung in sich

fühlen. Diese Wahrheiten waren dem Alterthum bekannt, nie aber wurden sie so klar ausgesprochen wie jetzt.

Was also heutzutage die slawische Ueberlieferung so schätzenswerth macht, ist, daß sie unverdorben geblieben, zur Zeit als andere stets verfälscht wurden. Nehmen wir z. B. an, daß ein von einem Bildhauer verfertigtes Bild Alle in Bewunderung versetzt, so übertreibt ein anderer Bildhauer, um noch mehr zu gefallen, die Eigenschaften dieses Bildes, er macht seine Anhängsel. Hierdurch entsteht nun ein neues Gebilde, es gestaltet sich die Form eines neuen Mythus, und so verwischt öfters die Kunst die ursprüngliche Glaubensvorstellung. Im Slawenthum jedoch gab es weder Pyramiden, noch Bildsäulen, noch poetische Erdichtungen; die Ueberlieferung hat dort nur einige Ausdrücke, nur einige Schilderungen und Erinnerungen bewahrt, aber jedes Wort derselben enthält eine große und erhabene Wahrheit.

Wir sehen daher, warum das Erkennen der religiösen Begriffe dieses Volkes, die bis dahin vernachlässigt und verachtet waren, jetzt ungemein wichtig geworden ist. In der That, will Jemand die Methode Nork's und der jetzigen Gelehrten befolgen, will er in dem, was gegenwärtig ist, den Schlüssel für die Vergangenheit aufsuchen und durch dasjenige, was am meisten im Menschen lebt, die Bücher und Denkmäler erklären, so muß er, um die griechischen und indischen Sagen erläutern zu können, sich an die lebende Ueberlieferung wenden; diese aber ist bei unserm Volke.

Dreizehnte Vorlesung.

Den 7. März 1843.

IV.

Forschungen über slawische Alterthümer.

Gehen wir weiter in unserm Gegenstande der slawischen Mythologie. Was wir hier Mythologie nennen, ist nichts Anderes, als die ursprüngliche Religion dieses Volkes; der Glaube macht aber, wie mit Fug und Recht Professor Quinet sagt, den wesentlichen Kern der Völker aus. Die Politik, die Künste, alle die Formen, unter welchen sich die menschliche Gesellschaft ausspricht, sind die Früchte dieses Kernes. Man kann nie ein Volk kennen lernen, sobald man nicht zuvor bis zu seinen Göttern gelangt ist. Wir müssen daher die berührte mythologische Aufgabe bis auf den Grund erforschen.

Die Schriftsteller erkennen heute einstimmig Asien als die Wiege aller religiösen Ueberlieferungen, aller Offenbarungen an. Nork und Hanusch nehmen in ihren Werken über die syrischen Gottheiten und über die slawische Mythologie dieses Axiom an. Was also das Wesentlichste in der Religion der Indier ist, müssen wir jetzt hervorholen, damit wir im Stande sein können, nachzusehen, wie sich dieses mit den Völkern in der Welt verbreitete und wie es sich entfaltete.

Das erste Dogma aller Offenbarungen des Alterthums ist die Einheit und die Allgemeinheit Gottes. Hierin stimmen die heutigen Gelehrten alle überein. Die Theorien des vergangenen Jahrhunderts, welchen zufolge sich der Mensch vermöge der abstracten Begriffe gleichsam bis zu dem Gottbegreifen erheben sollte, sind schon verworfen worden. Quinet sagt in seinem Werke, betitelt: Der Geist der Religionen (le génie des réligions), ganz treffend, daß, wenn die Menschen damit angefangen hätten, wie dies Jean Jacques Rousseau haben will, über dasjenige zu discutiren, was sie beginnen sollen, sie gewiß, ohne etwas angefangen zu haben, noch bis auf den heutigen Tag redeten. Erinnern wir hier an diese verlassene Weise des Begreifens der Dinge, so geschieht es nur, weil, wie zum Unglück, noch viele slawische Literaten sich mit derselben gern amusiren, was man leicht aus den in Polen und Rußland neu erschienenen Werken ersehen kann.

Wir kehren nun zu dieser Hauptthatsache zurück, daß seit Jahrtausenden die eine und allgemeine Gottheit gekannt war. Woher und auf welchem Wege hat das Menschengeschlecht diese höchste Wahrheit erfaßt? Hierin sind die Meinungen verschieden. Der allgemeinen Ueberlieferung zufolge offenbarte sich Gott dem Menschen mit lebender Stimme, d. h. zu seinem Geiste redend, gab er die Kunde von sich. Nach Andern hat die Natur, den Menschen mit Gefühlen der Bewunderung, der Wonne und Bestürzung erfüllend, in ihm das tiefere Gefühl der Liebe Gottes geweckt. Aber alle philosophischen Mythologen stimmen darin überein, daß der Mensch diesen Begriff erlangte in einem Augenblick der Erhebung, in einem Augenblick der Bestürzung, der unwillkürlichen Erschütterung, die der Einfluß der Urnatur auf ihn machte.

Dieser Begriff, dieser Glaube zeigt sich später unter verschiedenen Formen. Der allgemeine und alleinige Gott, un-

zugänglich den Sinnen und selbst der Vernunft des Menschen, theilweise begriffen in den Formen, fängt an, sich zu theilen und zu vervielfältigen. Vor Allem erkennt ihn der Mensch in seinen großen Werken, im Lichte, in der Sonne, dem Monde. Der Dienst der Sonne und des Mondes findet sich wirklich in allen Mythologien vor. Hieraus stellte sich endlich im vorigen Jahrhundert die Meinung fest, daß der Cultus dieser beiden Himmelskörper der Schlüssel zu allen mythologischen Systemen sei. Die bekannte kurze Mythologien-Sammlung von Karl Franz Dupuis, die zu ihrer Zeit in so großem Ansehen stand, führt Alles auf diesen einen Gedanken zurück. Man ersah, daß die zwölf herculischen Arbeiten den Sonnendurchgang durch die Zodiak-Zeichen bedeuten; daß derselbe indische Mythus Wischnu gleichfalls auf die Sonne Bezug habe; daß die ganze Mythologie der Phönizier sich auf diese Gottheit beziehe. Endlich wurde das Urtheil gesprochen, daß Alles, was wir nur irgend von der slawischen Mythologie wissen, nichts mehr sei, als blos der Preis der Sonne und des Mondes. Es sind dies Meinungen, die heute fast allgemein von den Gelehrten angenommen sind.

Wir haben aber eine beiweitem wichtigere Sache aufzuklären, nämlich: Warum verehrte man und wie verehrte man die Sonne und den Mond?

Die Philosophen, verächtlich das Alterthum und die Völker anblickend, sagen gewöhnlich, daß sich hierin die natürliche Dankbarkeit der ursprünglich einfältigen Leute gegen so wohlthuende und angenehme Himmelskörper ausdrückte. Man hat, über diesen Gegenstand sich verbreitend, viele Bücher zusammengeschrieben. Hätten die Verfasser derselben jedoch etwas besser die Natur beobachtet, so würden sie sich nicht in diese weitläufigen Auseinandersetzungen eingelassen haben. Danken denn etwa die Thiere der Sonne dafür, daß sie sie erwärmt? Und doch gibt es unter ihnen solche, die sehr fähig sind, den Dank zu fühlen und ihn zu zeigen. Der Hund z. B. leckt die

wohlthuende Hand seines Herrn, er erkennt ihn von weitem; sobald er seiner nur gewahr wird, läuft er ihm entgegen und hüpft vor Freuden. Thut er wohl etwas Aehnliches beim Anblick der Sonne? Jener Frühgesang der Vögel, welchen man dichterisch den Sonnengruß genannt hat, ist nur das Echo ihrer Freude; sie blicken nicht einmal nach der Sonne. Betrachten wir endlich dieses uns wohlbekannte slawische Volk; finden wir nur einen einzigen Menschen unter demselben, der beim Anblick der Sonne Dankbarkeit oder Angst in sich verspürte? Diese ganze Theorie ist ein gelehrter Unsinn. Führen wir hier noch die Worte Quinet's an, der im Namen der Urvölker diese eingebildeten Philosophen anredet: „Sagt uns doch nur, woher sind außer dem Bereiche Eures historischen Wissens diese riesigen Denkmäler entstanden, diese egyptischen Pyramiden, diese indischen Tempel? Begann der Mensch als Kind auf solche Weise die Baukunst und bestand sein ABC-Buch nur in den Büchern Mosis und der Iliade; so machet doch etwas Aehnliches, Ihr Weisen, gealtert in den Wissenschaften!" In den ältesten Philosophen und Dichtern könnte man eine Menge der erhabensten und tiefsten Wahrheiten aufweisen. Schon selbst das im Abendlande vorzugsweise gekannte griechische Alterthum stellt in dem mythischen Dichter Orpheus einen Beweis auf, daß es seit undenklichen Zeiten Menschen gab, welche große Geheimnisse der göttlichen Dinge besaßen. Dies Alles überzeugt nur zu sehr, daß die Urvölker unmöglich blos aus dem Gefühle der Dankbarkeit allein der Sonne und dem Monde eine solche Ehre erwiesen haben, und daß die Gründer der ursprünglichen Gesellschaften viel erhabener und tiefer die geschaffene Welt begriffen.

Nöthig ist es jedoch, die Ursache dieses allgemeinen Cultus zu erklären, der sich bei allen bekannten Völkern der Erde wahrnehmen läßt, und, was noch wichtiger, warum man sich nicht mit bloßen Verneigungen und Danksagungen begnügte, sondern gewisse Gebräuche erfüllte, und das nur an den dazu

bestimmten Tagen und Monaten. Nork läßt in Bezug darauf einen sehr treffenden Gedanken blicken, oder zieht vielmehr, indem er die von Andern zuvor entdeckten Thatsachen annimmt, aus ihnen die Theorie, ordnet und erklärt sie vermittelst einer Wahrheit. Bekannt ist, wie in den Erscheinungen des Magnetismus und Somnambulismus, in welchen die menschliche Seele zu einer höhern Stufe des Hellsehens gelangt, der Einfluß des Mondes und der Sonne eine wichtige Rolle spielt. Mit den in dieser Hinsicht jetzt gemachten Erfahrungen die alten Gebräuche und Ceremonien der Indier vergleichend, die den Zweck haben, sich die Gunst dieser Planeten zu erwerben, d. h. sich mit ihrer Kraft zu stärken, bemerkte man, daß dieser Cultus nichts Anderes gewesen ist, als nur das Mittel, den Geist zu erheben, ihn in einen Zustand der nähern Berührung mit der Gottheit zu versetzen.

In der That, betrachtet man auf diese Art die Dinge, so kann man Aufklärung über alle religiösen Gebräuche des Alterthums erhalten. Die Indier theilen die Menschen ein in Sonnen- und Mondmenschen. Die erstern besitzen nach ihnen die Fähigkeit, sich bis in die höchsten Regionen des Weltalls mit klarem Blicke zu erheben und stets mit der Gottheit in Berührung zu bleiben, ohne dabei aufzuhören, in der gewöhnlichen Sphäre des irdischen Daseins zu wachen und zu wirken; die Mondmenschen hingegen können die überirdischen Sphären nur im Traume durchschauen, d. h. in einem Zustande, den man einen magnetischen oder somnambulischen nennen könnte, wo der Mensch weder von dem, was er thut, noch von dem, was er thun sollte, sich klar Rechenschaft geben kann. Dieses erklärt uns jene im Alterthum gebräuchlichen Sonnenbäder oder Insolationen. Man setzte sich der Sonnenwärme aus, um durch dieses physische Mittel die innere Kraft in sich zu wecken; man bemühte sich, wie der Dichter Garczyński sagt, „die schlummernde Raupe im Menschen zu erwärmen.“ Man erging sich desgleichen im Mondlicht, um der Sinnen-

welt sich zu entziehen und in jenen Zustand der prophetischen Träume zu gelangen, deren Beschreibungen wir in den Poesien des Nordens antreffen. Die Religionsgebräuche und die Ceremonien der alten Völker waren also nicht gänzlich ein solcher Unsinn und eine solche Dummheit, wie dies gewöhnlich scheint. Alle ohne Ausnahme hatten einzig und allein den Zweck, den menschlichen Geist frei zu machen, ihn zu erheben, ihn sehender, reiner und kräftiger zu machen.

Erst wenn diese Wahrheit angenommen wird, ist es möglich, jeden Religionscultus auf eine gewisse Zeit zu beziehen und dessen Geschichte zu schreiben. Hier trennen wir uns schon von den deutschen Schriftstellern, namentlich aber von Nork.

Nork, indem er das höchste Alterthum und die größte Vollkommenheit der indischen Religion anerkennt, bemüht sich, aus dieser die Religion der Hebräer als eine abgeleitete und schwächere herauszufolgern, der christlichen aber gedenkt er nicht einmal. Ihm zufolge könnte man glauben, daß alle religiösen Institutionen und Mythologien, je mehr sie sich vom Bramanismus, gleichsam von ihrer Quelle, entfernen, desto mehr verkrüppeln und an Kraft verlieren. Dem ist nicht also; im Gegentheil geschieht es umgekehrt, und wenn wir das bewiesen haben werden, so wollen wir Nork als letzte Antwort die Wichtigkeit der slawischen, am spätesten auf die Weltbühne tretenden Ueberlieferung entgegenstellen.

Was wollten die Braminen erreichen? Worein setzen sie noch heute das ganze Ziel ihres Daseins? Sie wollen sich den Vergänglichkeiten der Welt, dem Mammon, den Netzen des Irrthums entziehen und im Schooße der Gottheit ausruhen. Die braminische Regel ist das vollständigste System, die vollendetste Sammlung aller Mittel und Arten der Erleichterung des Weges zur Vollkommenheit, der Bewahrung des Menschen vor dem Bösen. Indem aber dergestalt eine Menschenklasse, welche einst von einem uns un=

bekannten Offenbarer die Wahrheit erhalten, sich dieser Offenbarung ganz für sich freut, schließt sie sich von dem übrigen Theile des Menschengeschlechts ab. Nie ist der Bramanismus thätig wirkend für die Civilisation der Welt aufgetreten; das Glück allein genießend, nach welchem umsonst die andern Völker jagen, jeden fremden Einfluß zurückstoßend, erhält er bis jetzt seine Volksthümlichkeit unangetastet und denkt nicht daran, hinter den Bergen und Flüssen, welche ihn seit Jahrtausenden umschließen, irgend einmal hervorzutreten.

Beiweitem erhabener war schon die hebräische Offenbarung. Wir wollen uns in dieser Hinsicht blos an die philosophischen Rücksichten halten, weil Diejenigen, welchen wir antworten, die Besprechung auf einem andern Felde vielleicht nicht annehmen würden. Schon selbst nach Nork waren die Hebräer Männer, welche zur Erkenntniß des einen und allgemeinen Gottes nicht nur eine gewisse ausschließliche Kaste, sondern das ganze Volk zu bringen trachteten. Die Thaten des auserwählten Volkes sind vor allem Andern eine Geschichte des fortwährenden Kampfes der Sehenden, d. h. der Propheten, der Offenbarer, mit der Masse des Volkes. Die Masse verfällt immerwährend in die alten Irrthümer, sie kehrt zu den weniger vollkommenen Religionen zurück, klammert sich an die Gebräuche der Braminen, der Perser und anderer Völker fest, sucht die Eingebung bei der Sonne, dem Monde, auf Bergen und in den geweihten Hainen; die Propheten und die begeisterten Könige hingegen zeigen dem Volke den alleinigen, unendlichen Gott und zwingen die Hebräer dazu, daß jeder von ihnen in sich selbst, in seinem Geiste das Mittel finde, sich zu ihm zu erheben, nicht aber zu jenen fremden und physischen Mitteln greife. Kann man wohl jenen Braminen, welcher für jeden Tag im Jahre vorgeschriebene Morgen- und Abendbeschäftigungen hat, welcher, statt den gefallenen Menschen aufzusuchen, um ihn zu erheben, ihn vermeidet, sich sorgfältig von ihm abschließt: kann man

ihn wohl mit jenem Volkspropheten vergleichen, der sich zwischen die Menge drängt, sich den Beleidigungen, den Qualen und selbst dem Tode aussetzt, um nur den Gedanken Gottes oder den Willen Gottes zu erkennen zu geben? Fürwahr, die Auseinandersetzung der Offenbarungsquellen bei Seite lassend, können wir dennoch glauben, daß jedem Unbefangenen die Erhabenheit der hebräischen über die indische Religion als offenbare Thatsache einleuchten wird.

Aber ungemein höher noch erhob die christliche Offenbarung das Dogma und den Religionscultus. Jenen Tempel, in welchem das ganze hebräische Volk zusammenkam, die Begeisterung zu schöpfen, sich zu Gott zu erheben, erhabenere Gedanken, reinere Gefühle aufzunehmen, diesen alleinigen Tempel hat das Christenthum in der Welt vervielfacht. Der christliche Offenbarer hat allen Bedingungen, welche die Philosophie auflegt, nicht nur entsprochen, sondern er hat noch für sie selbst unzugängliche Geheimnisse aufgestellt. Die von uns erwogenen Schriftsteller verlangen, die allgemeine philosophische Weise verfolgend, in dem offenbarten Gesetze eine Zusammensetzung von Bruchtheilen zu sehen; sie blicken mit Recht mißtrauisch auf ein System von Gesetzen, das nach einem gewählten Plane gefolgert ist; sie haben deswegen das Gesetz Mosis in Verdacht. Christus, der Herr, schuf aber kein System von Gesetzen, schrieb nicht einmal ein Bruchstück derselben; er hinterließ blos die wesentlichste, die inhaltreichste und zugleich die der Vernunft unzugänglichste Sache; er hinterließ sich selbst, sein Leben, sein Beispiel. Dies ist das einzige Gesetzbuch, das er der Welt gegeben, und er berief hierbei die Menschen zu einer beiweitem schwierigeren Arbeit, als die braminische und levitische gewesen, zu einer Arbeit, die sich gänzlich im menschlichen Geiste concentrirt. Moses trennt den Menschen von der Natur, er macht ihn unabhängig von der Erde und von allen den Mitteln, welche der Planeteneinfluß oder die Rücksicht auf die guten und bösen Tage darreichen

konnte; das Christenthum stellt ihn unabhängig von der Hülfe anderer Menschen dar; es befiehlt ihm, immerwährend nur aus sich selbst die Kraft zu schöpfen und in sich selbst auch die Quelle der Wahrheit zu suchen. Unzweifelhaft ist dies das erhabenste Dogma und zugleich die am schwierigsten zu begreifende Wahrheit. Aber neben dem Dogma besteht noch ein zweiter Theil der Religion, dessen Bedeutung wir hier aufklären müssen, nämlich die Ueberlieferung (tradition). Dieser Gegenstand verbindet sich innig mit unsern Forschungen über slawische Alterthümer, und sobald wir später den ganzen Fortgang unsres Vortrages in eine kurze Uebersicht zusammenfassen werden, wird es sich ergeben, wie viel darauf beruht, vollständig zu wissen, was wir unter Ueberlieferung verstehen sollen.

Der innere Begriff, das Fühlen der Wahrheit gibt uns die Kraft zum Thun, zum Handeln. Um aber diese Wahrheit nach außen zu offenbaren, ist noch etwas mehr erforderlich; es ist nöthig, sie in Andere übergehen zu lassen. Und gerade die solchergestalt vom Menschen zum Menschen gehende Wahrheit ist die Ueberlieferung. Gewöhnlich benennen die Lehrer und Erklärer verschiedener Religionen mit diesem Namen alle Erzählungen, alle Erinnerungen der Begebenheiten, die sich schriftlich oder mündlich unter dem Volke bewahren und auf seinen Glauben beziehen. Nichts ist falscher, irrthümlicher als diese Auffassung der Dinge. Die Ueberlieferung ist nicht der Wiederhall, nicht der wiederholte Klang, noch die Sammlung der gehörten Dinge, weil wir auf solche Weise jede Fabel, jede Volks- oder poetische Legende als Ueberlieferung anerkennen müßten; die Ueberlieferung ist das unmittelbare G e b e n der W a h r h e i t. Das Wort Tradition kommt von dem lateinischen Zeitworte tradere, welches übergeben, darreichen, Jemandem etwas von Hand zu Hand geben bedeutet.

Und auf welche Weise geben wir die Wahrheit Andern? Geschieht dies etwa, indem wir sie blos wiederholen, erzählen?

Gewiß nicht; es geschieht dies, indem wir in Andere die Wonne hinübergießen, welche Jeder aus dem Fühlen der Wahrheit erfährt, indem wir sie mit dem Feuer durchdringen, von welchem wir selbst erglühen, indem wir mit ihnen dasselbe thun, was die Sonne mit der Natur macht. In der Art die Ueberlieferung fortpflanzen, sie weiter führen, das können nur Männer, welche selbst des Lebens und der Kraft voll sind.

Die Römer, dies am meisten praktische Volk, begriffen jegliche Art der Ueberlieferung nicht anders, sogar im Gerichtswesen. Beim Kauf oder Verkauf, beim Zeugnißablegen vor Gericht waren die Parteien verpflichtet, Alles durch einen Act, d. h. durch ein Zeichen, sei es auch nur durch eine Handbewegung, welche den Willen oder die That vorstellte, zu bekräftigen. Es war nicht genügend, daß der Zeuge erzählte, er mußte außerdem gleichsam noch die ganze Scene, bei der er gegenwärtig gewesen, wiederholen.

In dieser Bedeutung muß man auch die Ueberlieferung auffassen, wenn man von den Künsten redet. Sagt Jemand z. B., daß in dieser oder jener Stadt, in dieser oder jener Schule eine gute Ueberlieferung des Gesanges fortwährt, verstehen wir etwa darunter nur die dort aufbewahrten musikalischen Papiere? Nein; es will dies vielmehr so viel sagen, daß diese Sänger, einer von dem andern übernehmend, unter sich die Methode, das Gefühl, den Ton ihres Meisters bewahrt haben.

Ebenso sprechen wir von der Militairüberlieferung, daß sie in diesem oder jenem Reiche, um diese oder jene Zeit aufgehört habe, wenngleich das Reich besteht und selbst auch dieselben Namen aller seiner Regimenter hat, nur daß es ihm an jenen mächtigen Feldherren gebrach, welche die Kraft besaßen, ihre Eingebungen zu vollführen, welche — wie der Dichter Garczyński sagt — „den Befehl geben konnten und zugleich auch die Kraft sammt dem Befehle.“ Also ein solcher Mann, welcher fähig ist, den Befehl und die Kraft zum

Vollbringen desselben zu geben, eignet sich nur zum Verbreiten der Ueberlieferung.

Die Ueberlieferung ist folglich nichts Anderes, als die wesentliche Form der Wahrheit, die wirkliche Gestalt des Lebens; die Erzählungen aber, die Fabel, Erdichtungen, Träumereien sind die falschen Formen, die lügenhaften, die Verzerrungen der Wahrheit. Die Ueberlieferung ist die übertragene Wahrheit, übergeben durch Männer, welche fähig waren, sie zu fühlen und zu erfüllen; also ist jede lebende Wahrheit ein Beweis, daß es einen Menschen gegeben, der sie ausgesagt hat. Es ist keine Wahrheit da, wo kein Mensch ist, der sie übergibt. So wie es keinen Krieg ohne Krieger, keine Musik ohne Musikanten geben kann, so gibt es auch keine Wahrheit ohne ihren Verkünder, keine Religion ohne die Institution zum Erhalten derselben, keine wahrhaft lebende Institution ohne die Ueberlieferung, d. h. ohne die Reihenfolge von Männern, welche überliefern, qui tradunt, welche von Hand zu Hand die Wahrheit geben.

Und hier muß man tief in Demuth die Stirn beugen vor dem größten der Geheimnisse unter der Menschheit, vor der Art, welche der christliche Offenbarer wählte, um die Reinheit seiner Lehre zu bewahren, indem er die Sacramente festsetzte, welche die ganze Basis derselben ausmachen. Nicht nur verhieß er wie Moses, Propheten und Bekenner nach sich zu senden, sondern er versprach, selbst seinen Jüngern immer gegenwärtig zu sein, nicht blos im Geiste und in der Wahrheit, sondern selbst persönlich im Fleische und Blute auf dem Altare, gegenwärtig wie die Sonne, welche sich in Allem abspiegelt, was glänzt, und Alles durchdringt; und auf diese Art die Wahrheit nicht blos durch Eingebungen zu ertheilen, sondern ihr selbst Leib und Blut zu geben, jeden Augenblick bereit zu sein, sie mit seinem Winke zu unterstützen, sich inmitten der Menschen lebend und wirkend wie ein Mensch zu befinden. Es ist dies die einzige Religion, deren Ueberlieferung verkörpert ist. Wohl

ist dies ein schwieriges und, eigentlich gesprochen, dem menschlichen Begriff ein unzugängliches Geheimniß. Vermag man es aber nicht zu begreifen, so folgt daraus nicht, daß man es schon verwerfen darf. Diejenigen, welche mit Verachtung und Hohnlächeln von diesen allerheiligsten Sachen reden, sollten sich lieber in die religiösen Aufgaben nicht einmischen; besser thäten sie, anderswo ihre Beschäftignng zu suchen.

Wir sahen also, wie gleich im Beginne der menschlichen Gesellschaft die innere Rührung, die Erschütterung, das Hineintreten in einen Zustand des Entzückens Gott dem Menschen zu fühlen gab; dann sahen wir, durch welche Mittel man sich später in diesem glücklichen Zustande zu erhalten bemühte. Die Indier, die Chinesen, alle Völker des Alterthums schufen sich Institutionen, deren Zweck es war, die Menschen zu Gesetzgebern, zu Geistlichen und Richtern zu befähigen. Später zeigt sich ein Volk, berufen zu einer erhabenern Rolle, zu einer umfangreichern Thätigkeit. Die Weisen und Priester dieses Volkes, sich nicht mehr auf die Selbsterlösung beschränkend, trachten danach, dem ganzen Volke diese Bahn zu öffnen. Eine solche Reihe der immer höhern Offenbarungen krönt endlich die höchste Offenbarung, die Offenbarung Christi.

Aus diesem Allen kann man sich den reinen Begriff des religiösen Cultus machen. Im allgemeinen ist ein jeder solcher Cultus nichts mehr, als nur die Sammlung der Mittel zur Vervollkommnung, zur Erhebung und zur Kräftigung des menschlichen Geistes. Wollen wir uns nun erinnern, was wir von dem Verderbniß der Mythologie durch Kunst und Poesie gesagt, so ist leicht vorauszusehen, in was die menschliche Neigung zum Mißbrauche den Religionscultus verwandeln könnte; sie wäre im Stande, es dahin zu bringen, daß man aus dem Cultus nicht das Mittel zum Ziele, sondern den Zweck selbst machen würde. Nachdem die Menschen, auf solche Art verfahrend, zuerst diese Sonne, welche erwärmte und zu Gott erhob, und den Mond, welcher die thierische Seele

des Menschen in höhere Regionen einführte, nachdem sie später alle Kräfte der Natur vergöttert hatten, vergöttern sie endlich sich selbst, und zwar nicht blos ihre menschliche Natur, sondern selbst ihre Einfälle, ihre Doctrinen. Und da das slawische Volk aus dem Grunde, weil es seine Ueberlieferung nie durch Poesie noch durch Kunst verfälscht hat, heute schätzenswerthe Vorräthe für die Aufklärung der uralten Sagen darbietet, dabei einen durch Doctrinen unverdorbenen Religionsbegriff besitzt, so kann man sogar philosophisch folgern, daß es diesem Volke bestimmt sei, mehr denn andere die Wahrheit zu fühlen und sie kräftiger zu verbreiten.

Vierzehnte Vorlesung.

Den 14. März 1843.

V.

Forschungen über slawische Alterthümer.

Haben wir eine allgemeine Vorstellung von dem, was Mythen, Ueberlieferungen und religiöse Ceremonien sind, so werden wir nun hiernach die slawische Mythologie betrachten. Bewiesen haben wir, daß der Begriff des alleinigen Gottes in allen Mythologien durchleuchtet und ihr Grundboden, ihre Basis ist; hinlänglich haben wir, so viel wir glauben, bewiesen, daß sich alle Religionen in einem Punkte begegnen; alle haben sie den Zweck, die treffendsten Mittel zu der Entfaltung, zu der Erhebung des Geistes zu der Gottheit, zu dem alleinigen Gott darzureichen. Dieses vor Augen behaltend, gehen wir weiter.

Nach den ältesten Begriffen, den indischen, nach den Offenbarungen der Weisen, der Sehenden, der anfänglichen Lehrer ist die allerhöchste Gottheit nie sichtbar, unbegreiflich, unzugänglich; in der Welt vermag der Mensch sie nur wahrzunehmen und zu erkennen. Diese Gottheit, für immer dem Menschen verdeckt, heißt im Sanskrit Atma par-abrama, der Gott über die Götter; verkörpert in der sichtbaren Welt erscheint sie im sternbesäeten Himmel und im Tageslichte als

Brama, in der Luft als Indra, in den Gewässern als Wischnu, im Feuer oder Urstoff der Lebenskraft als Ziwa. Noch muß man wissen, daß die Gottheit, sich so offenbarend, immer die zweifache Gestalt annimmt, die männliche und die weibliche, und so z. B. hat der als Brama sichtbare Gott die Indra zur Gattin. Wir werden hier nicht alle Namen der indischen Mythologie aufzählen.

Auf diese Doppelheit, die sich in der ganzen Natur erblicken läßt, im thierischen Organismus, im elektrischen Fluidum, in den Kräften, welche man die thätigen und passiven nannte, haben einige neuere deutsche Philosophen, unter andern Schelling, ihr ganzes System gestützt. Den Keim dieser Philosophie finden wir in der uralten Ueberlieferung. Hanusch unternahm es, um diesen Gedanken herum alle slawischen Ueberlieferungen zu sammeln und zu ordnen; auf diese Weise bauete er ein Ganzes aus ihnen. Sein Werk hat sehr großen Werth, zuvörderst in Betracht der Gelehrsamkeit (érudition), zweitens, weil, wie es uns scheint, die Zusammenstellung treffend ist, wenngleich ihm in Rücksicht der Details Vieles fehlt. Nebenbei hat ein anderer Gelehrter, der Professor Gregor Dankowski in Preßburg, eine Abhandlung über die griechische Mythologie veröffentlicht *), in welcher er diese Mythologie mit Hülfe der slawischen aufzuhellen sucht. Diese beiden Verfasser arbeiteten an der Aufstellung eines Systems, und sogleich werden wir zeigen, was in demselben der Aufmerksamkeit am würdigsten ist. Eine der ältesten und am besten gekannte Mythologie, die indische, eine zweite, ebenfalls alte und noch bekanntere, die griechische, athmen erst Leben, sie werden erst verständlich, so zu sagen populair, sobald man zur Erläuterung derselben die slawische Sprache anwendet. Weil jedoch die etymologischen Auseinandersetzungen hier die

*) Die Götter Griechenlands. Nebst einem griechisch-slawischen Etymologikon der Namen der griechischen Gottheiten.

Hauptrolle spielen, so wird es nöthig sein, zuvörderst in der Kürze zu zeigen, wie weit man überhaupt auf diesem Wege vorschreiten darf.

Mit Recht verglich man die Etymologie mit der Chemie; bekannt ist jedoch, daß es eine zweifache Chemie gibt, nämlich eine, welche sich mit der Zersetzung und Zusammensetzung der todten Körper beschäftigt, und eine andere, welche man die organische nennt. Diese letztere geht blos bis zu einem gewissen Punkte. Die Pflanzen z. B. zersetzend, erhält sie aus ihnen die sogenannten organischen Stoffe, die sich von den eigentlichen chemischen Bestandtheilen dadurch unterschieden, daß man sie schon mit den Sinnen erkennen kann, wie z. B. den Zucker, die Salze u. s. w. durch den Geschmackssinn, ohne die chemischen Reagentien in Anwendung zu bringen. Will Jemand den chemischen Proceß weiter fortsetzen, so begegnet er wieder der todten Natur, er findet blos Gase und kommt zu nichts. Ebenso ist auch die Sprache ein organisches Wesen. Wir dürfen sie so lange auseinandersetzen, so lange ihre Bestandtheile blos mit den Sinnen sich abwägen lassen. Die etymologischen Resultate sind so weit wirkliche Resultate, als sie dem Volke verständlich sind; die weitere Zersetzung oder Auseinandersetzung führt blos zu leeren Klängen, zu nichts bedeutenden Tönen, d. h. zu den Bestandtheilen der todten Natur.

Hanusch und Dankowski finden Beide die Einhelligkeit, sogar die Identität zwischen der slawischen Mythologie und der ältesten, der indischen; bekannt ist aber, daß die Griechen Religionsbegriffe aus dem Hindostan entnahmen und sie nach ihrer Art umgestalteten.

Und so z. B. heißt das höchste, unsichtbare Wesen Atma par-abrama, Mahaatma oder anders noch im Sanskrit, in der persischen Mythologie Zervane, Akerane, was auch die unsichtbare Gottheit bedeutet, bei den Slawen Bóg und Wid. Die andern slawischen Benennungen sind untergegangen, in

diesen aber finden wir die Spur jenes allgemeinen Begriffs, den Begriff der allerersten Ursache und des höchsten Wissens. (Bo, das Nebenwort, drückt in allen slawischen Sprachen die Ursache aus; Wid, Wied, widzenie, wiedza das Sehen, das Wissen.) Die Gottheit aber, welche sich schon sichtbar in der runden Form des Himmelsgewölbes zeigt, heißt bei den Slawen Krąg (l. Krong), bei den Indiern Brama, bei den Griechen Kronos (*Κρόνος*). Diese Wörter begegnen sich offenbar. Kronos, der älteste griechische Gott, der Erzeuger aller andern Götter, zuvörderst als der Himmel gesehen, Uranos (*Οὐρανός*), stellt sich auf der Erde im Ocean dar. Das griechische Okeanos (*Ὠκεανός*) rührt wahrscheinlich von dem slawischen Oko, das Auge, her; denn in den hellenischen Mundarten kann man die etymologische Wurzel dieses Wortes nicht finden. Das Wort Kronos, lateinisch coelum, welches Kelum ausgesprochen wurde und von dem griechischen *κοῖλον* stammte, hat zur Wurzel das slawische Koło. Die zweifache Offenbarung der Gottheit im Himmel und in der Natur stellen also bei den Slawen die Worte Krąg und Okok vor, bei den Griechen Kronos und Okeanos, bei den Indiern Brama und Indra oder die Luft, der Sitz aller Meteore, welche man slawisch Wihera, Wihra, im illyrischen Dialekt Ihera nennt, was im Westen Hera (*Ἥρα*) ausgesprochen wurde, die Griechen der Neuzeit aber Iri aussprechen.

Der Gott in der Bedeutung des Brama heißt bei den Slawen Dzień (l. Dsien), das Licht, der ganze Gesichtskreis mit Allem, was sich wahrnehmen läßt; bei den Griechen Zeys (*Ζεύς*), Zen (*Ζήν*) oder Dzeus, Dzen, denn so sprach man den Namen des Jupiter aus. Dankowski führt philologische Beweise aus den griechischen Schriftstellern an, daß man die Worte Zen und Dzen für ein und dasselbe nahm.

Derselbe Brama zeigt sich in seinem weitern Hervortreten ins Offenbare als der Gebieter der Gewässer, bei den Griechen *Ποσειδᾶν*, Posedan oder Pocedzan, was Dankowski

von dem Worte cedzić ableitet. Fügen wir noch hinzu, daß die Gattin, die Ehehälfte jenes Gottes Kronos Rea (Ῥεα) hieß, so wird diese Bedeutung, sich der Wahrheit sehr nähern. Rea schrieb man mit dem Aspirationszeichen neben dem Buchstaben R, und es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß dieses Zeichen ihm den Laut Rz gab, wie bei den Czechen řeju (l. rseju), was fließen, sickern bedeutet; hieraus im Polnischen Rzeka (l. Rseka), der Fluß. Die Göttin Tethys (Τηθύς), Ciecz, bedeutet die allgemeine Flüssigkeit. Wenn daher die Griechen sagten, der unsichtbare Gott, der rundgewölbte Kronos, habe mit seiner Gattin Rea alle Götter erzeugt, so wollten sie dadurch nichts Anderes sagen, als daß er sich anfänglich in der Gestalt der Flüssigkeit offenbarte. Dieses ist der Sinn jenes Mythus, wie denn auch ποσειδᾶν nach Dankowski das Wasser bedeutet.

Endlich zeigt sich uns Kronos in der Gestalt der Erde, Demater (Δημάτηρ). Es gab sogar eine uralte slawische Gottheit, Diedamater. Bei den Griechen ist Δημάτηρ dasselbe, was bei den Römern Ceres.

Noch können wir den Namen des Gottes der Hölle, des lateinischen Pluto, anführen, welcher griechisch Ὕιδας hieß und noch jetzt im illyrischen Dialekt Hydas genannt wird. Hiervon stammen ab: hydzić, hydny, hydki, d. h. der Abscheuliche, der Häßliche (französisch hideux).

In der indischen Mythologie, deren Einzelheiten wir nicht wiederholen wollen, haben wir dieselbe Reihenfolge der Offenbarung der Gottheit. Brama zeigt sich im Himmelsgewölbe, in den Gewässern, in der Erde und der Hölle.

Dankowski macht auf diese Weise eine Menge Namen der griechischen Gottheiten verständlich, des Apollo u. s. w. Er theilt sie in viele Klassen ein, welche man nicht alle mit Hülfe der griechischen Etymologie erklären kann. Es gibt unter ihnen einige, die sich ganz und gar nicht auslegen lassen, und Plato konnte in seinen Gesprächen nicht errathen,

woher, sie gekommen seien. Dankowski's Meinung zufolge gehören sie zu den slawischen. Wir werden hier einige dieser slawisch-griechischen Namen aufzählen. Diese sind: Aglaja, Hidas, Apollon, Hephaistos, Zeus, Elios, d. h. die Sonne, heute noch bei den Karniolen (Kärnthnern) Welios und bei den Griechen der Neuzeit Ilios oder Jelios genannt. Elektra, Ira, Nemesis, ein Name, welcher bis jetzt noch in der czechischen Gerichtssprache eine gerichtliche Strafe bedeutet und von Nemsta herrührt. Nemis, Poseidan, Tartaros, Okeanos u. s. w.

Nach dem, was wir früher gesagt, ist es sehr möglich, daß einst in sehr alten Zeiten Colonien des Volkes, das wir heute Slawen nennen, von den Höhen Asiens ausgegangen waren und, sich allmälig in Europa verbreitend, nach Griechenland diese Mythen und Wörter hineingetragen haben, welche später der griechische Genius verdrehete und nach seiner Art gestaltete. Plato sagt, daß die uralten Gottheiten Griechenlands denen der Barbaren ähnlich gewesen seien; an einer andern Stelle sagt er auch, daß die alte Sprache Griechenlands viele Aehnlichkeit mit der barbarischen hatte; daß die Frauen zu seiner Zeit eine Zunge redeten, die von dem cultivirten Griechischen sich so sehr unterschied, wie die Sprache der Barbaren von der rein attischen. Unter Barbaren verstand er wahrscheinlich die macedonischen Slawen, die Slawen an der Donau und das in Attika wohnende einfache slawische Volk, deren Ursprache durch die stete und emsige Arbeit der Griechen, namentlich der Athenienser, immer mehr neue Wendungen und Ausdrucksarten annahm und sich endlich in eine ganz fremde Sprache umwandelte, die nichts Gemeinsames mit der alten hatte.

Noch könnte man hier erwähnen, was wir von den uralten Mythen des Orpheus und Museus gesagt haben, welche, wie es scheint, dem Slawenthum angehören. Wir verweisen übrigens auf Schafarik's Werk, wo der Verfasser mit Hülfe

der slawischen Sprache die Namen der Berge und Flüsse des nördlichen Griechenlands erläutert.

Unter den Religionen des Alterthums treten neben der indischen Mythologie die zendsche, pharsische oder persische auf. Ihr Ausgangspunkt ist ebenfalls der Begriff von einer unsichtbaren göttlichen Einheit, nur daß bei den Indiern sich diese Gottheit allen Lebenselementen einverleibt, überall offenbar und fühlbar wird, sich in der ganzen ungeheuern Fülle der geschaffenen Dinge entfaltet; bei den Pharsen aber offenbart sie sich in zwei einander entgegengesetzten und stets mit einander kämpfenden Urstoffen; daher das Licht und die Finsterniß, die Wärme und die Kälte, die nützlichen und schädlichen Thiere, die heilenden und giftartigen Pflanzen. Dieser Kampf wird erst aufhören mit der Ankunft des Mitra oder zur Zeit der Offenbarung eines Dritten, welcher jene ergänzen und in den Schooß der ewigen Wahrheit zurückführen wird. Wir erwähnen dies, weil, der Meinung neuerer Gelehrten zufolge, die Slawen auf ihrer Wanderung durch Asien nach Europa gewiß die Perser berühren mußten und in ihren Sagen die Spuren von den Vorstellungen derselben bewahrt haben.

Wenn wir also in der slawischen Mythologie dieselbe Grundregel wie in der indischen erblicken, wenn sich in derselben einige unbezweifelte Formen der persischen Mythologie wahrnehmen lassen, was macht dann ihren eignen Charakter aus? Hanusch meint, dieser Charakter sei die Vereinigung oder das Band aller andern Mythologien, sie sei pantheistisch wie die indische, nehme zugleich die Zweifachheit wie die persische an und strebe nach der Harmonie wie die griechische. Wir glauben, daß man einen ganz andern Weg einschlagen muß, um alle diese Mythologien abzusondern, und der slawischen unter ihnen die geeignete Stelle anzuweisen.

Die Offenbarung beginnt bei den Indiern, wie wir dies sagten, mit der innern Rührung, verursacht durch den Zauber der Natur, mit jener entzückenden Wonne, welche uns das

Gefühl der Anwesenheit Gottes verschafft; alle Vorschriften und Gebräuche haben bei ihnen später blos das Ziel, den Menschen von der Welt loszureißen, ihm die Rückkehr in den Schooß Gottes, in den Schooß der Einheit zu erleichtern. Man findet dort weder eine Geschichte der Gesetzgebung, noch den Namen des Gesetzgebers; Alles ist zusammengesetzt aus einer Menge, unbekannt wann und von wem zurückgelassener Bruchstücke, aus einer Unzahl von Meinungen, Gesetzen, Gefühlen, theilweisen Schilderungen, die sich allmälig zu dem Ganzen einer Lehre zusammenreihen. Ganz anders verhält sich die Sache bei den Persern. Gleich beim Beginn ihrer Sagen zeigen sich die Namen der Offenbarer, eines Dzemschid, eines Zoroaster, welche sich als Begeisterte ankündigen. Dieses macht das unterscheidende Merkmal dieser beiden Mythologien aus. Die indische, ohne Daten, ohne Epochen, gleichsam eine Reihe Volkserzählungen, von den Göttern und der geschaffenen Welt redend, verwandelt sich mit der Zeit fast in eine Träumerei. Aus diesen poetischen Träumereien erzeugen sich später philosophische Träumereien, philosophische Systeme, die sehr den deutschen ähneln. Es sind dies Arbeiten müßig gehender Leute, die nie daran denken, irgend etwas von dem, was ihnen in den Sinn kommt, zu realisiren. Die Perser erfüllen im Gegentheil augenblicklich ihren Glauben mit dem Schwerte. Der Zweck ihrer Eroberungen war, wie Quinet im oben erwähnten Werke sagt, dem Lichte den Sieg zu verschaffen. In dieser Absicht trachteten sie, nachdem sie Asien überfallen hatten, die bösen Menschen auszurotten, die schädlichen Pflanzen zu vernichten, die kalten Länder zu erwärmen, mit einem Worte, sie wollten nach den Begriffen, die sie von denselben hatten, allenthalben die Herrschaft des Guten dort einführen.

Sehen wir nun, welches der Zustand der slawischen Vorstellungen neben diesem Allen ist.

Die uralten Slawen, ebenfalls jenes Gefühl, welches, wie es scheint, den erhabenern Geistern angeboren ist, das

Bewußtsein von dem Vorhandensein Gottes und der von ihm erschaffenen Welt, und dieselbe Sprache besitzend, welche Ober-Asien gesprochen, ließen sich weder in Träumereien, noch in Vernunftgrübeleien ein. So wie die Poesie und die Kunst ihre Gebräuche und Sagen nicht verdrehte, so verdarb auch die Träumerei und die Afterweisheit (das Philosophiren) ihre wesentlichsten religiösen Lebenskeime nicht; sie haben ihr religiöses Gefühl rein aufbewahrt. Während der Bramine die endlosen Erzählungen von der Gottheit zusammensetzte, bemühete sich der Slawe, die von Gott erhaltene Wahrheit dem alltäglichen Leben anzupassen, sein religiöses Gefühl zu zeigen, dieses im häuslichen, im ackerbauenden, im Gemeindeleben zu vollführen. Ebenso haben die Slawen, während der persische Seher am Ende unerhörte Dinge von den Göttern und Genien erzählte, die urthümliche Ueberlieferung in Mährchen verwandelte, nie die verruchte Frechheit gehabt, von Dingen zu sprechen, von denen sie nichts wußten, obgleich sie auch den Kampf des Guten mit dem Bösen in der Natur fühlten. Sich bemühend, das Gute zu vermehren, das Böse zu vermeiden, ließen sie sich nicht in die faselhaften Auseinandersetzungen der Kämpfe zwischen dieser und jener Naturkraft, zwischen diesem und jenem Thiere ein.

Aber alle diese heidnischen Offenbarungen unterscheiden sich noch viel mehr, ja gänzlich von der großen hebräischen Ueberlieferung, die mit dem Christenthum endet.

Die Indier hatten blos ein unbeutliches Vorgefühl, welches übrigens sehr weit reichen kann. Es ist eine schon nachgewiesene Sache, daß sie die Möglichkeit der Incarnation Gottes, der Fleischwerdung Gottes, die Möglichkeit des unmittelbaren Einflusses der unsichtbaren Welt auf die sichtbare ahnten; dieses jedoch beweist nicht im mindesten, daß sie diese hohen Wahrheiten klar eingesehen haben. Machen wir einen Vergleich. Der Dichter z. B., welcher den Krieg geahnt, die Muster der Helden geschaffen, ihre Thaten

beschrieben hätte, wäre er etwa schon der Gesetzgeber? Wohl kann er die Zukunft errathen, nicht aber sie aufstellen, d. h. er kann einen Roman schreiben, nicht aber ein Epos. Immer wird sein Voraussehen nur ein Fühlen, ein Ahnen, ein Träumen sein, nicht aber die Wirklichkeit; dies ist die indische Mythologie, dies sind alle Mythologien der Völker, die man Heiden nennt. Einen ganz andern Charakter tragen die Offenbarungen der Hebräer, des Abraham, des Moses an sich. Es sind dies keine fabelhaften Erzählungen. Wir finden in ihnen wunderbare Sachen, haben aber die Zeitangaben der Begebenheiten, die Namen der Männer, die Zahl der Jahre nach den Geschlechtern; der Himmel eint sich hier innig mit der Erde, der Geist mit dem Körper, Gott mit dem Menschen. Ungeachtet dessen, was die Philosophen über die Wahrhaftigkeit (Authenticität) der Bücher des alten Bundes gesprochen, legen diese Bücher von sich selbst Zeugniß ab. Warum besitzt keine andere Literatur etwas Aehnliches? Gesammelt würden die Volkserzählungen der Slawen eine so kolossale Mythologie wie die indische ausmachen, aber die Slawen haben ihnen nie religiösen Werth beigelegt. Die Perser haben ihre Ueberlieferungen, die gar sehr den hebräischen ähneln, in eine Menge poetischer und phantastischer Erdichtungen verwickelt. Der Berg, auf welchem ihr Prophet das Gesetz erhalten, ist ein Berg mit goldenen Höhlen; die Sterne kommen dort zum Ausruhen zusammen. Diese Verzierungen gibt es nicht in der Beschreibung des Berges Sinai von Moses; die Reisenden sehen ihn heute so, wie ihn uns die Bibel darstellt. Würde man diese Unterschiede erwägen, man mischte gewiß nicht alle Offenbarungen in eine zusammen, noch betrachtete man die Offenbarung Abraham's und Moses' für einen Fortschritt der indischen und zendschen Offenbarungen. Alle diese Vorgefühle und Ahnungen, alle diese Voraussehungen verkündigten von fern die Wahrheit, die sich auf Erden zeigen sollte;

sie aber selbst war bei einem Volke und offenbart hat sie ein Mensch — der Leib gewordene Gott.

Daher betrachten wir die ältesten Mythologien, welche den Zeiten Abraham's vorangehen, blos als Ahnungen; wir möchten sie nicht einmal Mythologien nennen. Es sind dies Volkserzählungen, ähnlich denen, welche die Slawen bei sich Skazki oder Baśnie, d. h. Uebergaben, Mährchen, nennen, in welchen man auch ein kräftiges und tiefes Gefühl der göttlichen Wahrheiten antreffen kann. Die spätern Mythologien aus den Zeiten Abraham's sind aber nur ein Verdrehen oder Nachahmen der wirklichen und unmittelbaren Offenbarungen. Ein solches ist die Offenbarung Zoroaster's; denn obgleich einige Gelehrten ihn vor Abraham setzen, so ist doch dieser Altersvorrang, den Beweisen, auf die wir uns stützen, zufolge sehr zweifelhaft. Ein solches ist die Offenbarung Budda's und aller jener Propheten, welche neben Moses ebenso auftreten, wie Mahomed an der Seite des Heilandes. Allen diesen falschen Offenbarungen geben wir den Namen Mythologie in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes. Eine solche Mythologie ist auch die egyptische und griechische.

Die Slawen machen die einzige Ausnahme in dieser Hinsicht; sie bewahrten die ursprüngliche Ueberlieferung, das einfache Gefühl Gottes rein; sie vergeudeten nicht diesen heiligen Schatz in eitlen Musearbeiten der Vernunft, noch der Einbildung; sie ließen nicht zu sehr diesen Kräften den Zügel schießen. Darum gibt es auch bei ihnen, eigentlich gesprochen, keine Mythologie, es finden sich nur Vorräthe von patriarchalischer Religion, so gesund und kräftig wie nirgends in der Welt; es gibt bei ihnen keine erdichteten Schilderungen von den Abenteuern und den Verwandtschaften der Götter, und daher auch — wie wir dies im Vortrage des ersten Jahres auseinandersetzten — gibt es nicht einmal einen Urstoff des aristokratischen Elements in der Gesellschaft. Darum hat auch dieses in kein System verwickelte, von den Künstlern

und Sophisten nicht irre geführte Volk so leicht das Christenthum angenommen. Darum unterscheidet es sich auch heute von den übrigen Völkern; es trägt sein besonderes Gepräge. Dieses Merkmal, dieses sein Gepräge ist die Erwartung: der slawische Stamm harret noch.

Hanusch sagt mit Recht, daß es nicht äußere Veranlassungen, nicht politische Begebenheiten waren, welche diesem Geschlechte nicht erlaubten, eine Rolle in der Geschichte zu spielen, sondern daß Gott ihm von Anbeginn das Merkmal der Passivität aufgedrückt habe. Alle Zeiten hindurch, bis auf heute, war es immer passiv; sein Raum ist ungeheuer auf der geographischen Karte, gering, fast keiner in der Geschichte der Literatur, der Künste und der Politik, d. h. in einer solchen Geschichte, wie man sie heute begreift, in einer zusammengereimten und geschriebenen. Derselbe Hanusch fügt jedoch hinzu, dieses Geschlecht, welches so lange gelebt hat, muß auch seine Geschichte haben. Diese Geschichte liegt aufbewahrt in seinem Geiste.

Hier bietet sich uns eine äußerst interessante Frage dar. Wir sind von einer andern Seite wiederum zu dem Erwägen der slawischen Zukunft gelangt. Die allgemeine Stimme verkündigt den Slawen die Nähe des Augenblicks, in welchem sie thätig auf die Weltbühne treten sollen, die Stimme Fremder, nicht ihre eigne; denn in dieser ganzen Angelegenheit führen wir mit Fleiß nur die Meinungen der Ausländer an, damit man uns nicht des Eingenommenseins verdächtige. Sollen sie also thätig auftreten, so darf man fragen, was sie wohl in einer Welt, wie die heutige ist, zu thun hätten, in dieser Welt der Wissenschaften, der Künste, der Industrie, ihnen so fremd und so zuwider? Was wird hier dies ackerbauende Volk thun, welches außer dem ländlichen kein anderes Leben kennt, fast keine andern Werkzeuge zu handhaben versteht als die zum Ackerbau nöthigen, welches noch nicht einmal die Eintheilung der Arbeit bei sich eingeführt

hat, sich selbst zugleich Künstler, Handwerker und Philosoph ist? Wozu soll es in dem Augenblicke berufen sein, wo die Welt der Vernunft huldigt, wo sie uns täglich mit den neuen Wundern ihrer Entdeckungen und Erfindungen in Erstaunen setzt? In der That verwirrt dies auch nicht wenig die Schreiber der Reformen für die Slawen, und darum möchten sie alle gern zuvor die Slawen civilisiren, sie mit dem europäischen Firniß überziehen, d. h. aus ihnen Kaufleute, Krämer, Industrielle, mit einem Worte Engländer, Deutsche, Franzosen machen.

Um zu zeigen, wie irrig, ja wir erdreisten uns zu sagen, wie verrucht alle diese Bemühungen sind, wollen wir noch einige Zeilen des amerikanischen Philosophen anführen. In Nord-Amerika, in diesem Hauptsitze der Industrie, der Eisenbahnen, der Bankbillets und Arbeitstheilung seufzt unser praktischer Philosoph nach dem ackerbauenden Landleben. Er beweist, daß die Art, in welcher bis jetzt die europäischen Völker gelebt, die Nutzanwendung, welche sie von dem Christenthum gemacht, dieselben in einen elenden Zustand, der ihnen nicht einmal erlaubt, die Wahrheit zu fühlen, gebracht hat. Verleiht das Christenthum dem Menschen die Herrschaft über die Erde, indem es ihren untergeordneten Rang aufweist, so geschieht dies nicht etwa blos, um in ihm die Begierde zur Beherrschung der Elemente zu wecken, und verkündet es die Gleichheit unter den Menschen, so geschieht dies nicht, um sie zum Neide und zur Mitbewerbung anzuspornen. Sehen wir, was Emerson in einer zahlreichen Versammlung zu Boston sagt:

„Ist der von den vorangegangenen Geschlechtern uns hinterlassene Reichthum so besudelt, nun, so sprechen wir doch lieber nicht mehr darüber, wie großen Antheil ein Jeder an demselben hat, sondern erwägen wir vielmehr, ob es nicht edler wäre, ihm ganz zu entsagen, zu den Urverhältnissen des Menschen mit dem Boden und der Natur zurückzukehren und, sich alle dem entziehend, was verrucht und unrein ist, mann-

haft zu der allgemeinen Arbeit, je nach den Kräften eines Jeden, und das mit unserm eignen physischen Schweiß, beizutragen. Aber es möchte mir wohl Jemand entgegnen: „Wie! Du „willst also, daß wir dem unendlichen Vortheil entsagen, wel„cher aus Arbeitstheilung hervorgeht, daß Jeder seine Stiefeln „selbst nähe, sich die Werkzeuge selbst mache u. s. w.? Dies „hieße ja freiwillig in den barbarischen Zustand zurückfallen." Was mich betrifft, sagt Emerson weiter, so bekenne ich, eine solche Veränderung würde mich nicht ärgern, nicht bedauern möchte ich, wenn einige Artikel des Luxus und des Wohllebens seltener werden, ja wenn sie auch vielleicht gänzlich schwinden würden, gäben wir nur dem ackerbauenden Leben den Vorrang in der Ueberzeugung, daß diese Lebensart dem Menschen die Erfüllung seiner Hauptpflichten erleichtert, daß wir dadurch edlere Gefühle, reineres Wohlgefallen erlangten."

Wenn also eine Gesellschaft, welche unter allen die Berechnung auf die höchste Stufe geschraubt hat, dieser blos den materiellen Aussichten zugewandte Zustand der Dinge schon anekelt, mit welchem Schmerze muß man es nun wahrnehmen, wenn die vermeintlichen Reformatoren des Slawenthums demselben die höchste Glückseligkeit in dem Befolgen der Bahn jener gealterten Gesellschaften versprechen. Die Frage ist jetzt den Slawen ganz anders gestellt. Es handelt sich hier weder um Regierungsformen, noch um Theorien der Staatswissenschaft, sondern nur einzig darum, zu entscheiden, welcher Weg am geradesten der Wahrheit zuführt, welche Lebensart dem Vorhaben der Vorsehung am besten entspricht; ob diejenige, die wir in den industriellen, kaufmännischen, erobernden Ländern sehen, oder die, deren Muster unser ackerbauendes Volk darbietet, ein Volk, nur mit dem Landbau beschäftigt, der einzigen Arbeit, welche, den Büchern der Weisheit zufolge, der Himmel segnet, das in seiner Mythologie nicht einmal eine Gottheit des Krieges besitzt.

Umsonst ist es, einem solchen Volke Lockungen in irgend

welchen europäischen Formeln aufzustellen. Wir wiederholen es und bestehen auf dem, was wir vor zwei Jahren ausgesprochen, daß nämlich, sobald man von der Cultur der höhern Klassen und der Volksbarbarei in den slawischen Ländern spricht, die Sache sich ganz und gar umgekehrt verhält. Im Slawenthum sind es diese civilisirt genannten Stände, diese schriftstellernden Klassen, welche sich wirklich der Barbarei zuneigen; das gemeine Volk aber, der Bauer, der dumme und finstere genannt, ist gerade, unserer innigsten Ueberzeugung nach, für das Empfangen der Wahrheit der am vortheilhaftesten Gestellte.

Was befiehlt dem Menschen das Christenthum? Die Losreißung von der Welt, vom Mammon, eine beständige und wirklich nützliche Arbeit. Wo finden wir aber Jemanden, der diesem Allen so streng Genüge leistete, als unser slawischer Landmann? Ist er nicht zugleich der Bramine und der wahrhafteste Christ? Man sagte ja schon, daß während des letzten Krieges Polens mit Rußland einzig und allein das Volk seine Schuldigkeit gethan hat, Diejenigen aber, die es reformiren wollen, sagen von sich selbst, daß sie die ihrige nicht gethan haben. Wozu dient nun aber dieses Leben, wozu ist es uns verliehen, wenn nicht dazu, unsere Pflicht erfüllen zu lernen? Wie es sich zeigt, lehren eben diese schwierige Wissenschaft weder Bücher noch Kunstwerke. Wozu soll uns nun dies Alles dienen, was soll uns diese Cultur, diese Civilisation, die nicht dem Hauptzwecke zuführt, die uns nicht lehrt, unsere Schuldigkeit zu thun? Wäre es daher nicht gerathener, von dem anzufangen, zuerst so leben zu lernen, wie Diejenigen leben, die ihre Schuldigkeit zu thun wissen, die fremden Formeln zu verlassen und bei jenem alten Volke in die Schule zu gehen, welches das schätzenswertheste Wissen besitzt, die Wahrheit zu fühlen und sie zu erfüllen.

Funfzehnte Vorlesung.

Den 24. März 1843.

VI.

Forschungen über slawische Alterthümer.

Unsern Vortrag über slawische Mythologie werden wir mit den Beobachtungen verbinden, welche uns von der lithauischen dargereicht worden sind. Hiermit enden alle Ethnographen und Mythographen der Gegenwart, welche durch den Verlauf ihres Gegenstandes tief ins Slawenthum hineingezogen werden. Sie sind nicht eher im Stande, den ganzen Inhalt der Religion der Slawen zu erfassen, als bis sie in die Alterthümer und Ueberlieferungen der Lithauer eingedrungen sind. Demnach also fand sich bei diesem am wenigsten in Europa bemerkbaren Volke und in dieser unter den europäischen Sprachen am wenigsten schriftstellernden der Schlüssel zu so vielen Aufgaben.

Schon früher zeichneten wir in kurzem Abriß die Geschichte der Lithauer. Ein Häuflein dieses den Slawen und Finnen fremden Volkes, abgesondert von ihnen durch eine Kette von Seen, Morästen und Wäldern, gedrängt ans baltische Meer zwischen die Mündungen der Weichsel, des Niemen und der Dzwina, lange unbekannt und sich still verhaltend, erscheint plötzlich auf der Schaubühne des Slawenthums

mit erobernder und gesetzgebender Kraft; es erobert viele russinische Fürstenthümer, verheert Polen, schließt später mit demselben einen Bund, stellt eins der größten Reiche im Norden fest und verschwindet wieder von der Schaubühne. Es scheint, als versinke es unter die Erdoberfläche, alle seine Berührungen mit Russinien und Polen vergessend und blos seine Sprache und uralten Ueberlieferungen mit sich nehmend.

Die lithauische Sprache ist heute für eine der ältesten unter denen auf dem Continente Europas anerkannt. Bopp und von Bohlen haben dies hinlänglich bewiesen. Baron Eckstein sieht dieselbe für die älteste nach dem Sanskrit und für die am wenigsten geänderte an. In den lithauischen Sagen erhält sich der Urgedanke, die Seele der ganzen Ueberlieferung. Weil es aber der lithauischen Sprache an schriftlichen Denkmälern gebricht, so halten sich die Gelehrten wegen der Erläuterung und der Auseinandersetzung dieser Ueberlieferungen an die slawische Sprache. In dieser Weise verfahren Hanusch und Dankowski.

Und so ist der unsichtbare, unerforschte, allgemeine Gott der Indier, Atma par-abrama, bei den Lithauern Pražimas; in seinem allgemeinsten Kundwerden, in seinem Thun begriffen aber heißt er Dewas, das bedeutet Gott. Dieses Wort wäre aber schwer zu verstehen, besäßen wir nicht das slawische Dziej, Dziać. Dankowski erklärt daher ganz vortrefflich das griechische *Ζεύς* (welches die Griechen Dziejs aussprechen) durch das Wort Dziej, welches sich als Stammwort in den polnischen Dobrodziej, Kołodziej u. s. w. vorfindet. *Δεύς, Ζεύς*, Dziej bedeutet also die Gottheit, welche schon als handelndes Wesen sich in der Welt offenbart. Es scheint dieses die beste Erklärung dieser Namen zu sein, über welche man so viel discutirte.

Die slawische Sprache reicht die Worte zur Aufklärung der ganzen Hierarchie der sichtbar gewordenen Gottheit dar; die Geschichte aber, die Herausfolgerung, die Ueberlieferung

dieses sich Vermehrens der Götter ist bei den Lithauern. Nirgends weiter setzen die religiösen Begriffe ein so umfangreiches und so vollkommenes Ganzes zusammen. In dem, was früher die Schriftsteller des Westens über Lithauen geschrieben haben, und in dem, was sich heute noch in den Ueberlieferungen des Volkes erhält, lassen sich Vorräthe von Vorstellungen, die in verschiedenen Weltgegenden zerstreut sind, wahrnehmen. Es gibt dort Spuren von braminischen Meinungen über die Natur der Menschenseele, über ihren Zustand nach dem Verlassen des Körpers, über die dienstlichsten Mittel zu ihrer Erlösung; es gibt auch Ueberreste vom zendschen Glauben, von Glaubenssätzen der Kriegerkaste, von Verehrern des Feuers und des Wassers, von dem Kampfe dieser beiden Elemente, von dem Berufe der Sonnensöhne zur Ausrottung der Kinder der Finsterniß; es gibt Gebräuche, die diesen erwähnten Vorstellungen entsprechen, wie auch andere, bestimmt zur Heiligung des häuslichen Lebens, welche uns die ähnlichen bei den Griechen und Römern ins Gedächtniß rufen und erklären. Mit einem Worte, diese Mythologie vom indischen Bramanismus angefangen, umfaßt die persischen Sagen, die griechischen und römischen Ceremonien, endlich alle Zabobony, alle Praktiken des Aberglaubens, welche in Europa stattgefunden haben. Diejenigen, welche neugierig wären, die Einzelheiten in dieser Beziehung zu erfahren, verweisen wir zu den ausschließlich diesen Gegenstand behandelnden Werken; einzeln werden wir hier weder die Gottheiten, noch die Mythen besprechen, nur wollen wir die Aufmerksamkeit einigen Begriffen zuwenden, wie z. B. dem der Unsterblichkeit der Seele.

Die alten Lithauer glaubten, die Seele könne, sobald sie den Leib verlassen habe, entweder in eine andere Gestalt übergehen, sei es eine menschliche oder thierische oder sogar pflanzenartige, je nach ihrer moralischen Vorbereitung; habe sie sich aber gehörig vervollkommnet, so könne sie gerade in den

Himmel gehen. Solche große Geister, vollkommen entfaltet, verlassen die Erde und begeben sich auf dem Wege der Milchstraße zu dem Sitze der Glückseligen in der Gegend des Nordens. Sobald ein Mensch geboren wird, erscheint sogleich ein neuer Stern. Die Parze befestigt an denselben den Faden seines Lebens, spinnt ihn so lange fort, als ihm zu leben bestimmt ist, und schneidet ihn beim Tode durch. Wir können hier erwähnen, daß die Benennungen der griechischen Parzen ganz und gar slawisch sind. Die Sterne der Kinder und Menschen von kurzem Leben sind klein und ohne Glanz, diejenigen, welche wir fallende Sterne nennen, verkünden einen gewaltsamen Tod, die fixen aber gehören den Göttern und Helden. Wir führen diese Einzelnheiten an, weil sie in keiner andern Mythologie zu finden sind. Den Cultus der Verstorbenen, den Dienst der Vorfahren haben die Litthauer mit vielen andern Völkern des Alterthums gemein, nirgends aber findet man ihn so kräftig eingewurzelt und so rein als bei ihnen.

Erinnern wir uns noch einiger Dinge aus der geschichtlichen Ueberlieferung dieses Volkes.

Zuvörderst, was bemerkenswerth ist, betrachtet es sich selbst nicht als aus dem Lande herstammend, welches es bewohnt, sondern als fremd, als eingewandert aus einer unbekannten Gegend des Morgenlandes. Dieselbe Ueberlieferung sagt auch, daß, als nach der Sündfluth mehrere Personen durch ein Wunder gerettet waren, die älteste von ihnen sich auf ähnlicher Art, wie Deukalion und Pyrrha, vermehrte, über die Knochen der großen Mutter (Natur), d. h. über Steine springend. Von dieser stammt das lithauische Geschlecht ab, und aus dem Grunde dieses Altervorrangs hegten die andern Völker immer Haß gegen dasselbe; sie verfolgten und bedrückten es allerwärts. Was seine Thaten anbetrifft, so beginnen diese mit den zwei mythischen Namen Pruto und Waidewod. Pruto oder Pruteno war der Hohepriester und gab zuerst die Glaubenslehre, erzählte die Herkunft der Götter, entdeckte die Ge-

heimnisse der Natur. Wajdewod war ein Krieger und versammelte das Volk unter seine Gewalt; er gründete gleichsam ein Königreich. Diese beiden Häupter endeten nach vielen Jahrhunderten glücklichen Herrschens das Leben durch freiwilligen Tod auf dem Scheiterhaufen. Ihre Nachfolger starben fast alle diese Todesart, was uns an die Sitte der Indier erinnert; es ist dies die braminische Ueberlieferung. Später, in den Chroniken des Mittelalters, finden wir die Spuren zweier Kasten, die diesem Geschlechte vorstehen. Die eine machen die Priester aus, unter der Oberhoheit des Hohenpriesters oder Kriwe-Kriwejto, dadurch verschieden von den Braminen, daß sie wählbar sind; die zweite stellen die Krieger vor, genannt die Witi oder Witingi. Unbekannt ist, woher dieser Name gekommen. Die Witi sollten aus Skandinavien gekommen sein, jedoch auch dort werden sie für Ankömmlinge angesehen. Es war dies irgend eine sehr alterthümliche, den Skandinaviern und Lithauern gemeinsame Kriegerkaste, deren gegenseitige Berührungen übrigens so häufig waren, daß die Skandinavier endlich die preußischen Lithauer gänzlich unterjochten und selbst ihre ganze kriegerische Kaste ausmachten. Vom einfachen Volke sagt die Ueberlieferung nichts.

So standen die Sachen, als um das Jahr 1150 nach Christo mit einem Male aus diesen Schlupfwinkeln sich angreifende und erobernde Haufen rührten. Die Ursache dieser Bewegung ist nicht hinlänglich aufgeklärt. Man vermuthet, daß einerseits die Bedrückung der Kreuzritter, andererseits der günstige Augenblick zu Ueberfällen während der tartarischen Ueberschwemmungen dieses Geschlecht zum Handeln antrieben und weckten; diese Ereignisse fallen aber schon in eine spätere Zeit, und außerdem sieht man in dieser ganzen Wirksamkeit deutlich, daß derselben ein religiöser Lebensstoff den Antrieb gab.

Schon mehrere Mal sprachen wir gegen das krasse Vorurtheil jener Gelehrten, welche alle Ueberfälle der Barbaren auf fremde Länder blos ihrer Begier und Raubsucht zuschreiben.

Quinet sagt mit Recht, daß man den ganzen Kampf der Perser mit den Griechen, jene berühmte Rüstung des Xerxes gegen den Peloponnes und Athen sich unmöglich erklären kann, läßt man nicht einen religiösen Beweggrund zu; es war dies gleichsam eine Kreuzfahrt, unternommen von den Verehrern des Ormuzd gegen Völker, welche, ihrer Meinung nach, abergläubisch waren. Die Tartaren sogar, jene Erzplünderer, überfielen die Welt nicht in der Absicht, Reichthümer zu erwerben. Aus ergiebigen Ländern, aus der Mitte civilisirter asiatischer Völker drangen sie in unzugängliche Wälder und Sümpfe ein; sie nahmen übrigens keinen Dank (Tribut) an, sie verheerten Alles, hielten sich für gesendet, die Schuldigen zu bestrafen. Schwieriger ist es, zu errathen, welchen Gedanken die lithauischen Heerführer hatten. Wir wissen jedoch, daß sie die Gefangenen verbrannten und ersäuften, dieselben den Gottheiten des Feuers und Wassers opfernd. Gewiß mußten die Glaubensmeinungen der kriegerischen Kaste um diese Zeit gereift sein, und sie trugen ihre Frucht. Diese Kaste wurde plötzlich von dem Begehren ergriffen, ihren Glauben weit und breit in die Welt zu tragen, oder wenigstens die ihr feindlichen Andersglaubenden weit von sich zu treiben. Nur so läßt sich die wunderbare Kraft dieser Männer begreifen. An der Spitze geringer Häuflein, anfänglich blos aus Lithauern bestehend, geschwellt in der Folge durch die Conscriptionen aus der slawischen Bevölkerung und einigen tartarischen Horden, eroberten sie die Städte, die Republiken und Fürstenthümer Russiniens, verheerten ohne Unterlaß die benachbarten polnischen Länder, erreichten die Tartaren in entlegenen Steppen. Ryngold, ein Herr kaum einiger heutigen Bezirke, Gebieter von nicht mehr denn 200,000 Unterthanen, hatte schon große Länder erobert. Seine Nachfolger, Witen und Gedymin, wurden übermächtige Gebieter im Norden. Die Nachkommen Gedymin's bis zu den Jagiellonen verfolgten die von ihren Vorfahren betretene Bahn mit demselben abenteuerlichen

Charakter, mit demselben Vertrauen auf sich selbst verbreiteten sie ihre unerhörte Macht vom baltischen Meere bis zu dem schwarzen, von der Narew, dem Dniester bis nach der Wolga. Dreimal lehnten sich ihre Heere an die Mauern Moskaus; nur das Nordlicht beobachtend, jagten sie hinter den Tartaren her in ihren Feldlagern hinter dem Dniepr und, nachdem sie den Perekop überschritten hatten, verheerten sie die Halbinsel der Krimm und machten sich dieselbe tributpflichtig.

Wenn uns die Herrscher der Polen kein einziges Beispiel des Verbrechens und der häuslichen Mordthat hinterlassen haben, so ist im Gegentheil die Geschichte der lithauischen Fürsten voll von Verrath und gegenseitigem Morde. Es waren dies grausame, gewaltsame Menschen; sie besaßen nicht die Liebe zum Heimatlande wie die Piasten; ähnlich den Häuptern der Normannen im Westen, kannten sie kein Vaterland. Das Vaterland war für sie allenthalben; wo sie nur irgend hinkamen, da war ihr Haus, wo sie ihre Fahne aufgesteckt hatten, da begannen sie eine neue Dynastie, eine neue Geschichte. Nirgends dachten sie daran, ihre Volksthümlichkeit aufzudrängen, im Gegentheil nahmen sie leicht das örtliche Volksthum an, das russinische, das polnische; jedem Lande aber impften sie ihre kriegerischen Eroberungsbegriffe ein.

Dies ist der allgemeine Abriß dieser kriegerischen Kaste, welche den Namen Lithauens im ganzen Norden verbreitete. Dieses auf der Landkarte kaum bemerkbare Ländchen ist in der Geschichte riesenhaft geworden. Diese Kaste besetzte einerseits mit ihren Fürsten Połock, Pskow, Nowogrod, Twer, Tuła, Wolynien, Kijow, andererseits gab sie Polen die denkwürdige Dynastie der Jagiellonen. Die lithauischen Fürsten in Russinien, späterhin von den Nachkommen Rurik's gedrückt, machten jedoch lange Zeit die der moskowitischen Politik sich widersetzende Gegenpartei aus und endeten ihre Rolle mit Glinski unter der Herrschaft Iwan des Grausamen. Die Jagiellonen bildeten die Politik ihres Gepräges aus, sie gaben

den Begriffen Polens einen neuen Antrieb, dem Dasein desselben eine neue Grundlage. Aber das lithauische Volk erntete hiervon keinen Vortheil; es wurde weder wohlhabender, noch mächtiger. Heute nimmt es denselben Sitz ein, den es damals inne gehabt, und dieser schmälerte sich sogar ansehnlich. In Preußen fortwährend im Verschwinden begriffen, zählt es dort kaum 4 bis 500,000 Seelen der Bevölkerung; eingeengt zwischen die slawischen Sitze, macht es vielleicht im Ganzen zwei Millionen Lithauer, Letten und Kuronen aus.

Das häusliche Leben dieses Volkes gleicht sehr dem slawischen; es unterscheidet sich aber etwas von den Slawen im physischen Körperbau. Der Lithauer hat einen etwas geringern Wuchs, die Stirn nicht so offen, die Augen kleiner und gleichsam nebelig, die Farbe blässer, der Gesichtsausdruck stiller und tiefer; seine Züge erinnern sehr an die, welche wir in den Abbildungen der Indier wahrnehmen.

Die gemeinsamen Sitten dieser beiden Völker haben sich bei den Lithauern viel reiner aufbewahrt. Nirgends wird die Gastfreiheit so heilig gehalten, wie bei ihnen. Beide Völker lieben gleichmäßig die Natur; nur wenn der Slawe gleichsam in Freuden vergeht über ihre oberflächlichen Reize, dringt der Lithauer mit dem Gefühl in ihr inneres Leben ein. Narbutt beobachtete, daß das lithauische Volk eine besondere Vorliebe, gemischt mit einer religiösen Verehrung, für Blumen habe. Bei jeder kirchlichen Feierlichkeit, bei jeder häuslichen Ceremonie dienen besondere, einmal diese, das andere Mal jene Blumen zur Weihe oder zum Anzuge. In seinen Erzählungen und Liedern gibt es eine Menge Legenden vom Anfange oder von der Bedeutung verschiedener Blumen und Kräuter. Was noch zu den interessanten und diesem Volke viel Ehre bringenden Beobachtungen gehört, ist dies, daß in der ungemein reichhaltigen Sammlung seiner Lieder es kein einziges gibt, welches schamlos oder nur unanständig wäre. Unanständige, unedle Worte sind in der lithauischen Sprache gar nicht

vorhanden. Diese Sprache, welche in sich etwas Heiliges, etwas Priesterhaftes hat, leidet dieselben nicht, sie kann sie nicht heimisch machen; sind indessen einige vorhanden, so sind sie nur entlehnt und nie in einer ehrbaren lithauischen Familie gebräuchlich.

Fassen wir nun kurz zusammen, was von uns gesagt worden, so wird es leicht sein, sich die Herkunft und die Rolle dieses semitischen Volkes zu erklären. Einige Ethnographen behaupten, wie wir schon erwähnten, das Nest aller europäischen Geschlechter sei Indien; daß die kriegerische Kaste der Indier, von den Braminen wegen beabsichtigter Einführung eines andern Religionscultus zurückgestoßen, das Land verließ und der Stamm jener nicht zahlreichen, aber berühmten Bevölkerung, Asen genannt, wurde, von welcher ein Zweig im Morgenlande blieb, wo er immer unter dem Namen der Meder, Perser und Lesger der herrschende war, nach Mittel-Europa aber unter dem Namen Lechen und Czechen vordrang; der zweite Ast, welcher nach Nord-Europa wanderte, zeigte sich in den sogenannten Söhnen des Odin, in den Witingen, und machte im allgemeinen den Adel des indo-germanischen oder deutschen Stammes aus. Dieselben Ethnographen entdeckten noch Spuren anderer indischer Kastenauswanderungen, der Sudras und sogar der Parias. Die zahlreich herumirrenden Zigeuner haben mit den Parias viele gemeinsame Merkmale. Ziehen wir daher in Betracht, wie deutlich sich die religiösen Ueberlieferungen Hindostans in den Sagen des lithauischen Volkes ausprägen; welch enges Band zwischen dem Sanskrit und der lithauischen Sprache obwaltet; wie hier und dort sich eine gleiche Zusammensetzung der Gesellschaft zeigt; wie diese priesterhafte, im hohen Grade entfaltete und vollendete Hierarchie bei den Lithauern etwas Braminisches an sich hat; wie jene Witingi der kriegerischen Kaste der Indier entsprechen; wie endlich die geringere Volksklasse stets unterwürfig und unbeweglich blieb: so werden wir aus diesem

folgern können, daß der lithauische Stamm eine Ausnahme in der Geschichte der Auswanderungen indischer Bevölkerung macht; er umfaßt in sich alle Theile derselben. Es gab verschiedene Auswanderungen aus Indien. Braminen ließen sich am Nil nieder und gründeten die egyptische Priesterkaste. Es sind Beweise vorhanden, welche die Ankunft besonderer Ansiedelungen, einmal priesterlicher, dann kriegerischer und hierauf wieder die des gemeinen Volkes, in Griechenland bezeugen; in Lithauen aber sieht man den Bruchtheil eines ganzen Volkes, angekommen mit seinen Priestern, Kriegern und seiner Gemeinde.

Eine auf diese Weise zusammengesetzte Gesellschaft konnte besser als die übrigen sich aller Ueberfälle erwehren. Darum besitzt sie auch noch heute ihre Ueberlieferungen und spricht ihre Sprache, die selbst von den Einwohnern Hindostans vergessen ist und sich nur in ihren heiligen Büchern aufbewahrt findet; darum beobachtet sie ihre Sitten im häuslichen wie im öffentlichen Leben.

Weil das Sanskrit die Muttersprache fast aller europäischen Sprachen ist, so muß natürlicherweise die lithauische mit denselben eine Verwandtschaft haben; aus diesem Grunde meinte man lange Zeit, sie wäre nur eine Zusammensetzung und Sammlung verschiedener Wörter, namentlich slawischer und germanischer. Man überzeugte sich jedoch endlich, daß sie ein eignes Leben besitze, das gänzlich von der finnischen, germanischen, slawischen und jeder andern Sprache verschieden sei. Aber ohne Zweifel mußte eine große Aehnlichkeit zwischen derselben und der alten griechischen Sprache obwalten, welche die Kriegerkaste der Gothen aus dem Morgenlande hineintrug; mit der slawischen aber steht sie in engem Zusammenhange; sie ist bestimmt, derselben viele philosophische Aufklärungen zu geben.

Das lithauische Volk besitzt, wie wir sagten, den Schlüssel zu allen slawischen Fragen. Eine Volksthümlichkeit besitzt es

nicht, es hat kein Volksdasein, denkt nicht einmal daran, dieses zu beanspruchen; die Wörter Naród, Ojczyzna finden sich in seiner Sprache nicht, es weiß nicht einmal, ob es andere Völker gibt. Die Russen nennt es Gudas, was wahrscheinlich Goty, die Gothen, bedeutete, die Polen Lankas, wie es scheint, ein Name asiatischen Ursprungs; denn irren wir nicht, so werden die Bewohner Ceylons von den Indiern so genannt. Zweimal jedoch leuchtete es schon in der Geschichte durch sein inneres Leben vor. Das erste Mal gab es dem Norden jenen Antrieb, welcher in Russinien erst zur Zeit Iwan des Grausamen aufhörte und in Polen mit dem letzten Jagiellonen erlosch, das zweite Mal, während des letzten Krieges Polens mit Rußland, begann es gegen die Russen einen Krieg des wahrhaft allgemeinen Aufgebots, einen Volkskrieg auf Leben und Tod, und dieses sogar, ohne von seinen Herren aufgefordert zu sein.

Was also verbindet es mit diesen Polen, deren Geschichte es nicht kennt, deren Sprache es nicht versteht? Warum marschirte es haufenweise gegen die Russen? Es ist dies eine der Fragen, welche das große Räthsel des Slawenthums betreffen. Wir wissen es nicht zu erklären, warum Lankas in den lithauischen Liedern immer den wackern, den edeln Ritter vorstellt und warum der Name Gudas dem Lithauer Abscheu und Besorgniß erregt. Es wäre vielleicht nöthig, der Erklärung dieser Zuneigung und dieses Widerwillens halber tief auf den Grund der Ueberlieferung dieses Volkes zu dringen; so viel nur ist gewiß, daß das innere Band desselben mit Polen ein tiefes Geheimniß ist, und der Geschichte ist es noch nicht gelungen, dasselbe zu entschleiern; das äußere Band aber ist die katholische Religion. Dieses Volk ist mit Leib und Seele dem Katholicismus ergeben; anders konnte es aber nicht einmal kommen. Wie sollte es den Protestantismus annehmen, welcher die Verehrung der Heiligen oder der höhern Geister verwirft, wenn es sogar nicht aufhört, das Andenken

der verstorbenen Vorfahren festlich zu ehren, wenn der Aller-Seelen-Tag, das Fest der Alten (święto Dziadów), bei ihm die größte Feierlichkeit ist? Wie konnte es nur aufhören, an die Verbindung der unsichtbaren mit der sichtbaren Welt zu glauben, wenn es fortwährend ihren Einfluß um sich herum fühlt? Dieser Glaube ist so allgemein, daß der neueste lithauische Geschichtschreiber, Narbutt, wenn er die Volksmeinungen von den die Elemente beherrschenden Geistern, z. B. von Nymphen oder Undinen, anführt, mitten in diesen, wie aus Tausend und Einer Nacht herausgenommenen Erzählungen häufig auf einmal abbricht und hinzufügt: „Aber wozu diese allgemein bekannten Sachen wiederholen?“ Schon daraus ist leicht zu folgern, daß einem solchen Volke keine andere Religion zusagen konnte, als nur diejenige, welche keine der großen Fragen, die sich der Erwägung des Menschen darbieten, zurückweist.

Gewiß ist, daß die Religionsvorstellungen am Ganges sich üppiger entfalteten; sie erzeugten dort den Bramanismus, stellten eine kräftige Kriegerkaste auf, faßten das Volk in eng beschriebene Schranken; bei den Slawen, wie wir schon sagten, am reinsten aufbewahrt, nicht getrübt von den Einfällen der Philosophen und den Erdichtungen der Poeten, drangen sie in das private, häusliche, ländliche Leben ein; bei den Lithauern gingen sie auch ins politische über. Die Slawen hatten, dem zufolge, was wir von ihnen wissen, unter sich keine höheren Kasten, sie machten keine politische Gesellschaft aus, sie bildeten eine Menge einzeln zerstreuter Gemeinden; die Lithauer, weil sie ein Zusammenfluß der Priester-, der Kriegerkaste und des gemeinen Volkes sind, bildeten einen politischen, kräftig zusammengefügten und von dem Einflusse sehr weit gesponnener Religionsbegriffe durchdrungenen Körper. Kennt man die Geschichte des Slawenthums, so ist leicht wahrzunehmen, warum Lithauen nur wie zufällig handelnd auftrat und warum nach seinem augenblicklichem Empor-

leuchten die Masse des Volkes wieder in eine vollständige Unbeweglichkeit zurückfiel.

Ohne hier die socialen und politischen Fragen zu berühren, werden wir nur kurz sagen, daß es diesem Volke unmöglich war, sich thätig in die Händel zu mischen, welche bis jetzt den slawischen Boden mit Blut rötheten. Es bewegte sich einmal, um die Throne Russiniens und Polens mit seinen Fürsten zu besetzen; sobald aber diese Dynastien sich ihrem Volksthum entfremdeten, sobald sie aus der Art schlugen, wurde es ihnen gänzlich fremd. Es bewegte sich nachher, um dem polnischen Volke sein Mitgefühl zu zeigen. Wie ist aber von ihm zu verlangen, sich für die Monarchie, die Republik oder irgend eine andere Regierungsform zu schlagen, wenn es diese Worte nicht einmal versteht, sie nicht in seiner Sprache besitzt. Dieses Volk gehört also zu der Zahl der Völker, welche einen günstigen Augenblick erwarten.

Sechszehnte Vorlesung.

Den 4. April 1843.

Wir wollen heute den ersten Theil des diesjährigen Cursus schließen. Bis jetzt folgten wir stets der Poesie, und widmeten ihr unsre historischen und mythologischen Forschungen; von nun an werden wir uns hauptsächlich mit der Geschichte der Philosophie, mit der Geschichte des slawischen Gedankens befassen; wir werden nun die Poesie und die Forschungen vom philosophischen Gesichtspunkte aus betrachten. Mit zweifacher Stimme haben wir alsdann die slawische Vernunft angeredet, die Vernunft, welche öfters mit der Geschichte ihres Volkes im Widerspruch und selbst mit der Eingebung des Himmels im Streite ist. Die Geschichte und die Poesie werden uns, wie wir hoffen, mehr als eine Gelegenheit darbieten, diese Vernunft des Falschen zu überführen.

Das „Die höllische Komödie" betitelte Werk, welches wir unlängst erwogen und das wir uns gleichsam zum literarischen Standpunkt bei der Besichtigung der poetischen Bewegung im Slawenthum gewählt haben, ließ uns insbesondere den Stand des Drama erkennen; wir haben aber über das Drama noch einige Worte allgemeiner Beziehung zu sagen.

Das Drama ist die kräftigste Realisirung der Poesie durch die Kunst und es erscheint fast immer gegen das Ende der Epochen. Man muß zweierlei in ihm unterscheiden: seine

Bearbeitung und seine Vorstellung. Zu der Vorstellung der Schöpfung eines Dichters sind ein Theater, Schauspieler, Decorationen und Maschinerien erforderlich; alle möglichen Arten der Kunst müssen der Poesie zu Hülfe kommen, um sie vor dem Publikum auf die Schaubühne treten zu lassen. Wir sagten eben, das Drama bezeichne das Ende einer Epoche, also verkündigt es eine neue. Hat der ein Volk belebende Gedanke schon seine Vergegenwärtiger in der Wirklichkeit gefunden, hat er die Helden erzeugt, so bemüht er sich alsdann, das Andenken ihrer Thaten mit Hülfe der Kunst zu verewigen; er schafft das Drama. Die Kunst ist bestimmt, um uns so auszudrücken, die sich vernachlässigenden Gemüther zum Handeln anzuspornen. Zu Anfang einer jeden Epoche wählt sich das begeisterte Wort die erhabensten Geister (Genien), um ihr den Antrieb zu geben; aber die Masse des Volkes bleibt noch lange unbeweglich, und alsdann benutzt die Kunst alle Mittel, sie zu erwärmen; sie nimmt in dieser Absicht ihre Zuflucht zur Baukunst, zur Malerei, sogar zum Tanze; sobald sie in Komödie, in Farce ausartet, verfällt sie und verschwindet. Das Drama, in der großartigsten und umfangreichsten Bedeutung dieses Wortes genommen, muß alle Lebenselemente der wahrhaft volksthümlichen Poesie in sich vereinen, ebenso wie das politische Gebäude eines Volkes das Bild aller seiner politischen Bestrebungen sein muß.

In der überlieferten griechischen Kunst, in den Tragödien des Aeschylos und Sophokles sehen wir die lyrische Poesie der Urzeiten, wir sehen das sich wiederholende Epos in den Chören, wir haben im Munde der in Scene geführten Personen, in den Anreden jener Nestore, jener Ulysse, sogar einiger dem Volke schon aus Homer bekannten Götter, die Triebsprossen der politischen Beredsamkeit, welche in kurzem auf den öffentlichen Plätzen ertönte. Nirgends war das Drama so zur Reife gelangt, so vollständig erzeugt, als bei den Griechen.

Im Christenthume machte man sich nach der Heldenzeit, nach den Kreuzzügen ebenfalls an das Drama und es erschienen große Skizzen desselben in den Mysterien. Das Theater, welches die Scenen der Geburt des Herrn und ähnlicher Geheimnisse darstellt, umfaßte die ganze in den Vorstellungen der Christen befindliche Welt: den Himmel mit den Schaaren der Engel und Heiligen, die Erde, die das Feld des Wirkens ausmachte, die Hölle unter der Gestalt des dem Satan verfallenen Fraßes, woher jedes verkörperte Böse entsprang, vom Verrath an bis zur Verdammung. Die Schriftsteller, später durch die Muster der Griechen und Römer irre geführt, allmälig den christlichen Himmel und die Hölle verwerfend, versetzten endlich das Drama in die Salons und Boudoirs, wo es bis heute eingepferchт blieb.

Es ist zu erwarten, das christliche Drama werde noch mehrere Reihenfolgen erfahren; die Mysterien enthalten die wesentlichen Rudimente desselben. Die spanischen Dramen und die des Shakespeare haben einige Theile dieses weitgesponnenen Inhalts ausgearbeitet; aber die dramatische Kunst der Franzosen aus den Zeiten Ludwig's XIV. wird man wahrscheinlich als etwas Fremdartiges, als das Erwachen des Heidenthums während der Entfaltung des christlichen Drama ausstoßen.

Wir müssen hier wiederum das Wunderbare berühren. Schon früher entwickelten wir, vom Epos redend, daß das Wunderbare durchaus nicht etwa eine Kunstfeder in der Poesie sei, blos aufgenommen, um die Aufmerksamkeit der Leser zu spannen, um das Poem interessanter zu machen, sondern daß es den wesentlichen Theil einer jeden Schöpfung, die nur etwas Leben in sich hat, ausmacht. Die Naturalisten sagen, daß, sobald man irgend eine Pflanze, irgend ein organisches Wesen zerlegt, man endlich zu etwas Unenträthseltem, zu etwas Wunderbarem gelange. Dieses Etwas, das sich nicht begreifen läßt, das wunderbar ist, ist gerade der lebenskräftige

Urstoff. Ebenso auch in der Poesie. Jede poetische Schöpfung hat in ihrer Tiefe jenes organische geheime Leben, schulgerecht das Wunderbare genannt, welches, je nach dem Zuschnitt des Gedichts sich erhebend, in einzelnen Versen und Liedern nur gleichsam als leichter Hauch aus den höhern Regionen durchleuchtet, im Epos und im Drama schon die sichtbare Gestalt der Gottheit annimmt.

Aus dem von uns Gesagten kann man folgern, wie schwer es ist, ein slawisches Drama zu schreiben, ein Drama, welches alle Lebensstoffe der volksthümlichen Poesie umfaßte, die sich nirgends so zahlreich und mannigfaltig zeigen. Dieses Drama müßte lyrisch sein und zugleich an die zauberhaften Klänge der Volkslieder erinnern; es müßte die Schilderungen nachahmen, deren vortreffliches Muster wir bei den Serben und Czarnogorcen (Montenegrinern) haben; es müßte uns dabei in die überirdische Welt versetzen.

Erinnern wir uns jetzt, wie die verschiedenen Völker verschiedene Weisen des poetischen Begreifens der überirdischen Welt und verschiedene Mittel, mit ihr in Berührung zu treten, haben. Wir sagten schon, das keltische Geschlecht sei namentlich mit dem Doppelsehen oder dem doppelten Gesicht begabt, und die Erscheinungen dieser Eigenschaft spielen die Hauptrolle in den alten Poesien der Kelten, sogar in einigen neuern Volksschöpfungen; daß der germanische Stamm, der so viel Berührungspunkte mit dem keltischen hat, die Gabe des nähern Umgangs mit den Geistern besitze, worüber sich eine Unzahl von Sagen in den frommen Legenden und den Beschreibungen der Erscheinungen des Magnetismus vorfindet; daß der slawische Stamm namentlich an Upiory glaube und sich sogar eine Theorie aus den Begriffen von dieser Sache gebildet habe. Dieser Glaube, nimmt man ihn philosophisch, ist nichts Anderes, als nur der Glaube an die Individualität des menschlichen Geistes, im allgemeinen eines jeden Geistes, und nirgends findet er sich so tief eingewurzelt als bei den

Slawen, weshalb denn auch bei ihnen niemals irgend eine pantheïstische Meinung Anklang finden wird; der nationale Instinkt wird sie jedesmal zurückstoßen. Wir wissen aus der Geschichte und Mythologie, daß die Verehrung der verstorbenen Vorfahren einen wichtigen Theil der alten slawischen Religion ausmachte und daß der Aller-Seelentag von allen Feiertagen am festlichsten begangen wurde. Findet man auch heute unter dem Volke Solche, die in Folge der Berührungen mit den civilisirten Klassen aufhörten, die religiösen Ceremonien zu begehen, und den Katechismus bis aufs letzte Wort vergessen haben, so gibt es doch keinen Einzigen, der nicht an das selbstständige Dasein der Seele nach dem Tode glaubte.

Um daher ein Drama zu schaffen, welches von dem ganzen Slawenthum, von allen Abgliederungen des slawischen Volkes für sein eigen, für volksthümlich anerkannt werden könnte, muß man den ganzen Raum der Poesie, vom Liede bis zum Epos, durchmessen, alle die lebenskräftigsten Gefühle und Begriffe berühren; man muß mit einem Griffe die vieltönigen Saiten, die in der Brust des Slawen wiederhallen, erklingen lassen.

Ein solches Drama gibt es noch nicht. Wir sprachen nicht von der Menge der polnischen dramatischen Werke, welche mehr oder weniger den ausländischen Mustern nachgeahmt sind; wir legten die in der slawischen Literatur sehr geachtete Ariadne von Gundulicz bei Seite, welche nichts Anderes ist, als eine Librette der italienischen Oper; auch übergingen wir die czechischen Dramen Wirginia und Angelina von Turyński, noch neuerdings in Prag veröffentlicht, welche ungeachtet der Vorzüge des Styls im Uebrigen doch nur zur Hälfte französische, zur Hälfte spanische Stücke sind. Nur drei Schöpfungen ragen über diese Masse der verschiedenen Nachahmungen hervor: Puschkin's Dimitr oder, wie er es nannte, die Borysso-Godunow'sche Komödie, Obylicz, eine

Tragödie des serbischen Dichters Milutinowicz *), und die höllische Komödie des ungenannten polnischen Verfassers.

Ueber Puschkin's Drama sprachen wir schon einige Worte. Uebrigens ist es der Form nach auch eine Nachahmung der Schiller'schen und Shakespeare'schen Dramen; nur hat Puschkin noch eine Sünde mehr begangen, weil er die ganze Handlung in die irdische Scene einengte. In seinem Prolog gibt er den Einfluß der unsichtbaren Welt zu fühlen, später jedoch vergißt er dies gänzlich und macht das Ganze zu einer politischen Intrigue.

Milutinowicz's Drama erhebt sich höher. Diese schätzenswerthe Schöpfung führt wunderbar die höllische Komödie ins Gedächtniß zurück. Milutinowicz erfaßte nur einen Ton, den Ton des serbischen Liedes; er handhabt ihn aber meisterhaft. Ueberall erinnert sein Styl an den der Rhapsoden von der Donau. Schon im Eingange selbst finden wir eine Erwähnung von den Geistern der Vorfahren; die Scenen vollziehen sich später theils im Himmel, theils auf der Erde; die Welt des Himmels ist jedoch nur nach den serbischen Volksbegriffen vorgestellt. Der Dichter hat nichts an ihnen verändert, sie nicht im mindesten veredelt; er zog nicht einmal aus den Offenbarungen, die sich in den Kirchenbüchern seines Landes vorfinden, Vortheil; die Engel führt er geradezu so ein, wie wir deren Bilder hier in den früher angeführten Poesien gesehen haben. Die Erdenscene entfaltet sich auf einem weiten Raume. Milutinowicz nahm sich zum Inhalt den einzigen Gegenstand der Volkspoesie, die Schlacht auf dem Kossowo-Felde. Das Drama beginnt auf dem Schlosse der serbischen Fürsten, wird in der Cerkiew des Sobor fortgesetzt und endet im Zelte des türkischen Sultans, am Sterbe-

*) Tragedia Obylicz od Symeona Milutynowicza. U Leipcygu Sztampana kod Brajtkopfa i Chertla 1837.

lager Amurat's, getödtet vom Helden des Drama, Obylicz. Amurat erinnert uns hier an die in der höllischen Komödie bekannte Person des Pankraz, jenes erpichten Vernichters der slawischen Vergangenheit. Er erreicht auch sein Ziel, er unterjocht Serbien, und stirbt im Augenblicke des Sieges, nicht einmal Zeit genug gewinnend, die prophetischen Worte zu beendigen, die ihm auf den Lippen erstarren.

Das polnische Drama steht über alle, es ist mehr volksthümlich und zugleich auch mehr slawisch. Erstlich entspricht seine übernatürliche Welt nicht nur den poetischen Vorstellungen des gemeinen Mannes, sondern selbst den Begriffen, zu welchen unser Jahrhundert gelangt ist, wenngleich wir nebenbei im Chore der niedrigern Geister auch das wahrhafte Bild des Festtags der Alten (święto Dziadów) haben; dann berührt es in der Erdenscene alle Aufgaben, welche das Slawenthum erschüttern, und schließt mit einer großen Prophezeiung.

Nicht hinlänglich ist es jedoch, ein Drama zu schreiben, noch muß man es in Scene setzen. Wir wollen aber nicht sobald die Vorstellung eines slawischen Drama erwarten; kein einziges jetzt bestehendes Theater würde z. B. für die höllische Komödie ausreichen. Theilweise jedoch könnte man sie aufführen, ließe man nämlich einige Gewohnheiten der gegenwärtigen Scene bei Seite. Es wäre z. B. nöthig, zwischen die Schauspieler den Dichter selbst einzuführen. Die Beschreibungen, welche den hauptsächlichsten Theil dieses Stückes ausmachen, müßte der Dichter dem Publikum mündlich neben den in demselben Augenblicke gezeigten panoramatischen Bildern erzählen. Der Himmel und die Hölle könnten am Ende von den heutigen Opern entlehnt werden. Allgemein sind auch die Bühnen auf dem Wege der dramatischen Bewegung weit zurückgeblieben. In Frankreich würde vielleicht nur der Cirque Olympique der Kunst, die von wirklicher Bedeutung wäre, entsprechen; dort wäre es allenfalls möglich, Helden-

stücke und Massen des Volkes, welche heute eine so wichtige Rolle im socialen Leben spielen, in Scene zu bringen.

Das Slawenthum wird gewiß lange noch warten, ehe sich Alles, was zu dem Aufführen seiner Dramen erforderlich ist, zusammenfindet, ehe die Baukunst, die Malerei, welche schon ans Panorama geht, und die verschiedenen andern Künste sich so werden vervollkommnet haben, daß sie alle Hülfsmittel darreichen, mit denen es einst seine alten Thaten wird beleben können. Vorläufig sollten die Verfasser des slawischen Drama gar nicht einmal an Theater und an Scene denken. Dieses Rathes sollten sie sich häufig erinnern; denn einerseits erkalten die Polen dadurch, daß sie kein Volkstheater haben, und andererseits legen die Czechen ihren vier Wänden mit Coulissen und Brettern, das Nationaltheater genannt, einen gar zu großen Werth bei. Ohne Zweifel sind dies nothwendige Dinge, aber doch nicht die hauptsächlichsten, sondern nur die untergeordneten. Tieck, ein deutscher Schriftsteller, spricht hierüber in einem seiner Werke und beweist, daß der theatralische Prunk, namentlich aber, was die Decorationen und die Verzierungen des Lokals betrifft, schon den Verfall des Drama anzeigt. Erfaßt die Begeisterung des Dichters die Einbildungskraft der Zuhörer nicht, zaubern ihnen seine Worte nicht goldene Wände und rufen sie ihnen nicht stets andere Bilder in der Tiefe des Schauspiels vor die Seele, so taugt entweder das Stück nichts oder das Gefühl des Publikums ist verflacht und gänzlich abgestumpft. Die phantasiereichsten Scenen Shakespeare's wurden in alten und verlassenen Gebäuden, ohne irgend einige Decorationen und Maschinerien, aufgeführt; einige derselben spielte man zuerst in Ställen und Schoppen. Die Zauberkraft des englischen Verfassers geht aber auch so weit, daß sie selbst dem seine Stücke Lesenden Lichter und Schatten, Ritter und Geister, Burgen und Schlösser vor die Augen der Seele bringt, so daß es ihm am Ende scheint, als befände er sich wirklich mitten unter Schauspielern

auf der Bühne. Wir wiederholen daher, daß es sehr nützlich wäre, wenn die jetzigen Dramaturgen diesen Rath nicht unbeachtet ließen und die Rücksichten, welche sie noch fesseln, abschüttelten, auch der Begier, ihre Stücke bald in Scene gesetzt zu sehen, entsagten.

Beim Schluß dieses Gegenstandes werden wir noch hinzufügen, daß sich die dramatischen Schriftsteller ein sehr heilsames Beispiel an den Volkserzählern, an den slawischen Landleuten, wenn sie Fabeln erzählen, nehmen könnten. Bei keinem Volke der Welt gibt es so reichhaltige und zugleich so wunderbare Erzählungen, gewiß horcht auch kein Publikum so neugierig, mit solcher Spannung und Aufmerksamkeit zu, als jene kleine Gesellschaft, die den armen Bauer umringt, wenn er in seiner Hütte eine Fabel erzählt. Ebenso wie so mancher griechische Poet, wie Aristophanes, wie auch einige Verfasser der religiösen christlichen Scenen, tritt der Erzähler fast immer selbst in den geschilderten Begebenheiten auf; er spielt einen Theil seines Drama ab. Zuweilen gibt er zu verstehen, daß das Wichtigste, was geschehen ist, von ihm vollbracht worden, und daß ohne ihn dort nichts stattgefunden hätte; zuweilen rührt er auf eine sehr einfache Weise plötzlich seine Zuhörer. Vielen Polen und Russen muß die Fabel bekannt sein, in welcher der Held derselben den wunderbaren Vogel aufzusuchen geht und nur eine Feder von ihm findet, die er im Durchfluge verloren, die aber einen solchen Glanz hat, daß, als er sie ins Zimmer bringt, die ganze Stube wie von einer Fackel erleuchtet ist. Hier zündet gewöhnlich der Erzähler eine Hand voll Späne unversehens an; diese auflodernde Flamme erschüttert alle Anwesenden und läßt sie den entsprechenden Eindruck lebhaft fühlen. In einer andern Fabel, in welcher von der krystallenen Burg verzauberter Prinzessinnen die Rede ist und dem Ritter aufgegeben wird, die seinige herauszufinden, was ihm jedoch unmöglich, da sich alle wie Sterne gleichen, macht der slawische Erzähler Fenster oder Thür auf und zeigt seinen Zu-

hörern den hinter durchsichtigen Wolken von Sternen funkelnden Winterhimmel, der besser als jede gemalte Theaterleinwand eine krystallene Burg vorstellt.

Wir führen diese Beispiele an, um die Meisterschaft der Bauern in der Kunst der Dichter von Geburt zu zeigen. Sie besitzen jene köstlichste Eigenschaft, daß sie immer bereit sind zu bewundern, sich zu entzücken. Ein französischer Philosoph sagt, der Mensch unterscheide sich nur dadurch vom Thiere, daß er fähig sei zu bewundern; dieses ist der Meinung vieler heidnischen Philosophen schnurstracks entgegen, weil sie gerade darin den Vorzug setzen, Alles zu verachten, nil admirari. Das slawische Volk besitzt im hohen Grade die Fähigkeit des Bewunderns, die sich gewiß nicht erst durch etwas hervorrufen läßt; und was besonders bemerkenswerth ist, derselbe polnische oder russische Bauer, welcher durch eine Volksfabel in Entzücken geräth, wird sich zwar wundern, wenn er die Paläste, die Werke der Baukunst, die theatralischen Decorationen betrachtet, ohne daß jedoch alle diese Dinge im Stande wären, ihn hinzureißen, ihn zu entzücken; vor Allem spricht ihn das Wort, der Gedanke, das in Worten ausgedrückte Gefühl an. Dies ist das poetische Kennzeichen der Slawen.

In eine kurze Uebersicht das bisher Gesagte zusammenfassend, wiederholen wir erstens: das slawische Drama, auf welches zuerst Puschkin und Milutinowicz gekommen sind, erscheint schon in der nichtgöttlichen Komödie viel erhabener, als alle bis jetzt gekannten europäischen Dramen, es berührt viele Nationalelemente, ist aber noch nicht vollständig und hat noch weit zu gehen, ehe es das wird, was es einst sein soll; zweitens: ein solches Drama darf man sobald nicht erwarten; die Dichter aber, welche zu dem Ausarbeiten desselben berufen sind, sollten sich von der Wahrheit innig durchdringen lassen, daß weder das Theater, noch die Decorationen es sind, auf welchen die dramatische Kunst beruht, sondern im Gegentheil,

daß alle diese Zuthaten aus dem poetischen Gedanken hervorgehen müssen; endlich: die Verfasser dürfen nur sehr gewissenhaft, gottesfürchtig, wie sich die Schule ausdrückt, die übernatürliche Welt gebrauchen. In dieser Hinsicht hat die christliche Kunst am meisten gesündigt. Homer ist hierin bis jetzt, wenn man sich so ausdrücken darf, am meisten christlich. Bei ihm geschieht Alles zuerst im Himmel, in der Welt der Geister, nachher tritt es auf die Erde, wird vollbracht durch die Menschen; diese Menschen aber sind keineswegs blinde Werkzeuge, es steht ihnen frei, der höhern Eingebung zu folgen oder sie auch von sich zu weisen, und das macht das ganze Geheimniß ihres Wohlergehens oder Elends aus. Daher sind auch die Helden Homer's viel natürlicher, wir begreifen sie viel besser als die Helden des Tasso oder der Romane und Gedichte neuerer Zeit. Die Homerischen Streiter haben glückliche und unglückliche Tage, sie haben Augenblicke der kühnen Tapferkeit und wiederum der Furchtsamkeit, für sie selbst unbegreiflich. Oefters verliert einer von ihnen, von der beschützenden Gottheit verlassen, plötzlich den Muth, und er gesteht dies offenherzig, flieht sogar von dem Kampfplatze. Dies ist ganz natürlich. Einer der tapfersten Marschälle Napoleon's sagte: *„Diesen Tag war ich kühn"*. Er schämte sich nicht, dadurch zu verstehen zu geben, daß ihm nicht jeden Tag eine gleiche Tapferkeit zu Gebote stand, daß er nicht immer gleichmäßig im Innern gestimmt war.

Was soll man aber zu Walter Scott's oder Cooper's Romanen sagen, welche das geheime Band zwischen Himmel und Erde nicht kennen und in denen wir alle diese Mac Ivors, Richards, Lawtons zu jeder Zeit gleich kühn, tapfer, unerschüttert sehen? Cooper hat noch mehr als Walter Scott diesen Fehler.

Betrübend ist es zu denken, wie nach so vielen Jahrhunderten noch keiner von den Poeten in der Erkenntniß der großen Geheimnisse der Menschheit den Homer erreicht hat,

ohne noch davon zu reden, wie in unsern Zeiten so unwürdig das Wunderbare besudelt wird, wie man die Dinge der höhern Welt so frech zum eitlen Spielwerk gemacht hat.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir den slawischen Dichtern rathen, sich an der oben angeführten Einleitung des Milutinowicz ein Beispiel zu nehmen. Es ist dies gleichsam ein Brief an seinen verstorbenen Freund Popowicz, mit der Widmung des Stückes. Er hatte ihm einmal während seines Lebens versprochen, ein slawisches Drama zu schreiben. Nachdem er sein Werk beendigt, redet er ihn einfach, aufrichtig und innig an: „Steige herab aus der unsichtbaren Welt Deines Verweilens und komm, mit mir mein Drama zu lesen. Bringe mit Dir unsere slawischen Helden, den Jug Bohdan, alle Nemaniczen und den Obylicz. Vergiß besonders den Obylicz nicht und sage mir, ob ich den Geistern unserer Vorfahren in irgend etwas zu nahe getreten bin; ob meine Worte ausdrücken, was sie einst gesprochen; ob ich ihre Thaten nicht verdreht habe."

Mit einer solchen Aufforderung sollte jedes ernste Drama, welches ja gleichsam die Gestalten der Helden und Heiligen aus den Gräbern hervorruft, beginnen.

Siebzehnte Vorlesung.

Den 2. Mai 1843.

Das erste Jahr unsers Vortrages schlossen wir mit der Zusammenfassung der religiösen, socialen und philosophischen Frage unter einen Ueberblick und dies besonders in Bezug auf das Slawenthum. Dieses Jahr umfaßte die politische und literarische Geschichte des Nordens, bis zum westphälischen Frieden. Auch konnte man schon dort wahrnehmen, wie der materialistische Geist des 18. Jahrhunderts und der deutsche, in der Hegel'schen Philosophie ausgesprochene Geist, vermöge der natürlichen Zuneigung, sich Rußland zuwandten, in diesem Reiche eine ihren Theorien entsprechende Verwirklichung bemerkend; und wie auch gegenseitig die russische Politik im Hegelianismus die Erklärung ihrer schon zurückgelegten Bahn und die Rechtfertigung ihrer Vorhaben für die Zukunft antraf. Polen blieb dazumal gleichgültig, oder es hielt sich vielmehr auf der Defensive, mitten unter allen diesen philosophischen Systemen, welche rings um dasselbe heranwuchsen. Erst in dem Vortrage des zweiten Jahres, die Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte durcheilend, sahen wir die Bewegung des polnischen Gedankens dem Eintritt in die Wirklichkeit sich nähern, und wir konnten die Richtung desselben aus einigen sowohl poetischen, wie auch philosophischen Werken erkennen. Für jetzt haben wir die ganze Reihenfolge des geistigen und

literarischen Fortschrittes des Slawenthums zusammenzufassen und müssen zu diesem Ende die philophische Frage von Grund aus berühren.

Zuvörderst werden wir die Geschichte des europäischen Gedankens, vergegenwärtigt durch Frankreich und Deutschland, durcheilen. Indem wir dann diese geschichtliche Uebersicht aufschieben, werden wir zu unsern Forschungen über das Slawenthum zurückkehren und, die socialen Institutionen der Slawen betrachtend, uns wieder im Angesichte aller Europa beunruhigenden Aufgaben finden. Endlich bleibt uns dann übrig, die verschiedenen Arbeiten der menschlichen Vernunft abzuschätzen und zu sehen, wie weit der slawische Genius gekommen ist. Dieses wird uns, so viel wir glauben, in den Stand setzen, die größere philosophische Erhabenheit Frankreichs und Polens, welche die Engländer und Deutschen bestreiten, sogar in theoretischer Hinsicht zu begründen.

Der deutsche Gedanke hat sich gänzlich in die Philosophie vertieft, er ist nirgends anders vorzufinden; die Deutschen selbst haben diese Philosophie für die Frucht ihrer ganzen innern Arbeit anerkannt und angenommen; der französische Gedanke hat sich im Gegentheil mit dem Schreiben philosophischer Werke nie sehr beschäftigt, und wenn dieses geschah, so verwendete er nur wenig Mühe darauf; diese Werke sind zu den Arbeiten des französischen Genius gleichsam nur die Zugaben. Demungeachtet sehen wir jedoch, wie die deutsche Philosophie jetzt gezwungen ist, ihre alten Formeln zu verlassen und in die Fußtapfen des französischen Gedankens zu treten, wie sie sogar schon jetzt von dem heutigen Frankreich die Ausdrucksarten entlehnt. Polen endlich hat in seinem Fortschreiten zu der Zukunft kaum einige kleine Schriften hingeworfen, und doch wird sich zeigen, daß diese kleinen Schriften die theoretische Philosophie der deutschen Schulen weit übertreffen.

Die Geschichte des europäischen Gedankens zeichnend,

werden wir nichts Neues sagen, nur dasjenige zum Theil wiederholen, was aus den Tagesblättern in Deutschland, welche über diese Art Arbeiten Rechenschaft ablegen, bekannt ist und das jüngst erschienene Werk benutzen, in welchem der berühmte Berliner Professor Michelet, sehr ausführlich die Geschichte der deutschen Philosophie in ein Ganzes zusammenfaßt *). Von dem slawischen Standpunkte aus werden wir einige Bemerkungen über den Einfluß der Vergangenheit auf das Entstehen der philosophischen Begriffe hinzufügen und nachweisen, daß die Religion und das Volksthum des Philosophen hierzu sehr viel beiträgt.

Die Geschichte der neuern Philosophie beginnt nach der allgemein angenommenen Ansicht mit Karthesius (Réné Descartes), welcher um das Ende des 16. Jahrhunderts geboren wurde und seine Werke im Anfange des 17. veröffentlichte. Karthesius tritt der erste aus den Schranken der mittelalterlichen Schulen; er will die Wahrheit schon nicht mehr im Syllogismus, in den der aristotelischen Philosophie entlehnten und der christlichen Philosophie angepaßten Formen suchen; er beruft sich auf sich selbst. Cogito, ergo sum, *ich denke, also bin ich*, habe folglich die Gewißheit, daß ich bin; dies ist seine Hauptannahme. *Ich* und das Dasein dieses *Ichs* erscheinen hier ungetrennt oder untrennbar. Aus diesem Hauptvordersatze folgert er später die Beweise des Daseins der äußern Welt, welches, wie bekannt, einige Skeptiker bezweifelten, und endlich das Dasein des Geistes und das Dasein Gottes.

Was hier originell, was hier urthümlich erscheint, was Epoche macht, das ist diese Kühnheit, Alles aus sich herauszuholen, dieses sich gänzlich Losreißen von der Vergangenheit.

Etwas später hat Spinoza, nachdem er das karthesianische System begriffen, dasselbe in einer andern Richtung ent-

*) Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland, von Kant bis Hegel. 2 Thle. in 8. 1837—1838.

faltet. Weil er bemerkt, daß der Mensch nur insoweit handelt als er sich auf etwas stützt, das er für gewiß, für wahr hält und daß er, wenn er sich hierin irrt, eine irrthümliche That vollbringt, aus welcher für ihn das Leiden entspringt: so bemüht er sich, dem Menschen die Bahn des Wirkens der Wahrheit gemäß zu stecken. Weil er aber überzeugt ist, daß die Begriffe, welche wir uns von den Außendingen machen, irrthümlich sein müssen, daß diese, da sie nur endliche, vergängliche Sachen sind, in ihren sich stets ändernden Verhältnissen, wesentliche Wahrheiten dem Geiste nicht zeigen können und folglich der Mensch der Gefahr ausgesetzt ist, ohne Unterlaß für die Wahrheit zu leiden: räth er ihm an, aus dieser Welt des Wahnes, der Endlichkeit hinauszutreten und sich an das zu binden, was wirklich, was ewig, was wesentlich ist. Es gibt aber nichts Wesentliches, nichts Wahres außer Gott. Nicht nur die Außenwelt, sondern selbst unsere Neigungen, Gefühle sind nur vergängliche Gestalten des Daseins, und in dem Maaße als wir zu Gott wiederkehren, machen wir uns von allen diesen Trieben, die das Leiden mit sich bringen, frei. Mit einem Worte, der Mensch strebt, durch diese geistige Anstrengung aus der geschaffenen Welt sich hinauszureißen, oder sie vielmehr in sich zu verschlingen und auf diese Art wieder Gott entgegen zu tragen. Gott und das Erschaffene machen nur Eins aus, oder streng gesprochen, es gibt kein Erschaffenes.

Dieses ist der allgemeine, zur Zeit als er ihn vortrug, nicht ganz begriffene Gedanke des Spinoza, welcher erst im vergangenen Jahrhundert unter den Deutschen wieder aufwachte. Die Philosophie beginnt eigentlich mit Kant; Fichte und Hegel führen sie weiter.

Kant stellt sich die nämliche Aufgabe, welche Karthesius und Spinoza lösen wollten; er sucht ebenfalls nach der Vernunftwahrheit. Den Irrthum der Philosophen, welche Alles begreifen und erklären wollen, sieht er ein; er sagt geradezu von vorn herein, der menschliche Begriff (entendement)

sei nur im Stande, die Verhältnisse der endlichen Dinge, die äußern Formen der sichtbaren Welt zu erkennen und sich aus denselben einen gewissen Vorrath der Vernunftschätze zu sammeln, dies sei sein einziger Erwerb; aber das Wesen der Dinge, das Geheimniß ihres Daseins, das noumenon, wie er es nennt, sei demselben unzugänglich. Das Begreifen herrscht nur über der sichtbaren Welt, es ordnet die empfangenen sinnlichen Eindrücke unter Kategorien des Raums und der Zeit, macht sich auf diese Weise aus denselben zwei Begriffe; so oft es aber darauf ankommt, aus der sichtbaren Welt herauszutreten, sich an die Vernunft zu wenden, welche allein nur nach den Grundsätzen sucht und sich Vorstellungen (Ideen) schafft, befindet sich der Mensch im vollständigsten Zweifel. Die Vernunft führt das Begreifen auf den Weg der Wahrheitsforschung, sie zeigt die demselben gesteckten Grenzen und reicht nicht weiter. Wohl kann sie über sich selbst nachdenken, die Geheimnisse des Begreifens ergründen, sie vermag endlich in die Tiefe des menschlichen *Ich* einzudringen, kann aber nicht sicher sein, daß die Außenwelt, daß die Gegenstände den Vorstellungen, welche sie sich gebildet hat, entsprechen. Kurz und verständlich gesprochen, können wir dies so ausdrücken: mit Hülfe unserer Vernunft sind wir im Stande, Himmel und Erde zu messen, die Schnelligkeit der Gestirne zu berechnen, die Farben und Formen zu beschreiben; sobald wir uns aber davon überzeugen wollen, daß es einen Gott gibt, daß wir einen unsterblichen Geist besitzen, verläßt uns die Vernunft und reicht uns kein Mittel hierzu, weil dieselbe alle diese hohen Fragen *für und wider* entscheidet, uns also im Zweifel läßt. Derjenige Theil von Kant's Arbeiten, wo er die Unzulänglichkeit der Vernunft zur Lösung dieser erhabenen Fragen nachweist, ist der hauptsächliche und der urthümliche. Er stellt dort die Reihenfolgen der streng logischen Folgerungen nebeneinander, welche gleichmäßig *für und gegen* das Dasein des Geistes reden, ebenso die Endlichkeit

wie die Unendlichkeit der Welt beweisen, welche zu gleicher Zeit den Deismus, den Pantheismus und Atheismus predigen. Nach Kant sind dieser Art Begriffe, wie der Begriff Gottes und der Unsterblichkeit des Geistes, seine von ihm sogenannten Postulate der praktischen Vernunft; er theilt nämlich die Vernunft ein in die praktische und theoretische. Dieselbe Vernunft wird, wenn sie handelt, praktischer Verstand, sie offenbart sich als Wille, der zur That antreibt, und ist alsdann gezwungen, das Dasein der unsterblichen Seele und Gottes des Vergelters, in welchem wir die künftige Glückseligkeit finden werden, zuzulassen; denn die Glückseligkeit beruht auf dem Vollbringen moralischer Handlungen im Einklange mit den Grundsätzen der reinen Vernunft. Weil es aber unmöglich ist, in diesen Leben irgend einmal zu solcher Vollkommenheit zu gelangen, und keine von uns vollbrachte That den Postulaten der reinen Vernunft entsprechen kann; so ist zu folgern, daß es irgend ein anderes Leben gibt, wo die Ausübung der Vernunft den Erfordernissen der Vernunft entsprechen wird. Dieser Zustand heißt die zukünftige Glückseligkeit. Noch einen andern Beweis für das zukünftige Leben folgert er aus der Schöpfung, aus der Berechnung, um uns so auszudrücken. Er findet nämlich, daß der praktische Verstand, jedesmal, wenn er sich praktische Vorstellungen macht, dieselben einem gewissen Ziele zuwendet. So z. B. hat die Kunst ihr Ziel, die organischen Wesen haben ihre Zwecke; das Thier, als organisches Wesen, ist sich selbst Ziel, es trägt das Ziel in sich selbst. Dies alles dient dem Menschen, es muß daher der Mensch der philosophischen Analogie zufolge Gott dienen. Kant findet keine andern Beweise für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit des Geistes. Kurz gesagt, er deckt die Unzulänglichkeit der Vernunft in diesen Dingen auf und gibt fast den Rath, sich damit nicht zu befassen. Seine Ethik oder Moral beschränkt

sich gänzlich auf das Erfüllen und Hochachten der Landesgesetze, sie verlangt nichts weiter vom Menschen.

Fichte, der Nachfolger Kant's, entwickelt seine Idee weiter und bestrebt sich, sie durchzuführen. Kant bewies die Unzulänglichkeit der Vernunft meistens dadurch, daß es unmöglich ist, die Dinge an sich selbst zu erkennen; Fichte fragt sich nun schon, sind denn die Dinge an sich selbst, und was ist eine Sache an sich, vom menschlichen *Ich* getrennt? Die Außenwelt und alles, was nicht *Ich* ist, erklärt er durch das *Ich*; denn Alles, was vorhanden ist, betrachtet er für nichts weiter als nur für die Ausdehnung des *Ich*. Auf diese Art also, sobald unser *Ich* erwacht, bemerkt es sogleich, kein Nichts zu sein, es verneint das Nichts und hierdurch setzt es sich oder stellt sich auf. Wir haben also hier das *Ich* gedoppelt: das eine stößt das Nichts ab, das andere setzt sich. Hierin besteht eine doppelte That. Sobald sich nur dieses *Ich* selbst fragt, was es sei, nimmt es schon einen Anfang, es wird; es verneint später diese beiden sich entgegengesetzten Ur-Elemente, das *Ich* und das *Nicht-Ich*, von dem einen zum andern übergehend, exeundo, und macht ein Dasein aus. Ist dieses *Ich* erwacht, so wird es gewahr, daß es etwas zu vollführen, sich zu bewegen habe, und hierdurch bemerkend, nicht unendlich zu sein, findet es in dieser Entdeckung eine Schranke, eine seinem Dasein gezogene Grenze. Diese Grenze ist das Begreifen der Außendinge. Das *Ich*, nachdem es in Erfahrung gebracht, daß es nicht Alles ist, trachtet, die angetroffene Grenze zu überschreiten; nachdem es erkannt hat, daß der Gegenstand nichts weiter ist, als nur die Entfaltung der Gesetze, die in ihm selbst bestehen, bemeistert es sich seiner, breitet sich über ihn aus und überschreitet gleichsam auf diese Art diese Schranke; ohne aber noch die ganze Unendlichkeit durchschritten zu haben, ist es wieder gezwungen, anzuhalten. Mit einem Worte, das *Ich* schafft sich ein Ideal und strebt ihm nach; hat es dasselbe erreicht, muß es sich sogleich ein zweites schaffen und rückt

auf diese Weise der Unendlichkeit entgegen. Wir wollen versuchen, dieses durch einen einfachen Vergleich verständlich zu machen.

Nehmen wir z. B. an, ein Kolonist kommt des Abends nach einer Gegend, die er nie gesehen und bemerkt das Land von dem untergehenden Lichtkreise erhellt; dieses wird so ungefähr die Grenze sein, welche sein *Ich* um sich herum zeichnet. Er erkennt sich für den Herrn dieser Gegend, beschließt, sie kennen zu lernen und sogar zu bebauen. Des Morgens beim Aufgehen der Sonne bietet sich aber seinem Blicke eine noch viel ausgedehntere Länderaussicht dar; nachdem er sie durchforscht, macht er sich die Vorstellung von dem, was noch hinter derselben sich vorfindet, und unterdessen zeigt ihm die aufsteigende Sonne wiederum einen neuen Gesichtskreis, dessen er sich ebenfalls bemeistern, bemächtigen will, und auf diese Weise rückt er in die Unendlichkeit vor, nur mit dem Unterschiede, daß die Erde und Sonne bei Fichte nichts Anderes sind als nur das entfaltete *Ich* selbst, und daß in dem Maaße, als wir eine Gegend kennen lernen, die Sonne immer höher aufsteigt, um uns eine andere zu zeigen, wir auch stets neue Kraft fühlen, weiter zu gehen. Das *Ich*, von Begriff zu Begriff gehend, schreitet ohne Ende fort.

Zur Erläuterung der Systeme von Schelling und Hegel wollen wir hier noch einige Worte hinzufügen:

In dem Vorhergegangenen sahen wir schon, wie die geschaffene Welt verschwand, wie Gott nur noch als unbekanntes Land, welches die Philosophie zu entdecken und zu erobern sucht, verblieb. Bis dahin fand dieses alles in dem *Ich* statt, und die Philosophen, von diesem *Ich* redend, hatten immer sich selbst, obgleich unmerklich, im Sinne; Schelling riß aber dieses *Ich* auch selbst aus seiner persönlichen Verhüllung. Die Wahrheit macht nach Schelling die Identität des Dinges an sich mit dem *Ich* aus, also des Kant'schen noumenon mit dem *Ich*. Ist das *Ich* und das noumenon eins und

dasselbe, so ist diese Identität die Wahrheit, sie ist das von Schelling sogenannte Absolutum oder die absolute Wahrheit. Aber dieses Absolute findet sich weder in dem, der erwägt, nachdenkt, noch in der beobachteten Sache, sondern nur, so einfach gesprochen, irgendwo zwischen ihnen, oder vielmehr überall, denn es umfaßt das *Ich* und den Gegenstand. Einen gewöhnlichen Vergleich anwendend, könnte man sich vielleicht folgender Art die Sache verständlich machen. Ein Mensch z. B. sieht in den Spiegel und erblickt sein Bild vollkommen ähnlich; diese vollkommene Aehnlichkeit macht die Wahrheit aus; doch ist aber diese Wahrheit weder im Menschen noch in seinem Bilde, sie findet statt, unbekannt wo, in der Idee.

Auf diesen Grund und Boden, der sich nicht bezeichnen läßt, auf dieses von Schelling geschaffene Absolutum stellte sich nun Hegel und fing an zu bauen. Von ihm herab blickt er auf die Schöpfung, die ihm übrigens zu nichts mehr nothwendig ist und formulirt ungefähr folgender Art seine Vorgänger.

Der Mensch und die Welt verschwinden hier schon gänzlich; man muß sich in eine ideale Leerheit, wo es noch keine Schöpfung, selbst keinen Gott gibt, versetzen, wo möglich in ein Nichts. Dieses Nichts wird also nach Hegel, in dem Augenblicke als es gewahr wird, daß es ein Nichts ist, zu Etwas, es wird ein Sein. Das Nichts und das Sein sind also eins und dasselbe. Es sind dies die zwei Seiten der einen und derselben Sache, die zwei Theile derselben: der *positive* und der *negative*. Das Sein verneint das Nichts; dieses hat aber auch das Recht, das Sein zu verneinen und deshalb sind sie beide positiv und negativ zu gleicher Zeit. Aus diesem allen entspringt endlich das Dasein, welches sich in der Unendlichkeit offenbart und sich im Menschen als Geist concentrirt. Nehmen wir noch einmal die gewöhnliche Sprache zu Hülfe, so können wir dieses etwa wie folgt ausdrücken. Gott ist irgend ein Nichts, das sich weder fühlt noch das Bewußtsein seines Daseins hat, bis es endlich, auf einmal erwachend,

mit der an sich selbst gerichteten Frage, wie es bestehe, beginnend, sich im nämlichen Augenblicke in die Unendlichkeit zerstreut. Alle Eigenschaften und alle Kategorien Gottes entfalten sich nun unendlich; dieser Zustand ist jedoch nur ein Uebergang. Die Unendlichkeit theilt sich in die Endlichkeit, und der unendliche Gott erscheint in den endlichen Dingen, in ihnen kommt er zu dem Bewußtsein seiner selbst. So z. B. könnte die Sonne, wenn sie lebend wäre, nicht ihr Antlitz schauen, sondern spiegelte sich ganz in der zahllosen Menge der Tropfen des Oceans ab. Hegel's Gott ist eine Sonne dieser Art, die sich nicht anders sehen kann; die ganze Welt ist die unendliche Masse von diesem Sonnenlicht, der Mensch ein Tropfen, in welchem sich die Gottheit wiedersieht und erkennt.

Für die gänzliche Vollkommenheit dieses Vergleichs wollen wir nicht einstehen; es war unsere Absicht, nur so viel als möglich dies Alles verständlich zu machen. Dem sei jedoch wie ihm wolle, so ist gewiß, daß diesen philosophischen Vorstellungen zufolge der menschliche Geist der einzige Gott ist; der Geist des einzelnen Menschen die einzige Einheit, die sich selbst begreift. Logisch gefolgert ist Gott als der Schöpfer in der ganzen geschaffenen Welt; einfach die Sache ausgedrückt, ist Gott als der Geist im Menschen, offenbart sich aber am kräftigsten im menschlichen Gedanken. Dies ist der ganze Schlüssel der Philosophie und das Endresultat, zu welchem der europäische Gedanke gekommen ist.

Das herrlichste sich Offenbaren der Menschheit ist der Gedanke; es gibt nichts Heiligeres, nichts Erhabeneres, nichts Göttlicheres als den Gedanken! Was ist aber dieser Gedanke? Ist er etwa das Fühlen, das Gefühl? Nicht doch, nach Hegel ist dies blos ein verworrener Gedanke. Auch ist er nicht das, was die Slawen Duch, die Deutschen Geist nennen; er ist, so eigentlich gesprochen, nur das Denken, die Thätigkeit, welche die Lateiner durch das Wort pensare (ab-

wägen auf der Schale) ausdrückten, das was die Franzosen durch penser sagen wollen. Die französische Sprache hat eine treffende logische Definition von diesem Worte, welche besagt, Denken sei dasselbe in der Vernunftwelt*) was *Sich bewegen* in der Außenwelt; Denken und Sich-Bewegen will aber noch gar nichts sagen, weder in Betracht der Richtung, noch der Kraft, noch des Ziels. Kann man aber nun wohl behaupten, daß die Bewegung der Vernunft, ohne Ziel und Plan, schon die heiligste Sache auf Erden sei. Es wäre dies dasselbe, als wollte man sagen, die Bewegung in der äußern körperlichen Welt und zwar die erste beste Bewegung sei das Herrlichste, das Entzückendste in der Natur.

Siehe da die ganze Frucht dieser philosophischen Mühen. Ihren Werth abzuwägen und zu zeigen bleibt uns nun übrig. Und hierbei werden wir sehen, daß, wenn die Slawen sich nicht beeilten, sich in den Streit der Philosophen zu mischen, ihre Systeme aufzufangen, dies nicht daher kam, daß sie dieselben nicht verstanden, sondern weil sie sahen, daß in ihnen sich nichts vorfand, was mit dem Wesen ihres Geistes im Einklange wäre, und weil der Gedanke Gottes, der auf diesem Stamme ruht, ihn nach einer andern Seite hin trieb.

Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit einigermaßen darauf, zu ergründen, woher diese philosophischen Arbeiten entsprungen sind. Gewöhnlich werden sie für die Summe des Fortschrittes der menschlichen Vernunft oder des vernünftigen Gedankens ausgegeben und als solche vorgetragen, und zwar ohne Rücksicht auf Zeit, Raum, Volksthum, Stammesanlagen, persönliche und Landesanlagen ihrer Autoren, wovon man uns hiervon gänzlich zu abstrahiren befiehlt. So jedoch verhält sich die Sache nicht. Wir sehen, daß die Philosophie seit dem westphälischen Frieden,

*) Tout mouvement de l'intelligence s'appelle pensée. Degerando.

seit dem das große religiöse Leben allenthalben abstirbt, aufwächst und sich entfaltet. Früher bewegte sich die ganze Christenheit wie Ein Mann. Von den vereinzelten theilweisen Sektenbestrebungen reden wir vor der Hand nicht, sondern von einer solchen Bewegung, wie die Kreuzzüge, die Entfaltung der Künste in Italien und Frankreich, die allgemeine Bildung der Orden und Verbrüderungen. Alles dies schien aus Einem Manne hervorzugehen. Erst nach der Reformation hört diese allgemeine Bewegung auf. Die Christenheit, wir wiederholen noch einmal das kühne Wort Baader's, geht von der einen Seite der katholischen, in Versteinerung, von der andern der protestantischen, in Fäulniß über; der christliche Geist und die Volksgeister wissen nicht mehr, wohin sie sich wenden sollen, und legen sich auf das Aufsuchen eines neuen Lichts. Es beginnt mit der Zeit für die wackersten Männer, für die kräftigsten Geister eine schwere Arbeit. Karthesius hat sein System nicht aus den Büchern des Aristoteles, des Plato oder eines Anaximenes geschöpft, sondern, im Heere dienend, selbst Augenzeuge der Religionskriege und Theilnehmer an denselben, jeden Tag dem Blutvergießen im Kampfe des Katholicismus mit dem Protestantismus zuschauend und nicht im Stande zu entscheiden, welche Partei das Recht für sich hatte, stieß er die theologischen Fragen von sich und nirgends Zuflucht findend, mußte er in sich gehen. Da sprach er es aus: *ich denke, folglich bin ich*; also muß ich auch wissen, wie und warum ich etwas thun soll. Schon gleich im Anfange bemerkt man hier die Richtung des französischen Geistes, die Begier sich auf den Grundsatz der moralischen Gewißheit zu stützen. Karthesius war ein Mann der That, obgleich er nicht weitläuftig die Religion abhandelte, so zog er doch seinen Degen in ihrer Sache; obgleich er vor allem Mathematiker war, so kann man dennoch aus seiner Philosophie bemerken, woher sie entstanden, nämlich aus der Nothwendigkeit zu wissen, was von Gott und der Menschheit zu hal-

ten sei. Von Karthesius angefangen bis auf Büchez, Leroux und Lamenais zeigt sich dieses Bedürfniß ohne Unterlaß. Büchez endlich hat das karthesianische System formulirt, dasselbe so weit vorrückend, daß ihm zufolge jede Gewißheit, selbst die Vernunft=Gewißheit, auf dem Grundsatze der moralischen Gewißheiten beruht.

Aus Thatlust also trachtete der französische Genius sich aufzuklären; woher entstand aber Spinoza's System? Spinoza war ein Jude. Hätte er in den Zeiten gelebt, als man die Juden marterte, verbrannte, gewiß er hätte sich an jenen Jehova gewendet, welcher seine Ahnen schirmte, er hätte die Nothwendigkeit eines mächtigen, persönlichen, sich in die Angelegenheiten der Welt einmischenden Gottes, der auch den elendiglich Bedrückten zu befreien vermag, gefühlt; aber in den Tagen des allgemeinen Unglaubens und der Gleichgültigkeit, brauchte er einen solchen Gott nicht mehr. Die unangenehme Lage jedoch, in welcher die Israeliten sich überall befanden, zwang Spinoza nur, sich zu erklären, um es selbst zu wissen, was er hier zu bedeuten habe und wozu er auf dieser Welt lebe. Und nicht vermögend, in irgend einen Dienst, weder Civil= noch Militairdienst zu treten, mußte er sich ein System ausdenken, das ihm erlaubte ruhig zu sitzen, zu nichts zu gehören. Er schuf sich daher einen Gott, in welchem er wohnte und in welchem er gegen die Christen, so wie gegen die Geschichte Recht zu haben vermeinte; denn dieser Gott verpflichtete ihn zu gar nichts, er legte ihm weder das Beten, Kämpfen, noch Arbeiten auf. Der arme Mann dachte Wunder wie viele philosophische Räthsel zu lösen, indem er doch auf diese Weise nur die Frage seines eignen Daseins entschied.

Sehen wir nun zu, woraus sich die deutsche Philosophie erzeugt hat. In den protestantischen Ländern bemächtigten sich die Herrscher der ganzen Gewalt, alle Versammlungen und politischen Verhandlungen nahmen ihr Ende; der Welt=

streit zwischen den Theologen, anfangs sehr eifrig geführt, ermüdete endlich die Gemüther und man verwarf die Theologie gänzlich. Die wohlhabenden Stände, die Klassen der Leser und Sprecher, hatten somit schon nichts ernstliches mehr zu thun. Viele protestantische Pastoren, die weder an Luther, Calvin noch an den Erlöser selbst glaubten, also ihre Zeit nicht mit Beten zubringen konnten, andererseits auch keine Synoden noch Kapitelversammlungen mehr hatten, wo es nothwendig war, über wirkliche Dinge zu berathen, warfen sich in das Reich der abstracten Begriffe. Man wich auf diese Art auf allen Standpunkten der Arbeit aus dem Wege; denn allerdings ist es viel schwieriger zu zeigen, wie die Religion christlich zu erfüllen sei, als Systeme zu machen, welche uns von der Erfüllung der religiösen Pflichten freisprechen. In einer solchen Zeit schien es dem aus Gnaden seiner Vorfahren, der Deutschen, in einem slawischen Lande, in einem Lande, das ihn nährte, zur Zahlung seines Gehalts Abgaben trug, angestellten Kant, dem Kant, welcher in einer einst durch die Sorge eines der katholischen Bischöfe begründeten Schule ausgelernt hatte, der die Bücher, gesammelt durch die Mühen der protestantischen Pastoren, gemächlich nachschlug, der unter dem Schirm eines Königs, der für ihn Krieg führte, einer behaglichen Ruhe genoß, von den Leibern der Soldaten, welche Königsberg vertheidigten, gedeckt war, dem Kant, welcher folglich so viel wie Jeder von uns der Vergangenheit schuldete: ihm schien es plötzlich, als sei er von irgendwo auf die Erde gekommen, als wäre er nichts schuldig, nicht nur Gott, sondern selbst seinem Lande und seiner Stadt. Diesen falschen Begriff zur Grundlage machend, wollte er Gott und die ganze Schöpfung erklären. Kant hat in dem Bereiche des Gedankens Aehnlichkeit mit den letzten Großmeistern des Kreuzritter-Ordens, welcher von dem religiösen Eifer erhoben, von den Päbsten beschenkt, von den Monarchen geschirmt, sobald er reich und mächtig wurde, sich die Frage stellte, warum er

sei nur im Stande, die Verhältnisse der endlichen Dinge, die äußern Formen der sichtbaren Welt zu erkennen und sich aus denselben einen gewissen Vorrath der Vernunftschätze zu sammeln, dies sei sein einziger Erwerb; aber das Wesen der Dinge, das Geheimniß ihres Daseins, das noumenon, wie er es nennt, sei demselben unzugänglich. Das Begreifen herrscht nur über der sichtbaren Welt, es ordnet die empfangenen sinnlichen Eindrücke unter Kategorien des Raums und der Zeit, macht sich auf diese Weise aus denselben zwei Begriffe; so oft es aber darauf ankommt, aus der sichtbaren Welt herauszutreten, sich an die Vernunft zu wenden, welche allein nur nach den Grundsätzen sucht und sich Vorstellungen (Ideen) schafft, befindet sich der Mensch im vollständigsten Zweifel. Die Vernunft führt das Begreifen auf den Weg der Wahrheitsforschung, sie zeigt die demselben gesteckten Grenzen und reicht nicht weiter. Wohl kann sie über sich selbst nachdenken, die Geheimnisse des Begreifens ergründen, sie vermag endlich in die Tiefe des menschlichen *Ich* einzudringen, kann aber nicht sicher sein, daß die Außenwelt, daß die Gegenstände den Vorstellungen, welche sie sich gebildet hat, entsprechen. Kurz und verständlich gesprochen, können wir dies so ausdrücken: mit Hülfe unserer Vernunft sind wir im Stande, Himmel und Erde zu messen, die Schnelligkeit der Gestirne zu berechnen, die Farben und Formen zu beschreiben; sobald wir uns aber davon überzeugen wollen, daß es einen Gott gibt, daß wir einen unsterblichen Geist besitzen, verläßt uns die Vernunft und reicht uns kein Mittel hierzu, weil dieselbe alle diese hohen Fragen *für und wider* entscheidet, uns also im Zweifel läßt. Derjenige Theil von Kant's Arbeiten, wo er die Unzulänglichkeit der Vernunft zur Lösung dieser erhabenen Fragen nachweist, ist der hauptsächliche und der urthümliche. Er stellt dort die Reihenfolgen der streng logischen Folgerungen nebeneinander, welche gleichmäßig *für und gegen* das Dasein des Geistes reden, ebenso die Endlichkeit

wie die Unendlichkeit der Welt beweisen, welche zu gleicher Zeit den Deismus, den Pantheismus und Atheismus predigen. Nach Kant sind dieser Art Begriffe, wie der Begriff Gottes und der Unsterblichkeit des Geistes, seine von ihm sogenannten Postulate der praktischen Vernunft; er theilt nämlich die Vernunft ein in die praktische und theoretische. Dieselbe Vernunft wird, wenn sie handelt, praktischer Verstand, sie offenbart sich als Wille, der zur That antreibt, und ist alsdann gezwungen, das Dasein der unsterblichen Seele und Gottes des Vergelters, in welchem wir die künftige Glückseligkeit finden werden, zuzulassen; denn die Glückseligkeit beruht auf dem Vollbringen moralischer Handlungen im Einklange mit den Grundsätzen der reinen Vernunft. Weil es aber unmöglich ist, in diesen Leben irgend einmal zu solcher Vollkommenheit zu gelangen, und keine von uns vollbrachte That den Postulaten der reinen Vernunft entsprechen kann; so ist zu folgern, daß es irgend ein anderes Leben gibt, wo die Ausübung der Vernunft den Erfordernissen der Vernunft entsprechen wird. Dieser Zustand heißt die zukünftige Glückseligkeit. Noch einen andern Beweis für das zukünftige Leben folgert er aus der Schöpfung, aus der Berechnung, um uns so auszudrücken. Er findet nämlich, daß der praktische Verstand, jedesmal, wenn er sich praktische Vorstellungen macht, dieselben einem gewissen Ziele zuwendet. So z. B. hat die Kunst ihr Ziel, die organischen Wesen haben ihre Zwecke; das Thier, als organisches Wesen, ist sich selbst Ziel, es trägt das Ziel in sich selbst. Dies alles dient dem Menschen, es muß daher der Mensch der philosophischen Analogie zufolge Gott dienen. Kant findet keine andern Beweise für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit des Geistes. Kurz gesagt, er deckt die Unzulänglichkeit der Vernunft in diesen Dingen auf und gibt fast den Rath, sich damit nicht zu befassen. Seine Ethik oder Moral beschränkt

sich gänzlich auf das Erfüllen und Hochachten der Landesgesetze, sie verlangt nichts weiter vom Menschen.

Fichte, der Nachfolger Kant's, entwickelt seine Idee weiter und bestrebt sich, sie durchzuführen. Kant bewies die Unzulänglichkeit der Vernunft meistens dadurch, daß es unmöglich ist, die Dinge an sich selbst zu erkennen; Fichte fragt sich nun schon, sind denn die Dinge an sich selbst, und was ist eine Sache an sich, vom menschlichen *Ich* getrennt? Die Außenwelt und alles, was nicht *Ich* ist, erklärt er durch das *Ich*; denn Alles, was vorhanden ist, betrachtet er für nichts weiter als nur für die Ausdehnung des *Ich*. Auf diese Art also, sobald unser *Ich* erwacht, bemerkt es sogleich, kein Nichts zu sein, es verneint das Nichts und hierdurch setzt es sich oder stellt sich auf. Wir haben also hier das *Ich* gedoppelt: das eine stößt das Nichts ab, das andere setzt sich. Hierin besteht eine doppelte That. Sobald sich nur dieses *Ich* selbst fragt, was es sei, nimmt es schon einen Anfang, es wird; es verneint später diese beiden sich entgegengesetzten Ur-Elemente, das *Ich* und das *Nicht-Ich*, von dem einen zum andern übergehend, exeundo, und macht ein Dasein aus. Ist dieses *Ich* erwacht, so wird es gewahr, daß es etwas zu vollführen, sich zu bewegen habe, und hierdurch bemerkend, nicht unendlich zu sein, findet es in dieser Entdeckung eine Schranke, eine seinem Dasein gezogene Grenze. Diese Grenze ist das Begreifen der Außendinge. Das *Ich*, nachdem es in Erfahrung gebracht, daß es nicht Alles ist, trachtet, die angetroffene Grenze zu überschreiten; nachdem es erkannt hat, daß der Gegenstand nichts weiter ist, als nur die Entfaltung der Gesetze, die in ihm selbst bestehen, bemeistert es sich seiner, breitet sich über ihn aus und überschreitet gleichsam auf diese Art diese Schranke; ohne aber noch die ganze Unendlichkeit durchschritten zu haben, ist es wieder gezwungen, anzuhalten. Mit einem Worte, das *Ich* schafft sich ein Ideal und strebt ihm nach; hat es dasselbe erreicht, muß es sich sogleich ein zweites schaffen und rückt

auf diese Weise der Unendlichkeit entgegen. Wir wollen versuchen, dieses durch einen einfachen Vergleich verständlich zu machen.

Nehmen wir z. B. an, ein Kolonist kommt des Abends nach einer Gegend, die er nie gesehen und bemerkt das Land von dem untergehenden Lichtkreise erhellt; dieses wird so ungefähr die Grenze sein, welche sein *Ich* um sich herum zeichnet. Er erkennt sich für den Herrn dieser Gegend, beschließt, sie kennen zu lernen und sogar zu bebauen. Des Morgens beim Aufgehen der Sonne bietet sich aber seinem Blicke eine noch viel ausgedehntere Länderaussicht dar; nachdem er sie durchforscht, macht er sich die Vorstellung von dem, was noch hinter derselben sich vorfindet, und unterdessen zeigt ihm die aufsteigende Sonne wiederum einen neuen Gesichtskreis, dessen er sich ebenfalls bemeistern, bemächtigen will, und auf diese Weise rückt er in die Unendlichkeit vor, nur mit dem Unterschiede, daß die Erde und Sonne bei Fichte nichts Anderes sind als nur das entfaltete *Ich* selbst, und daß in dem Maaße, als wir eine Gegend kennen lernen, die Sonne immer höher aufsteigt, um uns eine andere zu zeigen, wir auch stets neue Kraft fühlen, weiter zu gehen. Das *Ich*, von Begriff zu Begriff gehend, schreitet ohne Ende fort.

Zur Erläuterung der Systeme von Schelling und Hegel wollen wir hier noch einige Worte hinzufügen:

In dem Vorhergegangenen sahen wir schon, wie die geschaffene Welt verschwand, wie Gott nur noch als unbekanntes Land, welches die Philosophie zu entdecken und zu erobern sucht, verblieb. Bis dahin fand dieses alles in dem *Ich* statt, und die Philosophen, von diesem *Ich* redend, hatten immer sich selbst, obgleich unmerklich, im Sinne; Schelling riß aber dieses *Ich* auch selbst aus seiner persönlichen Verhüllung. Die Wahrheit macht nach Schelling die Identität des Dinges an sich mit dem *Ich* aus, also des Kant'schen noumenon mit dem *Ich*. Ist das *Ich* und das noumenon eins und

gezwungen sein wird sich zu ergeben, oder daß es, von dem Geiste der Gesellschaft überwältigt, den kürzern ziehen wird. Ihm zufolge liegt es der Menschheit nun ob, sich ein neues Ideal der Gewalt zu schaffen, ein Ideal der Regierung. Bis dahin hatte sie der Reihe nach die väterliche, priesterliche und königliche Gewalt erfahren; jetzt wird sich die Gewalt der Väter und Priester in den Königen vereinigen; die absoluten Könige werden die Gottheit auf Erden vorstellen. Schlegel ist beiweitem mehr offener Absolutist als Graf de Maistre; er findet für die Menschheit kein Heil, außer in der Alleinherrschaft; die Monarchen mögen sein wie sie immer wollen. Seine Werke fanden jedoch wenig Anhang in Deutschland.

Schelling endlich, Schelling, einer der Gründer der deutschen Philosophie, erschien neulich wieder als der furchtbarste Feind und Vernichter seiner Arbeit, er betrat den Lehrstuhl in Berlin mit einem System, welches alle die bis dahin gemachten Systeme niederreißen soll. Wir werden hier zuerst an seine frühere Auffassungsweise der Dinge erinnern. Die allgemeine Welt, das Universum, die Unendlichkeit oder das sogenannte Absolute Schelling's bedeutet bei ihm eines und dasselbe, was das Dasein und das Wissen; diese Identität findet jedoch nur im Universum, in dem Absoluten statt, offenbart sich aber auch in jedem Theilchen desselben, in allem Endlichen, und man kann sagen, das Leben, welches die ganze Welt erfüllt, theilt sich in zwei Ströme, von denen der eine in der Einheit der menschlichen Seele, im Geiste des einzelnen Menschen endet, der andere die Sache, die Allgemeinheit der Dinge ausmacht. Schelling schöpfte aus der Physik den schaffenden Gedanken seines Systems. Gerade zur Zeit, als er dieses System aufstellte, beschäftigte man sich sehr mit der elektro-galvanischen Säule, die Beobachtungen, welche man vermittels der Versuche mit der Elektricität machte, führten zur Entdeckung ihrer beiden entgegengesetzten Pole. Und in der That können wir uns auch eine Vorstellung von

dem Begriffe Schelling's machen, wenn wir als Beispiel eine elektrisirte metallene Kugel nehmen. Wird dieser Kugel irgend ein Gegenstand von der einen oder andern Seite genähert, so zeigt sich uns die negative oder positive Elektricität; diese Elektricität ist aber ebenso gut wie in der Kugel, so auch in jedem Theilchen derselben eine zwiefache, eine negative und positive; allenthalben zwischen ihren beiden Polen findet ein gewisser Indifferenzpunkt statt. Denn würden wir ein Stückchen nach dem andern von diesem Metalle abhauen, so hätte doch jedes Stückchen seine positive und negative Seite. Und gerade so stellt der menschliche Geist einen Pol, die Unendlichkeit vor; die äußern Gegenstände den zweiten, die Endlichkeit; der ganze Begriff beruht aber auf der Vereinigung dieser beiden Elemente, d. h. der Begriff der Wahrheit, die Wahrheit, das Absolute liegt im Universum. Dieses Absolute, diese Wahrheit kann man weder im Menschen, noch in der Natur finden; die Natur wird durch den Menschen erklärt, der menschliche Geist durch die Natur, und nur in der diese zwei Seiten der Schöpfung vereinigenden Idee läßt sich die Wahrheit fassen.

Dieser Standpunkt war es, von welchem Schelling zuerst ausging. Vierzig Jahre lang arbeitete er später an der Auffindung eines neuen Systems oder sah im Stillen zu, wohin die Philosophie gelangen würde; bis er endlich auf einmal das Schweigen brach und erklärte, sein altes System sei mangelhaft, einseitig, es stelle blos die negative Seite des ganzen Systems dar, welches er nun ergänzen oder vielmehr von Grund aus umbauen wolle. Schrecken ergriff die preußischen Philosophen; sie hatten nämlich auf das Schelling'sche System die Hegel'sche Schule und alle die vorangegangenen gebaut. Sobald nun aber Schelling verkündete, daß das Stockwerk, welches dem Hegel'schen Tempel zur Unterlage diente, blos das Gerüste gewesen sei, daß es dort weder Ziegel noch Mauersteine gebe, daß er sich daran mache, es ausein-

ander zu werfen und an seiner Stelle das wirkliche Gebäude aufzuführen, so wurden alle auf sein System gegründeten philosophischen Arbeiten auf einmal mit dem Niederreißen bedroht.

Dem nun zufolge, was Schelling jetzt vorträgt, haben alle Systeme, von Spinoza und Kant bis auf sein erstes mit einbegriffen, nur die Verneinung ausgesprochen. Der menschliche Geist ist nicht im Stande, das Dasein zu fassen, er weiß von dem Dasein, kann es aber nicht begreifen. Der menschliche Geist hat ein Dasein; und da er wahr ist, so kann er von oben herab vorhersehen, daß auch die Sachen ebenso bestehen müssen; er besitzt die Fähigkeit, dieses von vorn herein *a priori* zu entscheiden; er weiß aber nicht, ob auch die Sachen wirklich sind, und um sich hiervon zu überzeugen, muß er seine Zuflucht zu der Erfahrung nehmen. Also der Geist kann erfahren, daß die Sachen sind, er kann sich aber nicht überzeugen, daß sie sind, oder, wie dieses Schelling in seiner Art ausdrückt, der Geist kennt das *quid*, er kennt aber nicht das *quod*. Um das Dasein zu begreifen, muß man zuvörderst das innere und auf einmal vollständige, alle logischen Beweise schon in sich schließende Gefühl des Daseins haben, man muß die von Schelling genannte *intellectuelle Anschauung* besitzen, eine Art Aufleuchten des Geistes, in welchem man das eigne Dasein gewahrt und zugleich die Ueberzeugung von demselben gewinnt. Dieses Factum bedarf also keiner Beweise, und aus ihm entspringt das ganze System Schelling's; daß aber dieses geistige Aufleuchten, von ihm später der Glaube genannt, ein Organ sei, welches nicht jedem gegeben ist, und namentlich, daß derjenige, welcher es nicht vermag, mit Hülfe dieses augenblicklichen Aufleuchtens das Dasein der Dinge bis auf den Grund zu begreifen, auch schon nicht fähig ist Philosoph zu werden, hat ungemeines Aergerniß unter den deutschen Philosophen erregt; sie beschuldigten Schelling, er habe Gott weiß, welchen Unsinn erdacht.

Wir werden uns hier nicht über das neue System von Schelling verbreiten, welches noch nicht im Drucke erschienen ist. Von Hegel und Fichte redend, folgten wir dem Vortrage anderer Schriftsteller, weil sie deren Begriffe besser formuliren, als wir dieses thun könnten; da wir aber Schelling's neues System nicht selbst gelesen haben, wollen wir uns auch nicht auf die Auseinandersetzungen seiner Gegner verlassen. Genügend ist es zu wissen, daß Schelling ein Christ geworden und daß er sich bemüht, die Offenbarung philosophisch zu erklären. Die Hauptpunkte seines Systems, in welchen er von der Tendenz der deutschen Philosophie abweicht, sind diese: erstens ist es nöthig, ein philosophisches Organ zu besitzen, zweitens muß man einen guten Willen haben und endlich muß man in seiner Lebensführung ein Weiser sein.

Schwer ist die Wuth zu beschreiben, in welche die Anhänger der alten Hegel'schen Schule geriethen, als diese unerhörten Behauptungen ausgesprochen wurden. Wie! schrien sie, bedarf man denn des guten Willens, um eine wahre und offenbare Sache zu lernen? Wozu soll hier der gute Wille? Verlangen wir etwa guten Willen von Jemandem, damit er begreife, daß zwei Dreiecke sich gleichen, welche dieselbe Basis und gleiche Winkel haben? Ist daher der sich gut oder schlecht aufführende Mensch nicht in eben dem Grade fähig, die mathematischen Aufgaben zu lösen? Die Hegel'sche Methode, welche nach Hegel die reine Wahrheit ist und zugleich das Mittel, diese Wahrheit zu beweisen, reicht durch sich selbst zur Ueberzeugung eines Menschen, der nicht auf den Kopf gefallen ist, aus. Verlangt man, der Mensch soll einen guten Willen haben, so ist dies dasselbe, als wolle man ihn wiederum in die Finsternisse der religiösen Philosophie versenken.

Es ließe sich jedoch diesen Philosophen, und unter andern dem Berliner Michelet, welcher in ähnlicher Art Schelling bekämpft, entgegnen: warum konnte die Hegel'sche Methode,

wenn sie so von Grund aus und gänzlich wahr ist, bis dahin nicht die allgemeine Ueberzeugung für sich gewinnen? Lassen wir es zu, daß die Ausländer, die Franzosen, die Slawen gar zu dumm sind, um sie begreifen zu können; was soll man nun aber von Jacobi, Schlegel und namentlich von Schelling selbst sagen? Wie! also Schelling, welcher selbst die Grundlagen dieser Methode gebaut hat, ist jetzt nicht im Stande, dieselbe zu verstehen? Wenn er sie aber begreift und doch verwirft, woher kam ihm dieser Starrsinn, warum will er sie durchaus nicht annehmen? Vielleicht nur aus Böswilligkeit. Nun, so ist ja aber der böse oder gute Wille in der Philosophie kein so gleichgültiges Ding.

Bei der Aufweisung dieses Streitpunktes, welcher zwischen den Zuhörern Schelling's und den Hegelianern zum Vorschein kommt, werden wir stehen bleiben. Im übrigen ist die Hegel'sche Schule schon von selbst in Parteien zerfallen, die sich die Namen *der rechten Seite*, *der linken Seite* und *der Mitte*, wie in den französischen Kammern geben, und öfters, um nur den Deutschen selbst begreiflich zu machen, was unter ihnen vorgeht, müssen sie zu der politischen Sprache Frankreichs ihre Zuflucht nehmen. Sie sagen z. B., Kant mache die gesetzgebende Versammlung (assemblée constituante) aus; Fichte stelle das Comité des öffentlichen Wohles (comité du salut public) vor. Die einen vergleichen ihn mit dem Comité, die andern mit Napoleon. Ferner habe Hegel der deutschen Philosophie die constitutionnelle Charte gegeben und er sei ihr legitimer Herrscher gewesen. Die andern behaupten statt dessen, Schelling sei der Bourbon, welcher die Legitimität wieder herzustellen trachte; einige halten ihn dagegen für Napoleon, der von Elba aus landen und die Constitution umstoßen will. Wir wiederholen es, die Deutschen verstehen sich selbst nicht mehr unter einander, nur, wenn sie sich französisch ausdrücken.

Ehe wir an die Geschichte der Realisirung philosophischer

Begriffe gehen, was uns auf den slawischen Boden führen wird, machen wir hier die allgemeine Bemerkung, daß der Widerstand gegen den rein deutschen Gedanken immer von Männern der That und der Einbildungskraft, die sich noch in Deutschland vorfanden, ausgegangen war. Alle Dichter hatten einen Widerwillen gegen diese Philosophie. Jean Paul z. B. verlachte das Kant'sche Formuliren der Kunstmeisterschaft in seinem Werke über die schönen Künste. Jacobi war viel gereist, hatte sich eine Zeitlang in Genf aufgehalten; er kannte die Bewegung der Ideen Europa's; die Gefahr, welche Deutschland bedrohte, sah und fühlte er vorher, mischte sich sogar in die Politik. Schlegel hat lange und bitter der Erniedrigung Deutschlands wegen gelitten; seiner Erhebung wegen wollte er es von neuem dem Katholicismus zuführen, gerieth aber andererseits wieder Oestreich in die Hände und, nachdem er den falschen Glauben von dessen Minister erkannt hatte, verlor er endlich den Muth und starb betrübt, fast in Verzweiflung. Alle diese Männer hatten das Gefühl der Wirklichkeit, der Gewißheit, an welchem die scholastische Philosophie gänzlichen Mangel litt, sie wollten dieser Philosophie irgend ein Leben, irgend eine Wirkungskraft einflößen.

Zu verwundern ist es nur, daß kein einziger deutscher Geschichtsschreiber, noch Philosoph den Einfluß der französischen Ideen auf die scholastische Philosophie gewürdigt hat. Und doch ist es eine unbezweifelte Thatsache, daß St.-Martin, namentlich aber de Maistre den Schlegel, Jacobi, ja selbst Schelling vorwärts trieben.

Schlegel setzte, der erste in Deutschland, St.-Martin's Werke in Umlauf, er selbst schöpfte sehr vieles aus ihnen. Schelling studirte die Schriften Böhme's, eines deutschen Schuhmachers, welcher, obgleich er nie ein Buch gelesen hatte, doch ein sehr weitgreifendes theosophisches System erschuf, dessen Ergänzung und Entfaltung Schelling bei St.-Martin fand, so daß man, so viel es nämlich erlaubt ist, über

Schelling's System zu urtheilen, muthmaßen kann, daß es nur eine Mischung der Begriffe Böhme's und St.-Martin's ist. Schleiermacher, einer der religiösen Philosophen, welcher die ganze Philosophie auf das Gefühl basirt, athmet gleichfalls einen ausländischen Einfluß; lange Zeit hindurch war er Mitglied der mährischen Brüder und ist dergestalt von einem Strahle slawischen Lebens, ausgehend von Huß, berührt worden.

Schleiermacher hat nur das eigne, daß er zur Zeit als Andere Systeme aufstellten, die Kirche bauen wollte. Die Unfähigkeit der einzelnen Menschen zum Auffinden der absoluten Wahrheit kannte er. Ihm zufolge offenbart sich Gott im Gefühle. Statt also Religion zu lehren, soll man die religiösen Gefühle in den Menschen wecken. Also jeder Mensch kann Priester sein. Schleiermacher steigerte den Protestantismus bis zu dieser letzten Folgerung. Jeder Mensch muß Priester sein und seine eigne Religion haben, weil jeder einen Theil der Gottheit, welcher sich in seinem eignen Gefühle offenbart, in sich trägt. Gott also ist eine gewisse Kirche, zusammengesetzt aus einer zahllosen Menge göttlicher Individualitäten. Diese versammelte und von dem geweckten religiösen Gefühle erwärmte Menge schafft die allgemeine Wahrheit, sie erzeugt das Dogma. Seiner Meinung nach gibt es kein Dogma, die menschliche Gesellschaft soll erst dieses Dogma einst ausarbeiten.

In Schleiermacher, Schlegel und Schelling beginnt die neue Idee der deutschen Philosophie zu tagen, die Idee der Gesellschaft (association), und sie wird am Ende die Hegel'sche Schule begraben; die Hegelianer haben nämlich keine Formel, welche das sich Vergesellschaften der Menschen erklärt, sie fühlen nicht einmal das Bedürfniß einer solchen. Schleiermacher vereint die Gesellschaft um das religiöse Gefühl herum; Schlegel leitet von der katholischen Kirche die Grundgesetze derselben her und beobachtet, wie sie sich in der Geschichte ent-

faltete; Schelling endlich strengt sich an, zwischen der religiösen und politischen Gesellschaft Frieden zu stiften. Die Gesellschaft ist also heute die große Aufgabe, der deutschen Philosophie zur Lösung übergeben.

Wie wir früher Kant mit Albertus, dem Herzog von Preußen verglichen haben, welcher, als er aus einem Großmeister oder Vorgesetzten des Kreuzritter-Ordens ein Herrscher wurde, sogleich mit der Kirche und dem Königthum es verdarb; so können wir jetzt Fichte und alle Philosophen seiner Schule, jenem Markgrafen von Brandenburg an die Seite stellen, welche, nur ihr eignes *Ich* vor Augen behaltend, sich auf Kosten der Kirche und der benachbarten Reiche zu vergrößern trachteten. Hegel gleicht dem Könige Friedrich Wilhelm III., welcher nach der Theilung Polens schon ruhig sitzen zu können glaubte, als mit einemmal von Frankreich her ein Ungewitter über ihn losbrach. Schelling und der jetzige preußische König machen nur einen einzigen Menschen aus, einen Menschen, der sich damit abquält, die Grundlage für das Dasein Preußens zu finden. Ohne Zweifel ist der preußische König unter allen diesen Philosophen derjenige, welcher am meisten arbeitet. Wenn die Hegel'sche Schule mit kindischer Freude ausruft, sie besitze schon alle religiösen und politischen Geheimnisse und glaubt, es handle sich nur noch darum, wie man dieselben anpasse, kennt der preußische König die ganze Schwierigkeit der Lage seines Reichs; er weiß es wohl, daß in diesem Reiche sich ein lithauischer Stamm vorfindet, welcher von seinen Vorfahren längere Zeit hindurch gräßlich bedrückt war; er weiß, daß die hauptsächlichsten preußischen Einrichtungen aus den alten polnischen Institutionen geflossen sind; daß die übrigen das Merkmal des 18. Jahrhunderts an sich tragen, was eine fortwährende Reibung unter ihnen verursacht; er ist sich bewußt, Ländergebiete und Provinzen zu besitzen, in welchen die französischen Ideen und sogar die französischen Gesetze Wurzel gefaßt haben; daß endlich das

slawische gegen den Norden hin lastende Element an seinem Königreiche rüttelt und es mächtig beunruhigt; er weiß, daß man so viele Keime verschiedener Volksleben mit einer schaalen philosophischen Formel nicht zusammenhalten kann.

Die Geschichte der deutschen Philosophie im Norden schließt mit einem polnischen Namen; der Berliner Michelet, dessen Werken wir im obigen Vortrage gefolgt sind, endet sie mit der kurzen Auseinandersetzung des Systems von Cieszkowski. Andererseits, im südlichen Deutschland, wo Trentowski die katholischen Provinzen bewegt, erscheint am Schlusse der Geschichte dieser Philosophie ebenfalls ein polnischer Name. Diese beiden Menschen kann man für zwei ihrem Volksthum untreu gewordene Slawen betrachten, für Slawen, die sich in Sklaven des deutschen Gedankens verwandelt haben. Es ist dies vielleicht das erste Beispiel einer solchen freiwilligen Unterthanenschaft. Verzweifelt haben sie an der moralischen Kraft des eignen Volksthums, das Vertrauen verloren zu der slawischen Vernunft, aber demungeachtet, daß sie mit aller Gewalt, deutsch zu werden sich bemühen, findet sich in ihnen etwas Lebenskräftiges, das ihnen den Antrieb gibt, ohne daß sie es selbst wissen.

Trentowski, nachdem er das frühere System Schelling's und das Hegel'sche für die zwei Seiten einer und derselben Sache genommen hat, glaubt er die ganze Sache schon gefunden zu haben und träumt nun von seiner künftigen Thronbesteigung, d. h. er hofft einst Schelling's und Hegel's Platz in Deutschland einzunehmen. Cieszkowski läßt sich hin und wieder in seinen kleinen veröffentlichten Schriften mit Worten hören, die für die deutsche Philsophie sehr gefährlich klingen, und man kann muthmaßen, daß das große Ansehen, welches er in Berlin erworben hat, herrührt von dem Schrecken, welchen er den Philosophen einflößt. Seiner Meinung nach ist die Philosophie schon so weit vorgerückt, daß sie endlich etwas thun müßte. Aus allen Kräften dringt er auf die That, er

behauptet, die menschliche Vernunft sei schon hinlänglich ausgebildet, um auf einmal die Wahrheit zu fassen und sie zur That zu machen. Diese beiden Männer scheinen bestimmt zu sein, in die geheimen Cabinets der deutschen Philosophie Verwirrung zu bringen. Die Philosophen verachten den Haufen, sie nennen ihn Straßen-Politiker oder Kannegießer, ebenso achten sie die Tagesblätter nicht, welche ihnen Verkrüppelungen scheinen; aber diese beiden Polen, welche ihre ganze Politik auf den Fingern herzusagen wissen, erlauben ihnen nicht ruhig zu schlafen. Sie gleichen hierin jenen Polen, welche, nachdem sie den Glauben an die Volkssache verloren haben, ausländische Dienste nehmen; sie folgen der östreichischen oder russischen Fahne, und, wenngleich den größten Eifer zeigend, verbreiten sie doch einen gefährlichen Geist im Heere. Es sind dies Leute, die ungeachtet ihres ganzen Willens nicht Sklaven werden können.

Da wir nun bis zu dem Augenblicke gekommen sind, wo die Philosophie die unbedingte Nothwendigkeit einsieht, die Gesellschaft philosophisch zu erklären und die Formel der politischen Reiche zu geben, wollen wir ihre Geschichte aufschieben und die folgenden Stunden den Forschungen der slawischen Begriffe über *das Eigenthum*, den Forschungen über die erste Gesellschaft, die Gesellschaft der *Erdeigenthümer* im Slawenthum widmen; später werden wir die politische Gesellschaft betrachten, und alsdann zu den Systemen des Trentowski und Cieszkowski, welche den Systemen von Hegel und Schelling entsprechen, wiederkehrend, zugleich auch das System Ludwig Królikowski's auseinandersetzen, welcher sich in seinem Bestreben mit Jacobi und Schleiermacher begegnet.

Trentowski, Cieszkowski und im allgemeinen alle slawischen Philosophen kennen die eigne Literatur nicht, namentlich aber kennen sie das Volksleben nicht. Sie freuen sich schon ungemein, wenn es ihnen glückt, in der deutschen Philosophie einer Formel zu begegnen, welche sie durch ihre Tiefe

in Verwunderung setzt. Sie rufen dann ihren Landsleuten zu, etwas ganz Neues und Unschätzbares gefunden zu haben. So z. B. scheint ihnen die Hegel'sche Definition des Geistes das non plus ultra einer philosophischen Form zu sein. Dieser Geist soll etwas sein, das die Einheit des Universums ausmacht, in der Mitte desselben ruht, ein gewisser Heerd desselben ist, nur von sich selbst immer denkt, sich selbst das Ziel des Daseins ist, in sich selbst sich abspiegelt; und weil es der Ausdruck, oder vielmehr der Inhalt, das Mark der Welt ist, so strahlt es aus seinem Innern und belebt die ganze Schöpfung. Diesen Geist oder diesen Gedanken, von Hegel Geist genannt, hat schon, noch ehe Hegel geboren war, der polnische Dichter Naruszewicz vollkommen beschrieben. In keinem deutschen Werke finden wir eine genauere Definition des Hegel'schen *Geist*, als in diesen wenigen Zeilen einer Ode des Naruszewicz an Stanislaw August:

„By samej dając pochop myśli, tę jedynie
Miał za rzecz swego dzieła, za cel i naczynie; (metodę)
Wtenczas, ze swéj natury wyzuwszy się prawie,
W równéj duchom nadziemnym postawie......"

„Gäbe man dem *Gedanken* allein die Schwingen, nähme man ihn
Für den einzigen Gegenstand seines Wirkens, für das Ziel und die Methode;
Alsdann legte er die irdische Natur ab, er würde,
In gleicher Form mit den überirdischen Geistern....."

Nur der Unterschied waltet hier ob, daß Naruszewicz einen solchen Geist für den Beobachter, so zu sagen Historiker hält, nicht aber für den Schöpfer der Welt; ein solcher Geist begreift die Welt, er schafft sie aber nicht. Es ist dies nicht der Geist, sondern blos der Gedanke.

Die deutsche Philosophie wird weder bei den Franzosen, noch bei den Slawen jemals stark Wurzel fassen; leicht ist dies einzusehen. Ehe sich noch Hegel zeigte, gab es schon in

Frankreich und in Polen Hegelianer, es fanden sich dort Männer, welche das schon längst in Ausübung brachten, was Hegel und dessen Anhänger in der Theorie erzeugten. Darum waren es auch gerade Franzosen und Polen, welche die ersten den Hegel begriffen, unserer Meinung nach sind sie sogar die einzigen, welche ihn gänzlich durchschaut haben. Als wir vor zwei Jahren es aussprachen, daß die Polen und Franzosen das Hegel'sche System enthüllten, konnte dieses vielleicht parador erscheinen, und doch bekräftigt heute diese Wahrheit der deutsche Philosoph Michelet in seinem Werke.

Wer würde es glauben wollen, daß Hegel nach zehn Jahren des Vortrags der Philosophie vom Lehrstuhle zu Berlin seine Zuhörer im Zweifel darüber gelassen hat; ob er das Dasein eines persönlichen Gottes, der unsterblichen Seele und der unsichtbaren Welt zuließ, oder ob er dies verwarf? Doch hat er ja Philosophie vorgetragen und nicht Chemie, Physik oder Naturgeschichte. Hat er aber nichts Gewisses über Gott, die Unsterblichkeit der Seele und die unsichtbare Welt ausgesagt, wobei hielt er sich denn zehn Jahre lang auf? Der Berliner Michelet sagt mehr, er sagt, daß sogar die vertrauten Freunde Hegel's, seine vertrauten Schüler, welche später selbst Häupter von philosophischen Schulen wurden, nach langen Privatgesprächen mit ihm, die einen durch die eine Thür ihn mit der Ueberzeugung verließen, er glaube, die andern zur andern Thür hinaustraten mit der größten Gewißheit, daß er gar nicht, weder an einen persönlichen Gott, noch an die Unsterblichkeit der Seele und das, was gewöhnlich Himmel und Hölle genannt wird, glaube.

Hegel diplomatisirte, wie Michelet behauptet, sich nicht getrauend seinen Gedanken zu entdecken. Dieser Gedanke läßt sich jedoch klar in seinen Werken erblicken; genügend ist es, nur etwas über dieselben nachzudenken, um sich zu überzeugen, daß er an keines der obigen Dogmen glaubte. Was

aber höchst merkwürdig erscheinen muß, ist dieses, daß die so grundgelehrten Deutschen, selbst Professoren der Philosophie nicht im Stande waren, dieses Geheimniß, in schwere und verworrene Redensarten gehüllt, zu entziffern, da unterdessen nur französische Zeitungsschreiber und einige polnische Jünglinge, nachdem sie kaum etliche seiner Schriften durchgelesen, es auf der Stelle erriethen.

Neunzehnte Vorlesung.

Den 16. Mai 1843.

VII.

Forschungen über slawische Alterthümer.

Die öffentliche Gesetzgebung und das Strafgesetz der gegenwärtigen Staaten wird von den verschiedenen religiösen und philosophischen Schulen verschiedentlich beurtheilt; aber jener Theil der Gesetzgebung, welcher das Eigenthum regelt, wird von beinahe allen Publicisten, allen Philosophen für sehr vervollkommnet, ja fast für vollkommen gehalten.

Das Interesse, an das Eigenthum gebunden, hat in allen Codexen die Oberhand. Schon zu den Zeiten Justinian's nahmen die Artikel, welche das Eigenthum regelten, zweimal so viel Raum ein, als diejenigen, welche die Rechte der Personen feststellten; der heutige französische Civil-Codex ist fast ganz ihnen gewidmet. In der ersten Ausgabe desselben nimmt Alles, was die Personen, den Civilstand, die Ehen anbelangt, kaum etliche zehn Seiten ein, während der Rest des Buches über das Eigenthum einnimmt und einige hundert Seiten umfaßt, unter dem Titel: *von den verschiedenen Arten der Eigenthumserwerbung.* *)

---

*) Des differentes manières dont on acquiert la propriété.

Das letzte Resultat, bis zu welchem die praktische Vernunft in Frankreich gekommen, drückte sich in diesen Worten des Civil-Codex aus: *das Eigenthum ist das Recht, die Sachen zu genießen und über dieselben zu verfügen, wie es einem nur immer gefällt, ausgenommen nur, daß man keinen durch die Gesetze und Vorschriften verbotenen Gebrauch von ihnen mache* *). Diese Formel des französischen Codex entspricht ganz und gar dem philosophischen Theorem der deutschen Schulen. Der Mensch wurde für den absoluten Herrn seines Eigenthums anerkannt.

Da nach Fichte das Eigenthum nichts weiter ist, als nur die Verbreitung des *Ich*, und diese beiden Sachen keine sich entgegengesetzten Dinge sind, sondern nur die Ausbreitung der einen und der nämlichen Sache, so hat das menschliche *Ich* die Bestimmung, sich der ganzen Welt zu bemächtigen. Nach Hegel erscheint das vernünftig freie *Ich*, sobald es sich *setzt*, in der Person, sobald es sich entwickelt, in den Gesetzen, deren Außenseite das Eigenthum ist; das Eigenthum ist nichts weiter als das realisirte Gesetz. Dem Hegel'schen System zufolge kann der Mensch, nachdem er sich selbst in seinem Eigenthum erblickt, dasselbe genießen, er kann sich durch dasselbe offenbaren, kann sich stets als dessen Mitte und Heerd fühlen, wie Gott im Universum.

Diese Anschauungsweise der Sachen entspricht der Art, wie der germanische Stamm, den unternehmenden Geist der Franzosen nicht besitzend, das Eigenthum begreift und es zu genießen pflegt. Aber gerade zur Zeit, als die Philosophie die französische Gesetzgebung erklärt und rechtfertigt, im Augenblicke, wo nach der Verkleinerung in Theilchen und Befreiung des Eigenthums aus den Fesseln des Feudalismus,

---

*) La propriété est le droit de jouir et de disposer des choses de la manière la plus absolue, pourvu qu'on n'en fasse usage prohibé par les lois et les règlements.

der Korporationen der Unterthanschaften, es allen scheint, daß man schon in dieser Beziehung die vollkommenste Stufe erreicht hat, erheben sich hier und da Stimmen gegen das Eigenthum und die dasselbe ordnenden Gesetze. Es entstehen namentlich in Frankreich philosophische Schulen, welche die einen das Eigenthum bis auf ihre Grundbasis selbst aufheben, die andern sie der Art regeln wollen, daß die bisherige Gesetzgebung ganz und gar umgestoßen wäre.

Man darf nicht glauben, daß alle diese Begriffe blos aus dem Ingrimme der armen, handarbeitenden Klassen gegen die Klasse der Besitzer, Eigenthümer herrühren, oder blos aus dem Elende, welches neidisch die Reichthümer ansieht, oder daß sie blos der Deckmantel der politischen Leidenschaften sind, welche ihre Absichten in verführerische Theorien einhüllen wollen: die Quelle des Uebels liegt viel tiefer. In Amerika, wo der Boden selbst den Gewerbfleißigen zu sich ruft, wo sich der Mensch überall niederlassen, die ungemessenen Wälder und Thäler als sein Eigenthum betrachten kann, in diesen noch unbesetzten Gebieten erheben sich schon dieselben Rufe. Der amerikanische Philosoph, indem er die moralischen Bedürfnisse des Menschen vor Augen behält, räth den Mitbürgern, das Eigenthum abzuschaffen, demselben zu entsagen. Was hier das Wesentlichste ist, das ist, die Sanction dieser Rufe in der lebenden Ueberlieferung zu finden. Diese Ueberlieferung hat sich noch bei einem Volke der Welt erhalten, bei einem alten Volke, welches, viele Jahrhunderte hindurch der rationellen Richtung Europas widerstehend, seinen uralten Sagen treu geblieben ist, wir reden von den Slawen.

Wir erwähnten schon früher, daß, wie einerseits sich eine Menge der römischen Sitten und römischer Ceremonien mit Hülfe der slawischen Ueberlieferung erklären, sich gegenseitig ebenso in der ältesten Geschichte Rom's für gar manche dunkle Stelle der slawischen Geschichte Aufklärung finden läßt.

Die Begriffe der Völker des Morgenlandes in Betreff des Eigenthums, werden wir hier nicht auseinandersetzen. Der berühmte deutsche Rechtsgelehrte Gans, Verfasser des als klassisch anerkannten Werkes über *die Erbschaften*, stützt sich auf diese Grundidee; alle Gesetzgebungen, die Rom vorangegangen sind, haben dies allgemeine Merkmal gehabt, daß der Mensch in denselben noch nicht selbstständig und frei erscheint, sondern in die Natur der Gottheit mit einbegriffen ist, und daß erst Rom, namentlich aber das plebejische Element Roms dem Menschen die Persönlichkeit gab. Gans betrachtet alle Gesetzgebungen, selbst die später folgten, wie z. B. die Mahometanische, für minder vollkommen als die Justinianische. Wahr ist in seiner Theorie, daß die Religion bei den morgenländischen Völkern und im allgemeinen bei den Völkern des Alterthums mit der Gesetzgebung innig verbunden war.

Sehen wir nun zu, wie die Griechen das Eigenthum begriffen. Zuvörderst wurde jedes Gebiet für das Erbe irgend eines Gottes betrachtet. Die Beweise und Beispiele dessen finden wir in Homer, Pindar und allen Dichtern des Alterthums, auch in Kallimachus, dem alexandrinischen Dichter, einem gelehrten Manne, welcher aber der alten Ueberlieferung treu geblieben ist und dem Alterthum folgte. Er sagt ganz deutlich, der Vater aller Götter und Menschen, bestimme bei der Geburt eines jeden Gottes oder einer Göttin zum Eigenthum oder zur Ausstattung ihnen eine gewisse Stadt oder Landschaft. So gehörte Athen der Minerva, die andern Städte den andern Göttern. Die Menschen, welche auf solchem Gebiete, dem Eigenthum eines Gottes, ansäßig waren, bearbeiteten die Erde zu dem Zwecke, daß diese Gottheit eine Wohnung und Nahrung haben könnte, d. h. einen Tempel und Opfer, sie selbst betrachteten sich nur für die Verzehrer der Ueberbleibsel.

Die Meinung, als bedürfe Gott der Nahrung, der

Opfer, war im Alterthum allgemein. Gewiß haben die ersten Lehrer der Geheimnisse und die Weisen einen viel erhabenern Begriff von der Gottheit gehabt, dem Volke aber trugen sie die Sache so vor, und selbst in der Bibel finden wir den Ausdruck: „Und es roch der Herr den lieblichen Duft....... und es zogen die Nasenlöcher des Herrn den Dampf der fetten Opfer ein.“ Auf diese Weise dem Volke die Ueberzeugung einflößen, daß es nichts mehr sei, als der Nutznießer, der Arbeiter auf dem göttlichen Boden, hieß schon an sich, es von der Erde losreißen.

Die Griechen verließen in dem sich schnellen Entfalten ihrer Civilisation diese Vorstellungen bald. Wir sehen jedoch, daß zu den Zeiten Hesiod's die Regierung oder wer das Land vergegenwärtigte, in gewissen Tagen des Jahres, und das ziemlich häufig, noch dem ganzen Volke öffentliche Gastmähler gab. Hesiod räth seinem Bruder, diese Gastmäler nicht zu versäumen, weil es eine gute That ist, sich bei ihnen zu befinden, und dabei, fügt er in seiner kindlichen Einfalt hinzu, kostet es nichts. Die Regierung veranstaltete also dem Volke Gastmäler, sie sättigte es im Namen des Gottes. Die Griechen aber, nachdem sie sich dem Rationalismus zugewandt hatten, welcher ihre Ueberlieferung bald erstickte, bemächtigten sich des Bodens zuerst im Namen der Republik und dann zum Vortheil des Privatinteresses. Schon zu Perikles' Zeiten sah sich das Volk für den höchsten Herrn alles Grund und Bodens an und war durch keine Ueberlieferung, durch kein Gesetz gebunden. Bald fiel auch Griechenland in Trümmer.

Der nämliche Begriff des Eigenthums war allen italienischen Völkern gemeinsam. Vor der Gründung Roms finden wir Spuren, daß in Fällen großer Gefahren selbst ganze Getreideernten, ganze Weinlesen den Göttern dargebracht wurden. Keiner durfte etwas davon anrühren. Was mehr ist, schon in den Zeiten der römischen Republik wurden die Nahrung und der Trunk, an welche der Mensch

ein angebornes Recht zu haben scheint, nicht als Sachen betrachtet, die ihm durchaus zukommen.

Wie die öffentlichen Gastmäler göttliche Gastmäler waren, und wie zuweilen die Gottheit ganze Erndten, ganze Weinsammlungen verzehrte, dem Besitzer nichts übrig lassend, ebenso war auch jedes Mahl eine Opferung. Der Mensch, nachdem er seine Götter gesättigt hatte, verzehrte die Ueberbleibsel. Das Andenken dessen ist in den Libationen verblieben, welche bei allen Völkern des Alterthums gemacht wurden. Niemand ging zur Tafel blos um seinen Leib zu sättigen, niemals versammelte man sich zum Mahle des Vergnügens wegen; man setzte sich zu Tische, in der Absicht, einen religiösen Act zu vollbringen. Wie das Land Eigenthum des die ganze Nation beschützenden Gottes war, ebenso war auch jedes Privatbesitzthum, das Haus und was zu ihm gehörte, Eigenthum der Familiengötter, d. h. der Geister der Ahnen.

Diese Begriffe verwischten sich bei den griechischen und italienischen Völkern, Rom aber bewahrte sie alle auf. Rom war eine Art Judäa unter diesen Völkern. Nachdem es einmal die politische und gesetzgebende Offenbarung erhalten, wie die Juden das Gesetz durch Moses, änderte es keine Sylbe daran. Später dehnte es sich über Italien, Griechenland und die ganze Welt aus, und ließ dennoch nie von dem Grundelement seiner Gesetzgebung, welches Gans göttlich nennt, ab. Von der Zeit der zwölf Tafeln angefangen bis auf Justinian und selbst bis auf die letzten Kaiser des östlichen Reichs, ist die ganze römische Gesetzgebung nur die Entwickelung des einen und desselben Gedankens, es ist die Vervollkommnung der Vorschriften, die in den zwölf Tafeln enthalten sind. Es ist dies eine wunderbare Erscheinung in den Annalen der Weltgeschichte! Außer der religiösen Gesetzgebung Mosis besteht kein einziges Beispiel von ähnlicher Dauer einer Gesetzgebung.

Nach der römischen Vorstellung war Rom ein Gott oder eine Göttin, denn letzteres wissen wir nicht mit Gewißheit,

so wie selbst der wahre Name dieser Gottheit unbekannt ist, aus Ursachen, die wir später erläutern werden. Dem sei nun wie ihm wolle, so war diese Gottheit der Eigenthümer des ganzen römischen Bodens, sie allein nur hatte die Herrschaft, das dominium. Dieser Boden befand sich in den Händen der Gesellschaft, welche der Gottheit diente, welche das Geheimniß besaß, wie man den Schutz dieser Gottheit erflehen und erhalten, wie man den Willen derselben erkennen und erfüllen könne. Diese Einwohner hießen patres oder patricii, Patricier, und Jeder von ihnen hatte ein kleines, gleichmäßiges Grundeigenthum. Die Menschen, welche sich als Ansiedler neben ihnen niederließen, erhielten ebenfalls einen Theil des Bodens, der von Niemandem eingenommen war, ohne aber Pflichten gegen die Gottheit einzugehen.

Der Art also wurde das ganze Territorium irgend eines Landes oder einer Stadt — denn überall waren die Einrichtungen den griechischen, italienischen und römischen Vorstellungen gemäß, einander gleich — zuerst als das Eigenthum des Gottes oder der Göttin betrachtet und theilte sich dann in Eigenthum von dreierlei Gattung. Der eine Theil, für den besondern Nutzen der Gottheit aufbewahrt, gehörte keinem der einzelnen Einwohner an, die beiden andern machten die Privatbesitzthümer der Patricier und Plebejer aus. Der Boden, welcher ausschließlich für den Dienst der Gottheit geweiht war, blieb unter der gemeinschaftlichen Verwaltung des ganzen Patriciats, er machte das Communeigenthum aus. Die Patricier befaßten sich durchaus nicht allein mit seiner Bebauung, sie konnten ihn an Plebejer verpachten; nur die Einkünfte von denselben gingen in die Hände des Patriciats, welches verpflichtet war, hiervon die Gottheit zu unterhalten und dem Volke öffentliche Gastmähler zu geben. Was das Privateigenthum anbelangt, so hatten sowohl Patricier, wie auch Plebejer förmlich gleiche Theile des Bodens. Ein schlagender Beweis hiervon sind die Trümmer Herculanums, wo es

scheint, als hätte es keine Armen gegeben, so gleichmäßig sind alle Häuser. Es finden sich unter ihnen größere und kleinere, jedoch immer im festen Verhältniß um zwei, drei, viermal. Die engern Wohnungen dienten für die Sklaven, aber im übrigen hatten alle, die der Reichen oder Armen, ein Maaß, welches man schon unter Titus nicht mehr zu beobachten anfing, worauf jedoch, noch während Scipio lebte, streng gehalten wurde. Man kann sich hier an den Vers des Horaz erinnern, in dem er sagt, daß bei den alten Römern das Privateigenthum klein gewesen ist, das gemeinschaftliche groß: privatus census illis erat parcus, commune magnum.

Die Patricier, dieses Gemeindeland verwaltend, bereicherten sich mit der Zeit, weil die Ausgaben für den Dienst der Gottheit, einmal in den Gesetzen festgestellt, immer dieselben blieben, die Einkünfte aber je nach Maßgabe der Vervollkommnung des Ackerbaues sich vergrößerten. Dieser Boden wurde folglich für sie eine Quelle des Gewinns, für die Plebejer aber ein Gegenstand des Neides, woraus die Wünsche nach den agrarischen Gesetzen entstanden sind. Es handelte sich dort nicht im mindesten um eine neue Theilung der Privateigenthümer, denn diese waren allgemein gleich, und häufig besaß der reiche Patricier nicht mehr Land als jeder Plebejer, nur begehrte man die Theilung des Gemeindebodens, man wollte, es möchte den Plebejern freistehen, sich auf ihm niederzulassen, und aus den Ländereien, welche in den Händen des Patriciats waren, Vortheil ziehen zu dürfen. Das Recht, ein Theilchen des Communbodens zu halten, hieß jus quiritium oder das Eroberungsrecht. Die Regierung verlieh es, und man konnte sich desselben nicht anders entäußern als mit Erlaubniß der Regierung oder des Prätor, d. h. vor dem Prätor. Der Prätor verrichtete hierin nicht die Function des Notarius, des Zeugen; er gab die Sanction. Hier haben wir die wahre Bedeutung der Ausdrücke res mancipi und res non mancipi. Die res mancipi war die

von der Republik erworbene Sache, welche man ohne das Erfüllen der gesetzlich vorgeschriebenen Formen nicht veräußern konnte; res non mancipi war jedes andere Eigenthum, jedes bewegliche und unbewegliche Vermögen, welches Jeglicher verkaufen konnte, ohne zu der Erfüllung irgend einer religiösen Ceremonie verpflichtet zu sein.

In ihren Eroberungskriegen verfuhren die Römer auf eine sehr logische Weise. Wie oft sie es beschlossen hatten, sich irgend eines Landes zu bemächtigen (wir sprechen hier, blos die Sache des Eigenthums vor Augen behaltend), trachteten sie zuerst die Gottheit dieses Landes in ihre Hände zu bekommen. Es hieß dieses den Genius des fremden Volkes besiegen. Es wurde geglaubt, daß die Patricier allein nur das Geheimniß, wie dieses zu vollführen sei, besaßen; das war die Ursache, warum das Volk ihnen immer gehorsam sein mußte, und dieses veranlaßte, daß sie nie den wahren Namen der Gottheit Roms verriethen, auf daß kein Fremder, noch selbst das römische Volk ihn anflehen und für sich gewinnen könne. War nach der Meinung der Patricier die fremde Gottheit schon gewonnen, alsdann griff man zu den Waffen, man erklärte den Krieg. Im Fall des Widerstandes von Seiten der Gottheit griff man nach Einnahme der Stadt mit Sturm zuerst nach deren Bildsäule und brachte dieselbe nach Rom hinüber. Auf diese Art versammelten sich fast alle Götter im Pantheon. Sobald aber nur der Gott irgend eines Landes in Rom eingesetzt war, ging sogleich sein Eigenthum, d. h. der Boden, welcher zu seinem Unterhalt diente, unter die Verwaltung der römischen Republik über.

Die Römer entrissen nie ihren Feinden die Privatgüter, jedem Eigenthümer ließen sie seine Privatländereien, nur den Gemeindeboden, das Communland nahmen sie für die Sache der Gottheit Roms. Die Priester und Patricier zogen von ihnen die Einkünfte für die Republik. Dieses erklärt uns jene dunklen Ausdrücke, über welche man viele Commentarien

geschrieben, die nicht hinlänglich zu sein scheinen. Gajus sagt, daß es außerhalb Rom kein dominium gebe, Niemand der Herr seines Bodens sei, daß es nur Pächter gebe — denn in der That war Rom nur allein, der Gott Roms, wahrer Eigenthümer aller Ländereien — daß es außerhalb Rom keine sacra gebe, d. h. Länder den Göttern geweiht, sondern nur religiones, d. h. Länder, die den Geistern der Vorfahren geweiht waren.

Man kann folgern, daß es in den ersten Jahrhunderten der Republik nicht frei stand, auch das Familieneigenthum zu verkaufen. Wie konnte dieses Jemand verkaufen, wenn er verpflichtet war, von demselben die Geister der Ahnen zu unterhalten, und der Senat mit solcher Strenge über die ewige Dauer der Opferungen wachte, wie bei uns die Bischöfe darauf sehen, daß die Fundationsmessen gelesen werden. Da die Familie von diesen Opfern sich nicht freimachen konnte, so war sie auch nicht im Stande den Boden zu verkaufen. Dieser Boden ging in der Erbschaftsfolge zuweilen auf einen andern über, der Erbe mußte aber zugleich auch die an denselben haftenden Lasten übernehmen. Die Pflicht, die guten und bösen Geister zu unterhalten (denn es gab die einen sowohl als die andern), war so beschwerlich, daß der Verwandte öfters lieber seinem Erbfolgerechte entsagen, als dasselbe annehmen wollte, und das plebejische Eigenthum hatte viel größern Werth. Es bildete sich sogar bei den Römern das Sprichwort aus: Dieses ist ein glückliches Erbe, es sind keine Opfer dabei.

Aus dem, was wir gesagt, folgt, daß das römische Patriciat zuvörderst den gemeinsamen Boden für den Unterhalt des Gottes Rom verwaltete; zweitens, daß jeder Patricier einen kleinen Privatboden für den Dienst der Ahnen besaß. Dieses machte den Stand eines Patriciers sehr beschwerlich, es umschrieb sein Leben mit einer Menge Formalitäten, welche er einhalten mußte. Die Plebejer waren

in dieser Beziehung viel freier, sie begehrten jedoch der Rechte des Patriciats theilhaftig zu werden.

Man muß hier noch diese wichtige Bemerkung hinzufügen, daß bei allen Erwerbungen, bei allen Ankäufen darauf am meisten gehalten wurde, die Gewißheit zu haben, daß das Eigenthum gut erworben sei und daß es Glück bringen werde. Hierauf beruht die römische Gesetzgebung, und auch heute noch wird in den slawischen Ländern der Bauer kein Stück Vieh an einem für unglücklich gehaltenen Tage kaufen und keinen Handel schließen, ohne gewisse ceremonielle Worte auszusprechen, ohne Zeugen, ohne Handschlag, wie dieses bei ihnen heißt. Ebenso glaubten die Römer allgemein, daß die Patricier selbst nur das Geheimniß besäßen, diese Acte zu erfüllen. Der Plebejer konnte ohne sie weder etwas kaufen noch verkaufen; die Patricier aber wollten nie die Quelle ihrer Wissenschaft entdecken, sie wollten nie zeigen, worin das Geheimniß beruhe, nie das Mittel lehren, durch welches man dasselbe thun könne; sie boten blos die Formel dar, nicht aber ihren Geist. Aehnlich waren sie hierin den Rabinern des alten Testaments. Da nun die einen alles mit oberflächlichen Formen abmachten, die andern aber, ohne sich den schwierigen Bedingungen des Patricierlebens unterziehen zu wollen, also auf unbillige Art in die Geheimnisse zugelassen zu sein verlangten; so entstand hieraus jener hartnäckige Kampf, welcher mit der Erschöpfung beider Seiten, mit ihrer gemeinsamen Sklaverei, dem Despotismus, enden mußte.

Als Beweis dessen, was wir gesagt, kann man die Anekdote anführen, welche Festus erzählt. Zwei Patricierfamilien, die Poticier und Pinarier, besaßen das Geheimniß der Vieheinsegnung. Von allerwärts lief man ihnen zu und entrichtete ihnen den Zehnten. Als nun Rom ausgedehnte Länder erobert hatte, begannen diese Familien, die Eigenthümerinnen des zehnten Theils der Hausthiere im ganzen Reiche, für die öffentliche Sicherheit gefährlich zu werden; dessenun-

geachtet fiel es niemandem ein, dieselben ihres Eigenthums, der öffentlichen Wohlfahrt wegen, wie man heutzutage spricht, zu berauben. Erst Cato trat mit ihnen im Namen der Republik in Unterhandlungen und kaufte das Geheimniß für eine enorme Summe; sobald aber das Mittel einmal entdeckt war, wendete sich Niemand mehr an sie wegen des Segens; Alles verlachte sie, und so wurde die Republik nur durch Hinterlist die Gebieterin dieses Eigenthums.

Auf diese Art hatte also das Eigenthum die religiöse Ceremonie zur Basis, die Ceremonie war aber nach der römischen Definition nichts weiter als der seiner Wirksamkeit wegen bekannte Gebrauch, welchen man öfters erprobt hatte, und der denjenigen jedesmal sich hülfreich erwies, die ihn beobachteten. So viel hatten wir über das Eigenthum bei den Römern zu sagen; hinzufügen könnten wir etwa, daß sie diesen Namen, Eigenthum, nicht kannten.

Bei den Galliern gehörte der Boden den Klanen, nie den einzelnen Personen. Der Vater, der ältere Bruder, das Haupt und der Herrscher des Geschlechts hielt dies Eigenthum in seiner Hand und theilte den Verwandten die Einkünfte desselben nach Wohlgefallen zu; es gab bei ihnen jedoch kein Gemeindeland, wie bei den Römern.

Was die Einrichtungen in dieser Hinsicht bei den Germanen anbelangt, das wollen wir später, wenn wir von dem Adelseigenthum im Slawenthum reden werden, sagen; jetzt werden wir nur den Zustand der Dinge bei den slawischen Völkern betrachten.

Bekannt ist uns schon, daß in der ganzen Geschichte der Slawen es keine Spur der Offenbarung, keine Erwähnung der lebenden Gottheit, irgend eines Organs der Gottheit gibt. Das Eigenthum konnte daher keiner in der slawischen Mythologie bekannten Gottheit gehören. Die Erde, der Boden, war nach der slawischen Vorstellung das Eigenthum desjenigen Menschenhaufens, derjenigen Gesellschaft vieler Familien, welche wir die Gemeinde, Gromada, nennen. Eine neue Gemeinde

konnte nicht anders entstehen, als nur nach dem Willen Gottes. In den alten Denkmälern, in den Liedern des Volkes und in dem schätzbaren Wörterbuch des Wuk Stefanowicz finden sich viele der Einzelnheiten zerstreut, aus welchen man die Ganzheit der slawischen Ueberlieferung in dieser Hinsicht zusammenstellen kann.

Gibt es in einer Niederlassung mehrere Familien, welche mehr Personen als sieben (siemia) zählen, trifft eine ergiebigere Erndte ein, welche die gewöhnliche um zweimal oder viermal übersteigt (denn dieses kann man nicht mit Bestimmtheit wissen, die Greise verrathen das Geheimniß nicht); so erkennt der Rath der Greise an, daß eine neue Ansiedlung zu gründen sei. Nach welcher Seite hin, wie weit und wo diese Ansiedlung stattfinden soll, alles dieses wird mit Hülfe der dazu dienenden Ceremonien bestimmt, nichts hängt von der menschlichen Willkür ab.

Der Hauptbegriff der Slawen in Betreff dessen ist dies, daß es dem Menschen nicht erlaubt, ja daß es Sünde ist, ein Eigenthum am Boden zu haben. Aus diesem Begriff entfaltet sich ihre ganze Gesetzgebung. Das Bebauen des Bodens betrachten sie für sich als besondere Gnade, als besondere und nur zeitliche Vergünstigung. Darum berathen sie auch und forschen vor der Besetzung des Bodens erst nach, ob es sich mit dem Willen Gottes vertrage; sie verrichten verschiedene Ceremonien, bringen Opfer, damit ihnen diese Sünde keine Strafen zuziehe. Jeder Niederlassung geht bei ihnen der Exorcismus voran.

Nach dem Begründen der Niederlassung wird der Boden derselben in zwei Theile getheilt; von dem einen bekommt jeder Wirth sein Theilchen, der andere gehört der Gemeinde. Die bäuerlichen Aecker können weder verkauft noch vertauscht werden und haben immer ein gewisses, festgesetztes Maaß, welches kleiner oder größer ist, je nach der Menge des bebauungsfähigen Bodens. In den südlichen Gegenden Polens

besitzt der Bauer zweimal so viel Land, als in den nördlichen Gebieten und in Lithauen, aber das einmal angenommene Verhältniß ändert sich nie. Ein hinzugefügtes Stückchen Land würde schon dem Bauer Unglück bringen. Jenen Gott Terminus, welchen die Römer an den Grenzen ihrer Besitzthümer aufstellten, trägt das slawische Volk in seiner Brust. Die bäuerlichen Aecker sind weder durch Zäune noch Gräben abgetheilt, nur ein schmaler Saum, miedza, begrenzt sie unter einander. An diesen darf man nicht rühren; wehe demjenigen, der ihn durchpflügen würde; erlaubt ist jedoch, und selbst verdienstlich, das Gras auf demselben durch das Vieh abweiden zu lassen. Bei solchem Zustand der Dinge hört man fast nicht einmal von einem Beispiel der Grenzstreite unter den Landleuten.

Ihre Hütten sind ebenfalls alle nach einem Maaßverhältniß gebaut. Ist eine Hütte im Dorfe zu bauen, so bestimmt der für den Priester gehaltene Greis, welcher alle Geheimnisse der Ueberlieferung besitzt, den Tag und die Zeit zum Fällen des Baumes im Walde. Der Baum muß immer dieselbe Höhe haben und das Gebäude dieselbe Größe. Man kann zwei Gebäude besitzen, darf sich aber nicht mit dem einen ausdehnen. Eine schätzbare Ueberlieferung ist dies, sie setzt der menschlichen Begierde eine Grenze. Eine solche Wohnung reicht für eine Familie, zusammengesetzt aus sechs oder sieben Personen, aus; sie ist aber besser oder schlechter gebaut, je nach dem Vermögen des Wirths und der Leichtigkeit, sich das Material zu verschaffen. Brennt eine Hütte ab, so wird schon Niemand an dieser Stelle eine zweite bauen. Den zu derselben gehörenden Acker wird irgend Jemand zum Bebauen nehmen, der Sitz aber bleibt eine Pustka, eine Leere, und es gibt solcher Pustkas, die seit undenklichen Zeiten nicht bewohnt sind. Verläßt der vom Herrn gedrückte Landmann die Hütte, so wird keiner der Nachbarn die Wirthschaft nach ihm übernehmen wollen. Ein Gebrauch hoher Moralität, welcher jeden

Gedanken der Confiscation entfernt und dem Menschen verwehrt, aus fremden Elend Vortheil zu ziehen.

Das Gemeindeland, das Land der Gromada, wird durch die gemeinsame Arbeit der ganzen Niederlassung und zu ihrem allgemeinen Nutzen bebaut. Die Pflichten der Landleute sind in dieser Beziehung nach der urthümlichen Einrichtung der slawischen Dörfer vielfach gewesen. Sie mußten eine gewisse Zahl Tage im Felde arbeiten, die Ernte einfahren und noch verschiedene Schenkungen zum Unterhalt der Sicherheitswache, d. h. des Militairs zur Vertheidigung der Gemeinde geben. Man trug daher zahlreiche und nicht geringe Lasten, zog aber aus ihnen einen gemeinschaftlichen Vortheil. Erst während der Gestaltung der Reiche im Slawenthum, nach der Ankunft der Normannen in Russinien, der Czechen und Lechen in Czechien und Polen nahm der Adel die Stelle der Wachen in den Gemeinden ein und trat in der Folge in den Genuß aller Rechte, welche die Gemeinden besaßen. Anfänglich reichten ihnen die slawischen Ackersleute Alles mit Lust dar, denn die kriegerischen Pflichten des Adels in jener Zeit waren sehr schwierig, und öfters wollte der Bauer oder Stadtbewohner nicht das Adelthum annehmen, um nicht zum Kriegführen verpflichtet zu sein; weil man sah, daß keiner aus dem Ritterstande auf dem Bette starb; nicht Jeder aber wünschte sich eine solche Auszeichnung. Später, als diese Besitzer der Gemeindeäcker den Kriegsdienst von sich abwälzten, alle Rechte der Gemeinden aber beibehielten, erblickte man in ihnen unerträgliche Herren. Es ist eine irrige Ansicht, daß die adeligen Eigenthümer den Landleuten die Herrschaftstage und die Abgaben aufbürdeten; im Gegentheil verringerte man überall diese Lasten, sie wurden jedoch nur um so drückender, weil sie, anstatt zu dem allgemeinen Vortheil der Gemeinden zu gereichen, blos den Herrn bereicherten, welcher mit den Landleuten nichts Gemeinsames hatte und die Frucht ihrer harten Arbeit in schlechten Possen und Völlerei verschwendete.

Es gibt daher jetzt im Slawenthum ein zwiefaches Eigenthum des Bodens: das bäuerliche, welches seinem Wesen nach sich in nichts geändert hat, und das herrschaftliche, über welches wir insbesondere, das öffentliche Recht betrachtend, sprechen werden.

Beschließen wollen wir unsern Gegenstand mit der Bemerkung, daß heute, während sich die furchtbar drohende Frage über das Eigenthum erhebt, es ein großes Glück für die Slawen ist, eine so natürliche und einfache Einrichtung desselben zu besitzen. Der ungeheuer weite Raum von der Oder bis zu den Grenzen Sibiriens bietet nichts Anderes dar, als nur ein Schachbret kleiner Gemeinden, mit Eigenthum überall von derselben Natur, mit einem Volke, das überall denselben Begriff von ihm hat.

Im Westen, wo das Eigenthum so eng mit dem Dasein des Menschen verbunden ist, wo der Eigenthümer es öfters bedroht, ja sogar gänzlich vernichtet sieht, durch ein Ereigniß, welches in der Kaufmannsgilde in Philadelphia oder Washington stattgefunden, bietet die Lösung dieser Frage Schwierigkeiten ohne Ende; im Slawenthum gibt es nichts Aehnliches.

Die neuern Schulen, welche sich vornahmen, das Eigenthum umzuformen, sind auf keinen einzigen Gedanken gerathen, welcher sich anwenden ließe, und überall sind sie im Streit mit der Geschichte. Alle erkennen sie den Menschen für den absoluten Herrn des Eigenthums an. Die St.-Simonisten wollten, wie bekannt, das Eigenthum theilen und einem Jeglichen das seinen Fähigkeiten entsprechende Theilchen geben; dies hieße, den gegenwürdigen Zustand nur noch viel schlimmer machen, es würde darauf hinauskommen, einer kleinen Zahl von Spekulanten das Eigenthum in die Hände zu liefern. Die Fourieristen haben noch bis jetzt nicht angefangen, ihre theoretischen Auffassungen zu realisiren, und betrachtet man die Bedingungen, welche sie zu dieser Realisation fordern, so kann man hoffen, daß sie dieselbe nie beginnen werden.

Es möchte wohl zuvörderst nöthig sein, zu erwägen, ob auch der Mensch wirklich der Herr der Natur ist. Die St.=Simonisten hatten einiges Vorgefühl der Wahrheit, als sie sagten, daß der Mensch einen Bund mit der Natur eingehen müsse, dieselbe aber nicht blos zu seinem Vortheil ausbeuten dürfe. Denn nähme man den obigen Grundsatz mit allen seinen Folgerungen an, wie ließen sich dann wohl einige Beschränkungen des französischen Codex das Eigenthum betreffend, rechtfertigen? Mit welchem Rechte könnte man z. B. Jemandem verbieten, sein Vermögen in Narrenspossen zu verschwenden, oder sein Haus abzubrennen, die ganze Ernte auf seinem Felde zu vernichten, wenn es ihm so gefiele? Ohne Zweifel wäre er dem Rechte nach Herr genug, das zu thun; würde ihm jedoch das Gewissen nichts dagegen zu sagen haben?

Die Begriffe der Völker des Alterthums waren in dieser Beziehung viel moralischer; ihre religiösen Vorschriften dehnten den Schutz nicht nur über den Sklaven, sondern auch über das Thier und den Baum aus. Das Gesetz Mosis, das menschlichste von allen Gesetzen, welche das Alterthum regierten, befiehlt Sorge zu tragen für die Thiere, für die Pflanzen und bestimmt sogar für die Erde Ausruhezeiten. In dieser Vorschrift Mosis gibt es eine viel erhabenere Philosophie, als in allen Formeln der deutschen Philosophie.

Allgemein fangen heute die Menschen an zu fühlen, daß zwischen dem Menschen und der sogenannten Natur ein innigeres Band obwaltet, als man bisher glaubte. Der öfters von uns erwähnte amerikanische Philosoph Emerson stellt sich auch diese Fragen: was ist das Thier? was ist der Baum?

Bei den Griechen galt es für eine gute That, einen kranken Baum zu heilen; es war ein Verbrechen, die Quelle zu verunreinigen. Bekannt ist jenes Epigramm der griechi=

schen Anthologie, welches sagt, daß eine Quelle versiegt war, nachdem sich ein Räuber die Hände darin gewaschen hatte.

Bei den Slawen, obgleich einen großen Theil ihrer Ceremonien das Geheimniß deckt, sieht man ähnliche Meinungen. Der slawische Bauer betrachtet den Baum für ein lebendes Wesen und hat seine gewissen Regeln, wie mit demselben zu verfahren sei. In den waldreichen Gegenden wird er nie einen kranken Baum fällen oder das schon faulend darnieder Liegende zur Feuerung nehmen; dieses erscheint in den Augen der neuern Speculanten sonderbar und eine im Volke eingewurzelte Sorglosigkeit. Erinnern wir uns jedoch an jenen allgemeinen Gebrauch im Alterthum, welcher verbot, ein krankes Thier den Göttern zu opfern, und verlangte, daß es ganz und gesund sei; der Feuerherd ist aber auch eine gewisse Opferstätte. Die Römer, mit dem Feinde kämpfend, sagten nie, sie schlügen sich für das Eigenthum, sondern pro aris et focis, für ihre Altäre und ihre Herde.

Wir wissen aus der poetischen Ueberlieferung, daß das Dasein der Bäume mit dem Dasein von Geistern verbunden ist, was uns die griechischen Dryaden und Hamadryaden ins Gedächtniß zurückführt. Das Thier ist auch mit dem slawischen Bauer vergesellschaftet, es ist sein Gehülfe, sein Freund. Aehnliche Scenen, wie das Weinen der Landleute über dem gefallenen Ochsen, beschrieben von Virgil, wiederholen sich fast täglich bei uns. Diese Zuneigung gegen die Thiere ist schon bei den civilisirten Völkern verschwunden; in England bemüht man sich fruchtlos, es wieder zu beleben und durch Regierungsacte die Thiere vor dem Misbrauch zu schützen.

Die Despotie des Menschen beginnt gewöhnlich damit, sich dem Nächsten fühlen zu lassen; denn in seinen täglichen Berührungen mit dem Nächsten ist es einmal die Begierde, das anderemal der Hochmuth, welche ihn stets aufreizen, über ihn die Oberhand zu erringen. Die Sklaverei ist ein sehr altes Ding auf Erden; aber das Sich-Zuerkennen der absoluten

Gewalt über das Thier, den Baum, den Boden, über die ganze Natur, die Vorstellung, daß der Mensch von diesem allen die Mitte, der Gott, der absolute Herr sei: dies ist erst ein Gedanke der neüern Zeiten. In ihm hat sich der philosophische Uebermuth bis auf den Grund entlarvt und hat, wie wir es ausgesprochen, das Eigenthum der Gefahr zugeführt; denn eine solche Despotie muß durchaus eine Reaction gegen sich hervorrufen.

Zwanzigste Vorlesung.

Den 23. Mai 1843.

VIII.

Forschungen über slawische Alterthümer.

Wir erhielten einen Brief ohne Unterschrift mit Vorwürfen, als hätten wir die französische Gesetzgebung, das Eigenthum betreffend, in voriger Stunde beleidigt. Der Verfasser des Briefes stellt uns verschiedene Gesetzesbeschlüsse vor Augen, welche in gewissen Fällen dem Eigenthümer nicht gestatten, sein Eigenthum zu mißbrauchen; unter Anderm weiset er die königliche Feststellung (Ordonnanz) auf, welche geradezu verwehrt, das Getreide im Felde zu vernichten; er führt dann eine Menge anderer Artikel und Vorschriften an. Hierauf antworten wir erstens, daß alle diese Feststellungen, Gesetzesbeschlüsse, Artikel und Vorschriften die Ueberbleibsel der frühern Gesetze sind; zweitens, daß wir hier nicht besondere Gesetzesbeschlüsse, sondern den Geist der ganzen Gesetzgebung vor Augen hatten. Wir sprachen nämlich über das allgemeine Streben der europäischen Gesetzgebung zum Absolutismus, welches der französische Codex in den Worten ausspricht: „Das Eigenthum ist das Recht, die Sachen zu genießen, wie es gefällt.“ Gegen diese Definition erhoben wir uns, historische Thatsachen und überlieferte Gewohnheiten, welche noch bei den slawischen Völkern fortdauern, anführend.

Kehren wir zu den besondern Einrichtungen, das bäuerliche und adelige Eigenthum im Slawenthum betreffend, zurück. Aus dem, was wir aufgehellt haben, ist leicht einzusehen, daß man bei den Slawen weder Erbe noch Vererbung kannte. Der Bauer erbte blos das Vieh und die Wirthschaftswerkzeuge. So war es seit vielen Jahrhunderten und so ist es dem Wesen, der Sache nach noch bis jetzt unter den Landleuten. In diesem sehr einfachen Gesetze findet sich jedoch ein Punkt, der schwer zu erklären ist, nämlich der, daß nach dem Tode des Vaters nicht der älteste, sondern der jüngste Sohn für den Wirth der Hütte gilt. Die ältern Brüder verlassen die Hütte und siedeln sich auf dem Gemeindeboden an, der jüngste übernimmt die Wohnung mit dem zu derselben gehörenden Acker.

Um zu erfahren, woher dieses besondere Gesetz rührt, muß man die Ueberlieferung des slawischen Volkes kennen. So wie, jenen uralten Meinungen zufolge, es sich nicht geziemte, Land zu besitzen, dieses sich anzueignen, ebenso wurde die Ehe für Sünde gehalten; es war dies eine nur unter gewissen Bedingungen erlaubte Handlung, welcher ein Exorcismus vorangehen mußte. Auf diese Weise wurde die erste Frucht der Ehe, gleichsam als mit Fluch beladen, betrachtet, und die slawische Gesetzgebung, statt den ältern Söhnen den Vorrang zu geben, stieß sie im Gegentheil zurück und nahm die jüngsten in Schutz.

Diese Gewohnheit scheint mit den ältesten Ueberlieferungen des Morgenlandes im Einklange zu sein. Bekannt ist, wie nach ihnen das erste Ehepaar und der Erstgeborene dieses Gespanns die ersten Verbrecher waren. Spuren einer solchen Ueberlieferung bemerken wir nirgends bei den Völkern des Abendlandes, wenngleich auch einige gallische Klane, namentlich der Stamm Rohan, eine ähnliche Ordnung in der Erbfolge hatten. Wir müssen hier hinzufügen, daß bei den Slawen der erste Wurf vieler Thiergattungen gewöhnlich vernichtet wird. Unbekannt ist uns, ob dieses in andern Ländern statt-

findet. Die gallische Erbfolgeordnung berührend, will Montesquieu die Ursache dieses Umstandes darin sehen, daß, da die erwachsene Jugend eines jeden Klans sich immer neben ihren Führern im Kriege stellen mußte, es daher natürlicherweise folgte, den Jüngsten zu Hause zu lassen, damit er die Wirthschaft besorge. Gewiß kommt Montesquieu die Ehre zu, daß er die Gesetzgebungslehre den Händen der Routine-Menschen entrissen, daß er sich bemüht hat, die Gesetze und Feststellungen zu erklären, dieselben aus der Geschichte und den Sitten eines jeden Volkes ableitend; er reicht aber nicht über die alltäglichen Rücksichten hinaus; er sucht nach den Ursachen blos in den physischen Bedürfnissen, in den Ortsverhältnissen, in der Lebensart und selten nur achtet er auf die religiösen Beweggründe, während es gewiß ist, daß die am schwierigsten zu lösenden Aufgaben der Völker, welche an ihren Boden gebunden zu sein scheinen, von den großen religiösen Aufgaben herrühren.

Diese der Erstgeburt feindliche Ueberlieferung, die sich schon im übrigen Slawenthum verwischt, erhält sich noch bei den Lausitzern, den Serben und den Donauslawen. In ihrer Sprache sogar, wie Wuk Stefanowicz Karadzicz bezeugt, heißt der Erstgeborne, der erste Sohn der Sünde: prwi po grjechu.

Gehen wir zu dem adeligen Eigenthum über. Die Adelskaste, welche die germanischen und skandinavischen Völker beherrschte, leitete ihren Ursprung, ähnlich wie die in vielen Ländern des Morgenlandes herrschende, unter dem Namen der Asen bekannte Kaste, geradezu von den Göttern ab. Diese Halbgötter betrachteten sich für bestimmt, die Menschen von niedrigerer Herkunft zu regieren, nicht aber, das Land zu bebauen; nie dachten sie an Landeigenthum. Nachdem sie sich auf den Trümmern des römischen Reiches festgesetzt hatten, ließen sie das Eigenthum des Bodens den unterjochten Völkern, nahmen blos von ihnen Schenkungen (Tribute) zu ihrem Unterhalt und zu der Bestreitung der Kriegskosten. Auch behielten sie sich das Jagdrecht vor. Im allgemeinen

waren dies viel gelindere und menschlichere Herren als die römischen Präfecten und Präsides, deren Raubgier gegen Ende des Kaiserreichs sprüchwörtlich wurde. Die von dem Adel in Besitz genommenen Gebiete machten die Feuda aus. Die Feudalhäupter waren nicht die Eigenthümer ihrer Ländereien; sie konnten dieselben ohne die Erlaubniß des höchsten Hauptes, welches das Reich vorstellte, weder verkaufen, noch in andere Hände geben. Nach dem Erlöschen einer Familie verlieh man deren Länder einer andern, mit denselben Bedingungen in Betreff des Landesdienstes. Mit der Zeit veränderte sich jedoch das Wesen der Feudalbesitzungen ansehnlich, sei es durch den Einfluß der römischen Gesetzgebung, sei es, daß es im Interesse der Könige war, das Feudalwesen aufzuheben.

In Frankreich gab es vor der Revolution noch viele Feudalgüter und Privilegien; aber der Städter und Landmann, längst zum Kriegsdienst, zur Landesvertheidigung herangezogen, fragte murrend: „Mit welchem Rechte haben die Häupter der Ritterschaft die ungeheuren, von allen Abgaben freien Ländereien noch inne, während das auch zum Kriegsdienste verpflichtete Volk allein nur für abgabepflichtig betrachtet wird und den herrschaftlichen Diensten unterworfen ist?" Ein solcher Zustand der Dinge mußte sich durchaus ändern; das entartete Eigenthum bereitete seinen Eigenthümern selbst den Untergang. Nach der Revolution haben die großen Eigenthümer statt des erwarteten Verlustes im Gegentheil noch durch die Veränderung gewonnen; aus Feudalbesitzern sind sie Eigenthümer geworden und erblicken sich von allen Fesseln frei, welche ihr Besitzthum beschränkten.

Im Slawenthum gingen die Sachen ganz anders zu. Alle Gemeinde- oder Gromadaäcker waren, wie wir sahen, Allgemeineigenthum; sie wurden in der Folge Eigenthum des Reiches. Während der Entstehung Polens nahm diese Ländereien der Adel ein, die milites, die Leute ritterlichen Standes, verpflichtet zur Vertheidigung nicht der einzelnen Ansiedlungen,

nicht der Gemeinden, sondern des ganzen Reiches. Es war dies ein großer Vortheil; auf einmal stand eine Kriegsmacht da, fähig, die ganze Masse der einzelnen Eigenthümer zu schützen.

Bis zu dem Ende des 10. Jahrhunderts und etwas länger noch wurden alle Gemeindeäcker der Ritterschaft dem Adel nur pachtweise überlassen. Der Besitzer konnte sie weder verkaufen, noch Jemandem schenken, oder theilen. Die Könige verliehen jedoch zuweilen ausnahmsweise Privilegien, und auf diese Art entzogen sich immer mehr Nationalgüter dem allgemeinen Landesrechte und verwandelten sich in Privateigenthum. Das erste Beispiel, welches wir von der Theilung eines solchen Bodens haben, findet sich in einem Diplom aus dem 11. Jahrhundert. Der Eigenthümer (Erbe) konnte keine Theilung ohne einen Familienrath unternehmen, und die Sitte, den Rath der Agnaten zu befragen, erhielt sich in Polen und Liefland bis in das 18. Jahrhundert.

Das einzige Theilchen der Gemeindeländer, welches in seinem Wesen unverändert geblieben ist, sind die Güter, genannt Starostien. Diese Art Güter unterscheidet Polen von den übrigen slawischen Ländern. Die Starostien sind große, lebenslängliche Besitzungen. Die Republik gab sie gewöhnlich angesehenen Männern zur Verwaltung und zum Nutzbrauch, als Entschädigung für dem Landesdienste gemachte Auslagen und als Mittel, dem Lande ferner zu dienen. Diese Güter konnten weder getheilt werden, noch, mit Ausnahme seltener Fälle, durch Erbfolge auf die Nachkommen übergehen.

Die Starostien nahmen fast den vierten Theil Landes vom alten Polen ein; später änderte man die Natur auch dieses Eigenthums. Im 16. Jahrhundert nannte man sie das Brot der um das Vaterland Wohlverdienten, panis bene merentium, d. h. man machte aus ihnen schon eine Belohnung, während sie früher nur eine Entschädigung und Beihülfe waren.

In den Starostien können wir noch das alte Wesen

aller Gemeindeländer oder der jetzt sogenannten adeligen erblicken. Immer waren sie das Eigenthum der Republik, des Volkes; die Regierung verlieh sie blos als Mittel, dem Lande zu dienen. Wir werden dieses noch, über das öffentliche Recht redend, mit neuen Beweisen bekräftigen.

Leicht ist es einzusehen, wie alle Versuche, das Eigenthum nach ausländischen Gesetzen einzurichten, dem slawischen Volke zum Schaden gereichen mußten. Bekannt ist die Geschichte dieser Versuche. Der französische Codex, ins Großherzogthum Warschau eingeführt, erklärte die Landleute für frei, d. h. er gab ihnen die Freiheit, von dem einen Herrn zum andern überzugehen, wenn der eine hart und beschwerlich war, sich einen gnädigern zu suchen; aber dieser Herr, dieser Edelmann wurde als der Eigenthümer nicht nur jenes Gemeindelandes, welches, dem Wesen der polnischen Gesetze gemäß, nicht sein ewiges Eigenthum war, sondern sogar für den Eigenthümer der bäuerlichen Aecker, die ihm ganz und gar nicht gehörten, anerkannt. Doch pries man diese Gesetzgebung als einen ungewöhnlichen Fortschritt. Ohne Zweifel hat der französische Codex Polen großen Vortheil gebracht, indem er die rechtlichen Verhältnisse klarer darstellte und vereinfachte; auch vereint sich seine Einführung mit dem Einflusse eines neuen Elementes, welches die nationalen Kräfte geweckt und entfaltet hat; aber in Hinsicht des Eigenthums hat dieser Codex viel Böses zu Tage gefördert, und dieses Böse kann sich noch verschlimmern. Es fanden sich unter den Eigenthümern solche, die schon jetzt mit ruhigem Gewissen glauben, sie seien von der Sorge frei, über den physischen und moralischen Zustand der Landleute zu wachen. Es gibt einige, die, der Berechnung des Vortheils folgend, fremde Ansiedler, die gewöhnlich wirthschaftlicher und arbeitsamer als der polnische Bauer sind, einführen und gar nicht daran denken, daß sie auf diese Weise den slawischen Stamm ausrotten, daß der fremde Ansiedler nie die Liebe zur nationalen

Sache haben und seinem Herrn nicht folgen wird, ihr das Leben zu opfern.

Einst erwähnten wir, von den slawischen Gemeinden redend, welche Lehre uns das Beispiel der englischen und schottischen Klane in dieser Hinsicht gibt. Die Häupter dieser Klane, die ältern Brüder ihrer Landsleute, nach dem gallischen Rechte die Führer ihrer Personen und Güter, verwandelten sich nach der Einführung der englischen Gesetzgebung zuerst in Feudalherren, dann in Erbeigenthümer, und dieses hielt man für Fortschritt, für Schritte, die der Freiheit entgegenführten, weil das arme Mitglied des Klans auf diese Weise die persönliche Freiheit errang. Was folgte jedoch hieraus? Diese ältern Brüder, als sie Herzöge, Fürsten, Parlamentsmitglieder wurden, vergaßen bald das moralische Band, welches sie mit der Bevölkerung des gemeinsamen Stammes vereinte; sie betrachteten dieselben nur als die Masse ihrer Zinsträger, und später, als der nicht so sparsame und fleißige gallische Stamm ihnen weniger Einkünfte brachte, begannen sie Ausländer einzuführen, das Land den Fremden zu verkaufen oder dasselbe in Schafweiden umzuwandeln, es lieber sehend, wie dasselbe feinwollige Böcke als die brüderliche Bevölkerung nährt. Dies gab dem gallischen Geschlecht den letzten Stoß. Ebenso käme es auch in Polen, würden die Eigenthümer die Vorstellungen gänzlich annehmen, welche durch den französischen Coder eingeführt sind.

Im Großherzogthum Posen hat sich wiederum etwas Anderes zugetragen. Die preußische Regierung, indem sie dem Adel das Eigenthum der Gemeindeländer ließ, theilte die bäuerlichen Aecker und gab einem jeden Bauer ein Theilchen für immer. Der Landmann aber, in einer Einrichtung, die seiner Natur zuwider ist, abgeschieden von der Gemeinde, findet sich außer Stande, den Forderungen der Regierung zu genügen. Unfähig, die Groschen zu sparen, belustigt er sich im Gegentheil bei jeder Gelegenheit gern, hat nichts,

um die Abgabe auf den Termin zu zahlen, und besitzt auch schon keinen Vormund mehr, welcher ihn vertreten oder beschützen möchte. Auf diese Weise bleibt er ohne Rettung, wenn der unerbittliche Beamte des Fiscus eintrifft, ihm Werkzeuge, Haus, Acker wegnimmt und Alles einem Deutschen oder Juden, welcher darauf speculirt, verkauft. Die Heuchelei der preußischen Regierung erleichtert durch alle möglichen Mittel den Ausländern solche Ankäufe und erschwert sie den Insassen. Was noch mehr, es ist ausdrücklich dem des Eigenthums verlustig gegangenen Bauer verboten, einen Grundbesitz beim Edelmann für Arbeitstage zu nehmen, weil man vorhersah, daß die Natur der Sache die alte Ordnung schon selbst bald wieder herstellen würde. Dieses Verfahren hatte zur Folge, daß sich jetzt eine im Slawenthum nie gekannte Klasse der Proletarier in den Tagelöhnern bildet. Die Herren bauen kleine Hütten für diese sich herumtreibende Bevölkerung und füllen sie mit den sogenannten Häuslern (zagrodnik, chałupnik), welche vom täglichen Erwerb leben. Es gibt allerdings Ausnahmen; man kann hier und da einen Bauer finden, welcher reicher und aufgeklärter geworden ist, aber die Spur der slawischen Gemeinde verschwindet immer mehr und es mehrt sich das Proletarierwesen.

Die Oestreicher haben in ihren polnischen Provinzen die Gemeinden fast in demselben Zustande erhalten, in welchem sie dieselben vorgefunden; nur setzten sie deren Fortentwickelung Schranken, sie erstickten alles Leben in ihnen.

Von allen slawischen, unter fremder Herrschaft sich befindenden Ländern sind diejenigen am besten gediehen, die den Türken anheimgefallen sind. Unter allen Besiegern des Slawenthums zeigten sich die Türken als die menschlichsten, und die Slawen schulden ihnen eine wahre Erkenntlichkeit. In ihrem Reiche sind bis auf den heutigen Tag die Gemeinden Eigenthümer des Bodens; alle Verhältnisse des Menschen zu dem Boden haben ihre Einfachheit, ihre Heiligkeit bewahrt, und

man kann erwarten, daß in der allgemeinen Reorganisation, welcher der slawische Stamm unwiderruflich entgegenschreitet, diese Völker am wenigsten dulden werden.

Die Hauptaufgabe für den slawischen Stamm in Betreff des Eigenthums ist also: die Gemeinden wieder herzustellen, wo sie untergegangen, sie weiter zu entwickeln, wo sie noch bestehen.

Ungeachtet des Einflusses der fremden Doctrinen und Vorstellungen hat der polnische Adel die Ueberlieferung des wahren Titels ihrer Landeigenthümer bewahrt; immer betrachtete er dieselben als Eigenthum des Vaterlandes. Dieses erklärt uns jene wunderbare Leichtigkeit, mit welcher seit Jahrhunderten bis auf die letzten Zeiten die reichsten polnischen Herren ihre Güter und Paläste verließen. Während der Regierung Königs August von Sachsen wurde, als man die Conföderation zu Tarnogrod gegen ihn schloß, einer der großen Herren aufgefordert, ihr Marschall zu werden. Schon hatte er testamentartig seine Güter verschrieben und lebte still und eingezogen auf einem Gute, das er für sich behalten. Was thut er nun in dem Augenblicke, wo er zu einer öffentlichen und sehr gefährlichen Sache berufen wird? Das Erste ist, er zerreißt sein Testament, er nimmt von neuem sein ganzes Vermögen in die Hand, um es der Gefahr auszusetzen. Das ist eine historische Thatsache. Sie entsprang aus dem tiefen Gefühle, daß im Augenblicke, wo es galt, die Republik anders einzurichten, als sie bis dahin war, es dem Bürger derselben nicht geziemte, über sein Vermögen, so wie es ihm gefallen, zu verfügen. Der Marschall (das Haupt) der Conföderation von Tarnogrod bewies durch diese That, daß man die Pflicht kannte, einer großen Sache ein großes Opfer zu bringen. Wir könnten viele andere Beispiele ähnlicher Aufopferung für die öffentliche Sache anführen.

Der kaukasische Adel, die Kniazen, die Fürsten der Kaukasier, haben ähnliche Vorstellungen in Betreff des Eigenthums.

Der reiche, Geld besitzende Mensch ist bei ihnen in Verachtung. So war es auch bei den Polen; die Beispiele hiervon hatten wir sogar in den Herrschern. Der große Dichter Kochanowski warf den Herren Luxus vor, welcher blos auf dem zahlreichen Dienstgefolge beruhte, und, jene Zeiten erwähnend, wo der Edelmann nichts als sein Pferd und seine Rüstung besitzen durfte, endet er seinen Vers mit dem Gebet:

„..... Bógdajby zawsze tak uboga
Polska zostala, a pohańcom sroga.
..... Bleibe doch, Polen, immer so arm
Und den Heiden furchtbar!"

Die Sitte gebietet dem kaukasischen Edelmann, Alles herzugeben, um das ihn Jemand bittet. Der Kaufmann und der gemeine Mann ist dazu nicht verpflichtet, aber der Edelmann darf nichts abschlagen. In Folge dieser Verpflichtung sah man lesgische und czeczencische Fürsten von den Ausländern so weit beraubt, daß sie von Almosen leben mußten. Ueberbleibsel dieser Gewohnheit finden sich noch heute bei den Polen. Lobt Jemand ein Pferd, ein Werkzeug oder irgend eine andere Sache sehr, so hält sich der Edelmann oder Eigenthümer dieser Sache für verpflichtet, ihm dieselbe zu übersenden. Während in andern Ländern die Lobeserhebungen in die Reihe der Complimente gehören, schärfen die Eltern den Kindern ein, sich derselben sehr zu enthalten, denn sie gelten für eine Art Beanspruchung irgend eines Geschenks.

Das Geld wurde so sehr für eine des Edelmannes unwürdige Sache betrachtet, daß selbst noch gegen Ende der polnischen Republik ein Edelmann von altem Schlage, durchdrungen von allen Vorurtheilen und noch alle Eigenschaften des alten Adels besitzend, der reichste Herr der Christenheit, der berühmte Radziwill *Panie Kochanku*, welcher immer mit einem zerrissenen Kuntusch bekleidet war und die Mütze mit dem ersten besten Edelmann, dem er begegnete, austauschte, nie mehr als einen Dukaten bei sich trug. Verausgabte er

ihn, so holte er sich einen zweiten bei seinem Schatzmeister; denn es wäre, wie er sagte, Schande für das Haus Radziwill, trüge er die Taschen mit Gold gefüllt. Gezwungen, das Land zu verlassen und sich lange im Auslande herumzutreiben, nahm er auch nicht mehr als einen Dukaten mit; aber dieses Goldstück wurde mit Fleiß gegossen und soll, wie die Angabe sagt, die Größe eines Wagenrades gehabt haben. Nachdem er es auf der Börse niedergelegt hatte, stellte er auf selbiges bis zu der entsprechenden Summe des Werthes Wechsel aus. Es war dies auch eine Art, die überlieferten adeligen Begriffe vom Eigenthum zu formuliren.

Der polnische Adel erhebt sich jedoch zu diesen Gefühlen nur in den seltenen Augenblicken der allgemeinen Begeisterung, wenn eine große kriegerische Erschütterung oder vaterländisches Unternehmen denselben aus den Gewohnheiten des Alltagslebens, aus den ausländischen Vorstellungen und Doctrinen hinausreißt.

Wir haben diese Einzelnheiten angeführt, weil sie die für die Slawen so wichtigen Aufgaben angehen und, wie wir meinen, auch jeden Fremden interessiren sollten. Auf dem polnischen Boden wohnen viele verschiedene Geschlechter und Völker, denen die gegenwärtigen Begriffe vom Eigenthum schwerlich aufzubringen sind.

Wir sprachen schon von den Juden. Der den Messias stets erwartende Jude kann sich in der That an kein Land binden, Grundbesitzer werden, bis er entweder die Erfüllung seiner Hoffnung erblickt oder dem Judenthum entsagt. Alle Begriffe und Theorien der Philosophen, welche die Juden reformiren wollen, zerschellen an diesem uralten Gedanken. Neben dem Volke Israel besteht noch ein anderes wunderbares Volk, dessen Ursprung und Ziel Niemand weiß, ein Volk, das zahlreich in den südlichen Gegenden Frankreichs, in Spanien und in der Türkei herumirrt und welches in Polen Cygany (Zigeuner) genannt wird. Es findet sich keine

Spur vor, wann dieselben die slawischen Länder betreten haben, Polen jedoch sehen sie für ihr Hauptquartier an und, was wohl nur Wenigen bekannt ist, sie hatten sogar daselbst ihren König. Dieser Zigeunerkönig, dessen Scepter zu gleicher Zeit mit dem Scepter Polens zerfiel, residirte in der Stadt Mir und erhielt die Investitur von den Fürsten Radziwiłł, den Eigenthümern dieser Stadt. Seine rechtliche Gewalt erstreckte sich blos auf die Zigeuner, welche in den Gütern der Radziwiłł verweilten, geachtet wurde er aber auch von den andern. Kein Monarch in seinem Reiche hatte gehorsamere und ergebenere Unterthanen, er richtete und strafte ohne Appellation, und von allen Seiten trug man ihm Geschenke und Tribut zusammen.

Die Zigeuner unterscheiden sich von allen in Europa bekannten Geschlechtern; ihr moralisches Merkmal scheint *der gänzliche Mangel an religiösem Gefühl* zu sein. Von Anbeginn ihres Aufenthaltes unter uns hat man schon reiche, kühne, tapfere Zigeuner gesehen, bis jetzt sah aber noch Niemand einen gottesfürchtigen Zigeuner. Es ist ihnen gleichgültig, die Religion eines Landes, nach dem sie kommen, anzunehmen und sie wieder von sich zu werfen, sobald sie den Fuß über die Grenze setzen. Man wandte in Betreff ihrer schon verschiedene Mittel an, man versuchte, sie von Kindheit an zu erziehen, in die Schule zu schicken; Alles war umsonst. Der junge Zigeuner, zuweilen durch Fähigkeit unter seinen Mitschülern hervorragend, verschwand aus der Mitte seiner Kameraden auf einem gestohlenen Pferde, sobald er nur seine Kräfte fühlte. Ein Zigeunerlied sagt, der Zigeuner ähnele der wilden Gans; er wohne nur so lange unter den Hausgänsen, bis die Zeit des Abzugs komme. Auch Walter Scott hat dieses Lied angeführt, was beweist, daß die Zigeuner dasselbe überall singen. Ebenso schwierig ist es, ihnen eine Vorstellung vom Eigenthum des Bodens beizubringen. In vielen Gegenden gab man ihnen angebaute Wohnsitze mit Acker und Zubehör; nie

konnten sie an einem Orte sitzen bleiben. Das Dach hat für sie etwas Unerträgliches; sie lagern lieber unter freiem Himmel, treiben sich in Wüsteneien herum. Oefters begegnet man ihren lagernden Haufen in Strauchbuden, bis oben verschneit, unter welchen Männer, Frauen und Kinder bunt durcheinander auf der Streu herumliegen, immer frisch und lustig; denn etwas Unerhörtes wäre ein trauriger Zigeuner. Die Traurigkeit durchzieht zuweilen sein Gemüth, sie bleibt jedoch nicht darin haften. Die Resignation kennt er gar nicht, und hierdurch unterscheidet er sich gänzlich vom Slawen; er achtet das Leben wenig. Hieraus entsprang auch das Sprüchwort: „Der Zigeuner läßt sich aufhängen, um nur in Gesellschaft zu bleiben.“ Unlängst hatte man in Ungarn einen dieser armen Kerle auf den Pfahl gespießt. Als er sich nun in grausamer Marter quälte, traten zu ihm zwei Geistliche, ein katholischer und ein schismatischer, in der Absicht, ihn zu trösten und zu bekehren. Mit der größten Aufrichtigkeit antwortete er ihnen, er sei bereit, dessen Glauben anzunehmen, welcher ihm eine Pfeife Taback geben würde, damit er rauchend sterben könne.

Dieses Volk ist zu Allem fähig; es besitzt Muth, Geschick, Verstandesschärfe, nur gelingt es Niemand, *es an Gott glauben zu machen.* Wie soll man es nun mit ihm anfangen, um es auf der Erde anzusiedeln, und wie sollte es nicht die Philosophen beschämen, daß hier alle ihre Formeln nicht Rath geben können? Denn soll es die Erziehung sein, welche Alles ausmacht, und wollte man in dieser Hinsicht, wenngleich ungerechter Weise, Polen oder Rußland Sorglosigkeit im Aufklären der Zigeuner vorwerfen, so sehen wir sie ja in Frankreich umringt von Civilisation und Aufklärung, mit Allen im Angesichte des Gesetzes gleichgestellt; war aber je Einer von ihnen Wähler oder Gewählter, kümmern sie sich nur im mindesten um die politischen Streitigkeiten und Landeszerwürfnisse? Wir lasen unlängst in einem Zeitungs-

blatte, daß in der Deputirtenkammer ein besonderer Gesetzesvorschlag, die Zigeuner betreffend, gemacht werden solle. Wir glauben, daß dieses Gesetz ebenso unfruchtbar bleiben wird, wie die übrigen. Umsonst will man irgend etwas mit diesem Volke beginnen, so lange es nicht bekannt ist, woher es kommt und wohin es geht, was es erwartet; so lange wir nicht die Lösung seines religiösen Räthsels wissen.

Es gab eine Zigeunerin, eine reiche Dame, in Moskau, welche die Gattin eines angesehenen und sehr gebildeten Mannes war. Dieser Frau fehlte es gewiß nicht an allen Mitteln der Aufklärung und Cultur. Und was half dies? Ungeachtet dieser Vorzüge sah sie in den üppigen Salons, inmitten der gewähltesten Gesellschaft der Hauptstadt, neben den russischen Damen doch immer nur so aus, wie z. B. hier im botanischen Garten die Gazelle neben den Ziegen; sie blieb immer so, wie sie war, als sie aus dem Zigeunerlager heraustrat.

Wir schließen wiederholend, daß die Frage des Eigenthums mit der religiösen Frage innig verbunden ist und daß augenscheinlich die Epoche heranrückt, in welcher das Eigenthum neu eingerichtet werden muß. Diese Epoche begegnet sich gerade, wie zur erwünschten Zeit, mit der allgemeinen Erwartung der Völker. Die ganze Welt fühlt das Bedürfniß des neuen Lichtes von oben, des Lichtes, welches unsere Verhältnisse mit Gott und jedem Geschöpfe beleuchtet, uns das tiefere, festere Band, das Gott mit dem Menschen und der Natur verbindet, kennen lehren möchte. Nur dann erst, wenn dieses Licht aufleuchtet, wird es möglich sein, in neuer und hinreichender Art das Verhältniß des Menschen zum Eigenthum zu bezeichnen. Die Völker, welche dieses Verhältniß weniger verdrehten, werden weniger zu leiden haben.

Die fremden Gesetzgebungen haben den slawischen Völkern vielen Schaden gebracht; aber zum Glück für sie faßten die Vorstellungen der Staatsökonomen keinen festen Fuß in ihren Ländern. Die allgemeine Regel der Staatsökonomie

steht dem Slawenthum feindlich gegenüber, weil sie gänzlich aus dem Materialismus entspringt. Wohl wäre es eine sehr schöne Sache, wenn die Staatsökonomen jene erhabenen Wahrheiten, welche das Volk in seinem Busen trägt, klar und verständlich für jedes, auch das gewöhnlichste, Gemüth dargelegt, wenn sie auf diese Weise der menschlichen Vernunft die Schickungen der Vorsehung zugänglich gemacht hätten; bis jetzt rührten sie aber auch nicht einmal daran. Kam es ihnen denn irgend einmal in den Sinn, darüber nachzudenken, warum das schlecht erworbene Eigenthum dem Eigenthümer kein Glück bringt? Bei allen Völkern ist dies eine angenommene staatsökonomische Gewißheit, bei den Slawen sogar sprüchwörtlich, nur den Staatsökonomen ganz fremd. Für Say, Ricard, Malthus gilt jedes Eigenthum gleich. Unter den Philosophen versuchte nur ein einziger, Franz Baader, diese große Wahrheit durch eine Folgerung in speculativ-logischer Weise zu bekräftigen. Er zeigt, daß das schlecht erworbene Eigenthum zur Unfruchtbarkeit verurtheilt bleibt, und daß folglich alle seine Früchte sich in Unglück verwandeln müssen.

Wir können hier nicht in die detaillirte Auseinandersetzung der Meinung Baader's eingehen, die Staatsökonomen sollten sie aber in Betracht ziehen. Nur auf diese Weise könnte man, wenn wir durchaus eine Theorie der Staatsökonomie besitzen sollen, aus derselben eine nützliche Lehre ziehen; denn diese Lehre würde die Menschen der Routine, die Leute, welche sich aus Profession mit diesem Gegenstande befassen, die eingebildeten Gelehrten zwingen, dasjenige durch die Wissenschaft zu erkennen, was das Volk durch den Glauben weiß.

Der nicht gewöhnliche, wenngleich wenig gekannte deutsche Staatsökonom Adam Müller betrat schon eine ähnliche Bahn. Ueber das Kapital im allgemeinen redend, behauptet er, das Geld sei nicht der Reichthum, ja nicht einmal das Zeichen

des Reichthums, und wie die verschiedenen Nerven-Systeme im Menschen nicht die Seele, auch nicht einmal das Zeichen der Seele, sondern nur ihre Werkzeuge sind, ebenso dient jedes Kapital nur als Werkzeug irgend einer wirkenden Kraft. Dieser Begriff, der die Folge eines langen Aufenthalts Müller's in Polen war, widerspricht gänzlich den Begriffen, welche in dieser Hinsicht allgemein angenommen sind; und doch ist nur diese Art des Begreifens der Dinge fähig, ein Licht auf die Geschichte der slawischen Völker zu werfen und die Regierungen in Betracht der Zukunft dieser Völker aufzuklären. Wie darf man einige der europäischen Regierungen anklagen, daß sie nicht ihre Schuldigkeit eingesehen haben, sich in die Angelegenheiten des Slawenthums zu mischen, da sie doch in Folge dessen, was ihnen die Geschichtsschreiber, die Staatsökonomen und Rechtsgelehrten über diese Länder erzählten, sich ihren Zustand der Dinge durchaus ganz und gar anders vorstellen müssen, als er in der That ist? Folgt man den in Europa allgemein verbreiteten Ideen, so scheint es, als gäbe es gar keine slawischen Völker, so scheinen sie kein Dasein, keine Geschichte zu haben, namentlich aber nichts zu besitzen, was die heutige politische Oekonomie für Reichthum anerkennt.

Einundzwanzigste Vorlesung.

Den 2. Juni 1843.

Unsere Vorlesungen über die deutsche Philosophie muß man als die Einleitung betrachten, welche zum Zweck hat, das Verständniß des Philosophischen, was sich im Leben der slawischen Völker kundgibt, zu erleichtern. Sobald wir zur Untersuchung der gesellschaftlichen und politischen Ideen dieser Völker übergehen werden, wird es sich zeigen, warum wir ihnen einen so hohen Rang in der philosophischen Sphäre beilegen; diese Idee aber ist der Schlußstein des Gewölbes in unserm Systeme. Das Wort *System* wenden wir nur ungern an, denn in der That haben wir kein System. Wir sprechen hier nicht selbst, sondern die Geschichte und die slawischen Volksthümlichkeiten reden durch uns. Ein solches politisches und religiöses, sich aus dem slawischen Geiste offenbarendes System wird der Mittelpunkt sein, in welchem alle Ergebnisse unseres Vortrages zusammenkommen werden.

Schenken wir unsere Aufmerksamkeit noch zwei Philosophen, Polen von Geburt, welche für die Deutschen schreiben und demnach den Uebergang aus dem Slawenthum nach dem Westen ausmachen, welche die sich feindlich gegenüberstehenden beiden Gedanken, den deutschen und den slawischen, einander nähern.

In der Zwischenzeit vom Tode Hegel's bis zum kürzlichen

Wiedererscheinen Schelling's versuchten es mehrere Philosophen, ihre neuen Systeme aufzustellen. Einer der ansehnlichern Versuche dieser Gattung ist die Arbeit Trentowski's. Werfen wir einen Blick auf dieselbe.

Trentowski bemüht sich, die beiden philosophischen Systeme, das System Hegel's und Schelling's (wir sprechen hier von seinem frühern), einander zu nähern und sie in eins zu vereinen; er möchte uns gern glauben machen, daß diese Vereinigung einen gänzlich neuen Standpunkt zum Auffassen der Dinge, eine neue Basis für die allgemeine Philosophie abgeben wird. Er verfährt hierin wie folgt.

Seiner Meinung nach befinden sich alle Philosophen, welche bis jetzt das Wesen, das Dasein und das Geheimniß des menschlichen Gedankens erklären wollten, zu gleicher Zeit in der Wahrheit und im Irrthum; denn sie sind einseitig, sie sind entweder Idealisten oder Realisten. Auf diese Weise wollte Leibnitz den Idealismus, Locke den Materialismus begründen, Kant aber, obgleich er sich viel höher erhob, blieb gleichsam (so viel man aus dem an dieser Stelle dunkeln Gerede Trentowski's entnehmen kann) nur ein Leibnitz und Locke der zweiten Ordnung (Macht); er vermochte doch nicht, allseitig zu sein. Späterhin theilte sich die Philosophie wiederum in zwei Aeste, in das System Fichte's und das erste System Schelling's, ein Natursystem, das die materielle Seite darstellte. Diese Aeste vereinen sich später mit einander, oder vielmehr das Kant'sche System der zweiten Ordnung und das Fichte'sche, die ideale Seite vorstellende System werden Eins im Schelling'schen. Endlich bilden Schelling und Hegel noch einmal zwei besondere Systeme, schon zur dritten Ordnung erhoben, welche Trentowski in eins zusammenfließen lassen will.

Alle Diejenigen, welche zu ihrem Ausgangspunkte die Realität genommen, welche für die einzige Quelle des Wissens die sinnlichen Eindrücke halten, haben bei Trentowski Recht,

denn die Vernunft schreitet von der Sache zum Begriff; er sagt, *nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu*, nichts findet sich im Wissen, was nicht zuvor vom Sinne wahrgenommen wurde. Dieses ist der reellste Weg des Wissens. Auf diese Weise erhalten wir die erprobten Gewißheiten. Das Erkennen der Verbindung der Folgen mit den Ursachen durch die Erfahrung ist eine einfache und gewöhnliche Lehre. Von diesem Gesichtspunkte aus zur Moral übergehend, finden wir den Begriff des Nützlichen und beschränken uns auf das alltägliche, praktische Leben. Also dieser Theil der menschlichen Wissenschaften beschäftigt sich mit der Materie (Substanz), mit dem Object (Gegenstand). Die Substanz mit der Objectivität vereinend, machen wir eine Erfahrung, wir gelangen zur praktischen Moralität.

Allen Denen, welche sich zu ihrem Hauptgrundsatze den Geist genommen, gibt Trentowski ebenfalls Recht; denn der Geist ist der Beweggrund einer jeden Bewegung, oder er ist das *primum mobile*, *die erste Ursache*, die Causalität. Wie in jene Kategorie blos die Erscheinungen, so gehören in diese die Ursachen und Folgen, *die Causalität* (Ursächlichkeit). Hier entwickelt sich der moralische Begriff von der Pflicht, die Vorstellung des Edeln, Erhabenen, der Vorstellung des Nützlichen entgegengesetzt.

Die erstern dieser Philosophen, d. h. die positiven, reellen, die sich mit der Erkenntniß der Natur und der menschlichen Geschichte befassen, erziehen die Mehrheit des Volkes, die andern widmen sich den göttlichen, den moralischen Wissenschaften. In die Reihe dieser letztern stellt er einige Poeten.

Jedoch die einen wie die andern irren sich, denn man muß diese beiden Quellen vereinen, oder vielmehr eine dritte aufsuchen, welche Trentowski in der von ihm sogenannten *Wahrnehmung* findet. Diese Wahrnehmung des Trentowski läuft gänzlich auf die Schelling'sche Anschauung hinaus, nur ist sie zur zweiten Ordnung erhoben. Rührt uns z. B.

eine Naturerscheinung, so fühlen wir uns geweckt, es arbeiten unsere Gemüthskräfte, und wir kommen zu dem Augenblick, in welchem wir die innern Bande zwischen dieser Erscheinung und unserm Geiste auffassen, oder wo das Aeußere und das Innere sich in der Einheit berühren. Dieser Augenblick ist die *Wahrnehmung, das Nehmen der Wahrheit*. Wir sind alsdann sicher, eins der Geheimnisse des Daseins, eine lebenskräftige Wahrheit begriffen zu haben. Diese Wahrheit lebt in uns, sie wächst, entflammt sich; es ist dies ein göttlicher Funken.

Aus dieser Wahrnehmung leitet Trentowski Formeln ab, die wir hier anzuführen nicht nöthig haben, und mit ihrer Hülfe strebt er, das Hegel'sche System mit dem erstern von Schelling zu vereinigen, sie beide in eins zu verschmelzen. Nachdem er also auf diese Art hier die *Substanz*, dort die *Causalität* entlehnt hat, macht er aus ihnen seine *Congruenz (Congruität)*; ferner aus der *Objectivität* und *Subjectivität* bildet er sich die *Object-Subjectivität* und *Conjectivität*; endlich entwickelt ihm zufolge die Wahrnehmung, als Quelle und Schöpferin der Philosophie, alle moralischen Gefühle von Gott, von der Freiheit, welche er den höchsten philosophischen Begriff, die Vereinigung unserer Wahrheit und unseres Wissens mit der Wahrheit und dem Wissen Gottes, die Verwirklichung unserer Gottheit in Gott nennt.

Dies ist im Skelett das System des Trentowski. Viel wichtiger und einfacher wird es aber sein, zu untersuchen, wie er uns Gott, die Unsterblichkeit der Seele und den Menschen, sei es einzeln oder in der Gesellschaft betrachtet, darstellt. Alsdann werden wir die ganze Richtigkeit seines Systems erkennen.

Trentowski nimmt die allerletzten Ergebnisse, welche aus den Hegel'schen Vernunftschlüssen resultiren, und die Schlüsse, zu welchen Schelling in seinem ersten Systeme gelangt ist, an. Er kennt keinen persönlichen Gott, um so weniger noch eine selbstständige menschliche Seele. Die Unendlichkeit, das

All, die allgemeine Welt hat bei ihm ebenso, wie bei den vorhergegangenen Philosophen, zwei Seiten, oder sie offenbart sich unter zwei Gestalten: der äußern Natur und des Geistes, der Bejahung und der Verneinung; denn ihm zufolge ist die Materie die Bejahung (Positivität), der Geist die Verneinung (Negativität); beides bringt jedoch in Einklang, vereint in sich ein wahrnehmender Philosoph, der Mensch. Folglich hat hier ebenso, wie bei Hegel, Gott kein Selbstbewußtsein, er kennt sein Dasein nicht; erst wenn er sich zum Menschen macht, erblickt er in ihm sich selbst; der Mensch bleibt also immer der letzte Ausdruck Gottes.

Trentowski hat uns nichts Neues gesagt; was bei Hegel die höchste Stufe dieser Göttlichkeit, der Gedankenschwung, die Bewegung der Vernunft ist, macht bei Trentowski das Gefühl der Eintracht, welche zwischen der äußern Natur und dem Geiste obwaltet, aus. Gar zu gern möchte er uns Gott etwas poetischer darstellen als Hegel; er wirft sogar Hegel vor, sein Gott sei eine sonderbare Mißgeburt des Gedankens, da er außer der steten Umwandlung, außer der steten Spazierfahrt aus dem Geiste in die Materie und aus der Materie in den Geist kein anderes Dasein habe; er geht ein in die Materie, um sich zu erblicken, und sobald es ihm zuwider ist sich anzuerkennen oder zu verneinen, wird er wieder Geist. Der Begriff Trentowski's von Gott läßt sich sehr gut mit dem Daguerreotyp vergleichen. Die Allheit ist die sichtbare Natur, der Geist ist die reine Tafel des Apparats, sie ist die Verneinung, es findet sich nichts auf ihr aufgezeichnet, nichts aufgeschrieben, sondern es reflectirt sich auf derselben nur das Dasein der Objecte, namentlich des Menschen, und dieser ganze Apparat zusammengenommen ist Gott. Auf diese Art soll hier auch die Unsterblichkeit der Seele nachgewiesen sein; denn die Spur des Durchgangs eines jeden Menschen durch das Gefilde der allgemeinen Geschichte prägt sich auf dieser Tafel ab; denn alle menschlichen Seelen bleiben auf

ewig in Gott ausgeprägt. Diese Seelen hören mit dem Tode auf, wirklich zu leben. Trentowski sagt, daß sie ein reales Leben haben; unter Realität verstehen aber die Deutschen etwas Anderes. Sie haben nur ein formelles Leben, nicht aber ein wirkliches; sie können nicht mehr wirken, auf einander Einfluß haben und namentlich können sie nicht mehr mit den Seelen der lebenden Menschen Umgang pflegen. Will man kurz, ohne Umschweife den Gedanken Trentowski's ausdrücken, so muß man sagen, diese Seelen bestehen gar nicht; es bleibt nur das Andenken derselben in der Geschichte, in den Büchern, in den Köpfen der Leser dieser Bücher. So haben z. B. Alexander der Große, Cäsar, Napoleon kein anderes Dasein, keinen andern Himmel oder Hölle, als nur die Schränke in den Bibliotheken, wo die über sie und von ihnen selbst geschriebenen Werke liegen. Jede Feuersbrunst kann dieses vergängliche Dasein verzehren, ihre Seelen für immer vernichten.

Trentowski ist jedoch auf sein System sehr stolz; er behauptet, dasselbe gebe sowohl Gott, als auch die Unsterblichkeit der Seele und das letzte Gericht, die Belohnung und ewige Strafe, zu erkennen. Was noch sonderbarer, er erdreistet sich zu sagen, daß sein System christlich, daß Christus der Herr *ein wahrnehmender Philosoph*, weder ein theoretischer noch praktischer, sondern ein genetischer Philosoph gewesen sei; daß er in dem tiefen innern Gefühle der Gottheit und der Natur zwei entgegengesetzte Systeme vereinigt und das Leben erzeugt habe. Gleich daneben jedoch stimmen seine Begriffe von der Weisheit und der Philosophie ganz und gar nicht mit dieser Prätension an das Christenthum überein. Ihm zufolge muß man, um Philosoph zu sein, durchaus ein Gelehrter aus Büchern sein. Zuweilen enthüllt sich ihm die Tiefe des im Leben des Volkes enthaltenen Philosophischen; an irgend einer Stelle hat er die Meinung aufgestellt, das gemeine Volk besitze in seinen Sagen eine erhabene Philosophie,

bald jedoch vergißt er dies und behauptet von neuem, daß man, um zur Erkenntniß zu gelangen, das ganze Meer der Wissenschaften austrinken, alle Bücher durchlesen müsse.

Kann man wohl dem Offenbarer des Christenthums eine größere Schmach anthun? Geziemt es sich, ihn zu einem Vernunftredner ähnlicher Gattung, wie die deutschen Doctoren und Professoren, zuzustutzen? Wo hat der Welterlöser Bibliotheken durchgelesen, das Meer der Wissenschaften ausgetrunken? Fürwahr, die neuere Philosophie hat nach allen ihren Lästerungen keine größere mehr gegen das Christenthum aushauchen können, als indem sie mit demselben sich verbinden, dasselbe in die Reihe ihrer elenden Systemchen, die von den Deutschen täglich aufgebaut und niedergerissen werden, einschließen will.

Trentowski und viele andere Philosophen nehmen nicht ohne Ursache das Christenthum zum Deckmantel. Dies ist die allgemein von den Schülern der protestantischen Schulen angenommene Taktik. Sie entspringt aus der tiefen Verachtung, die sie gegen das Volk hegen. Volk heißt bei ihnen allgemein Alles, was nicht Philosophie auf Universitäten studirt hat. Dieser Pöbel, dieser Haufen braucht nicht viel zu wissen; man muß ihn in Finsterniß, in Vorurtheilen lassen; es ist sogar nöthig, sich zu stellen, als theilte man seinen Irrglauben. Die protestantischen Doctoren vertheidigen daher von der Kanzel Wahrheiten, über welche sie bei sich spotten; sie sprechen über die christlichen Geheimnisse, welche sie nachher in ihren literarischen Cabinets rationell auseinandersetzen und vernichten. Ebenso gehen auch die Philosophen zu Werke. Trentowski z. B. äußert sich dahin, daß er, wäre er Professor zu Warschau, ganz Polen bekehren würde; denn nicht nur alle christlichen Wahrheiten würde er beweisen, sondern selbst alle Geheimnisse der Religion in Vernunftformeln wie auf der flachen Hand darlegen. Wir wollen hier nicht die ganze Unverschämtheit dieses leichtfertigen Großsprechers aufweisen. Er

hat wirklich die Ueberzeugung, die warschauer Jugend und Bevölkerung werde ihm nachlaufen, um sich vor den Altären niederzuwerfen, die Gebräuche zu erfüllen, über welche er später in seinen Schriften spottete. Das ist eine große Unkenntniß Dessen, was Volk heißt, und namentlich ähnelt das slawische Volk in dieser Beziehung sehr dem französischen. Nicht so leicht ist es zu betrügen; es besitzt einen wunderbaren Instinkt, das Falsche zu errathen. In Frankreich unterließ das Volk vor der Revolution die Ausübung der Religion, als die Mehrzahl der Geistlichkeit den Glauben an Dasjenige verloren hatte, an was zu glauben sie dem Volke befahl, und bald warf es sich mit Erbitterung auf die Priester. Ein solches Ende würde auch dem Philosophen werden, welcher das slawische Volk zu verführen beabsichtigte.

Trentowski hat jedoch die Philosophie vervollkommnet; es besteht in ihm ein praktisches Streben. Er, der Erste, wendet die Philosophie der Politik und Ethik an. Unter den Werken Hegel's finden sich Bände, gewidmet der Staatswissenschaft, wie er sie nennt; er sprach auch über die Ethik. Es sind dieses jedoch Theile der Moralwissenschaft, die mit dem Ganzen seines Systems keinen Zusammenhang haben, die sich von demselben trennen lassen. Bei Trentowski aber strebt der philosophische Gedanke nach der Verwirklichung. Nachdem er seine Begriffe über den Geist und die Materie entwickelt hat, endet er mit der Abhandlung über das Dasein der Reiche und die Pflichten des Menschen. Seiner Meinung nach erzeugt das System der Idealisten die Republik, das System der Materialisten den Despotismus, und aus der Vereinigung dieser beiden Systeme entspringt der constitutionelle Zustand, die allerletzte Frucht des Nationallebens. Ebenso werden die Leute, welche vor Allem nach der Erweiterung der äußern Macht des Reiches streben, zu Eroberern; die Leute dagegen, welche einzig an die materielle Benutzung der Landesmittel denken, machen die sklavische, die servile Partei aus;

Diejenigen aber, welche die Interessen ihres Volkes mit den Interessen der andern Völker in Einklang zu bringen trachten, bilden die Diplomatie, das letzte Resultat des Lebens der Völker unter einander. So wie einerseits in seinem politischen Streben etwas ist, was die deutsche Philosophie weckt, ebenso besitzen auch andererseits sein Styl und seine Auffassungen eine gewisse Kraft, ein gewisses Leben, es leuchtet in ihm etwas Polnisches durch; nur das sieht er nicht, daß er schon längst überholt ist, daß, indem er kaum zu der Einsicht des Bedürfnisses, die philosophischen Wahrheiten zu realisiren, gelangt, die berliner Schule sich mit dem Verwirklichen derselben, wenigstens im Schriftthum, befaßt und daß die philosophischen Schulen des Slawenthums diesen Abschnitt des Weges weit hinter sich gelassen haben. Es scheint ihm, als hätte er den höchsten Gipfel der Philosophie erstiegen; hierin irrt er sich, denn er hat nur bemerkt, was ihr fehlt, und selbst die scholastischen Philosophen haben ihn um viele Jahre überholt.

Im allgemeinen bemühen sich alle deutschen Philosophen, selbst Trentowski nicht ausgenommen, nur darum, den Zustand, wie er ist, zu rechtfertigen und zu erklären. Auf das Hegel'sche Axiom: *„Alles, was vernünftig ist, das ist, und Alles wiederum, was da ist, ist auch vernünftig"*, stützen sich alle ihre Systeme. Eine leichte und angenehme Arbeit ist es allerdings, die Entwickelung der politischen Vorstellungen geschichtlich darzulegen, die etwaigen verwickelteren Stellen der Gesetzgebung oder Constitution aufzuhellen und dabei den Zustand der Dinge, durch Anderer Mühen und Sorgen begründet, ruhig zu genießen. An diesem gebenedeiten Zustande hängen sie mit ganzer Seele und möchten gern keinen Schritt vorwärts thun. Finden wir in ihren Werken Ideale des geselligen Daseins, so sind diese jedesmal den ausländischen Originalen, den Schöpfungen, welche in Frankreich oder in Polen entstanden, entnommen. Das Ideal Hegel's war die constitutionelle Monarchie, eine solche, wie sie Frankreich unter

Karl X. hatte. Mit seinem Geiste konnte er nichts erreichen, was über diese Form erhaben gewesen wäre; er fügte derselben nur noch einige Ueberbleibsel aus den Institutionen der polnischen Republik, die sich in Preußen erhielten, hinzu und rieth Preußen, gewisse fremde Einrichtungen von der Art, wie dies z. B. die Majorate sind, anzunehmen. Ein solches Machwerk schien ihm schon ein für die Ewigkeit vollkommener, keiner Veränderung unterliegender und geradezu dem göttlichen Gedanken entfließender Zustand der Dinge zu sein; er schrieb einen ganzen Band voller Beweise von dessen Göttlichkeit und reiner Vernunftlogik. Als er nun eben damit beschäftigt war, die Constitution der französischen Restauration vernünftig zu erklären und zu begründen, brach die Julirevolution aus und veränderte, ja man kann sagen, warf dieselbe ganz über den Haufen. Es zeigte sich, daß das System, welches für die Ewigkeit gemacht sein sollte, keine dreitägige Probe überstand; Hegel mußte es flicken und sich von neuem nach Vernunftgründen bemühen, um die constitutionelle Charte von 1830 zu rechtfertigen. Hierzu reichte ihm schon weder die Kraft noch die Zeit aus. Selbst sein Freund Michelet sagt, daß ihn die Nachricht von der Julirevolution in Zorn und Traurigkeit versetzte; nie konnte er derselben ohne Galle gedenken. Bald kam der Aufstand Polens, allen süßen Träumen Hegel's den Rest gebend. Ihm schien es nämlich, die Menschheit hätte schon nichts weiter zu thun, als nur die Glückseligkeit des Daseins zu genießen, welches sie in den Formen der französischen Monarchie, des russischen und östreichischen Kaiserreichs errungen hat, deren Muster aber und Typus die preußische Monarchie war.

Es haben also weder Hegel noch Trentowski eine Entdeckung, eine Neuerung in der Politik gemacht; sie denken nicht einmal daran, daß die deutschen Staaten das Bischen Freiheit, welches sie genießen, Frankreich und zum Theil Polen schuldig sind. Der gegenwärtige Zustand der

Dinge vieler dieser Reiche wurde nach dem Sturze Napoleon's und größtentheils nach dem Muster der französischen Constitution eingeführt. Der französische Civilcodex wirkte ebenfalls stark auf die Gesetzgebung der deutschen Länder ein, namentlich der Provinzen, die zu Preußen gehören. Daß aber in diesen Veränderungen sich etwas wahrhaft Deutsches vorfände, daß der Fortschritt deutscher Philosophie zur Aenderung der Lage Deutschlands in irgend etwas beigetragen hätte, ist durchaus nicht zu bemerken.

Die Anstrengung Trentowski's, die Systeme Hegel's und Schelling's in eins zu verschmelzen, ist, unserer Ansicht gemäß, eine vollkommen eitle und nutzlose Arbeit; ebenso werden auch die Bemühungen der berliner Philosophen, die wir später betrachten wollen, zu nichts führen und mit nichts enden. Trentowski fühlt das Falsche, die Leerheit ebenso bei den Idealisten wie bei den Materialisten; er möchte gern die Philosophie höher erheben, sie populair machen, doch weiß er nicht, worin das lebenskräftige Element derselben liegt. Er weiß es nicht, daß, um die Menschen zur Eintracht zu führen, es nicht genügend ist, ihnen etwas vorzuphilosophiren, sondern daß man ihnen eine höhere Kraft zeigen muß, die zugleich ihren Geist fortreißt und die Vernunft überzeugt; daß es nicht genügt, Bücher zu schreiben und Systeme zu veröffentlichen, sondern daß man die Wahrhaftigkeit dieser Systeme durch die Kraft, durch das Leben beweisen muß.

Erinnern wollen wir an dieser Stelle, wie diese Frage in der höllischen Komödie entschieden wird. Die beiden feindlichen Systeme, verkörpert in zwei Männern, reiben sich dort an einander. Der Vergegenwärtiger der Idealisten und der Vertheidiger des Materialismus kämpfen bis zum Niedersinken. Der Dichter gibt aber für die Beendigung des Kampfes keine neue Formel an, sondern er führt ein Zeichen, das am Himmel erscheint, ein.

Ein ähnliches Beispiel besitzen wir auch in der Geschichte.

Während des Bürgerkrieges in der Schweiz, als zwei Parteien, die eine unter Anführung der berner Aristokratie das System des Materialismus, wie Trentowski sagen würde, aufrecht haltend, die andere unter der Fahne der Republikaner des Waadtlandes die Idealisten vorstellend, schon auf dem Punkte standen, auf einander loszustürzen, als die Führer schon das Zeichen des Kampfes gegeben hatten: erschien plötzlich unter ihnen der unverhoffte Vermittler, welchen die Historiker *deus ex machina* nennen, und mit einem Worte entwaffnete er Alle. Es war dieses der Bote mit einem Tagesbefehle von Napoleon. Der erste Consul redete die Schweizer so an: „Helvetier! Drei Jahre lang unterhandeltet Ihr mit einander, ohne in irgend etwas Euch verständigen zu können; Ihr werdet Euch andere drei Jahre lang todtschlagen, ohne Euch besser zu verständigen. Bei Eurem Unglück kann und darf ich nicht gefühllos bleiben; *ich werde Euer Vermittler sein.*" Dieses Wort reichte aus. Auf diese Weise nur schlichten sich die Streitigkeiten; es muß aber Derjenige, der sich zum Vermittler stellt, zuvor die Beweise seiner größern Erhabenheit an den Tag gelegt haben.

Die deutschen Philosophen sehen nicht, daß der Kampf längst schon aus dem Bereiche der Bücher und Schulen hinausgegangen ist; daß Dasjenige, worauf die deutsche Philosophie erst jetzt verfällt, bereits ganze Völker, namentlich die Franzosen und die Slawen, seit Jahrhunderten ohne Unterlaß realisiren; daß man endlich, um den Kampf der Gemüther aufhören zu machen, das Werk der Verwirklichung, begonnen durch die politischen Völker, vorwärts zu rücken habe.

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Den 6. Juni 1843.

Wie es schon eine in der Geschichte nachgewiesene Thatsache ist, daß Frankreich nicht anders als durch Polen einen ernstlichern Krieg im Norden unternommen, oder ein wichtigeres Bündniß mit demselben eingegangen, so scheint es auch im Bereiche des Wissens, als würde die im Norden stattfindende philosophische Bewegung Frankreich nicht anders wirklich berühren, als bis sie erst Polen wirklich durchdrungen hat. Deshalb können die Schriften der Polen über die deutsche Philosophie den Franzosen sehr zu statten kommen. Schade, daß Trentowski's Werke nicht ins Französische übersetzt worden sind; er faßt in einer kurzen Uebersicht die Resultate der Arbeiten vieler deutschen Schulen der Philosophie sehr klar zusammen. Was aber eine beiweitem wichtigere Sache für Diejenigen wäre, die sich mit Philosophie befassen, das ist das Studium der Schriften Cieszkowski's, um zu sehen, welche Stellung in Deutschland dieser mächtige und, unserer Meinung nach, der einzige Geist, welchem eine große philosophische Laufbahn offen steht, eingenommen hat.

Wir müssen uns wiederum nach den nördlichen Gegenden, nach Preußen, versetzen und einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand des Streites unter den Philosophen werfen, die sogenannte Anarchie im philosophischen Reiche betrachten.

Hegel vermied mit großer Angst die religiösen Fragen. Er sagte in seinen Werken, die Politik besitze für die Deutschen wenig Anziehendes, die Künste und selbst die Industrie vermöchten dieselben nicht kräftig zu bewegen; was aber ein mächtiges Feuer hervorzurufen im Stande wäre, das seien die religiösen Streitigkeiten. Ehe er jedoch noch von dieser Welt Abschied nahm, berührte schon die auf sein System sich stützende Schule, einige seiner eignen Behauptungen entwickelnd, die Religion. Einerseits brachten die Theologen, andererseits die Politiker diese Bewegung zu Stande, welche bald allgemein wurde. Von einem Punkte zum andern gehend, bemerkte man endlich, daß der Mittelpunkt aller dieser Fragen, Gott und die Unsterblichkeit der Seele, das ewige Räthsel sei. Diese Geheimnisse, sorgfältig in philosophische Formel gewickelt und von ihnen immer mit Angst vermieden, sind heute zum allgemeinen Gegenstande der öffentlichen Discussionen geworden. Diejenigen, welche noch an Gott und die Unsterblichkeit der Seele glauben, welche dieses Dogma nicht für sich selbst (wir kennen keinen einzigen Philosophen, der an diese Sachen wirklich glaubt), aber wenigstens für das Volk bewahren möchten, nennen sich *Conservative* und theilen sich in *Legitimisten und reine Conservative*, welche Gott aufrecht erhalten wollen. Hineingezogen in die Reaction sind sie durch solche Schulen wie die Schlegel'sche, und man wirft ihnen sogar Umtriebe gegen die philosophische Freiheit vor. Diejenigen, welche das Hegel'sche System weiter führen, es vor jeder Realisation schützen, sich sehr in Acht nehmen, das Feld der Theologie und Politik zu betreten, werden betrachtet, als stellten sie die Mitte, das Centrum der philosophischen Kammer vor und theilen sich wiederum in die *rechte Mitte* und die *linke Mitte.* Der Repräsentant der rechten Mitte ist der berliner Michelet. Selbst diese Darstellung der Parteien geben wir nach seinem Werke. Marheinecke und viele andere, weniger angesehene Professoren, am meisten aber Michelet selbst,

geben sich für die Partei aus, welche der Partei Passy-Dufaure in der französischen Deputirtenkammer entspricht.

Alle oben erwähnten Parteien nehmen Hegel für ihre Charte an; es gibt aber noch eine außerparlamentarische Partei, die selbst die äußerste Linke (l'extrême gauche), von Strauß vergegenwärtigt, überholt, eine Partei der Terroristen, welche mit den Philosophen aufs Reine kommen und ihre Doctrinen kurz ausdrücken will. „Gesteht es doch offen ein," redet diese Partei die Hegelianer an, „daß Ihr weder an Gott, noch an die Unsterblichkeit der Seele glaubt, daß Ihr Atheisten seid. Warum denn nur so viel Umschweife? Es ist ja an der Zeit, mit der Kirche zu enden, die Kirche sammt der Theologie und allen diesen veralteten Erfindungen fortzuwerfen." Diese Partei repräsentiren Bruno Bauer und Feuerbach.

Ueber diese Ungeduld darf man sich nicht wundern, sobald man die Flachheit, die Untauglichkeit und den Stumpfsinn *der Mitte* gewahr wird. Wir sagten, daß es Sitte der vorhergegangenen protestantischen Doctoren gewesen ist, die Verehrung Gottes dem Volke anzupreisen, selbst aber im Stillen darüber zu lachen; die neuern Philosophen sind aufrichtiger, religiöser, wenngleich sie auch nicht glauben, wie z. B. Schleiermacher, welcher nicht nur nicht an die Authenticität des Evangeliums, sondern selbst nicht einmal daran glaubt, daß Christus der Herr auf Erden war. Diese Frage ist für ihn nur eine untergeordnete, geschichtliche, gar nicht nothwendige Frage. Doch aber folgert er die Nützlichkeit der religiösen Feiertage logisch heraus und möchte sie gern *für das Volk* aufbewahren; er gibt den Rath, den Geburtstag des Herrn und noch ein anderes Fest, vielleicht Ostern, zu feiern. Er sagt, daß am Geburtstage des Heilandes das Volk über die Erwachung des religiösen Lebens im Menschen nachdenken würde, was gleichsam eine Fleischwerdung, eine Offenbarung Gottes ist, und bietet noch andere ähnliche Sachen der Betrachtung dar. Es würde dies ganz und gar damit Aehnlichkeit

haben, wenn man während des Einzugs der Ueberreste Napoleon's in Paris dem Volke gesagt hätte, daß die Leiche des Kaisers sich gar nicht in dem triumphartig gezogenen Sarge befinde, daß es sogar zweifelhaft sei, ob er irgend einmal gelebt habe. Nun fragen wir, ob auch das Volk alsdann zum Begräbniß zusammengekommen, ob es dem Zuge gefolgt wäre? Und doch stellen die sogenannten religiösen Philosophen nicht anders die sacramentalen Ceremonien dar. Wir sahen, wie unverschämt Trentowski prahlte, daß er den warschauer Studenten die makellose Empfängniß klar und verständlich machen würde. Man muß es daher verzeihen, wenn Bruno Bauer und seine Schüler cynisch genug sind zu sagen, daß es für sie nur zwei Sacramente gibt: die Taufe, d. h. ein kaltes Bad, und das heilige Abendmahl, d. h. ein Stück Fleisch mit einem Kruge Bier; denn die geistige Philosophie der Deutschen drückt sich jetzt bereits in dieser Sprache aus.

Inmitten dieser Parteien, inmitten dieser philosophischen Kammer (weil sich die Deutschen im Parlamentspielen gar sehr gefallen und sich mit immer neuen Namen der französischen Parteien in der Deputirtenkammer beschenken) hat Cieszkowski Lamartin's Rolle für sich angenommen. Selbst seine Gegner erkennen ihm diese Stellung zu. Zuerst gab er blos seine „Historiosophie" heraus, in welcher er jedoch schon die Geschichte auf eine andere als Hegel'sche Art betrachtet; später veröffentlichte er ein Schriftchen in Gestalt eines Briefes an den berliner Michelet. Dieser Brief wird für eine Kriegserklärung an alle Philosophen betrachtet. Scheinbar gibt es in demselben nichts Angreifendes, er ist bescheiden wie ein ministerielles Programm abgefaßt. Cieszkowski erklärt sich, parlamentarisch zu sein; er acceptirt die Charte Hegel's, ist folglich dynastisch. Dabei läßt er jedoch sehr kühne Vorschläge blicken; er streut hier und da Worte aus, die augenscheinlich sehr überdacht und nicht ohne gewisse Absicht sind, deren Bedeutung die deutschen Philosophen noch nicht zu bemerken

scheinen. Endlich, wenngleich er sich bis jetzt nur als Kritiker hat vernehmen lassen, kündigt er ein dogmatisches Werk an, welches die Auseinandersetzung seiner Begriffe enthalten soll. Aus dem bekannt gewordenen Schriftchen kann man schon sein Streben errathen und, sobald er in demselben ausdauert, große Resultate versprechen. Sich der von den Deutschen sogenannten speculativen Sprache bedienend, welche in Auseinandersetzungen ähnlicher Art durchaus erfordert wird, wirft er der deutschen Philosophie vor, daß sie bis jetzt nicht im Stande gewesen ist, *die Individualität, Subjectivität und Persönlichkeit* zu verstehen, folglich auch nicht fähig war, Gott und die Unsterblichkeit der Seele zu begreifen.

Erstlich muß man es Cieszkowski Dank wissen, daß er gleich von Anbeginn das Centrum der Frage trifft, daß er von Gott und der Seele angefangen hat. „Ihr begreift," sagt er zu den Philosophen, „*die Allgemeinheit* als die ideale Seite und die *Besonderheit* (particularité) als die materielle Seite der Dinge und wollt aus ihnen die *Einheit* zusammensetzen. Euch zufolge stellt sich jeder einzelne Gegenstand, der Baum, das Thier, als der allgemeine Begriff des Baumes, des Thieres dar. Sehe ich diesen Gegenstand vor mir stehen, so erkenne ich ihn, weil ich an ihm die Merkmale gewahr werde, welche dieser oder jener Gattung organischer Wesen zukommen. Die Einheit ist folglich bei Euch nur der Behälter (recipiens), der Herd, in welchem sich die Allgemeinheit abspiegelt; durch sich selbst hat sie kein wirkliches Dasein, oder vielmehr, es bleibt immer ihre besondere Einheit von der Allgemeinheit verschlungen. Dies ist der alte Streit der Nominalisten und Realisten. Nicht im mindesten rückt Ihr in der Bezeichnung der Einheit auf diese Weise vorwärts; Ihr gebt blos die allgemeine Vorstellung, die sich in Eurem Begriffe vorfindet, und die Vorstellung des Gegenstandes, der vor Euren Augen steht, bildet aber keineswegs die Vorstellung von dem selbstständigen und wirklichen Wesen. Mit diesem Systeme

weitergehend, habt Ihr es Gott und der Seele angepaßt, was zur Folge hat, daß sich Gott und die Seele immer in Idealität und Realität trennen, und die Philosophie in ihnen nicht die Selbstständigkeit und das Leben begreifen kann."

Cieszkowski bemüht sich daher, zuerst die Vorstellung von der *Individualität*, dann von der *Subjectivität* und *Persönlichkeit* aufzustellen. Wir werden hier nicht die ganze Reihe seiner Vernunftfolgerungen durchgehen, und selbst die letzten Resultate derselben erzählen wir lieber in andern Worten als der Philosoph, weil sie uns seine Gedanken klarer auszudrücken scheinen.

Unserm Philosophen zufolge erscheint also die Individualität in ihrer niedrigsten Stufe als organisches Wesen; dies ist schon eine Offenbarung des Geistes. Das organische Wesen wird zusammengesetzt aus dem Geiste und der Materie, die sich einander das Gleichgewicht halten. Der Geist strebt, die Materie zu überwältigen, vermöge seiner Kraft erhält er ihre Ganzheit; allein die Materie gewinnt über den Geist die Oberhand und alsdann stirbt das Individuum, es verkommt. Wir haben also hier die Vorstellung des selbstständigen Lebens, welches die Offenbarung des Geistes in der Materie ist.

Von diesem Leben niedrigern Grades, von dieser von Cieszkowski sogenannten Individualität höher steigend, treffen wir die Persönlichkeit, den Menschen, an. Cieszkowski spricht über den Menschen nicht, er stellt blos die Formel auf, man kann sie jedoch durch das Wort Mensch ersetzen. Zwischen der Individualität und der Persönlichkeit waltet der Unterschied ob, daß sich in letzterer schon das Bewußtsein seiner selbst vorfindet. Das organische Wesen hat seinen Mittelherd, kann ihn jedoch nicht finden, es weiß nicht, wo derselbe liegt; der Mensch hat das Bewußtsein seiner selbst, seiner Mitte.

So ist also die Philosophie der Deutschen nicht weiter gekommen, als nur bis zu der Anerkennung des Gewissens; sie betrachtet dieses Gewissen als die allerhöchste, als die göttliche

Thätigkeit im Menschen. Wir sahen früher, daß, dieser Philosophie gemäß, Gott von sich nichts weiß, sich erst erkennt, indem er sich in dem menschlichen Gedanken erblickt. Cieszkowski deckt den deutschen Philosophen ihren ungeheuern Irrthum sehr gut auf, ihnen beweisend, daß sie Gott und das All (die Ganzheit) nicht begreifen, daß sie nur die Allgemeinheit, d. h. eine Seite Gottes, gleichsam die niedrigste Stufe, verstanden haben.

„Der allgemeine Gedanke," sagt er, „hat kein Bewußtsein seiner selbst; er spiegelt sich in dem Gedanken eines jeden Menschen ab. Das in den organischen Wesen verbreitete Leben bildet keine präcise Individualität; es spiegelt sich in jedem Individuum ab. Es gibt aber etwas Höheres als dieses organische Leben, etwas Erhabeneres als diesen allgemeinen Gedanken. Der Gedanke ist, streng gesprochen, nicht unser eignes Erzeugniß, nicht die Frucht unserer eignen geistigen Arbeit. Es spiegelt sich in demselben ebenso, wie in der Sehkraft, die Außenwelt ab; die Sehkraft ist aber ebenfalls nicht unser eignes Erzeugniß. Sie hängt von der Thätigkeit des Lichtes und des Geistes ab. Schließen wir die Augen, so hören wir auf zu sehen, es sehen aber Andere; ebenso, wenn wir zu denken aufhören, denken Andere für uns, und der Gedanke dauert, ohne Unterlaß in den Menschen herumkreisend, fort; die Sonne ist er jedoch nicht."

Was die deutschen Philosophen in den Irrthum brachte, war jene kühne Aussage Herder's, daß ein Mensch Gott nicht begreifen könne, es begriffen ihn aber alle Menschen zusammengenommen. Hierin besteht das Falsche, denn Herder hätte sagen sollen: die Allgemeinheit aller Geschöpfe, nicht aber alle Menschen.

Daher setzen auch die Deutschen Gott immer nur in den menschlichen Gedanken, wogegen Cieszkowski sich erhebt, indem er sagt, daß nicht der Gedanke, nicht das Erkennen der Dinge die allerhöchste Sache im Menschen sei. Hier beschwert er

sich selbst über die Schwierigkeit, seine Begriffe auszudrücken, weil er kein gänzlich entsprechendes Wort für dieselben finden kann. Die deutschen Wörter *Geist*, *Hauch*, *Wind*, das lateinische *spiritus* scheinen ihm entweder gar zu sehr materiell, oder geistig zu sein; er möchte lieber das *pneuma*, *aër*, die Luft, das Ausathmen nehmen, was zu gleicher Zeit eine organische und auch eine geistige Thätigkeit ausdrückt.

Gelangt man schon bis zu diesem Punkte, so wird es einem wahrhaft leichter zu Muthe. Wir sehen, daß Cieszkowski gefunden hat, worin die Hauptverwickelung besteht; er hat den Knäuel der ganzen Aufgabe erfaßt. Er fühlt, wie viel es hier auf den Ausdruck ankommt, wie von dem Begriffe des Geistes die ganze Philosophie abhängt. Warum bemerkte er es nicht, daß unser slawischer Ausdruck „Duch" ihm am besten entsprechen würde? Duch ist ein Wort, welches allen geforderten Bedingungen entspricht, und früher oder später wird die Philosophie gezwungen sein, dasselbe zu adoptiren; denn die bis dahin angewandten Wörter sind entweder gemißbraucht worden, sie sind verflacht, oder sie haben ihre Bedeutung verändert.

Es geht den Wörtern wie den Titeln, welche, lange Zeit geachtet und achtungswerth, zuweilen lächerlich werden und sich verflachen, selbst in dem Maaße, daß ein Volk für seine Ehrenwürden ausländische Titel leihen muß.

Hätte Cieszkowski das Wort Duch angewendet, er hätte gleich auf einmal die ganze Frage entwickelt; doch besitzt er den tiefen Begriff der Sache selbst. Duch ist weder der Geist, noch das Selbstbewußtsein, sondern die um einen Grad höher entwickelte Persönlichkeit. Das organische Wesen besteht *in sich selbst*, der Geist *durch sich selbst*, der geistige Mensch *aus sich selbst*; Derjenige, welcher in sich den Geist gefühlt hat und schon ein geistiges Leben beginnt, besteht *für sich selbst*, *durch sich selbst* und *aus sich selbst*. Die Formel *aus sich selbst*, zum ersten Male von Cieszkowski angewandt, ist äußerst wichtig; der Geist *schöpft die ganze Kraft aus sich*

selbst. Alsdann aber, und dieses hätte Cieszkowski klarer entwickeln sollen, sind die Materie oder die äußern Individualitäten, das Denken oder der allgemeine Gedanke nur die Mittel für ihn; er erhebt sich, ergießt sich, erkennt sich und begreift die ganze Natur. Der Geist ist nicht geschaffen, um mit der Materie zu kämpfen, wie dies Fichte meint; um sich mit der Natur in irgend einem vagen Absoluten zu verschmelzen, wie dies Schelling behauptet; auch nicht, um in seiner Vernunftlogik mit dem Zusammenhange, welcher zwischen der Natur und dem Gedanken obwaltet, zu spielen: sondern er ist geschaffen, um sich Gott zu nähern, sich zu erheben und auf dieser Bahn zu wachsen, vorwärts zu gehen.

Cieszkowski's Definition des Geistes ist vorzüglich und schließt den Keim eines ganzen Systems in sich. Daher kehrt er auch, nachdem er zuvor bewiesen, daß die Unsterblichkeit, wie sie die berliner Philosophen begreifen, ein Unsinn sei, daß eine solche gar nicht bestehe, zu seinem Hauptsatze zurück und folgert dieselbe auf eine andere Weise heraus.

„Ihr gebt uns," sagt er, „viele Arten der Unsterblichkeit, die aber alle nichts taugen. Zuvörderst Eure Unsterblichkeit des Leibes, welcher, sich zersetzend, in andere Körper übergeht, ist keine Unsterblichkeit, weil hier die Einheit zu Grunde geht; der Leib selbst schwindet zu gleicher Zeit mit derselben. Was bedeutet ferner wohl Eure Unsterblichkeit des Gedankens? Im Schlafe verlieren wir öfters das Bewußtsein unserer selbst, und warum sollten wir dasselbe nicht um so mehr sterbend verlieren können? Dieser Gedanke wird in den allgemeinern Gedanken verschlungen. Sollte er noch von dort einst vergrößert und vervollkommnet auf Erden zurückkehren, so wäre dies allerdings etwas; da er aber für immer in diesen allgemeinen Abgrund versinken soll, was folgt für uns daraus? Die Unsterblichkeit Cäsar's und Napoleon's, sich blos in ihren Memoiren erhaltend, würde gewiß Niemand anziehen. Die Unsterblichkeit der Bildsäulen, der Trost großer Männer, daß sie

in den Brustbildern aus Marmor und Bronze auf Erden bleiben werden, ist desgleichen eitel und leer. Die Unsterblichkeit der Thaten, der durch uns bewirkte Einfluß auf das Andenken, die Vorstellungen und die Handlungen anderer Menschen ist nicht unsere eigne, persönliche Unsterblichkeit. Ich überlasse Euch daher alles flache Land der Individualität des Gedankens und ziehe mich zur Vertheidigung der Persönlichkeit in die Feste zurück, aus welcher man dieses ganze Land wieder erobern kann."

Der menschliche Geist, im Körper und auf andere Körper wirkend, entwickelt sich selbst und die äußere Natur. Jede Frucht seiner Arbeit bleibt für ihn, nicht als etwas in seinem Gedanken Niedergelegtes, sondern als etwas, das sein ganzes Wesen durchdrungen (imprägnirt) hat. Was der Mensch nur irgend in moralischer Beziehung auf Erden ausrichtet, das schwindet nicht mit seinem Tode, auch nicht mit dem Tode der Menschen, auf welche er die Wirksamkeit ausgeübt, sondern es bleibt in seinem Geiste als die Spur des Durchgangs unter den Menschen und zugleich als Gefühl der schon einmal erprobten Kraft zurück. Das Wesen unserer unsterblichen Einheit ist also *die Frucht des Geistes, wyrob ducha*, das, was wir *für* und *durch uns selbst*, die ganze Kraft *aus uns selbst* hervorholend, ausgearbeitet haben. Dieses macht eigentlich das Wesen unseres Geistes und unser Recht zur Unsterblichkeit aus, das uns Niemand mehr nehmen kann. Die Männer, welche diesen Grad erstiegen haben, können nicht an ihrer Unsterblichkeit zweifeln, ebenso wie diejenigen, welche marschiren, nicht zweifeln, daß sie die Kraft haben, die Füße zu bewegen. Was der Geist erkennt, was er aus seiner Tiefe schöpft, das kommt weder vom Gedanken, noch von den äußern Eindrücken her, sondern, wie Cieszkowski es nennt, *aus der Intuition.*

Schon längst hat die Philosophie das Bedürfniß gefühlt, dem Wissen eine neue Quelle anzuweisen, wozu weder die

Sinne, noch selbst der Gedanke ausreichen. Darum hat auch Schelling seine *Anschauung* oder sein Aufleuchten des Geistes erfunden, was jedoch etwas Unklares, Unbezeichnetes ist; es will dies noch nichts sagen *). Trentowski ersann die *Wahrnehmung*, polnisch nennt er sie *Prawdobranie*, *das Nehmen der Wahrheit;* sie kann eben so gut fehlen wie treffen; eine Gewährleistung ihrer Unfehlbarkeit hat sie in sich nicht, während uns unterdessen die *Intuition (intus itio)* das Mittel, die Wahrheit zu erhalten, zu gleicher Zeit fühlen und auch begreifen läßt; *intus itio* ist nämlich das *Insichgehen.* Je tiefer der Mensch in seinem Geiste sucht, desto mehr Wahrheit holt er aus demselben hervor, weil er sich um so mehr der Mitte nähert, durch welche er mit Gott in Berührung steht.

Zum ersten Male findet sich das Wort *Insichgehen, Intuition*, in der deutschen Philosophie schon in der speculativen Sprache angewandt, wenngleich Cieszkowski keine Definition desselben gibt, und, was noch mehr ist, es nicht philosophisch rechtfertigt. Ebenso berührte er nur im Vorbeigehen eine andere, sehr erhabene und fruchtbare Wahrheit. Er sagt, die heidnische Geschichte habe die Menschheit bis zur Entwickelung der *Individualität des Menschen* (und was wir die *Persönlichkeit niedern Grades* nennen würden) gebracht, einer Individualität, welche auf dem Sich-Stellen, Setzen und dem Erkennen ihrer Selbstständigkeit beruht; das Christenthum entfaltete, indem es den Menschen höher erhob, die von ihm sogenannte *Subjectivität* (was wir die *Persönlichkeit höhern Grades* nennen würden, wo der Mensch sich schon als moralisches Wesen erkennt). Bemerkenswerth ist, daß Cieszkowski den erhabensten Ausdruck dieses Begriffs im christlichen Märtyrerthum darstellt, und obgleich er sagt, derselbe sei nur das Resultat des Gefühls, nicht des Gedankens gewesen (weil

---

*) Die Anschauung kann eine wahre und auch falsche sein.
Anmerk. des Uebersetzers.

ihm der Gedanke noch immer vor Augen steht und mehr als Alles gilt), so betrachtet er jedoch das Märtyrerthum, d. h. das der Wahrheit dargebrachte Opfer Alles dessen, was vergänglich, für den letzten Ausdruck einer Epoche des Christenthums. „Es handelt sich nun darum," fügt er hinzu, „einen Schritt vorwärts zu thun, die Eroberung, den Sieg durch den Geist zu vollbringen; sich für die Wahrheit nicht mehr kreuzigen zu lassen, sondern die Kraft zur Niederkämpfung, Niedertretung der Falschheit hervorzuholen, die Welt dem Geiste durch den Geist und durch die Kraft des Geistes zu erobern."

Auf diese Art entwirren wir einige in seinen Formeln verwickelte Aussprüche. Er hat demnach das gegenwärtige Streben des christlichen Geistes, welcher sich mit dem Dulden für die Wahrheit allein nicht begnügen kann, begriffen. Noch gibt es andere, nicht minder interessante Aussichten in diesem Schriftchen, deren Entfaltung wir jedoch lieber dem Verfasser selbst überlassen wollen. Namentlich würden wir ihn ersuchen, die angedeutete Bemerkung, daß die heutige deutsche Philosophie, die Hegel'sche, eigentlich nicht über das Aristotelische System hinausgegangen ist, zu entfalten. Es ist dies eine große und ergiebige Wahrheit, weil diese Philosophie doch nichts weiter ist als nur eine Scholastik. Er nennt sie eine zur zweiten Macht erhobene Scholastik; es sei! Erhoben zur zweiten Macht *minus*, d. h. unter den Gefrierpunkt.

Noch findet sich eine zweite, sehr tiefe und für die Slawen sehr wichtige Wahrheit, welche Cieszkowski berührt hat. „Das Selbstbewußtsein," sagt er, „ist unfehlbar die höchste Stufe des Gedankens, der Herd des philosophischen Sternes. Ist der philosophische Stern aber auch der Centralstern, ist er Mittelpunkt der Milchstraße?" Diese Frage hat er unentwickelt gelassen. Es handelt sich hier jedoch um nichts mehr und nichts weniger, als den Hochmuth der Philosophen vom Throne herabzustürzen, welche ihr Bewußtsein für den Stern, die Sonne, den Mittelpunkt der ganzen Menschheit betrachten.

An dieser Stelle müssen wir eine Bemerkung machen. Oefters schon hat man Kant mit unserm Philosophen Kopernik verglichen. Gewöhnlich wird gesagt, Kant habe der Welt den Lauf um den Gedanken herum, der das Licht ausmacht, gezeigt, ebenso wie Kopernik den Kreislauf der Himmelskörper um die Sonne herum erwiesen habe. Diese Behauptung kann man fast in jedem Werke deutscher Philosophen finden. Nicht die mindeste Wahrheit findet sich in diesem Vergleich und wir weisen ihn mit Verachtung zurück. Die deutsche Philosophie will im Gegentheil jegliche Bewegung des menschlichen Geistes um dessen Sonne herum anhalten und ihn gänzlich an die Erde bannen; sie hat sogar den Fortschritt der strengen Wissenschaften in Deutschland aufgehalten. Man könnte sagen, daß selbst der Gedanke bei ihnen die Bahn verloren hat, welche er einst betrat, um zu den Himmelskörpern (Planeten, Kometen) zu gelangen. Der Materialismus französischer Gelehrter ist viel kühner in dieser Hinsicht; er erforscht mehr und fordert mehr als die deutsche Philosophie. In Frankreich macht man wenigstens Vermuthungen darüber, was es wohl auf dem Monde, auf den Planeten geben könne; bekannt sind die kühnen Hypothesen eines Fourier hierüber. In Deutschland endet Alles mit schalen Definitionen. Hegel zum Beispiel, über die Kometen redend, sagt, es sei dies eine *Möglichkeit des Wassers.* Was lernen wir wohl daraus? So oft er über die Sterne, die Sonne zu sprechen anfängt, macht er Alles immer mit ähnlichen Ausdrücken ab, wie z. B. *negatives* oder *positives Licht, Einheit der Kräfte, der Schwere und der Wärme* u. s. w. Was aber auf diesen Sternen, auf dieser Sonne vorgeht, das hat er sich nie gefragt. Seit dem Augenblicke, wo die Deutschen ausgerufen haben, Gott offenbare sich nur im Menschen, der menschliche Gedanke sei der Gipfel von Allem in der Welt, gibt es für sie auf allen Welttheilen keine geistigen Wesen mehr. Die unzähligen Sterne, Monde, Kometen wurden bei ihnen zum Flitteranhängsel der

Erde; gern möchten sie der Welt nicht um die Sonne, sondern um ihren philosophischen Lehrstuhl den Kreislauf geben.

Inmitten einer solchen Verblendung hat zuerst Cieszkowski es versucht, durch seinen obigen Vorschlag den deutschen Gedanken von der Erde abzureißen. Hier begegnete er einer sehr hohen Aufgabe, denn schon verfallen mehrere Astronomen auf die Vermuthung, daß es im Universum eine noch viel größere und erhabenere Bewegung gibt als die der Planeten um unsere Sonne; daß wahrscheinlich unser ganzes Planetensystem um eine unsichtbare Mitte herum kreiset, welche Cieszkowski die geistige Sonne nennt. Einige Astronomen meinen sogar, daß die an der Milchstraße gemachten Beobachtungen uns zu der Bezeichnung der Himmelsgegend, in welcher diese Mitte liegt, führen könnten. Wer weiß, ob nicht dem polnischen Gedanken überlassen ist, so wie er einst die Aufgabe des Sonnensystems gelöst hat, so auch gegenwärtig die noch viel erhabenere Aufgabe zu lösen. Was wir aber namentlich von Cieszkowski zu verlangen haben, das ist, er möge tief erkennen, was der Geist, was die Intuition ist. Möge er nicht glauben, daß er durch Vernunftgründe und Bücherschreiben seine Gegner, die Philosophen, besiegen könne.

Er erzählt selbst, daß er sein ganzes System in einem Augenblicke, wo er zu Venedig in einer Gondel die Lagunen auf und nieder schwamm, erfaßt habe, d. h. er hat einen Augenblick der Erhebung gehabt, welche er Durchdrungensein nennt. Er möge also trachten, seinen Geist in dem Zustande zu erhalten, in welchem er damals war, als so große Wahrheiten sich ihm enthüllten; er möge nicht glauben, daß man durch die Arbeit des Kopfes, durch die Anstrengung des Gedankens zu ähnlichen Resultaten, zu einem ähnlichen Durchdrungensein gelange. Die Intuition ist ein Strahl der Sonne, der Gedanke, die logische Speculation sind die prismatischen Gestalten dieses Strahls (les spectres solaires). Dieser Strahl kann mit Hülfe des Prisma zerlegt oder reflectirt

werden; um aber zu wirken, braucht er das Prisma nicht. Unser Philosoph wird wahrscheinlich errathen, daß es etwas Wichtigeres zu thun gibt, als Bücher zu schreiben und neue Systeme vorzuschlagen.

Zum Schluß fügen wir die Bemerkung hinzu: Cieszkowski gesteht es ein, daß Jesus Christus mit einem Male den Fortschritt der Philosophie des Alterthums schloß und den menschlichen Geist um einen Grad höher erhob. Erwäge er doch, wie dieses geschah. Erhob sich der menschliche Geist höher, so geschah dies, weil eine Macht auf die Erde niederstieg, die fähig war, ihm die Kräfte zu einer neuen Erhebung zu Gott zu verleihen; denn so viel ist wenigstens offenbar, daß die Aenderung, welche das Christenthum hervorgebracht, aus keiner Schule geflossen, nicht die Folge der Entwickelung irgend eines philosophischen Systems gewesen ist. Cieszkowski gesteht ferner ein, daß der Geist jetzt wiederum einen Schritt zu thun, d. h. sich zu realisiren, hat; daß der *Intuition* oder dem Insichgehen die *extra-itio* oder *foras-itio*, das Aussichherausgehen, folgen muß. Könnte er dieses wohl ohne Hülfe einer neuen Macht zu Stande bringen. Soll diese extra-itio oder foras-itio etwa nur darauf beruhen, neue Bücher zu schreiben, neue Systeme aufzustellen? Dies hieße auf der Bahn der alten Epoche weiter gehen, nicht aber die neue Epoche beginnen. Sollte der ganze Beweis dieser Erhebung des Geistes etwa in einer Syllogismenarbeit bestehen? Ist der Geist um einen Grad erhoben, so zeigt er auch ein um einen Grad erhobenes Leben; dieses L e b e n muß sich beweisen, um sich herum neues Leben verbreitend.

Die polnische Philosophie frage sich daher, ob sie diese Kraft besitze. Möge sie selbst in sich gehen, denn die Postulata, die Wünsche, Erwartungen und selbst philosophischen Definitionen machen noch kein philosophisches Thun aus; und besitzt sie diese Kraft nicht, so ist ihre erste Schuldigkeit, zu suchen, zu rathen, wo sich dieselbe befinde.

Dreiundzwanzigste Vorlesung.

Den 13. Juni 1843.

Erwägen wir noch einige Resultate der deutschen Philosophie, Resultate, welchen die philosophische Schule nicht so großen Werth beilegt, als sie es uns zu verdienen scheinen, und die wir erkennen müssen, weil gerade hierin die deutsche Philosophie und die Philosophie Frankreichs und der slawischen Länder sich begegnen.

Welches ist denn nun die Endmeinung der Philosophen über das Kriterium der Wahrheit, d. i. über die Möglichkeit, daß der Mensch zur Ueberzeugung gelange, dieses oder jenes Gefühl sei das richtige, diese oder jene Meinung die wahre, weil es doch ohne eine solche Ueberzeugung keine Handlung gibt, wir aber von der Anwendung der Philosophie im Leben reden wollen? Diese Frage des Kriteriums betreffend, läßt uns die scholastische Philosophie (wir bezeichnen mit diesem Namen alle jene auf die Hegel'sche Methode gebauten Philosophien und lassen für den Augenblick die religiösen Schulen bei Seite) in dieser Hinsicht im Unklaren (dans le vague). Für dieselbe gibt es nur eine einzige Gewißheit, eine einzige Sicherheit, die Methode; diese allein ist für sie die Wahrheit. Sobald es sich aber um die Anwendung dieser Methode in den politischen Einrichtungen, selbst im häuslichen Leben handelt, so finden wir die Anhänger Hegel's ganz und gar von entgegen-

gesetzter Meinung, was beweist, daß diese Fragen dem Meister vollkommen gleichgültig waren, daß er sie nicht gelöst hat.

Viel Rühmens macht man davon, in der Schule die Hegel'sche Methode mit Erfolg den Wissenschaften, der Jurisprudenz, der Aesthetik u. s. w. angepaßt zu haben; dies Alles beschränkt sich jedoch nur auf die Einführung einiger Formeln der Hegel'schen Schule in die Wissenschaften, und, so viel wir wissen, gibt es keinen einzigen Chemiker, Physiker, Juristen oder Artisten, welcher irgend einen Vortheil aus der Entwickelung der Hegel'schen Methode gezogen hätte.

Bevor wir weiter gehen, wird es nöthig sein, sich zuvörderst eine einfache und verständliche Idee von dieser Methode zu machen. Dann erst können wir ihre Anwendung in der Geschichte, im Studium des politischen Lebens sehen. Diese Methode, wir sagten es schon, ist nichts Anderes, als die Scholastik, erhoben zur zweiten Ordnung, nämlich zur zweiten Macht *minus*; sie ist jedoch identisch mit der Methode des Aristoteles, und wir haben ein treffendes Bild derselben, sobald wir sie mit der uns bekannteren Methode vergleichen, mit der Methode der Rhetoren, wenn diese nämlich anfangen, über die Poesie und die gehaltenen begeisterten Reden zu sprechen. Allgemein bekannt ist, daß jede Rede mit einem Exordium anhebt, daß es eine Exposition gibt, eine Auseinandersetzung, endlich eine Peroration. Jeder dieser Theile ist zusammengesetzt aus Figuren, um zu verzieren, um Gestalt und Farbe zu geben, wie die Rhetoren sagen; aus Figuren, deren es verschiedene Gattungen gibt: Redefiguren, Gedankenfiguren, Wortfiguren u. a. m. Zur Zeit, als diese Wissenschaft blühte, zählte man sechs- oder siebenhundert Figuren, die auswendig zu lernen waren. Sind jedoch diese Beobachtungen der Rhetoren wahr? Es finden sich unter ihnen einige, die sehr tief, sehr fein sind. Allerdings befolgt das Gefühl oder der Gedanke, sich in Worten entwickelnd, gewisse Regeln; diese Regeln, diesen Hergang des Gefühls, des Gedankens haben die

Rhetoren klar dargestellt, ist ihre Methode selbst aber das Schaffende? Keineswegs. Kein einziger große Redner ist in der Schule der Rhetoren gebildet worden. Wenn es aber unmöglich ist, mit Hülfe der Rhetorik einen Demosthenes oder Cicero zu schaffen, was soll man sich dann noch von den Büchern der Rhetoren versprechen? So also ist auch diese Methode von der Entwickelung eines ernsten und wahrhaft poetischen Lebens erstickt worden.

Die Methode Hegel's analysirt die Arbeit der Vernunft (intelligence), die sich im Syllogismenmachen gefällt. Diese Auseinandersetzungen sind subtil, tief, sie werden jedoch nie das Vernunftreden, auf gut Deutsch vernünftig reden, lehren.

Unterdessen hat aber die Methode des Aristoteles lange Zeit allen Angriffen widerstanden, sie ist sogar nicht untergegangen, sie hat sich umgeformt, verwandelt. Ebenso wird auch Hegel's Methode lange Zeit bestehen und nur damit endigen, daß sie sich umwandeln wird. Diese Methoden können nicht untergehen; sie sind, so zu sagen, die nothwendigen Monstruositäten, die unnatürlichen Zustände des menschlichen Gedankens. Es gibt Zeitperioden, in welchen die schaffende Kraft still steht, und alsdann machen sich die Geister an das Durchwühlen, Durchstöbern der Form; dies ist sogar eine nothwendige und zu gewissen Zeiten sehr nützliche Beschäftigung. Ebenso gibt es auch, selbst in den Zeiten des Schaffens, Köpfe mit stark entwickelter Vernunft und trockener, verdorrter Seele, die sich mit aller Gewalt der Gefühle erwehren, die den Einwirkungen des Enthusiasmus unzugänglich, die verdammt sind, nie die Kunst fühlen zu können. Diese Wesen werden dann viel leichter von Seiten der Vernunft angezogen; unfähig, dem Redner zu folgen, wägen sie lieber seine Perioden ab, sie finden Gefallen daran, seine Worte und Redefiguren zu beurtheilen. Auf diese Art gewöhnen sie sich allmälig, die äußern Formen der Kunst zu würdigen, und endigen zuweilen damit, auch die Schönheit derselben zu fühlen.

Was die französische Philosophie anbelangt, so hat sie sich vor Allem mit dieser Frage des Kriteriums beschäftigt, und in den letzten Zeiten herrscht diese Frage vor allen übrigen.

Herr de Maistre versetzt das Kriterium in die Kirche, in das Papstthum. Ihm zufolge können die großen Fragen nicht anders gelöst werden, als nur durch eine päpstliche Entscheidung. Herr Lamennais nimmt einige dieser Behauptungen de Maistre's an, nur beruft er sich durchaus auf die allgemeine Zustimmung. Er sagt, eine Sache sei nur in sofern wahr, als die Allgemeinheit der Menschen sie für wahr anerkenne, weil jeder Mensch ein angebornes Gefühl der Wahrheit besitze. Hieraus folgt, daß man die größtmöglichste Zahl von Menschen zu den Verhandlungen berufen muß, weil nur so die wichtigsten Fragen entschieden werden können. Nach dem Systeme des Herrn Lamennais wird der Papst nicht als der Schöpfer der Wahrheit, der Gewißheit betrachtet, sondern nur als eine Art Vorsitzender, welcher die Stimmen zählt, die Entscheidungen der Allgemeinheit der Bürger, die er einmal die Kirche, das andere Mal die Christenheit und dann wieder das Menschengeschlecht nennt, constatirt.

Mittlerweile läßt uns jedoch diese Art, nach der Wahrheit zu suchen, in einer großen Verlegenheit, da wir nicht die Gelegenheit haben, die Meinungen der Allgemeinheit der Menschen zu befragen, und doch jeden Augenblick genöthigt sind, etwas zu thun.

Herr Leroux hat diese Frage höher gestellt. Er besetzt die Stelle der allgemeinen Beistimmung mit der allgemeinen Vernunft (raison universelle). Nachdem er über die Religionen und die Geschichte der Völker nachgedacht hat, findet er überall Spuren ähnlicher Meinungen über die großen Fragen, welche die Menschheit theilen, über Gott, über das Dasein der Seele und die moralischen Pflichten. Ihm zufolge sollte man sich nur darum bemühen, alle diese Ueberbleibsel

zu vereinen und aus denselben eine Meinung zu bilden, welche diejenige des Menschengeschlechts vorstellen würde.

In Betreff der Gewißheit, die uns als alltägliche Lebensregel dienen sollte, schließt Herr Leroux die Autorität der nationalen Meinung nicht aus. Die Rolle wahrnehmend, welche Frankreich in der Christenheit gespielt hat, sieht er mit Recht in der Geschichte Frankreichs einen Beweis der *erhabenen und besondern Sendung*, zu welcher dieses Volk berufen zu sein scheint; in dem Sinne nennt er das französische Volk eine Religion (une nation-réligion); er beurtheilt sogar die moralischen Fragen von dem französischen Standpunkte aus, glaubend, diese Art des Aburtheilens sei der Wahrheit viel entsprechender. Dies ist schon eine Wahrheit, die der Philosophie zum Vortheil gereicht, nämlich die Einsicht von der äußersten Wichtigkeit einer Meinung oder eines Urtheils, welches ein Volk über eine moralische Frage abgibt. Nach Herrn Leroux befindet sich Frankreich zum Erkennen der Wahrheit in den günstigsten Umständen. Was uns betrifft, so glauben wir auch, daß die Philosophen der verschiedenen Völker sich durchaus unterscheiden müssen, wenn auch nicht in dem Wesen der Dinge selbst, so doch wenigstens in der Zahl der Wahrheiten, die sie zu erschwingen fähig sind. Der deutschen Philosophie entgehen jedoch diese Wahrheiten.

Dessen ungeachtet haben die berliner Philosophen neuerdings die durch Hegel vergegenwärtigte Scholastik für eine preußische Philosophie anerkannt, was auch wahr ist; denn an einem andern Orte, in einem andern Volke hätte eine solche Philosophie sich nie erzeugen, geschweige denn entwikkeln können.

Was die Methode oder die Art des Verbreitens der Wahrheit anbelangt, so werden die französischen Philosophen angeklagt, keine zu besitzen. Dies ist gerade ihr Vorzug; sie suchen das Leben zu verbreiten, daher können sie sich in keine Formeln der Schule fügen. Vor dreihundert Jahren beschul-

digten die Scholastiker auch Bako; sie sagten, er wäre kein Philosoph, und warum? Weil er nicht die Formen des Syllogismus anwandte.

Leroux sagt uns nichts Positives über die Art, wie man diese allgemeine Meinung ergreifen könne; er belehrt uns nicht, wie wir verfahren müssen, um uns diesem allgemeinen Volke zu nähern, dessen Eingebungen und Emanationen er überall sieht.

Emerson, der amerikanische Philosoph, ähnelt in seinen religiösen Meinungen dem Herrn Leroux sehr. Er glaubt ebenfalls an das Dasein einer allgemeinen Seele, welche die Seelen der Individuen in sich aufnimmt. Emerson, der viel tiefer als Leroux ist, sucht uns vor Allem die Nothwendigkeit zu fühlen zu geben, die äußerste Wichtigkeit von dem, daß Jeder sich in dem Zustande zu erhalten strebe, in welchem es eine Möglichkeit gibt, mit der allgemeinen Seele in Verbindung zu sein; er sucht uns von den Vorurtheilen zu befreien, von den überkommenen Meinungen, selbst von allen Neigungen, uns in uns selbst zu concentriren, damit wir einen lebendigen Glauben an Gott haben und seinen Eingebungen ein aufmerksames Ohr leihen. Doch aber vereinsamt er uns gar zu sehr, indem er befiehlt, man solle die Zeit, den Raum, das Volk vergessen. Emerson's Mensch hängt irgendwo zwischen Himmel und Erde, während Herr Leroux uns wenigstens auf das Volksthum zu stützen uns erlaubt.

Sehen wir nun, welche Stellung zwischen diesen beiden Richtungen Cieszkowski einnimmt, welcher in einigen Formeln die Gefühle und Meinungen mehrerer polnischen Dichter, Geschichtsschreiber und Staatsmänner ausdrückt. *Cieszkowski* ist bis zu dem Fühlen des Geistes gelangt. Der Mensch, welcher sich bis zu der Stufe erhebt, daß er sich unmittelbar, daß er geistesanschaulich (intuitivement) sich unsterblich fühlt, der zu der Stufe gelangt, wo er überzeugt ist, ein Kind Gottes zu sein, sich zu Gott zu erheben: dieser Mensch allein nur kann ein Gefühl der moralischen Gewißheit haben, d. h. er allein

nur kann fühlen, was moralische Gewißheit ist. Dies ist eine Wahrheit, die dem hohen Alterthum sehr wohl bekannt war und welche Cieszkowski übrigens sehr klar dargelegt hat; demungeachtet kennen sie die heutigen Philosophen nicht. Auf diese Weise leuchtet es wohl ein, daß alle über das Kriterium der Wahrheit geschriebenen Bücher und alle in den Schulen vorgetragenen Systeme durchaus unnütz sind, sobald der Mensch sich nicht durch eigne moralische Arbeit bis zu der Höhe erhebt, wo er den Gesichtskreis der Unsterblichkeit erblicken kann.

Die erste Bedingung zu dem Erringen des Gefühls der moralischen Gewißheit ist also die Erhebung und die Arbeit des Geistes. Dieses erklärt uns das, was Schelling das Organ der Wahrheit nennt, worüber er sich nicht weiter ausläßt; das, was die andern Philosophen den guten Willen zum Philosophiren nennen; das, was die Kirche die Gnade, und das, was Cieszkowski hier die Frucht der geistigen Arbeit des Menschen nennt.

Wir sagten, dies wäre eine sehr alte Wahrheit und zugleich eine, welche die Philosophen nur allein nicht wissen. Wer von unsern Zuhörern sprach es nicht schon tausendmal aus, daß er an diesem oder jenem Tage sich in einer glücklichen Geistesstimmung befunden, und daß hingegen in einem andern Augenblicke es ihm unmöglich war, irgend etwas hervorzubringen, oder es ihm äußerst schwierig wurde, nur den Gedanken eines Andern zu begreifen. Wenn also schon das Leben eines Menschen aus Augenblicken besteht, die einen so sehr verschiedenen Werth haben, wie kommen nun die Philosophen zu dem Glauben, alle Menschen seien, ohne Unterschied der Meinung, der moralischen Erziehung, des innewohnenden Werthes, gleich fähig, die allerhöchsten Wahrheiten in allen Augenblicken ihres Lebens zu begreifen. Dem Hochmuth hier auf die Finger zu klopfen, heißt schon der Wissenschaft selbst einen großen Dienst leisten.

Späterhin werden wir die Anwendung dieser Wahrheit

auf die politischen Fragen sehen. Gewiß nur ist, daß einzig und allein diese Auffassung des Geistes im Stande ist, uns begreiflich zu machen, was die moralische Gewißheit sei.

Sobald der Mensch, nachdem er lange Zeit auf einem Wege, sei es auf dem wahren oder dem falschen, fortgeschritten, sich mit einem Male zu dieser Höhe erhebt und den Ausgang der Laufbahn erblickt, die er kaum begonnen hat, den Ausgang, gegen welchen er schon fatalistisch fortgerissen ist, so macht diese Auffassung für ihn die unmittelbare Wahrheit aus, die von den Alten das *Fatum* genannt wurde, welche das Volk (Ahnung) *Vorgefühl, das gute oder böse*, nennt, welche in den Schilderungen der Geschichtschreiber einmal als Cäsar's Phantom, das andere Mal als Banco's Schatten und dann wieder als Xenophon's Traum figurirt, die aber jedesmal dem Menschen selbst die Kraft des Zweifelns benimmt.

Daher kam es auch, daß derselbe, der durch seine Einmischung unter die deutschen Philosophen die Definition des Geistes um einen Schritt vorwärts brachte, auch zugleich dem Gange der scholastischen Philosophie der Deutschen ein Ende machte, und daß sein Name die Geschichte dieser Philosophie schließt, wennngleich sein Streben bisjetzt nicht einmal von den Historiographen dieser Philosophie verstanden wird.

Er sagt, die deutsche Philosophie ist von nun an geschlossen; geschlossen in dem Sinne, daß es unmöglich ist, die Hegel'sche Methode noch mehr zu vervollkommnen. Cieszkowski sagt hiermit, diese Methode sei bereits todt, man könne sie schon als etwas Klassisches betrachten. Und ebenso, wie die Jahrhunderte des Mittelalters, selbst die der neuern Zeit, die klassischen Schöpfungen bewunderten, sich aber zu den romantischen Erzeugnissen hingezogen fühlten, ebenso auch wird derjenige Theil der Menschheit, welchem die Arbeit der Vernunft, der Intelligenz zur nothwendigen Beschäftigung geworden, den Arbeiten der deutschen Philosophen alle Ehre widerfahren lassend, doch nach einem andern Systeme suchen.

Cieszkowski erkennt hierin die Wichtigkeit der Völker an. Das Volk, welches der Poesie des Mittelalters als Organ gedient hat, das romanische Volk, gab auch der romanischen Philosophie seinen Namen. Das Volk, welches nun berufen ist, der Philosophie, die er Geistesphilosophie, „Filozofią ducha“, nennt, zu dienen, ist, dem Cieszkowski zufolge, das slawische Volk, so daß wir nach der schon gebildeten deutschen oder vielmehr preußischen Philosophie jetzt die neue Epoche der slawischen Philosophie, der Philosophie des Geistes und des Lebens, beginnen.

Demungeachtet nannten wir Cieszkowski einen Sklaven des deutschen Gedankens, weil er bis jetzt sich noch nicht von der Methode losgerissen hat, weil er noch an die Möglichkeit glaubt, dasjenige zu retten, was er die Hegel'sche Dynastie, die Parlamentscharte der deutschen Philosophie nennt. Wir werden ihn so lange Sklave nennen, als er in dieser Stellung verharrt. Es ist Zeit, daß er den Deutschen freimüthig sage, die Hegel'sche Dynastie bestehe nicht mehr, sie habe kein Leben mehr, und daß das Parlament der deutschen Philosophie ganz und gar unmächtig ist.

Nehmen wir es für wahr an, *daß wir kein anderes Mittel besitzen, uns der Wahrheit, der Moralität einer Handlung zu vergewissern, als unsern Geist zu erheben,* so wären nun die wichtigsten zu lösenden Fragen die: Welches sind die Mittel, ihn zu erheben? Was kann außer uns und in uns zu unserer Erhebung beitragen und in diesem Zustande uns erhalten? Fragen, die gänzlich von den Philosophen der Schulen vernachlässigt waren.

Erinnern wir uns jetzt an das, was wir bei der Zergliederung der mythologischen Systeme gesagt haben. In den verschiedenen Culten sahen wir die Gesammtheit der geeigneten Mittel, den Menschen zu erheben und ihn in den Zustand zu versetzen, wo es ihm möglich wird, die Wahrheit zu empfangen. Daß der Mensch einer solchen Erhebung fähig

werde, bedarf er grosser Hülfsmittel und muß sich viel Mühe geben.

Wie werden wir uns nun dem zufolge das Volksthum vorstellen? Befähigt uns das Erfüllen des Cultus zu der Empfängniß der Wahrheit, erleichtert uns dies die Erwerbung derselben, so ist die Einrichtung des Volksthums nichts Anderes, als nur die Gesammtheit der Hülfsmittel zur Anpassung dieser errungenen Wahrheit, oder, mit andern Worten gesprochen, das Volksthum ist dem Menschen gegeben, damit er der im Tempel errungenen Wahrheit auf der Erde den Sieg verschaffe.

Wohl ist dies eine große und schwierige Arbeit, welche ungeheure Hülfsmittel und hundertjährige Mühen voraussetzt. Darum ist aber auch ein Mensch ohne Volksthum kein vollständiger Mensch; er kann vielleicht die Wahrheit wissen, ist aber nicht fähig zum Handeln. Von diesem Gesichtspunkte aus werden wir später die Institutionen der polnischen Volksthümlichkeit betrachten.

Vierundzwanzigste Vorlesung.

Den 20. Juni 1843.

Die Schulen der deutschen Philosophie, genannt die religiösen, werden in einem von einem polnischen Philosophen geschaffenen Systeme resumirt, in dem Systeme des Ludwig Królikowski, welcher die polnische Philosophie der Emigrirten repräsentirt.

Schon sprachen wir einige Worte über die Religionsphilosophie; erwägen wir nun aufs neue die wesentlichen Fragen, das heißt: *das Kriterium der Wahrheit*, das diese Philosophie aufstellt, *das Mittel*, wodurch sie das Resultat ihres Nachdenkens dem wirklichen Leben anzupassen sucht, und endlich *die socialen Dogmen*, welche sie angibt.

Früher schon wußte Schlegel kein anderes Mittel, uns aus der Ungewißheit zu ziehen, als nur, daß er anrieth, ein neues Erzeugniß des menschlichen Geistes abzuwarten; dieses Erzeugniß sollte nichts Anderes sein als das *neue Königthum*. Er sah das Menschengeschlecht, besonders aber die europäische Menschheit auf dem Wege der Schöpfung eines Königthums-vorgeschritten, welches alle Attribute *der Vaterschaft und des Pabstthums* vereinen, und im Stande sein wird, uns die Bahn des Fortschrittes vorzuzeichnen. Da es jedoch zu den Zeiten Schlegel's kein solches Königthum

gab, und wir bis heute kein Beispiel desselben sehen, so hat Schlegel nichts gelöst.

Andererseits setzte Schleiermacher die Gewißheit in das individuelle Gewissen, das protestantische Princip auf diese Weise übertreibend. Er glaubte, die Menschen verständigten sich vermöge ihres Gedankens, weil nach ihm der einfachste Ausdruck des Gedankens — was ein Syllogismus ist — sich auf gleiche Art in allen Intelligenzen bilde; die Menschen unterscheiden sich aber durch die Gefühle, diese Gefühle sind folglich nichts Anderes als das Mittel, durch welches wir die Gottheit begreifen. Die Gefühle der Menschen zusammengenommen bilden also, so zu sagen, die Gottheit. Erwecken wir folglich im Menschen das Gefühl, lassen wir ihn sprechen, handeln; auf diese Weise entwickeln wir das Individuum. Das so entwickelte Individuum wird Kirche.

Nach Schleiermacher wäre die beste Methode, (weil die Methode auch vom Kriterium abhängt), die der Dialektik; man muß die Menschen sprechen machen, man muß sie hören. Es wäre dies die Sokratische Methode; nur ist der kleine Unterschied dabei, daß Sokrates kraft seines Geistes die Geister der dazwischen Redenden freimacht und aufweckt, da hingegen Schleiermacher und die deutschen Philosophen behaupten, daß mittelmäßige Menschen, sobald sie sich sprechen und einander unterhalten, dazu gelangen werden, die Wahrheit zu entdecken.

Solger, ein religiöser Philosoph, geht von dem Princip aus, *daß sich in den Menschen ein urthümliches Gefühl ihrer Abhängigkeit von der Gottheit vorfindet* und dieses Gefühl ist es, auf welches sich die *Religion und die Philosophie* stützen. Dieses Gefühl besteht im Gewissen. Das individuelle Gewissen ist eine theilweise Manifestation des allgemeinen Gewissens. Sobald sich unser Gewissen erweitert und mehr oder weniger allgemein zu werden fähig ist, alsdann erringt es das Gefühl des Glaubens. Dieser Zustand, in welchem

unser Gewissen, so zu sagen, das allgemeine Gewissen vertritt, heißt der Glaube; er offenbart sich durch die Handlung oder die Thätigkeit, und der Mensch ist alsdann fähig, sich selbst Rechenschaft von diesem Zustande zu geben. Die Philosophie genügt sich selber nach Solger, sie bedarf keiner Religion; sie muß aber zuerst ein System schaffen, dann es vergessen, sich, so zu sagen, vernichten, um von neuem That zu werden.

Solger konnte die philosophische Unthätigkeit, welche die Deutschen auszeichnet, mit den Bedrängnissen der Zeit nicht zusammenreimen und rieth daher dem Menschen an, zwei äußerst verschiedene Handlungen zu verrichten, zuerst eine Philosophie aufzustellen und dann sie zu vergessen.

Die religiösen Philosophen der Hegel'schen Schule stehen um vieles niedriger als ihre Vorgänger, so daß man in Betracht des Kriteriums und der Methode nicht einmal etwas findet, was erwähnungswerth wäre. Im übrigen ist auch die Hegel'sche Methode bekannt. Da aber die Hegelianer sich über Alles hermachen, in der Absicht zu überzeugen, daß ihre Philosophie alle Systeme umfasse; so sagen sie auch, diese Methode begreife diejenige Solger's und die dialektische Methode in sich. Sie sagen nämlich, es sei gewiß, daß, wenn die verschiedenen Individuen oder Personen, welche die verschiedenen Charaktere der Menschheit vorstellen, einander ihre Gedanken und Gefühle mittheilen würden, sie dann dazu gelangten, ein vollkommenes System aufzustellen; statt der Personen oder Individuen aber sind es die Kategorien, welche im Hegel'schen System sprechen. Es heißt aber die philosophischen Kunstausdrücke ganz sonderbar mißbrauchen, wenn man uns überzeugen will, diese von Hegel gemachten Kategorien seien verschiedene Persönlichkeiten. Wenn es Persönlichkeiten wären, so würden sie uns, da sie kein Leben haben, wie gespensterartige oder leichenhafte Persönlichkeiten vorkommen, so daß hier Herder's Randglosse am rechten Orte wäre, welcher, von Kant's Logik und Dialektik redend, ausrief, dies

seien zwei Kadaver, die sich fräßen; es ist Ugolino's und Ruggieri's Geschichte.

Von diesem Mangel des Kriteriums der Gewißheit rührt die Unmacht der deutschen Philosophie her. Unaufhörlich ruft sie aus, man müsse eine neue philosophische und politische Gesellschaft bilden, bis jetzt sehen wir jedoch nicht einmal den Anfang derselben.

Ludwig Królikowski vereint fast alle diese Systeme, von denen wir gesprochen. Seine Methode erinnert an diejenige Solger's und zuweilen an diejenige des Trentowski durch die Lebhaftigkeit ihres Fortschrittes. Das Kriterium betreffend, nimmt er eine Stellung mitten zwischen Cieszkowski und den deutschen religiösen Philosophen ein. Zuvörderst glaubt er, jeder Mensch besitze im Grunde seines Gewissens einen *göttlichen Keim*. Dieser göttliche Keim, welchen er den *heiligen Geist* nennt, kann sich entwickeln; er kann das Gefühl seines Daseins und seiner Kraft erringen, und alsdann wird der Mensch unsterblich. Hierin ist Królikowski ganz und gar mit Cieszkowski einverstanden, welcher, so zu sagen, vielen Menschen die Unsterblichkeit oder wenigstens den Geist abspricht. Dieser göttliche Keim ist also nichts anderes als der Geist, der Duch des Cieszkowski. Von der Stufe der Entwickelung dieses göttlichen Princips hängt aber die Kraft, die Intensität des geistigen Lebens ab.

Królikowski sagt auch, dieser Keim sei *das Ideal*, das Muster. Dieser einfache Ausdruck ist sehr gut gewählt, er legt den Gedanken des Philosophen viel verständlicher dar. Dieses Muster ist es folglich, nach welchem sich der Mensch bilden soll, welches er stets vor den Augen seiner Seele gegenwärtig haben muß.

Von dieser Idee des Musters ausgehend, hat Królikowski einige schöne Zeilen über das Gebet, im Polnischen *Modla* genannt, geschrieben, was nichts Anderes ist als nur die in der Absicht unternommene Arbeit, unser Inneres

diesem göttlichen Muster nachzubilden. Das Gebet ist demzufolge weder ein Schreien noch ein unfruchtbarer Wunsch, sondern eine fortgesetzte Arbeit, die ihre Regeln und ihren Zweck hat.

Was dieses betrifft, so stellen wir ihn sogar über Cieszkowski. Unser berliner Philosoph gibt uns zwar eine große und geschickte Definition von dem, was die slawischen Völker fühlen, wenn sie vom Duch reden; er sagt uns jedoch nicht die Weise, diesen Duch zu erlangen, er gibt uns kein Mittel an, sich bis zu dieser Stufe der Kraft, bis zu dieser Höhe des Lichtes zu erheben, welche das Recht des Menschen zum unsterblichen Dasein ausmacht; Królikowski's System besteht dagegen nur aus einer Reihe von Mitteln, den geistigen Urkeim zu entwickeln.

Betrachten wir die Art seines Verfahrens. Zu allererst stellt Królikowski, den volksthümlichen Ueberlieferungen und den durch unsere Staatsmänner und Dichter ausgesprochenen Ideen, die wir schon mehr denn einmal entwickelt haben, folgend, als erste Bedingung der Entwickelung *das Opfer* fest. Ja er verlangt mehr; er legt dem Menschen sogar *die Buße* auf. Und in der That, will Jemand einen niedern Grad verlassen und sich auf der Stufenleiter des geistigen Lebens erheben, so ist doch wohl zuvörderst nöthig, gegen diesen niedrigern Grad Widerwillen zu hegen, sich zu reinigen, um von demselben sich zu befreien. Die Buße hat keine andere philosophische Bedeutung. Die scholastische Philosophie der Deutschen findet diese Behauptung fremdartig, und dies kommt daher, weil sie durch seltsamen Hochmuth verblendet nicht einmal das Wort Buße ertragen kann, wie auch schon vor mehr denn hundert Jahren Spinoza mehrere Blätter geschrieben hat, in der Absicht zu beweisen, wie sehr dieses Gefühl der Reue und der Buße eines Menschen unwürdig sei. *Das Opfer* anbelangend, so ist es nur eine nothwendige Folge von dem, was die Philosophen die Reue und Buße nennen. Ein

Opfer bringen heißt gerade alles das aufgeben, was uns an den niedrigern Grad fesselte. Da es aber dem Kröli-kowski hauptsächlich darauf ankommt, *zu handeln*, so setzt die That auch ein thätiges Opfer voraus. Er schlägt daher als erste Bedingung eines Philosophen vor, gänzlich alle socialen Vortheile aufzugeben, die Familie, das Eigenthum, das Volksthum zu verleugnen, kurz Alles, was irgend eine Individualität in der engen Bedeutung dieses Wortes ausmacht; mit der Aussicht jedoch, dieses Alles, was er verläßt, in der neugebildeten Gesellschaft wiederzufinden, wo es ihm dann auch sogar erlaubt ist, dasjenige lieb zu haben und zu vertheidigen, was er früher verlassen hatte.

Um zu begreifen, was sich in dieser Idee Unvollständiges befindet, muß man zuerst Krolikowski's Idee *über die Individualität* erwägen. Er glaubt nämlich, daß der göttliche Geist, dieser geistige Keim, das Leben der Menschengattung ausmacht; daß aber der Mensch, die Entfaltung dieses Keimes vernachlässigend oder selbst ihn zu vernichten trachtend, eine Monstruosität bildet; daß diese Monstruositäten nichts hervorbringen können und daß sie wie Krankheiten vergehen, während die Gattung nicht aufhört zu wachsen. Dieser Mangel an Arbeit oder diese falsche Arbeit ist es also, welche ihm zufolge die Individualität bildet. Wir sehen folglich, daß er hierin viel niedriger als Cieszkowski steht, weil er die Individualität nicht geistig begriffen hat.

Cieszkowski hat Recht, wenn er sagt, daß die menschliche Individualität mit dem Beginne des geistigen Lebens anfange, daß der Mensch, welcher ein Kind Gottes zu sein fühlt, sich also hierdurch von der ihrer selbst unbewußten Masse oder Gattung losmacht, nur alsdann erst ein geistiges Individuum zu sein anfängt. Je mehr er sich von nun an zu Gott erhebt, desto mehr gewinnt er bei jeder erklommenen Stufe das kräftigere Gefühl seiner Individualität, weil Gott, der die Allgemeinheit und überhaupt Alles ist, auch

zugleich die allergrößte und allmächtigste *Individualität und Persönlichkeit* ist. Diese schöne Darstellung oder Definition der Persönlichkeit schließt das Opfer nicht aus. Der Mensch (den man nicht mit der Persönlichkeit verwechseln muß) geht durch Tausende von Ichs, ohne irgendje seine Persönlichkeit zu verlieren; das Ich ist der Inbegriff der Neigungen und Interessen unsers Individuums in einer gewissen oder gegebenen Stellung desselben; *die Persönlichkeit* ist die reine Frucht unserer geistigen Arbeit.

Auf diese Art also macht diese Grundlage des Systems, welche Królikowski angenommen hat, das heißt, die Buße und das Opfer, den Menschen fähig, ein geistiges Leben zu beginnen, sich mit dem Geiste Jesu Christi zu vereinen, weil es kein anderes wahres Leben gibt als nur dasjenige, welches von Gott durch Christum den Herrn kommt. Und da es im Evangelium geschrieben steht, daß zwei Menschen, sich im Namen Jesu Christi vereinend, sicher sein können, mit dem Welterlöser in Verbindung zu stehen; so nimmt Królikowski gerade diese Vereinigung für den Kern der künftigen Gesellschaft; und hier ist es wirklich, wo er die wahrhafte Schwierigkeit der Aufgabe berührt; denn die religiösen Philosophen Deutschlands haben zur Bildung der Associationen Theorien vorgeschlagen, ohne irgendje zu wissen, wo der Grundstein dieses Gebäudes zu legen sei.

Demungeachtet könnte man jedoch hier dem Verfasser sehr wichtige Einwürfe machen. Nach ihm hat die eigentliche Kirche, die thätige Kirche bis jetzt noch nicht bestanden; unterdessen war jedoch jene Verheißung, welche zweien Menschen, vereint im Namen Jesu Christi, außergewöhnliche Hülfsmittel versprach, bekannt. Warum hat also diese Kirche bis jetzt nicht bestanden? Dieses hätte uns der Philosoph erklären sollen. Wie, nach 1800 Jahren ist er, der Erste, dazu gekommen, die Bedeutung dieses Wortes zu begreifen! Er gibt ja hier keine neue Erklärung. Der Philosoph hat, das

Princip des geistigen Lebens, den göttlichen Keim in jedem Menschen anerkennend, nicht genug über die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Entwickelung dieses Keimes nachgedacht. Er sagt selbst, daß wir Alles, was wir sind, unserer Mutter, das heißt dem Vaterlande, der Gesellschaft, in welcher wir gelebt haben, schulden. Wie sich aber die Gesellschaften und noch mehr die Volksthümlichkeiten von einander unterscheiden, ebenso bieten auch die Individuen, je nach ihren verschiedenen Stellungen, tausendfältige Abstufungen der Merkmale des Geistes dar. Wie ist es daher möglich vorauszusetzen, daß, nähme man ganz zufällig eine Zahl Menschen zusammen und vereinige sie im Namen Jesu Christi, man hierin den Beginn einer Kirche finden könnte? Selbst dieses Opfer, welches der Philosoph als nothwendige Bedingung aufstellt, kann von sehr verschiedener Natur sein, verschieden, je nach dem Vorhaben dieser Individuen, je nach ihrer Kraft zu fühlen, je nach ihrer Befähigung sich zu Gott zu erheben.

Die einmal solchergestalt constituirte Kirche soll dann zur Grundlage die Brüderlichkeit (la fraternité) nehmen. Hier folgt Królikowski von neuem den Eingebungen *der polnischen Idee.* Allgemein bekannt ist, daß nirgends wo anders das Gefühl der Brüderschaft so stark entwickelt war, als in diesem Lande; der Name selbst, den sich die Bürger gaben, ist kein anderer als *Bruder.* Die Vervollkommnung dieser Brüderschaft wird, der Meinung des Philosophen zufolge, die Individuen mit allen Tugenden bereichern, das Individuum aber ist durch sich selbst nichts; es ist unfähig, etwas zu vollführen; es kann nur wünschen und leiden. Alle Verheißungen Jesu Christi gelten der Kirche, man muß also von der Bildung der Kirche beginnen. Diese Kirche wird nothwendigerweise mächtig, voll Kraft, Weisheit sein, sie wird Gott ähneln. Endlich werden alle Gaben des heiligen Geistes in dieser Kirche vorhanden sein.

Królikowski fügt hinzu, daß man zur Basis unseres Nachdenkens nicht die sichtbaren Dinge, sondern die unsichtbaren nehmen müsse. Dies ist ein schöner und wahrer Vorschlag. Unter dem Namen *des Unsichtbaren* begreift er alle die Bestrebungen der Menschen; er begreift die Zukunft, das Ziel, welchem die Menschheit zustrebt; dahingegen alle die Institutionen, alle die bis jetzt gemachten Gesetze nur immer die Vergangenheit im Auge hatten. Królikowski verwünscht die Vergangenheit, er betrachtet sie als eine mit Fluch beladene Sphäre, als ein Sodoma, welchem man niemals die Blicke zuwenden muß. Er muntert uns auf, fortwährend der Zukunft entgegenzugehen; und im Einklange mit den Ideen der Philosophie und der polnischen Poesie sagt er, daß die Gegenwart immer so viel von der Vergangenheit in sich enthält, als nöthig ist, um der Zukunft entgegenzueilen. Er formulirt hier dasjenige, was wir unter Ueberlieferung verstehen, und wovon wir noch einmal reden werden, *die polnische Volksthümlichkeit* betrachtend. Er sagt nämlich, es sei nothwendig, daß diese Kirche von der lebenden Ueberlieferung ausgehend der Zukunft zustrebe. In dieser Wiedervereinigung wird das Recht des freien „Veto" erhalten. Królikowski, hierin im Einverständniß mit den am meisten vorgerückten polnischen Philosophen, vertheidigt diese so sehr verschrieene Einrichtung; er betrachtet sie als die vollkommenste Gewährleistung unserer moralischen Rechte, indem ein Jeder dadurch immer die Möglichkeit oder die Fähigkeit besitzt, in dieser Gesellschaft für oder gegen die Gesellschaft zu handeln, je nachdem er das Fortschreiten derselben der Wahrheit gemäß oder auch ihr nicht entsprechend findet.

Endlich werden die so vereinigten Menschen alle Priester und Könige sein. Dies ist wiederum eine polnische Idee; denn mehr als einmal haben die Kanzelredner zu diesem Volke gesagt, daß es ein Volk von Priestern und Königen wäre.

In der Erwartung, daß die Kirche sich bilde, muß man

das Böse, d. h. die alte Ordnung der Dinge bekämpfen und nach der Zukunft sich sehnen.

Aber Królikowski spricht sich nicht deutlich über die hauptsächlichen Dogmen der christlichen Kirche aus. Man kann keine klare Einsicht davon haben, wie er das Dogma des zukünftigen Lebens und der Ewigkeit begreift. Es scheint selbst, als wollte er, ähnlich den deutschen Philosophen, die Menschheit auf Erden einschließen, und als liebte er es nicht, seine Blicke von unserer Erdkugel abzuwenden. Er verdammt sogar diejenigen, welche von der künftigen Glückseligkeit, von der Glückseligkeit des andern Lebens sprechen, als müßte diese Glückseligkeit nothwendigerweise diejenige, welche mit unserm irdischen Zustande vereinbar ist, durchaus ausschließen.

Hätte der Philosoph damit angefangen, eine solche Gesellschaft zu gründen, wiese er uns das Muster vor, fürwahr, wir würden ihn von dieser ganzen theologischen Discussion freigesprochen haben, da wir alsdann aus den vollbrachten Thatsachen und Handlungen einer solchen Gesellschaft im Stande wären, die Folgerungen zu ziehen; steht er aber als Philosoph und Gründer eines neuen Systems auf, so muß er wohl nothwendigerweise damit anfangen, die Fragen zu lösen, welche jetzt die religiöse deutsche Philosophie beschäftigten, die er aber ohne Lösung läßt.

Dessenungeachtet werden wir jedoch keinen Augenblick anstehen, dem Królikowski einen hohen Rang unter den religiösen Philosophen einzuräumen, und zwar darum, weil er es versuchte, *das sociale Dogma* zu formuliren und *die Pflichten einer Kirche* zu definiren, und weil er sich mit der wesentlichen und schließlichen Frage der Philosophie beschäftigt hat.

Hätten diese drei Philosophen, deren Werke wir auseinandergesetzt haben, besser begriffen, was die Individualität und die Persönlichkeit (l'individualité et la personnalité) ist, gewiß, sie hätten auch mehr die Volksthümlichkeit (la nationalité) gewürdigt. Nicht aus den Büchern der Deutschen,

noch aus den Systemen der Deutschen hat Cieszkowski das Dogma über *den Geist* (Duch) gezogen und das Vorgefühl einer neuen Philosophie bekommen; sondern, weil er Mitglied einer ausgebreiteten Gesellschaft gewesen, die seit längst von den religiösen und politischen Begebenheiten bearbeitet war, so brachte er inmitten unter die deutschen Philosophen einen Funken des Lebens und der Kraft mit sich. Dieses Ueberbleibsel von Leben und Kraft ist es auch, welches bei Trentowski seinen von Formeln strotzenden Büchern noch einige Farbe gibt. Dieses nationale Feuer, dieser Gedanke, welchen Królikowski selbst als vorhersagend, als prophetisch ansieht, dieser volksthümliche Gedanke bearbeitet ihn, ohne daß er es selbst weiß, und läßt uns die Individualität und den Volkscharakter erkennen in dem Schriftsteller, welcher fortwährend gegen die Individualität und gegen die Volksthümlichkeit zu Felde zieht. Im volksthümlichen Gefühle, erhoben zu einem, der Höhe dieser Fragen entsprechenden Grade, ist es auch nur möglich, die Lösung derselben zu finden.

Schon sprachen wir es aus, das kleine Buch von Cieszkowski betrachtend, daß es nicht genügt, die Erfordernisse (postulata), die philosophischen Wünsche (desideria) zu verlautbaren, sondern daß die Lösung von der Kraft des Menschen abhängt, der sich damit beschäftigt. Wir machen dieselbe Beobachtung bei dem in Rede stehenden polnischen Philosophen. Ist es ihm denn unmöglich zu sehen, daß Jesus Christus, dessen Namen er auf jedem Seitenblatte seines Buches anruft, seine Gesellschaft nicht nach dieser oder jener Doctrin, nicht nach dieser oder jener Idee gebildet hat? Der Philosoph sagt selbst, das Evangelium sei nicht blos ein Rath, sondern es sei *ein Befehl;* dessenungeachtet weiß er doch nicht, wie derjenige, der das Wort spricht, auch *die Macht* hat, zu gleicher Zeit die Kraft zu dem Erfüllen desselben zu geben, und daß diese Kraft gerade das wahre Leben ausmacht; er sollte doch wissen, daß die Kirche *vor* dem geschriebenen

Evangelium bestanden hat, — das mündliche Evangelium ist ungefähr dreißig Jahre den ersten von den Evangelisten geschriebenen Blättern *vorangegangen*; — reißt man aber auf diese Art aus dem Ganzen der Geschichte des Christenthums einige Blätter heraus, in der Absicht auf diesen Blättern eine Gesellschaft zu gründen: so verwirrt, verdunkelt man nur noch mehr die Ideen derjenigen, die sich mit den politischen und religiösen Aufgaben beschäftigen. Nochmals wiederholen wir hier die so oft von uns angeführten Worte Garczyński's: Dać rozkaz, i siłę z rozkazem; „d. h., es genügt nicht, den Befehl zu geben, sondern man muß mit demselben zu gleicher Zeit die Kraft geben, ihn auszuführen."

Befindet man sich jetzt allgemein in der Erwartung großer Reformen, haben die der alten Ueberlieferung am meisten ergebenen Geister, wie der des Joseph de Maistre, die Möglichkeit von dem, was sie ein drittes Emporleuchten, oder den dritten Ausbruch des Christenthums nannten, geahnt und vorhergesehen, so wird sich dieses Emporleuchten doch wohl wahrscheinlich nicht durch die Veröffentlichung einiger Büchlein kundthun; poetisch charakterisirt ist dieser Ausbruch in dem Buche der Apokalypse, wo von der Erscheinung gesprochen wird, die gleich einem leuchtenden Blitzstrahl vom Morgenlande bis nach dem Abendlande geht und von welchem die Augen Aller getroffen werden.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir Ihnen einige Zeilen des Joseph de Maistre anführen, welcher nichts weniger als ein Träumer oder Neuerer war: „Wartet ab, bis die natürliche Verwandtschaft der Religion und der Wissenschaft sie in einem einzigen Manne vereine. Die Erscheinung dieses Mannes kann nicht mehr fern sein, vielleicht existirt er schon selbst." Dieses war geschrieben in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts. „Dieses allein nur wird dem 18. Jahrhundert, das noch immer fortdauert, ein Ende machen. Das Genie kann durch den offenbarenden Geist vertreten werden.

Alsdann wird man über unsere jetzige Dummheit ebenso reden, wie wir uns über die Vorurtheile des Mittelalters auslassen. Alsdann wird die ganze Wissenschaft den Gesichtsausdruck verändern; es wird erwiesen sein, daß alle die uralten Ueberlieferungen wahr sind; denn von allen Seiten her werden Beweise und Menschen aufstehen, die ausrufen: Komm, o Herr! . . . . mit den Männern, die dieser majestätischen Zukunft zueilen."

Diese Worte des de Maistre: „Komm, o Herr!" sind wiederholt worden von Cieszkowski, welcher zum großen Aergerniß der deutschen Philosophie sein Werk mit den Worten: Komm, o heiliger Geist! veni creator spiritus!" beginnt und endet. Wir tadeln nicht diejenigen, welche sich wie de Maistre dieser majestätischen Zukunft zuwenden, aber man muß die ganze Schwierigkeit einer ähnlichen Aufgabe erkennen; und traut sich Jemand zu, eine Gesellschaft und vor allem eine Kirche gründen zu können, was nichts Anderes heißt als eine Epoche zu beginnen; so lese er zu wiederholten Malen die schönen Worte des de Maistre nach, wo er von einem Manne des Genies und von einem offenbarenden Geiste spricht, und stelle sich jeder Philosoph, welcher diese Arbeit vornimmt, vor Gott die Frage: Bin ich dieser Mann des Genies, bin ich dieser Offenbarer?

Fünfundzwanzigste Vorlesung.

Den 27. Juni 1843.

Die politischen Institutionen eines Staates geben uns, als das Erzeugniß des Volksgeistes, das Maaß seiner Stärke ab. Wir sagten, daß man diese Einrichtungen auch für die Gesammtheit der Hülfsmittel und Verfahrungsarten halten muß, welche sich der Volksgeist zu seinem eignen Gebrauche schafft, um sich stufenweise zu dem Ziele, das ihm die Vorsehung gesetzt hat, emporzuheben. Von diesem Gesichtspunkte aus, die Institutionen der slawischen Völker beschauend, sehen wir in der Geschichte ihrer Entwickelung einen ununterbrochenen Kampf zwischen dem Geiste, der sich frei macht, der sich zu erheben sucht, und der Materie, die diesen Geist der Erde zuzieht, oder ihn in gewissen gegebenen Formen gefangen zu halten trachtet.

Rufen wir nun dasjenige ins Gedächtniß zurück, was wir im allgemeinen über diese weit ausgebreitete Race gesagt haben. Sie erscheint gegen das 6. Jahrhundert und zwar dergestalt, als hätte sie fast schon das Ideal des häuslichen und des Gemeindeglückes realisirt. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Milde der Volkssitten, die Anhänglichkeit an die uralten Ueberlieferungen hinsichts der Verwaltung des Eigenthums, endlich das Zusammentreffen einer Reihe von Verhältnissen, die wir nicht wieder aufzählen wollen, ließen dieses

Volk einen wahrhaft glücklichen Zustand erringen. Im Genusse dieses Glückes sprang und hüpfte es, so daß es die Zeitgenossen sprichwörtlich den Slavus saltans nannten. Es wollte sich jedoch nicht weiter entwickeln, es beschränkte sich darauf, dieses Glück zu genießen. Der Mensch ist aber nicht blos für das häusliche Leben und für das Gemeindeleben geschaffen. Um die Slawen aus ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln zu ziehen, kommen nun die Fremden, die Söhne Odin's, die Reitervölker des Kaukasus, und zwingen sie, sich zur Würde von Bürgern zu erheben; die Slawen werden die Glieder eines Staats; es bilden sich Fürstenthümer, kleine Königreiche.

Der Widerstand erscheint indessen von neuem; der slawische Geist will für immer in der Form dieser kleinen Staaten kleben bleiben; die Russinen wollen aus ihren Fürstenthümern nicht heraustreten, die Serben vergessen die Gemeinschaft der Herkunft mit den Slawen des Nordens, die Einwohner der kleinen Königreiche und Fürstenthümer Polens, stolz auf ihre Freiheit und die Fortschritte, welche sie Dank dem Einflusse der katholischen Kirche gemacht hatten, blicken mit Verachtung auf ihre Mitbrüder herab. Alles ist vereinzelt, Alles ist klein, Alles ist Unordnung und Verwirrung. Die Vorsehung trifft von neuem diese Race und zwingt sie vorwärts zu gehen. Mongolen steigen von den Höhen Asiens herab und legen das Feuer an diese slawischen Fürstenthümer, sie lassen die Einwohner, die sich in den Höhlen verbergen, in Rauch ersticken, verbrennen die Städte, jagen die Bevölkerungen vor sich her und zwingen sie, sich zu vereinen, sich zu erkennen, nach einem Stützpunkt gegen diesen grausenhaften Einbruch zu suchen. Andererseits tritt ein unbekanntes Volk, die Litthauer, aus seinen dunkeln Wäldern hervor; es fällt zu gleicher Zeit die polnischen und russinischen Fürstenthümer an und setzt überall Dynastien ein. Nach diesem großen Wetterleuchten sehen wir mit einemmal drei große

Einheiten entstehen: die der Czechen, der Polen und der Russinen.

Wir haben die Ursachen angeführt, warum wir gezwungen sind, die Fürstenthümer an der Donau, die Czarnogorcen und die Slawen des Südens bei Seite zu lassen, welche seit langer Zeit aufgehört haben, eine politische Rolle zu spielen, und wir dürfen uns für den Augenblick nur mit den zwei großen Volksthümlichkeiten, den Volksthümlichkeiten der Russen und der Polen befassen.

Tief im Norden, mitten unter diesen durch die Mongolen zerbröckelten Fürstenthümern, erhebt sich eine neue Macht, das Großfürstenthum Moskwa. Sein Verfahren, sein Zweck, seine Pläne, seine Kräfte, alles dies concentrirt sich in dem Geiste der großen Männer, die in diesem Lande auf einander folgen; man könnte sagen, der Geist des Attila, des Dzengis-Chan, des Tamerlan verkörpert sich einer nach dem andern in den Dynastien, welche das Großfürstenthum Moskwa (das Großfürstenthum, welches wir das finnisch-russische genannt haben) beherrschen: ein großer Geist, hart, übermüthig, immer sicher seiner selbst, aus sich selbst alle Hülfsmittel ziehend. Sich nicht damit begnügend, die Fürstenthümer des Nordens überwältigt zu haben, erscheint er noch als gemeinsamer Feind der Finnen und Slawen; er frißt Alles um sich herum auf: die *Familie*, die *Fürstenthümer*, die *Völkerschaften*. Das, was früher die Slawen aufrüttelte, der Schall des lithauischen *Horns*, die tartarischen *Hallas*, ist nun vertreten durch ein Befehlswort, *Ukaz*. Dieses Wort übt auf die Slawen des Nordens denselben Einfluß aus; es macht sie vor Schreck erstarren, es treibt sie vorwärts, es erlaubt den Russinen nicht, sich in den geographischen Grenzen ihres Staates einzuschließen; sie müssen sich auf die Tartaren werfen, sich nach der Donau herunterlassen, sie müssen gegen Polen marschiren. Der Geist des Herrschers regiert, der Geist des Herrschers ist der Hebel jeder That, ist

ihr Ziel. Alles, was lebt, muß dienen; das Wort dienen, der Dienst, kommt nun an die Tagesordnung. Derjenige, der seinem Herrscher nicht dient, wird als Sklave betrachtet, er gehört nicht zum Staate. Der Herrscher seinerseits ist dem Staate zu nichts verpflichtet; er ist durch kein constitutionelles Uebereinkommen gebunden, er kann über seinen Thron verfügen, ihn an einen Fremden verschenken; er kann die Form seiner Regierung ändern. Wir führten schon das Beispiel des Großfürsten Iwan des Grausamen an, welcher aus eigner Machtvollkommenheit einen Tartaren zum Großfürsten von Moskwa machte und ruhig auf seinem Schlosse als Privatmann sitzen blieb, von wo aus er Rußland durch seinen Geist regierte, bis zu dem Augenblicke, als es ihm gefiel, diesen Großfürsten seiner Schöpfung zu stürzen. Erinnern wir uns auch an das Beispiel des Caren Peter, welcher, selbst noch Großfürst, seinen Stellvertreter, den Prinzen Romadanowski, zum Kaiser ernannte. Streng genommen hätte der Kaiser zu jener Zeit seinem Reiche selbst die Form einer Republik geben können, er hätte können ohne Leibwache und Truppen bleiben, und wäre dessenungeachtet doch immer Mannes genug gewesen, diese Schöpfung über den Haufen zu werfen, weil sich damals die Kraft, die ihm hätte wiederstehen können, noch nicht auf dem slawischen Boden vorfand. Der Kaiser ist seinen Unterthanen zu nichts verpflichtet; er hingegen hat das Recht, alle öffentlichen Dienste zu fordern. Er betrachtet sie als eine Schuldigkeit, er belohnt sie nicht. Wir müssen hierin selbst die Unwissenheit der Schriftsteller des Westens aufdecken, welche, dieses Reich immer nach ihren Ideen beurtheilend, seine Macht zu bezweifeln scheinen, indem sie es einmal für sehr arm halten, das anderemal daran denken, daß es in seinem Vorschreiten durch die Bojaren, eine Kaste, die nicht besteht, aufgehalten werden wird. Deshalb müssen wir sie daran erinnern, daß in der mongolischen Idee es nicht der Kaiser ist, welcher den Truppen den Sold zahlt, sondern

umgekehrt, die Soldaten zahlen dem Herrscher den Sold, der Zahlende in Rußland ist nicht der Herrscher. Darum wird auch die Entschädigung, welche man den Domestiken und Soldaten gibt, nicht Sold, sondern Żałowanie, genannt; d. h. eine Gnade, eine Gunst; so eigentlich gesprochen, ein Geschenk der Mildthätigkeit. Dies ist eine milde That, mit welcher der Kaiser seine Unterthanen erfreut. Die Institutionen bestehen also in Rußland nicht, es ist dies ein geistig regiertes Land. Mehrere ausgezeichnete Publicisten bemerkten dies schon. Ein französischer Schriftsteller *) in seinem Werke über Rußland, sagt positiv: „Es gibt dort Etwas, das ganz und gar nicht vom Menschen herrührt; es ist da ein moralischer Einfluß, dessen Quelle sich anderswo befindet als in den engen Berechnungen der Politik."

Dieses grausenerregenden Geistes hat sich die Vorsehung zur Bestrafung der Fehler dieser Race und zu ihrer Vervollkommnung bedient, weil sie dieselbe dadurch zwingt, stets auf ihrer Hut zu sein, stets im Innern zu arbeiten, den Gedanken ihres Herrschers zu errathen und sich nach ihm zu richten. Daher ist auch der russische Soldat von allen slawischen Einwohnern des Nordens am besten entwickelt; er ist der Gebildetste und Fähigste, große Sachen zu begreifen und auszuführen. Von seinem Herrscher zieht er eine moralische Kraft.

Polen mit seinen so verschiedenartigen Institutionen, die sehr außergewöhnlich erscheinen müssen, bildet die Gegenpartei des russischen Systems, und dies in dem Grade, daß wir, selbst von den mythischen Zeiten beginnend, seit jenem Könige, dem Landmanne, welcher auf einem Feste durch die Ausrufungen seiner freien und freudigen Mitbürger gewählt wurde, kein einziges Individuum in diesem Lande sehen, welches die Schicksale des Reichs allein entschiede. Wir gewah-

*) Siehe die Gazette de France von 1835.

ren keine Dynastie, deren Bestimmung mit der des Landes verbunden wäre. Wir suchen selbst umsonst nach einem Mittelpunkte (centrum) der Handlung. Nichts geschieht hier durch die Individuen, Alles macht sich durch die Collegien. Der politische Keim des polnischen Volkes ist ein Collegium, eine Versammlung, ein Sejmik (Landtag). Die Geschichte Polens ist eine Reihenfolge von Handlungen verschiedener Sejmiks, die sich entweder mit einander versammeln oder abgesondert, häufig widersprechender Ansichten sind, selten feindselig, die, so zu sagen, ohne ein festgesetztes Ziel handeln. Es gibt jedoch einen moralischen Mittelpunkt, welcher in dem besteht, was man das große Collegium oder das freie Collegium oder Versammlung nennt; dies ist der Reichstag, Sejm.

Sehen wir nun, welches die Attribute dieses Reichstags sind und welche Art des Verfahrens diese Versammlung hatte.

Sie ähnelt keiner politischen Versammlung, sie ist von derselben Natur als die Concilien der Kirche; sie entwirft sogar keine Gesetze, gibt keine Reglements heraus, sie besitzt keine ausübende Kraft. Sie versammelt sich, um eine gewisse Frage zu lösen und die Moralität derselben zu bestimmen. In den ersten Zeiten bediente sie sich dieser Formel: *„Wer anders handeln würde, sei verflucht."* War es darum zu thun, den Krieg zu erklären, so untersuchte das große Collegium, ob man das Recht habe, diesen Krieg zu führen. Es beauftragt die Landboten, in dieser Hinsicht eine bis in die geringsten Einzelnheiten eingehende strenge Nachforschung zu halten; so kam es mehrmals, daß Anerbietungen von Städten und Völkerschaften zurückgewiesen wurden, welche sich Polen einverleiben wollten, weil man aufdeckte, daß es keine rechtmäßige Ursache gab, sie ihren bisherigen Besitzern zu entreißen. Diese moralische Frage einmal entschieden, hört auch das Thun des Reichstages auf. Alsdann ist Jedermann berufen, je nach seinen Kräften und Mitteln die Entscheidung durch den Krieg zu bewerkstelligen. Jeder freie Mensch hatte bei den

Polen das Recht, die Ausländer zu bekriegen, jedoch nur unter der Bedingung, *daß er die schwere Verantwortlichkeit, die hieraus entstehen könnte, auf sein Gewissen nehme.* Die Republik erlaubte den Krieg. Wenn sich das Ausland beklagte, gestattete sie ihm zuweilen, ihre Krieger bis in die Länder der Republik zu verfolgen, es fand jedoch keine Auslieferung statt. Sobald der Reichstag entschieden hatte, daß es gerecht und nothwendig sei, den Krieg zu führen, so war Jeder durch sein Gewissen berufen, gegen den Feind zu marschiren. Den Reichstag betrachtete man, wenn er regelrecht versammelt wurde, als beseelt vom *Heiligen Geiste.* Dies ist ein grundsätzliches Dogma der polnischen Constitution. Jedes Individuum hatte das Recht, sein veto entgegen zu setzen, den Fortgang des Reichstags aufzuhalten; eine außerordentlich merkwürdige Thatsache ist es aber, daß während mehrerer Jahrhunderte es Keiner wagte, dieses Recht zu gebrauchen. Der König wurde von dem Reichstage gewählt, nach der Eingebung des Heiligen Geistes. Jeder freie Mensch (wir wenden nicht das Wort edel an, weil dies den Ausländern einen falschen Begriff beibringt; man vergleicht jedesmal den polnischen Adel mit dem französischen oder englischen; nicht also ist es, sondern man muß sich einen türkischen Spahi, oder einen *Freien* aus der Zeit der Merowinger denken), jeder freie Mann konnte gewählt werden, aber es war verboten, seine Ansprüche laut zu machen, Parteigänger zu suchen, Zuflucht zu dem zu nehmen, was man Ueberredung, Machination oder Intrigue nannte. Alles das wurde für Sünde gehalten. Der König also erwählt, wurde als das Band zwischen der Religion und der Politik betrachtet. Man glaubte, daß er dem Volke den Segen bringe, man verlangte, daß er *heilig* und *gut* sei. Die Heiligkeit war *die erste* Bedingung; die Thätigkeit, die Energie, die Gewandtheit waren untergeordnete Eigenschaften. Der König konnte Niemandem etwas Böses thun; er konnte Niemanden beleidigen,

und selbst in den häuslichen Bürgerkriegen sprachen seine politischen Feinde über ihn mit Respect, kniend oder wenigstens die Mütze ziehend. In der That hat die polnische Geschichte den Königen keine Verbrechen vorzuwerfen. Dieser Respect für den König war in der Meinung des Volks tief eingewurzelt. Der König vertheilte alle Gnaden, er hatte nicht einmal nöthig zu strafen. Sigismund der Alte sagte zu den erstaunten Gesandten, als sie sahen, daß er ohne Leibwachen herumgehe und sich unter die Volkshaufen mische: *„Es gibt keinen einzigen Menschen in der Republik, an dessen Busen ich nicht ruhig schlafen könnte.“*

Kommen wir wieder auf die politischen Gesetze. Sobald die Moralität des Krieges durch den Reichstag entschieden war, so zog der König, wenn er in Person commandiren wollte, mit seinem kleinen Haufen von Haustruppen zu Felde, besuchte die großen Herren, die reichen Leute und den Adel und machte sie mit der Entscheidung des Reichstages bekannt. Alle Männer von gutem Willen zogen nun in den Krieg. Man erzählt vom Könige Stephan, daß er, gegen Moskau zu Felde ziehend, bei einem Herrn anlangte. Er hoffte von demselben Hülfe, der Herr jedoch war in Versprechungen karg. Der König zog unbefriedigt von dannen. Den andern Tag sah er aber auf dem Schloßplatze ein Regiment schwerer Reiterei gut beritten und gerüstet, an der Seite desselben aber einen Feldwagen stehen, mit Geld zur Bezahlung des Soldes gefüllt; am Thorwege traf er auf ein zweites Regiment leichter Cavallerie und unterweges noch auf ein drittes Regiment Infanterie, Alles gut gekleidet und ausgerüstet auf Kosten dieses Herrn, und daneben gefüllte Wagen mit Geld auf die Dauer des Feldzuges. Auf diese Weise vereinte der König ungefähr hunderttausend Mann Kriegsvölker, mit welchen er Rußland bekämpfte.

Ging der König nicht selbst in den Krieg, so waren es die Oberfeldherrn, welche dieselben Mittel anwandten, um

Soldaten zu sammeln. Alles hing auch hier vom guten Willen ab.

Die Finanzen wurden ebenso verwaltet. Die Idee, daß durchaus alles Geld im Lande durch den Schatz gehen müsse, und daß es der normale Zustand einer Gesellschaft sei, tagtäglich Abgaben von den Menschen zu berechnen: diese Idee ist in Polen unbekannt gewesen. Der Reichstag votirte nur freiwillige und für eine Zeit dauernde Beiträge. Wenn diese festgestellt waren, so fanden sich am häufigsten reiche Leute, welche die ganze Summe im Voraus zahlten, die Quittung empfingen, nach Hause zurückgingen und von ihren Mitbürgern sich das Geld zurückerstatten ließen. Es gab keine von dem Schatze bezahlten Amtsstellen, keine besoldeten Beamten noch Amtsgehülfen. Hatte z. B. die Republik nöthig, Gesandte nach dem Auslande abzuschicken, so wendete sie sich an die reichen und mächtigen Männer und beauftragte einen derselben diese Sendung zu übernehmen; sie aber waren verbunden, nicht blos alle Ausgaben auf eigne Kosten zu bestreiten, sondern selbst den Herrschern Geschenke zu geben und zu gleicher Zeit alle die Geschenke, welche sie von den Herrschern erhielten, der Republik zu überreichen. Es gab Familien, die durch Gesandtschaften zu Grunde gerichtet waren, wie die des Fürsten von Sbaraž. Einen solchen Dienst betrachtete man aber als verdienstvoll im Angesichte der Republik und selbst als das Seelenheil desjenigen, der ihn unternahm, befördernd; so hatte man auch die Gewohnheit, im Sterben ansehnliche Summen Geldes oder Ländereien der Republik und dem Könige zu verschreiben.

Die Besorgung der Gerichtspflege ging von derselben Idee aus. Sei es, daß die Sejmiks oder die kleinen Collegien, sei es, daß die Tribunale über die Gerechtsame einer Sache entschieden hatten, so wendete sich der Gerichtsbote, welcher den Charakter eines Waffenherolds trug, an alle Männer von gutem Willen, um das Erkenntniß des Tri-

bunals in Ausübung zu bringen. Er forderte zuvor den Schuldigen auf, ihm freiwillig zu gehorchen, und man findet in der Geschichte Polens Beispiele, daß sich sehr mächtige Männer der Gerechtigkeit selbst auslieferten. Ja sogar, was mehr ist, selbst Criminalverbrecher, die sich sogar im Auslande befanden, kamen, sich vor den Richter zu stellen, um enthauptet zu werden. Man sperrte sie nicht ein, man ließ sie ruhig, ihnen blos Zeit gebend, sich für den Tod vorzubereiten; denn ein Edelmann, welcher dem Urtheil des Tribunals sich entzogen hätte, wäre als infam und als ein Feigling betrachtet worden. Die öffentliche Meinung hätte ihn verfolgt, so wie sie heute diejenigen verfolgt, welche sich einem Zweikampf entziehen. Ohne diese religiöse Weihe (sanction) ist die Geschichte Pólens eine Verwirrung, unmöglich zu entwirren. Ein reicher Mann, welcher zehn bis zwölftausend Haustruppen hielt, verurtheilt von einem kleinen Bezirkstribunale zum Wiedererstatten dieses oder jenes Stückchen Landes, wurde von dem Gerichtsboten aufgefordert, und häufig führte ihn dieser ab und setzte ihn in den Thurm. Hätte sich dieser Mensch geweigert zu gehorchen, was er wohl thun konnte, so würde er vom Geistlichen nicht die Sündenvergebung bekommen haben; der Priester gab den Gesetzen der Republik die Weihe. In einer Sache, die allgemein begriffen wurde, wo es eine schreiende Ungerechtigkeit gab, stieg Jeder zu Pferde, und man bestrafte den Schuldigen auf der Stelle. War die Angelegenheit aber verwickelt, dunkel, konnte die öffentliche Meinung das Wahre vom Falschen nicht unterscheiden; so mußte man den Proceß von neuem beginnen, man mußte zu neuen Mitteln Zuflucht nehmen, um die öffentliche Meinung aufzuklären.

Welches war nun das Streben aller dieser Institutionen, was war der innere Gedanke derselben? Es war dies: den *Geist* des Menschen zu entwickeln, ihn ohne Unterlaß *wach* zu erhalten, ihn seine *Würde* fühlen zu machen, in jedem Augenblicke ihn *seine Pflichten* begreifen zu lehren.

Ein freier Mensch bei den Polen konnte nicht alle Schwierigkeiten von sich ab und auf den Reichstag oder die Versammlungen wälzen; war die souveraine Entscheidung einmal kund gethan, so mußte er sie von neuem erwägen, den Werth, die Gerechtigkeit derselben erkennen, um seiner Ueberzeugung gemäß eine Regel des Verfahrens zu finden. Auf diese Art wurde er aus eignem Willen Richter, Soldat, Vollstrecker; und diese Pflichten währten gerade so lange, als sein guter Wille ausreichte. Nirgends anders in der Welt gibt es ein Beispiel von einer so großen, den Individuen gelassenen Freiheit. Wir kennen keine Institution, die besser geeignet wäre, den Menschen für die Freiheit zu bilden, ihn stets über die materiellen Interessen zu erheben. Das Geld, welches er dem Staate gab, war ein jeden Tag sich wiederholendes Opfer; nachdem er es gegeben hatte, empfand er das köstliche Gefühl, seinem Vaterlande einen Dienst geleistet zu haben; die Feldzüge, welche er gegen den Feind mitmachte, wurden für dem Staate erwiesene Dienste und auch für fromme Werke angesehen, so wie es die Kreuzzüge gewesen. Selbst in den Regierungsformen gab es eine große und schöne Mannichfaltigkeit. Der große freie Reichstag ließ das veto zu; jedoch konnte man je nach den Umständen einen conföderirten Reichstag versammeln, welcher alsdann wie das englische Parlament und die französischen Kammern verfuhr; er gab die Stimme ab und die Mehrheit der Stimmen verpflichtete die Minderheit. Es gab alsdann kein — veto. Dann konnten sich die Kammern abgesondert versammeln, wie dies jetzt in England und Frankreich angenommen ist, und dann auch wieder unter Umständen konnten sie sich zusammen vereinen und nur eine Kammer ausmachen; so daß diese Regierungsform, je nach den Bedürfnissen, ein englisches Parlament oder eine französische Kammer, eine Art religiöses Concilium oder eine wahrhaft politische Kammer, zuweilen auch eine Dictatur werden konnte. Es gab Zeitperioden, in

welchen alle Institutionen aufhörten zu fungiren. Sobald der König starb, wurde Polen durch eine *dictatorische* Regierung gelenkt; alsdann legte die Republik Trauer an, und es gab keine Freiheit mehr, weil es der König war, welcher nach dem allgemeinen Volksglauben das Bestehen der Freiheit gewährleistete; man ernannte alsdann zeitliche Tribunale mit durchgängig andern Attributen, welche alle Angelegenheiten summarisch aburtheilten, über das Leben und Vermögen aller Bürger verfügen konnten und von deren Urtheil es keine Appellation gab, sie wurden sądy kapturowe genannt. Ebenso ertheilte man den Generalen das dictatorische Recht; der Hetman von Lithauen oder von Polen, welcher die Truppen commandirte, wurde beauftragt, die ganze Republik vorzustellen; er hatte das Recht, über Leben und Tod zu entscheiden; konnte Adelstitel vertheilen; in gewissen Fällen durfte er sogar in Civil- und Criminalsachen entscheiden.

Wir haben Ihnen das Ideal des polnischen Staates gezeichnet; Polen jedoch war weit entfernt, dasselbe zu realisiren. Es hatte ungeheure Schwierigkeiten zu besiegen; das ganze Europa schritt in entgegengesetzten Ideen vorwärts; Europa wurde materialistisch, scholastisch, formell, metaphysisch; es konnte dieses so vielfältige, verschiedenartige Leben nicht begreifen; es nannte dasselbe Verwirrung!

Um dieses Ideal zu beenden, wollen wir Ihnen sagen, was den polnischen Ideen zufolge ein König sein muß. Nach dem berühmten Worte des Kaisers Paul von Rußland: „*Gibt es in Rußland keinen mächtigen Mann, als nur denjenigen, zu welchem der Kaiser spricht, und diese Macht währt auch nur so lange als das Wort, das er vernimmt;*“ wendet sich der Kaiser ab, so wird der mächtige Mann eine Null. Bei den Polen war der König derjenige, durch welchen *der göttliche Geist* redete, und sein Königthum währte nur so lange, als ihn dieser Geist beseelte. Polen hat dieses Ideal nicht verwirklicht, es ist dazu gelangt, ein *lebenslängliches König-*

thum zu schaffen, alle *Aemter lebenslänglich* zu besetzen; sie temporär zu machen, dazu gewann es nicht Zeit. Die Constitution trug in sich selbst eine ungeheure Schwierigkeit; sie verlangte von den Bürgern unaufhörliche moralische Anstrengungen, unerhörte Anstrengungen; sie setzte von den Menschen voraus, als wären sie stets großmüthig oder wollten es sein, immer weise oder es zu werden trachtend, stets sich aufopfernd und bereit sich aufzuopfern. Diese Constitution war, wie wir es schon sagten, äußerst schwierig für die Polen, sie konnte nicht währen. Man darf sich hierüber nicht einmal verwundern; alle einfachen und wenig entwickelten Sachen haben eine viel längere Dauer, die cyklopische Architektur und die der Aegyptier haben die Umwälzungen der Reiche überlebt und widerstehen selbst der Kraft der Elemente; sie sind massiv und einfach, der Geist erscheint dort nicht; die Architektur der Griechen, schon von der Erde mehr befreit, stellt uns entwickeltere Formen dar, sie wird eine größere Dauer als die des Mittelalters haben, die in die Lüfte aufzufliegen scheint, und es ist wohl bekannt, daß, nachdem man eine solche Architektur geschaffen hat, es unbedingt nöthig ist, daß der Geist ohne Unterlaß in einem fort über ihre Erhaltung wache. Die Sache verhält sich ebenso mit den organischen Körpern: *das niedrigere Thier* berührt die Erde mit einer breiten Basis, der *Mensch* bedarf schon einer materiellen Anstrengung, einer moralischen Kraft, selbst um sich nur aufrecht zu halten; verliert er das Selbstbewußtsein, so fällt er augenblicklich von selbst, er wird zu einem niedrigeren Thiere. Nach der Geschichte Polens ist es aber erwiesen, daß dies Volk zu der Schöpfung einer Regierung, einer Gesellschaft des freien Geistes (spontanéité) und des guten Willens vorschritt. Man kann durchaus nicht den Gedanken, die Idee dieses Landes bekommen, wenn man die Geschichtschreiber liest, welche Alles durch die Brille der Vorurtheile des Auslandes betrachten; ja man findet sogar wenig Aufklärung in der geschriebenen

Gesetzgebung, weil sie von Formeln, die dem Auslande entlehnt sind, überfüllt ist; man findet sie nur ganz in den Erzählungen des Volkes, in den Poesien des Volkes, in den Anekdoten, im Leben ausgezeichneter Individuen. Wir wollen noch hinzufügen, daß man keine bessere Idee vom Stande der Gewalten dieses Landes haben kann, als nur, indem man einige Seiten im Werke von Swedenborg nachliest und zwar, wo er von dem Reiche der Geister spricht; in diesem Königreiche gibt es keine geschriebenen Gesetze, sagt er, es ist ein Königreich der Gebräuche (des usages), wo die Geister immer aufmerksam sind, sich gegenseitige Dienste zu leisten und jeden Augenblick neue Beziehungen (rapports) zu erhaschen, welche ohne Unterlaß abwechseln, und aus denselben die Frucht zu ziehen; und es ist auch nicht ohne Fug und Recht, daß ein polnischer Philosoph, Królikowski, frei aussprach, das künftige Polen sei berufen, keine geschriebenen Gesetze zu haben. Hätte er auch nichts mehr gesprochen als nur dies einzige Wort, schon wäre seine Spur ehrenwerth zwischen den polnischen Publicisten gezeichnet.

Nachdem die slawische Race lange Zeit gewirkt hatte, einen Zustand der Dinge, so erhaben und so schwierig, zu schaffen und zu erhalten, erlag sie in den Polen von neuem der Versuchung des Genusses; der König wollte die Liebe seiner Unterthanen und diese den Monarchen Europas unbekannte Sicherheit genießen; die reichen Leute genossen ihr Vermögen und ihre Beliebtheit; der Adel endlich machte in den letzten Zeiten der Sachsenkönige, nach dem Ausdrucke eines englischen Verfassers, aus Polen ein einziges Fest und eine einzige Kirmeß; man trank, man beglückwünschte sich, man sprang vor Freuden und Hoffnung; während dieses frohlockenden Genusses vergaß man aber gänzlich das Schicksal der armen und arbeitsamen Classen; der Adel machte selbst seinem Dasein ein Ende, indem er allen denen, welche nicht von Adel waren,

den Eintritt in die Republik*) verschließen wollte, er strebte darnach *eine Kaste* zu werden; dann aber mußte, wie einst *die Gemeinde* und später *das Fürstenthum*, so auch jetzt *die Republik* fallen und abwarten bis es der Vorsehung gefiel, einen neuen Ruf ergehen zu lassen.

Während also die Czechen und die Bewohner der Donauländer, seit langem schon aufgehalten in ihrer Entwickelung, getreulich ihre häuslichen und Privattugenden aufbewahrend, eine bessere Ordnung der Dinge abwarten, fängt in den beiden Staaten, die seit so langer Zeit mit einander gekämpft haben, der Geist, der sie bis dahin beseelte, an, schwach zu werden; jener grausenhafte Geist, jener souveraine Geist Rußlands hat nicht mehr dieselbe Kraft; der Kaiser selbst sprach es vor nicht langer Zeit aus; „niet ludjei," sagte er, das heißt: „schon gibt es keine Menschen," die ihm unbedingt gehorchen wollen und auf die er sich verlassen könnte, daß sie seine Befehle pünktlich vollstreckten; der Geist der Czechen und der Polen hat schon die Masse des russischen Volks durchdrungen; ein General, vollstreckt er auch noch den unerbittlichen Befehl des Herrschers, so beginnt er doch schon die Nothwendigkeit zu fühlen, diesen Befehl in seinem eignen Gewissen zu rechtfertigen, er glaubt nicht mehr an die moralische Unfehlbarkeit des Kaisers, zuweilen sucht er selbst diesen Befehl zu mäßigen; und diese geringe Mäßigung, welche jeder Befehlshaber, jeder Beamte in seinen Dienst hineinbringt, beweiset schon eine ungeheuere Veränderung, die in Rußland vorgeht.

Andererseits wäre es aber auch umsonst und überflüssig zu glauben, daß das alte Polen wiederhergestellt werden könnte, mit diesem Königthum, das durch eigne Schuld untergegangen ist, und diesem Adel, der sich selbst entleibte.

*) D. h. den Eintritt in die Klasse der Bürger der Republik.
Anmerkung des Uebersetzers.

Darum kann man schon ganz und gar überzeugt sein, daß der große Kampf zwischen den drei mythischen Brüdern dem Czech, Lech und Ruß geendet ist; alle drei sind sie bereits todt; umsonst ist die Arbeit derjenigen, die noch jetzt ihre Nachkommen, die einen gegen die andern aufreizen wollten, im Namen blos ihres alten Volkshasses. Nur Menschen, die an der Vergangenheit haften geblieben sind, rechnen noch auf dies Mittel; wir wiederholen es aber, daß diese drei Patriarchen bereits todt sind, und daß alle Blicke der slawischen Völker im Himmel und auf Erden nach Jemandem suchen, der das Erbe übernehmen möchte.

Alle großen Staaten des Alterthums und der neueren Zeiten sind durch große Männer geschaffen worden. Was ist es aber, ein großer Mann, und warum ist er groß? Dies ist er, weil wir alle, die wir klein sind, uns in seiner Größe theilweise wiederfinden. Jeder Araber fühlte in Mahomet seine eignen Leidenschaften und die Ergießungen seiner Seele. Weshalb war Napoleon so groß? Deshalb, weil jeder Franzose in der Energie, in dem freien Geistesschwung (spontanéité) dieses Mannes dasjenige erkannte, was das wahrhafte Wesen des französischen Genius ausmacht und auch das, was jedes Individuum in sich selbst theilweise empfand. Wer nur irgend die Wichtigkeit der slawischen Frage kennt, die Frage der zahlreichsten und materiell der stärksten Race, der wird nicht erwarten, sie durch die politischen Berechnungen gelöst zu sehen. Die großen Staaten sind geschaffen worden durch große Männer, und ihr Entstehen ist von Wundern und Erstaunlichem umgeben. Die Ankunft eines neuen Geistes unter die Slawen muß alle diese mysteriösen Merkmale tragen. Es ist dies eine religiöse Race, es ist dies eine einfache Race, gut und kräftig. Es muß der neue Geist, welcher den Ruf an ihre Sympathien wird ergehen lassen, alle die Eigenschaften des häuslichen Lebens, des Gemeindelebens und die politischen dieser Race vorstellen. Es muß in diesem Geiste der

Czeche sich als der Bruder des Polen und des Russen erkennen. Wo ist aber die Wiege dieses Geistes? wir werden es freimüthig heraussagen, sollten wir selbst unsern Mitbrüdern, den Russen und den Czechen, und den an der Donau mißfallen, die wir in gleicher und aufrichtiger Liebe umarmen; ja freimüthig wollen wir es sagen, diese Wiege ist auf der Karte der slawischen Länder gezeichnet. Mögen sie nach derselben suchen, die Geschichte aller Länder erwägend. Diese Wiege kann nirgends anders sich finden als inmitten des Volks, das von allen slawischen Völkern am meisten gelitten hat, welches Europa am nächsten berührt hat, welches Europa am meisten schuldig ist und welches Europa am meisten gedient hat. *Das polnische Volk* hat alle diese charakteristischen Merkmale. Nicht seine Heldenthaten sind es, welche ihm diesen Vorrang erwarben, sondern sein langes und grausames Leiden. Erinnert Euch an die Worte des polnischen Propheten und Dichters Brodziński, „daß das allergrößte Genie die allerunglücklichste Nation ehelicht.“ Er sprach von Napoleon und Polen, alsdann möge man aber auch rathen, welch ein Geist aus einer solchen Ehe entsprießen muß, man suche ihn zu erkennen; denn seine Sendung wird er erfüllen, sei es mit Euch, sei es ohne Euch oder selbst trotz Euch. Und was wird dieser Geist den Völkern des Abendlandes bringen, weil die Zeiten vergangen sind, wo die Völker sagten: Jeder bei sich, Jeder für sich? Worin würde der Völkerfortschritt bestehen, bestrebten sie sich nicht, eine religiöse, politische und sociale Einheit aufzubauen? Die Slawen haben das Gefühl dieser Nothwendigkeit erlangt, sie haben aber noch nicht die Kraft, es zu verwirklichen. Wir wollen Sie an jene Vorlesungen erinnern, wo wir Ihnen zu zeigen gesucht haben, daß alle Bewegung und alle Kraft in Frankreich seinen Sitz hat. Frankreich aber, belastet von der Schwere der Interessen ganz Europas, besessen von einer langen und glorreichen Vergangenheit, die ein zähes Leben hat, angefallen von den

Interessen der Gegenwart, welche die Zukunft nur mit Schrecken sehen: Frankreich wird es schwer, seine eigne Größe zu begreifen; es hat noch nicht das Maaß seiner eigenen Macht erlangt. Die Männer der Kraft, die Männer des freien Geistes (spontanés) von Frankreich, indem sie die Augen um sich herum werfen, suchen umsonst nach einer Stütze und dem Schilderheben der Handlung. Wir wollen schließen, uns dem Genius Frankreichs, dem Genius aller derjenigen Männer, die von der Zukunft nicht verzweifelt haben, zuwendend. Wir versprechen Ihnen, selbst ohne Scheu, daß irgend einer von unsern Mitbürgern uns widersprechen würde; wir versprechen ihnen, daß sie in der slawischen Rasse die Stütze, die Aufmunterung und das Werkzeug finden werden. Diese Rasse, mögen sie dieselben betrachten als die künftigen Träger und Heerschaaren dieses Wortes, das die neue Epoche schafft.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler zum dritten Theile.

Seite	20	Zeile	18	statt	lebende lies lebenden
"	24	"	25	—	fernen Geschlechtern lies ferner Geschlechter
"	31	"	21—22	—	nähren lies nähern
"	57	"	7	—	Glanz lies Klang
"	75	"	24	—	Turzym lies Turzyce
"	86	"	13	—	der feuchte Berg lies der gewaltige Berg
"	127	"	13	—	Spekulation, oder die Vernunft lies Spekulation oder die Vernunft
"	134	"	28	—	an diesem lies an diesen
"	140	"	21	—	auch lies euch
"	142	"	17	—	Seil lies Beil
"	147	"	8	—	im lies am
"	166	"	31	—	wir wir lies wie wir
"	186	"	11	—	unterschieden lies unterscheiden
"	201	"	10	—	dienstlichsten lies dienlichsten
"	229	"	14	—	diesen lies diesem
"	231	"	31	—	dieses Ich auch selbst lies auch selbst dieses Ich
"	234	"	29	—	hiervon lies hier
"	249	"	9—10	—	jenem Markgrafen lies jenen Markgrafen
"	251	"	32—33	—	freuen sich schon ungemein lies freuen sich ungemein
"	265	"	19	—	einnimmt lies spricht
"	270	"	28	—	gegenwürdigen lies gegenwärtigen
"	282	"	3	—	dulden lies leiden
	—	"	15	—	August von Sachsen lies August des Sachsen
"	283	"	10	—	Bleibe doch, Polen, immer lies Bliebe doch Polen immer
"	290	"	7	—	Ideen lies Idee
"	330	"	33	—	Modla lies Modła
"	336	"	22	—	beschäftigten lies beschäftigen.

Slav 332.1.2

IV.

Vorlesungen

über

slawische Literatur und Zustände.

Vierter Theil.

Vorlesungen

über

slawische Literatur

und

Zustände.

Von

Adam Mickiewicz.

Neue Ausgabe.

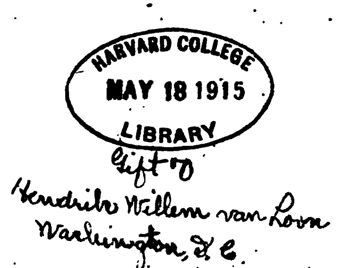
Vierter Theil.



Leipzig:

Brockhaus und Avenarius.

1849.


HARVARD COLLEGE
MAY 18 1915
LIBRARY
Gift of
Hendrik Willem van Loon
Washington, D.C.

Die Vorrede, welche der französischen Ausgabe dieses Buches (l'Eglise et le Messie) von Franzosen vorgesetzt worden ist, geben wir, da sie unsere völlige Anerkennung genießt, ganz einfach dem deutschen Leser in einer wort- und sinngetreuen Uebersetzung wieder.

Friede den Menschen guten Willens.

Paris, im September 1845.

Gustav Siegfried.

Vorrede.

Es war unser Wille, daß die wenigen Zeilen, welche die Vorrede dieses Buches ausmachen werden, von uns geschrieben wären, von uns Franzosen, die wir zuerst den Ruf, der sich an Frankreich richtet, erkannt und begriffen haben. Vom Lehrstuhle, geweiht dem französischen Unterrichte, und von einem Verbannten, einem Sohne Polens, war es, daß dieser Ruf erfolgte. Was thut jedoch hier zur Sache die Nationalität des Mannes, der gesprochen hat? Eine Wahrheit, ist sie wie ein Land von Grenzen umschrieben? — Nein. Eine Wahrheit gehört Allen an; — sie kommt von Gott, sie kehrt zu ihm, aber ihren Weg durch die ganze Menschheit machend. Und worin kann uns wol gegenwärtig der Name oder das Land desjenigen, der Träger dieser Wahrheit ist, hinderlich sein? — In nichts. Es kommt nicht den Menschen zu, über die Wege Gottes ein Urtheil zu fällen; — sie werden stets für sie geheimnißvoll und undurchdringlich bleiben. War es nicht der Sohn eines

armen Zimmermannes, welcher vor achtzehnhundert Jahren der Welt das Evangelium gebracht? Aus dem Schooße eines Volkes, des unglücklichsten, des heimgesuchtesten von den Leiden, ging Derjenige hervor, welcher die Menschheit zu erneuern, die Welt zu ändern hatte. Die ewige Weisheit, sobald sie zur Ausführung ihrer Rathschlüsse schreitet, bekümmert sich wenig um die Berechnungen der Wissenschaft oder die Abstraktionen der Philosophie. —

So sind es folglich Franzosen, welche gegenwärtig und am Eingange dieses Buches sich an alle *Franzosen*, ihre Brüder wenden, ihnen sagend: Ihr könnet, wie wir, die Wahrheit begreifen; — erlaubt ist es euch, wie uns, diese Wahrheit, die zu Leib geworden ist, zu sehen, sie mit den Fingern zu tasten; — ihr könnet, wie wir, an diesem Kelche des Lebens die Kraft und die Energie schöpfen, die ihr zum Thun bedürfet. —

Und sprechen wir dermaßen zu euch, — so geschieht es, weil wir uns als die lebenden Zeugen des Leib gewordenen Wortes Gottes der Epoche (du Verbe de l'époque) proklamiren; — weil wir ihn gesehen; — weil wir Denjenigen gesprochen haben, der die Sendung hat, das Napoleon anvertraute Werk fortzusetzen und zu vollenden, die Völker und die ganze Welt zu retten. Als Franzosen, haben wir erkannt Denjenigen, der heut zu Tage allein groß und gewaltig genug ist, um Frankreich zu erneuern, um das Werk Gottes zu vollführen. —

Und auf daß Alles gesagt sei, wir sprechen so: — kraft des Rechtes, das Gott einem jeden überzeugten und sein Leben seiner Ueberzeugung zu opfern bereiten Menschen gegeben, frei und offen zu sagen, was er gefühlt und gedacht hat; — kraft des unzerstörbaren Rechtes, das jeder Franzose besitzt, hoch und hehr gegen die Abdankung Frankreichs zu protestiren. Und dieses Recht,

wir haben es doppelt; denn wir verbergen unsere Personen nicht, — denn wir protestiren am hellen lichten Tage, im Angesichte des Himmels und der Erde; — denn wir sind bereit, unsere Ueberzeugung nach allen Leibes- und Geisteskräften, mit aller Energie, die in uns ist, zu unterstützen; — und was besser als alles dieses: — denn Gott ist mit uns!

Frei und offen im Collége de France ausgesprochen, richteten sich die Worte Adam's Mickiewicz nicht blos an die Zuhörer des Vortrags, sondern auch Urbi et Orbi — an die Stadt und an die Welt. Sie enthielten jene Wahrheit in sich, auf welche Frankreich und die ganze Menschheit seit längst schon wartete. In der Geistestiefe eines jeden Franzosen haben diese Worte des Lebens, wir wissen es, wie ein allerhöchster Ruf wiedergehallt, diesem Rufe zu antworten sind nun die Völker und die Nationalitäten aufgefordert (sommés.) —

Die Schöpfung, die Welten, die Universen hängen ebenfalls von einem ewigen, unabänderlichen Gesetze ab: dem Fortschritte, — d. h. dem ununterbrochenen Vorrücken zu Gott. Und daß man es wohl merke: sobald ein Volk auf diesem Marsche des Fortschrittes stille hält, — und sobald dieses Volk, durch hundertjährige Arbeiten vorbereitet, seit aller Zeit von dem unabänderlichen Willen dazu bestimmt, die andern Völker auf dem Wege der Zukunft zu leiten, seine erhabene Sendung nicht mehr zu begreifen scheint — alsdann wählt Gott einen Menschen; er vertrauet ihm die Sorge an, seine ewigen Rathschlüsse zu vollführen; — und dieser Mensch gibt sich zu erkennen, und dieser Mensch beweiset seine göttliche Sendung mit Hülfe des Wortes und der That; und, in seiner Eigenschaft als Gottgesandter, trägt er in sich das Leben, — und mit dem Leben die Macht, es mit-

zutheilen, es Denjenigen zu übergeben, die es empfangen wollen. — An diesen Zeichen der Macht des Lebens und der Kraft des Handelns, an diesen wahrhaft göttlichen Merkmalen, ist es einem jeden Menschen von gutem Willen gegeben, die lebendige Verkörperung des Geistes Gottes, das leibhafte Wort der Epoche zu erkennen. —

Aber eine alte Epoche endet nicht plötzlich; — sie verkettet sich mit der neuen durch die Ringe der Vergangenheit; sie mischt zu derselben eine Zeitlang ihren Greisen-Einfluß; noch fährt sie fort in derselben zu wirken, aber nur durch ihren Widerstand. Denn der ewige Gedanke hat Gesetze aufgestellt, die sich erfüllen müssen: mit anderen Worten, — Gott will, die Menschen möchten sich anstrengen, seinen Willen zu begreifen und seine Rathschlüsse auszuführen: — und dieses hier ist noch eine der unverletzbaren Bedingungen des wirklichen Fortschrittes in den Nationalitäten, in der ganzen Menschheit. —

Nun, so wird es also einen Kampf geben! — Jawol, — einen Kampf der Wahrheit, um den Irrthum zu bekehren; — einen Kampf des Lichtes, um die Finsternisse zu zerstreuen. Denn die Schriftgelehrten und Pharisäer sind in jeder Zeit zu Hause. Wie vor achtzehnhundert Jahren, so noch jetzt sind sie entschlossen, zweifeln wir nicht daran, ohne Unterlaß zu vernünfteln (argumenter), und stets bereit, im Namen der Logik zu verlangen, das Licht möchte man unter den Scheffel setzen. Niemand täusche sich jedoch: denn glückte es ihnen selbst, das Licht unter das Maß zu bringen, — so würde heutzutage das Licht den Scheffel entzünden, und das Hinderniß, welches die Flamme ersticken sollte, diente im Gegentheil dazu, ihren Glanz und ihre Glut zu vermehren! —

Frankreich hat große Epochen gehabt: das Jahrhundert Karl des Großen, dasjenige der Kreuzzüge, das von 89, und das des Kaiserthums: — glänzende Strahlpunkte auf seiner Krone des Ruhms und der Unsterblichkeit! Alle diese Seiten der Geschichte waren jedoch nur die Vorläufer einer viel größern, glorreichern Realisation, die Frankreich gegenwärtig zu erfüllen aufgerufen ist — und die es erfüllen wird!

Haben wir ihn nicht Alle in der Tiefe unserer Seelen erbeben gefühlt, diesen stets gewaltigen, stets neuen Ruf: Dieu le veut! Gott will es! Jawol, Gott will, daß Frankreich seiner würdig sei; und die Völker warten, schweigend und gerührt, daß die große Nation, sich ihrer Größe endlich erinnernd, sich erhebe, um Gott zu gehorchen, — um einen Schritt vorwärts auf dem Wege der Zukunft zu machen; — und alsdann werden auch sie sich erheben, um ihr zu folgen. —

Brüder, Freunde, ihr Alle, die das Herz eines Franzosen in eurem Busen schlagen fühlet, die ihr innerlich erbebt für Alles, was wahr ist, für Alles, was groß und heilig ist; — ihr Alle endlich, die wir nicht kennen, die wir aber Alle mit der ganzen Liebe unseres Geistes umarmen, — erhebet euch, und vorwärts, Soldaten der Zukunft! Im Namen des lebendigen Gottes beschwören wir euch dazu! Auf daß derselbe Gedanke uns beseele: — die Wahrheit. Auf daß dasselbe Gefühl uns vereine: — die Liebe zur Menschheit. Auf daß Derjenige, den wir erkannt haben, Derjenige sei, den auch ihr erkennet! Und was ist dazu erforderlich, daß ihr ihn erkennet, wie wir? Einzig und allein, daß eure Augen sich öffnen wollen, daß eure Ohren hören wollen; — daß ihr endlich werdet, wie das Evangelium besagt: Menschen guten Willens. Denn, in Wahrheit, wir sagen es euch, die Ueberzeugung, welche

die Kraft zur That gibt, wird nur Denjenigen gegeben, die sie erlangen wollen: Hominibus bonae voluntatis *).

Paris, den 17. Mai 1845.

Charles Bouvier. Emile Bournier.
Theodore Fouqueré.

*) Im Namen aller unserer Brüder und Freunde, haben nur drei von uns diese Vorrede, welche unsere gemeinsame Glaubens-Erklärung ist, unterzeichnet. Diese drei Unterschriften verbürgen hinreichend, daß wir bereit sind, auf alle Fragen oder Aufforderungen, die an uns gemacht werden könnten, zu antworten. —

Inhaltsverzeichniß.

Erste Vorlesung.

Den 22. December 1843.

Meine Herren! In der Fortsetzung unsers Vortrags gereicht es uns zur Aufmunterung, eine Thatsache bemerken zu können, die den Gegenstand desselben dem Publikum dieses Landes weniger fremd macht: diese Thatsache ist das Interesse, welches in den Sphären der höhern Politik, der Literatur und selbst im Publikum alles dasjenige zu wecken anfängt, was die Bewegung der slawischen Völker betrifft. —

Die Reisen in Rußland, die Reisen in Oestreich, die Werke über die Politik und die Zukunft Oestreichs, die Werke über Preußen folgen sich nach einander und finden zahlreiche Leser. Die Verfasser dieser Veröffentlichungen stimmen fast alle in gewissen Hauptpunkten überein. Alle erkennen sie an, daß im nördlichen und Mittel-Europa sich Veränderungen vorbereiten, welche nicht ohne Einfluß auf Europa, und somit auf die Bestimmungen der ganzen Erdkugel bleiben können. Alle diese Verfasser erkennen es desgleichen für dringend nothwendig an, Frankreich mit diesem Zustande der Dinge bekannt zu machen, Frankreich aufzufordern die Stellung einzunehmen, welche ihm im Einklange mit seinen sichtbaren wie auch jenen Kräften, die noch verborgen sind, gebührt, mit Kräften die sich nur von Männern

errathen lassen, die zu ihrem Führer viel mehr den Instinkt der Zukunft, als die Routine der Vergangenheit nehmen. —

Bemerkenswerth ist, daß ein deutscher Schriftsteller, der eben eins dieser wichtigen Werke über Oestreich*) veröffentlicht hat, Frankreich die erste Rolle in der Wiedereinrichtung Europas anweist.

Wir widmeten die drei vorhergegangenen Jahre, um so zu sagen, dem französischen Gedanken den Weg gegen jene unbekannten Regionen, wo sich die Zukunft vorbereitet, zu bahnen. Wir haben gezeigt, daß das Vorgefühl der nahen Auflösung des östreichischen Kaiserreichs, dieses einst so mächtigen und für Frankreich so drohenden Reiches; daß die Ungewißheit, welche man in den Bewegungen Preußens sieht; daß der Waffenlärm, welchen Rußland schlägt, um die Welt und sich selbst über die eignen Gefahren zu betäuben; daß alle diese Erscheinungen von einer einzigen Ursache herrühren, von dem Geisteserwachen der slawischen Rasse.

Diese Rasse will leben; sie fängt zu leben an, und ihr Leben ist unvereinbar mit dem Bestehen der Staaten, welche die slawische Rasse beherrschen. Dieses Leben ist bestimmt, sich in der Zukunft zu entfalten, und die Regierungen, die auf dem ungeheuern, von Slawen besetzten Flächenraum lasten, stammen von der Vergangenheit her, sie sind auf der Vergangenheit basirt und klammern sich jetzt mit dem Starrsinn der Verzweiflung an diese Vergangenheit fest.

Es war äußerst schwierig, die Bestrebungen der slawischen Bevölkerung, ihre Bedürfnisse und ihre Wünsche zu erkennen zu geben, und zwar, weil die slawischen Geschlechter, getheilt unter einander, überwacht von den Re-

---

*) Oestreich und seine Zukunft, schon übersetzt ins Französische.

gierungen, sich nicht anders mittheilen können, als nur Werke der Philosophie und Poesie gegenseitig sich zuwerfend. Diese Bücher gelangen nur bruchstückweise in die Länder des Westens: zudem muß man aber noch tief in die Geheimnisse ihrer innern Zerwürfnisse und ihrer Hoffnungen eingeweihet sein, um diese Bruchstücke, die jenen sibyllinischen Blättern gleichen, welche der Wind von den Höhlen forttrug, und die man sorgfältig ordnen mußte, um dort die Zukunft zu lesen, entziffern zu können.

Diese Rasse, sie selbst hat noch nicht das Bewußtsein ihrer Bestimmung. Sie verlangt in dieser Hinsicht nach Hülfe, diese Hülfe kann ihr nur vom Westen kommen.

Die Zeit ist sogar noch nicht vorhanden, um über die Slawen alles zu sagen. Die Vorsehung verbirgt die volksthümlichen Geheimnisse, die wichtigsten für den entscheidenden Augenblick des Thuns, und es ist nicht erlaubt, dieselben zum Gegenstand der Neugierde für das Publikum zu machen.

Nachdem wir diesen ersten Theil unsrer Aufgabe erfüllt, nachdem wir uns alle Mühe gegeben, den Slawen, was vorgeht und was in den verschiedenen Fraktionen ihrer Bevölkerung sich vorbereitet, zu erkennen zu geben, nachdem wir uns bemüht haben, ihnen die Geheimnisse ihrer Zukunft aufzudecken, endeten wir damit, sie aufzufordern, sich anzustrengen Das zu begreifen, was in der Errichtung dieses Lehrstuhls Bedeutungsvolles liegt.

Für jetzt verlassen wir die partiellen Angelegenheiten, die lokalen Interessen der slawischen Länder; wir beginnen einen andern Theil unsers Vortrags; wir müssen nunmehr dasjenige, was das wesentlichste, das innerste, das heiligste im Berufe desjenigen ist, der sich Organ großer Völker zu nennen wagt, erfüllen.

Zeit ist es, jenem Rufe zu entsprechen, der uns aus den slawischen Ländern zugekommen ist, in welchem man uns aufforderte, die Einzelnheiten aufzugeben, den slawischen

Geist erscheinen, ihn zum Genius der Großen Nation reden zu lassen und die Geheimnisse desselben zu erklären.

Auch müssen wir auf die Frage, welche an uns zu richten, Frankreich das Recht hat: „Slawen, was bringt ihr neues? Womit kommet ihr auf die Schaubühne der Welt?" antworten: Die Antwort auf diese Frage, die wir schon längst in unserm Gewissen lasen, finden wir bereits angedeutet in dem, was um uns her vorgeht, und wir sind selbst durch äußere Rücksichten getrieben, hierauf mit allem Freimuth zu antworten.

Betrachten wir die Verfasser, von denen wir Ihnen gesprochen, hören wir die Publicisten des Westens, wie sie von allen Seiten her die Gefahren verkünden, welche vom Norden kommen, und vergleichen wir mit der Größe, mit der Unendlichkeit dieser Gefahren den Ton, in welchem man über sie spricht, so fühlen wir uns fürwahr wie von Schreck erstarrt für den Westen. Daß sich doch diese Publicisten nicht bis zu der Höhe der Stimmung einer so großen Angelegenheit erheben können; sie verkünden Ihnen den Fortschritt einer grausenhaften Macht, und das mit dem kalten Blute der Mediciner, welche uns vor einigen Jahren den Gang jener furchtbaren Seuche meldeten, wie diese die Steppen Asiens durchschritt, die Bevölkerungen niederwürgend und in unsern Städten die schwarze Fahne aufsteckend. In diesen Veröffentlichungen, in diesen Aufrufen, in diesen Warnungen fühlt man nicht einmal jene Glut, die einem tapfern Volke das Vorgefühl einer künftigen Schlacht gibt, sei es einer moralischen oder physischen. Man verspürt weder in den Schriften, noch in den Worten jenen Ton, der die innere Kraft beurkundet.

Unsre Schuldigkeit ist es daher, Ihnen zu beweisen, daß diese Glut, diese Entrüstung, daß alle diese Zeichen der Kraft bei einem großen Volke vorhanden sind. Bedrohet

Sie der Feind von jener Seite, so finden Sie daselbst auch Bundesgenossen; diese Verbündeten fordern Sie auf, und Sie können diesem Bunde vertrauen.

Bis heute, wir wissen es, basirten sich die Verträge der Völker und der Reiche nur auf dem, was man das materielle Interesse, das Handels-, das Kriegs-Interesse nennt. Man gründete sie zuweilen auf die Gleichmäßigkeit der Regierungsformen. Wird es jedoch immer so bleiben? In den Beziehungen unsers Privatlebens schließen wir kein Bündniß, dessen unsre Seele gewiß wäre, als nur unter der Bedingung, in dem Individuum, das uns zu demselben auffordert, den gleichen Lebenskeim, der uns beseelt, zu entdecken, dieses auf eine spontane Weise zu fühlen, und was nicht von unserm Willen abhängt, daß der Mensch, dessen Freund oder Waffenbruder zu werden wir im Begriffe stehen, auch unser Bruder im Geiste ist. Folglich, weil wir so gewissenhaft in der Wahl unsrer besondern Bündnisse sind, wie könnten wir nur fortfahren das Interesse des Augenblicks für die einzige Basis der Verträge unter den Völkern zu halten? So wird es nimmermehr sein: man müßte sonst zum mindesten das Evangelium ableugnen, und aus unsern Seelen all das Leben reißen, das es in dieselben hineingelegt; die Völker werden unbedingt berufen sein, ihre Bündnisse auf die eine innere Wahrheit zu gründen.

Dann haben die slawischen Völker im Allgemeinen, und Polen insbesondre, das Recht, von uns zu verlangen, daß wir ihnen ein lebendes Zeugniß des Interesses und der Liebe, die diese Völker für Frankreich haben, ablegen; sie haben das Recht, von uns zu verlangen, daß wir alle unsre Kräfte zusammennehmen und aus der Tiefe unsrer Seelen einen Funken, einen Strahl ziehen, der ihnen zum unmittelbaren Beweise für das Vorhandensein einer großen Flamme und eines großen Lichts diene. Es handelt sich

darum sie fühlen zu lassen, daß der Kern unsers moralischen Lebens, als Volk betrachtet, derselbe ist wie derjenige, welcher die Basis der französischen Nationalität ausmacht.

Und es ist uns nicht mehr erlaubt, dieses blos durch Bücher zu erweisen, durch Auseinandersetzen der Systeme, sorgfältig dasjenige nachsuchend (wie wir bis dahin gethan), was in den Veröffentlichungen des Westens dem Publikum den Gang gegen die Zukunft erleichtern und ihm das Mittel geben könnte, das im Streben unsers Volkes enthaltene Heilige, Große und Starke zu begreifen.

Der hauptsächliche Beweis, welcher alle übrigen umfaßt, ist derjenige, den wir hier in uns, in unsrer Person, in unsrer Seele und Gewissen darbringen. Wir kennen selbst auf Erden kein zweites Publikum, das man dermaßen anreden könnte. Die Franzosen allein sind fähig zu begreifen, daß das Wort, daß der Ton, daß der Ausdruck (accent) dasjenige ist, was nie trügt, daß der Ausdruck der Beweis von dem ist, was man spricht. Wir müssen daher, tief in uns gehend, die Zuhörer fragen: Fühlen Sie, daß dasjenige, was wir sagen, wir in unsrer Seele und Gewissen gesagt haben? Fühlen Sie, daß jedes unsrer Worte aus unsern Eingeweiden gezogen ist? Antwortet Ihnen aber Ihr Geist: Ja! so sind Sie verpflichtet, diesem alle Ihre Aufmerksamkeit zu schenken, und wir werden selbst alle Mittel anwenden, um Sie zu wecken, um Sie anzuziehen: sollten wir selbst den Gewohnheiten unsers Auditoriums Gewalt anthun, ja sollten wir durch Schreien enden, so werden wir keinen Augenblick anstehen und schreien. Dieses Schreien rührt nicht von unsrer Persönlichkeit her, selbige zum Opfer zu bringen sind wir entschlossen; diese Rufe kommen aus der Seelentiefe eines großen Volkes, aus der Tiefe seiner ganzen Ueberlieferung. Nachdem sie

durch meinen Geist gegangen, fallen sie mitten unter Sie, wie Pfeile, die noch von Blut und Schweiß dampfen.

Nur indem wir die Realität des Lebens durch das Leben beweisen und Ihnen das wirkliche Vorhandensein der Kraft, auf welche sie zählen können, offenbar vor Augen legen, dürfen wir auf Ihre Sympathien rechnen; alsdann auch werden Sie erkennen, von welchem Werthe die Sympathie eines so fernen und so wenig bekannten Volkes sein kann.

In dem Augenblicke der Ermüdung oder der Gefahr, wie vielemal stärkt uns da nicht die Erscheinung eines Freundes, der Zuruf eines uns zur Hülfe eilenden Soldaten. Auf diese Art weckt das Leben wieder Leben. Es ist dies das letzte Resultat des Lebens, der Individuen und der Völker. Die Individuen, sagt der lateinische Dichter, gehen schnell vorüber, sich die Fackel des Lebens, lampada vitae, überreichend. Ebenso geht es mit den Völkern zu.

Der Mann, dem es gegeben ist, diese Fackel, diesen Kelch des Lebens in die Höhe zu heben, muß ihn rein und hoch halten, auf daß er sich mit allem dem, was irgend Lebendes und Mächtiges im Volke vorhanden ist, füllen kann. Er muß sich alsdann vergessen. Sich vergessen ist wenig gesagt: verschwinden muß er persönlich aus der Mitte seiner Zuhörer. Nur wer dieses Opfer bringt, kann hier seinen Beruf erfüllen!

Alles, was wir in unsrer Seele von Feuer, von Liebe und Kraft haben fassen können, sind wir berufen hier zu ergießen. — Wohlan denn! wir heben diesen Kelch, einen feierlichen Trunk dem Genius des großen Volkes, dem Genius Frankreichs darbringend; und, nach diesem Opfer, hat man das Recht, diesen Genius aufzufordern.

Nur auf diese Art können wir uns auf Ihre Sympathien berufen. Ohne dieses Mitgefühl würde es uns unmöglich werden, jene Gemeinschaft des Geistes unter uns

festzustellen, ohne welche das Leben zwischen dem der spricht, und denen die zuhorchen, nicht frei herumkreisen kann.

Wir haben kein Recht, Ihnen diese Sympathie abzuverlangen. Wir müssen sie verdienen, wir müssen sie erringen. Nur unter der Bedingung ist es uns erlaubt, an Sie das Wort zu richten.

Ebenso wie wir schon längst das Gefühl vergaßen, das uns von unsern slawischen Mitbürgern hätte trennen können, ebenso vergessen wir heute unser Volksthum und unsere Herkunft. Mit den Augen eines Franzosen und in unserm Geiste jene Kraft, die der slawische Genius herbeibringt, mit dem Wissen, das den Westen regiert, zu vereinen suchend, werden wir von nun an die slawische Frage betrachten. Gelingt es uns nicht Ihre Sympathie zu erlangen, so wird unsre Schuldigkeit sein, aus der Mitte unsrer Landsleute denjenigen zu rufen, der sich besserer Franzose, besserer Slawe fühlt; der mehr Kraft oder mehr Wahrheit in sich trägt als wir, wir werden ihn auffordern, unsern Platz einzunehmen, denn diese Stellung kann nicht aufgegeben werden. Erkannt haben wir sie zu Anfang als Sinnbild der Bundeslade für die künftige Vereinigung der slawischen Geschlechter; sie wurde später die Tribüne, von welcher die historische Wahrheit sich hat können hören lassen: von heute an wird sie zu einem militairischen Streitposten, zu einer Kriegsschanze, die der Genius Frankreichs dem slawischen Geiste, dem Bundesgenossen des französischen Volks anvertraut.

Zweite Vorlesung.

Den 26. December 1843.

Meine Herren! Bemerkt hat man in Ihren politischen Versammlungen, seit der großen Revolution, Individuen, die Monate und zuweilen Jahrelang, ohne das Wort zu verlangen, blos durch Zeichen und Ausrufungen verkündeten, daß sie die Gefühle theilten, von denen die Versammlung bewegt war. Ihr inneres Leben schritt mit mehr Kraft und Schnelligkeit voran, als die Auseinandersetzungen der Versammlung. Eine Zeit kam endlich, wo diese schweigsamen Männer sich gezwungen fühlten der Reihe nach zu reden, weil sie in den Reden ihrer Kollegen nicht mehr die innere Stimme ihres Gewissens wiedererkennen konnten.

Dasselbe geschieht bei den Völkern: eine große Rasse, ein großer Theil der Menschheit, findet sich in der Lage dieser stummen Personen. Ihre Philosophie und ihre Poesie sind nichts mehr denn Zeichen der Beistimmung, Geberden der Aufmunterung, von ferne den Völkern des Westens gegeben; diese Zeichen aber werden immer seltener und seltener, denn sie konzentrirt sich, sie bereitet sich vor das Wort zu verlangen. Dolmetscher des innern Lebens der slawischen Rasse, sehen wir uns endlich verlassen (désertes) sowohl von der Poesie, wie auch von der Philosophie.

Inmitten dieses Stillschweigens, kam uns eine Schöpfung zu, ein anonymes Werk, das jedoch zu erhaben ist,

um nicht die Quelle errathen zu lassen, der es entfließt. Anonym wie die Mehrzahl der slawischen Werke dieser Epoche, wurde es selbst ohne Wissen des Verfassers veröffentlicht. Durch solchen vorsehungsartigen Verrath zum Allgemeingut geworden, macht das Erzeugniß das Programm unsers gegenwärtigen Kurses aus. Es ist betitelt das Mahl (Biesiada, la Céne).

Unter den Philosophen werden wir nur noch den Polen Cieszkowski und den Amerikaner Emmerson anführen, diese werden uns helfen dasjenige, was in dem eben erwähnten Erzeugnisse den Gewohnheiten des Publikums gar zu fremd sein würde, zu begreifen.

Auch werden wir zwei polnische Gedichte anführen: das eine betitelt der Tagesanbruch, Przedswit, l'Aube du Jour, und das andre Cesara's Traum, Sen Cezara, le Rêve de Césara.

Um aber zu wagen, Ihnen die Vorarbeit mitzutheilen, die wir zu diesem Programm machen müssen, um zu wagen, Ihnen auch nur eine Zeile dieses Erzeugnisses vorzulesen, sehen wir uns gezwungen zuvörderst die Methode, welche alle die politischen und religiösen Auseinandersetzungen des Westens beherrscht, die Methode der Analyse, das Feld der Gebräuche, der angenommenen Gewohnheiten und Schulregeln aufzugeben. Nicht hätte man gewagt vor etwa zwanzig Jahren, hier ein ausländisches Gedicht vorzutragen, zum Beispiel eine Tragödie Shakspears, weil der Leser zuvor gefragt hätte, welcher Schule man angehöre, und ob man Klassiker oder Romantiker wäre, ob man von Boileau's Schule sei. Glücklicher Weise hat in dieser Hinsicht das Publikum Fortschritte gemacht, und es war uns erlaubt, öffentlich die Leistungen der blinden serbischen Bettler und der lithauischen Hirten vorzulesen.

Hier aber rühren wir an einen viel wichtigeren Gegenstand, an einen Gegenstand, in welchem sich alle die

Interessen, alle die Fragen der Epoche konzentriren: wir können das Feld, uns von den Doktrinen und Doktrinairs des Westens dargeboten, nicht annehmen. Das Erzeugniß, dessen Titel wir Ihnen angekündigt haben, ist eine Kriegserklärung gegen jede Doktrin, jedes rationale System. Denn was ist eine Doktrin und was ist ein Doktrinair?

Von der genauen Kenntniß dessen, was Doktrin ist, hängt viel mehr ab, als wir gewöhnlich glauben. Sehen wir also zu, was das Forschen nach der Wahrheit und was die Doktrin ist. Jede neue Wahrheit verlangt von Seiten des Menschen eine neue Anstrengung, um sich zu ihr zu erheben; jede neue Wahrheit, das heißt jedes Theilchen eines neuen Lebens, verlangt von Seiten des Menschen das Aufgeben, das Opfer eines Theilchens des alten Lebens. Unmöglich kann man sich eine Stufe höher erheben, ohne den niedrigeren Grad zu verlassen, oder ohne gewaltsam von demselben fortgerissen zu sein. Alles, was die Zukunft ankündiget, trennt uns von der Vergangenheit; daher kommt's auch, daß jede Wahrheit die Tochter des Schmerzes ist, daß jede Wahrheit Schmerzen erzeugt; darum auch lebt und besteht jede Wahrheit nur durch Arbeit, welches auch eine Art Schmerz ist.

Das Evangelium hat die Wahrheit mit jenen Talenten verglichen, welche wir nicht anders bewahren, als nur dadurch, daß wir sie geltend machen.

Was thut die Doktrin und was ist ein Doktrinair? Es ist dies gerade der Mensch, der uns die Wahrheit unfruchtbar machen will, denn er trachtet darnach, uns von jeglicher Arbeit loszusprechen. Von dem Augenblicke, als man sich glücklich und in seinem Innern erhoben fühlt, eine Wahrheit errungen zu haben, kommt auch sogleich die Doktrin, Ihnen zu sagen, daß Sie nicht mehr zu arbeiten brauchen, daß Sie schon alles besitzen, daß Sie mit Hülfe dieses einzigen Lichtstrahles sich Ihren Weg durch die ganze Schöpfung beleuchten können und von nun an nur zu genießen, nur Ihre

Reichthümer zu sammeln und sie gut anzubringen haben, daß alles bereits gefunden sei, daß es sich nur noch darum handle, die Einzelnheiten, die Specialitäten zu vervollkommnen. Die Doktrin gibt Formeln an die Hand.

Diese verführerischen Worte treffen den Menschen und enden allmälig damit, ihm alles Leben zu entreißen. So sehen wir nach den Aposteln und Wunderthätern (Thaumaturgen) die Theologen und die Kasuisten kommen; und alsdann endet man selbst damit zu sagen, daß die Wunder und die Gaben des heiligen Geistes, der einzige Beweis vom Dasein des Geistes, der Menschheit nicht mehr nöthig sind; daß die Menschheit nur das Handbuch der Theologie zu öffnen braucht, um daselbst zu erfahren, was nur irgend über Himmel und Erde, über die Welt der Gegenwart und die der Zukunft zu wissen ist.

So kommen nach den großen Gesetzgebern die Gesetzeskundigen und die Advokaten mit ihren Formeln und ganz fertig gebackenen Redensarten. So desgleichen kommen nach den großen Heerführern, nach den begeisterten Männern diejenigen Leute, welche die Doktrin der behaglichen Ruhe, des Bei-sich-Seins, du chez-soi, predigen. Ein solcher Menschenschlag verkündet fast immer den Verfall des menschlichen Geistes. So hat die griechische Welt geendet, so endet die abendländische Welt.

Eine Doktrin nimmt man gar leicht an, weil sie der Seele nichts kostet, weil sie dem Geiste kein einziges Opfer der Eigenliebe abverlangt. Ein Doktor sagt Ihnen: Sie werden große Sachen erfahren; schöne Sachen; Sie werden weise und mächtig werden, und nicht gezwungen sein, eine Ihrer Ueberzeugungen zu opfern, ja nicht einmal zu modificiren. Indem sich nun jeder auf diese Weise alle die Behaglichkeit seiner Selbstsucht bewahrt, macht er sich für das Aufsuchen des Wissens auf, sicher seiend, dasselbe zu erringen und für seine persönlichen Genüsse auszubeuten.

Der Westen geht in seinen Doktrinen unter. Würde die Rasse, welche auf die Weltbühne tritt, nur kommen, um ein Buch zu eurem ungeheuern Chaos von Büchern hinzuzufügen, hätte sie nur ein System inmitten eurer Unzahl von Systemen aufzustellen, alsdann brächte sie nichts mit, sie finge ihr Dasein vom Ende an.

Dem ist nicht so. — Sie nimmt keins eurer Systeme an. — Sie hat keins euch vorzuschlagen. — Die Frucht, die köstlichste und die reifste, welche vom Lebensbaume dieses Volkes fällt, hat nichts Gemeinsames mit dem, was man Ihnen gewöhnlich als philosophisches und literarisches Erzeugniß darbietet.

Die Schöpfung, über welche wir arbeiten wollen, geht von jener erhabenen Sphäre aus, von den Philosophen in ihrer Sprache Intuitionen genannt, von jener Sphäre, die durch einen polnischen Philosophen, Cieszkowski, als die einzige Quelle jeder Wahrheit für die Zukunft angezeigt worden ist. Ein amerikanischer Philosoph, Emmerson, ist zu demselben Resultate gekommen.

Um uns aber in diese Region zu erheben, um in derselben wie in unsrer Heimath zu wohnen und kühn in der Sprache des alltäglichen Lebens die erhabensten und heiligsten Geistesanschauungen (intuitions spirituelles) auszudrücken, waren wir gezwungen, einen feierlichen Ruf an das französische Gefühl des Publikums, an dessen mitfühlenden Geist zu machen.

Ist dieses Gefühl einmal erwacht, so werden Sie erkennen, daß man Ihnen nichts Neues bringt. Man erinnert nur das französische Genie an das, was das Innerste seines Wesens ist. Es ist dieses das am meisten geistesanschauliche (intuitive) Genie. Die Intuition, die leichte Fassungskraft dessen, was jeder Augenblick bringt, was man aus jedem Augenblicke ziehen könnte, macht die Spontaneität (die Geistesfreiheit) des französischen Genius aus. Lassen

Sie sich nicht irreführen von der Doktrin, die Ihnen unaufhörlich die Specialitäten auftischt, als wäre die gegenwärtige Jugend nur berufen, die geringfügigen Einzelnheiten der Industrie zu vervollkommnen. Niemand bewundert wol mehr, als wir, die Wunder der Industrie und ihre ungeheure Kraft, welche mit Besitznahme der ganzen Erdkugel enden wird; hier aber gilt eine viel höhere Frage, es handelt sich darum zu wissen, welches der Geist sein wird, der alle diese ungeheuern Hülfsmittel der Industrie verwenden, der die Welt beherrschen wird. Die Arsenale haben keine Meinung, die Arsenale stehen dem Sieger zu Gebote. — Die Geister der Völker sind im Kampfe. — Wer wird Sieger sein? wem wird die Herrschaft zufallen und in Folge dessen der Besitz und die Leitung aller dieser Mittel der materiellen Macht? Wird es der Geist Englands oder Rußlands sein, der uns beherrscht, oder wird's der Geist Frankreichs sein? Frankreich ist gezwungen nachzudenken; es ist aufgefordert, diese wichtige Frage zu lösen. Franzosen! welches wird der mächtige Geist sein, der sich aller dieser Kunstwege, aller dieser Maschinen, aller dieser Fahrzeuge bemächtigen wird?

Die Völker des Nordens verlangen von euch keine Ingenieurs, sie verlangen von euch keine Maschinenbauer. Französische Jugend! der Norden besteht darauf, in einem Franzosen den Vergegenwärtiger der großen, freien und edeln Ideen, der Bewegung zu sehen. Nur in dieser Eigenschaft ehret er euch, nur in dieser Eigenschaft wendet er euch seine Blicke zu und bauet seine Hoffnungen auf euch. Und die Worte, welche der römische Dichter an seine Landsleute richtete, ihnen sagend, sie möchten den Griechen die Künste und die Handwerke überlassen, und daß ihr Handwerk für sie „das Regieren sei": Imperio regere Romane memento, die nämlichen Worte werden wir nicht aufhören dem Genius Frankreichs zuzurufen. Das Geheimniß dieser Macht, welche wiederzufassen ihr verbunden seid, falls ihr euch nicht untreu werden wollt, dieses Geheimniß

ruhet in der Tiefe eurer Seelen, während alle Doktrinen ohne irgend eine Ausnahme und alle Systeme nur bezwecken, euch aus diesem Heiligthum heraustreten zu machen und auf dem Wege der Einzelnheiten und Geringfügigkeiten irre zu führen.

Alle die materiellen Kräfte der Industrie haben zu jeder Zeit demjenigen gehorcht, der die Hauptfrage der Menschheit gelöst hat.

Ein römischer Centurio, unwissend und grob, aber stolz, weil er die Lösung der erhabensten politischen Frage des Alterthums vorstellte, dieser Hauptmann ließ die Schüler der größten Meßkünstler und Mechaniker Griechenlands, die Schüler eines Archimed und Euklides zu sich kommen und zwang sie mit Stockhieben, ihm die Kriegsstraßen und Kriegsmaschinen zu bauen. Aus jenen wundervollen Städten, deren Trümmer man noch heute anstaunt, ließ er die Architekten Hetruriens fortreißen und zwang sie mit demselben Stocke, ihm die Tempel und Triumphbogen Roms zu bauen; und warum that er dieses, weil er das Recht erlangt hatte, zu befehlen und zu regieren, das erhabenste Recht, welches nur als Vergeltung demjenigen gegeben wird, der alles aufgeopfert hat, um sich bis zu der Höhe zu erheben, von welcher aus man die Frage der Zeit lösen kann.

Franzosen! Ihr besitzet etwas von diesem römischen Genie. Man beschuldigt euch, die Einzelnheiten sehr zu vernachlässigen; man verwundert sich, wie ihr zuweilen jemanden, der nicht sein Leben in den Büreaus zugebracht hat, zum Minister bestellt; man nimmt Aergerniß daran, daß ihr zum Oberkommando Generale beruft, die nicht in den Militairschulen aufgewachsen sind. Wol habt ihr Recht, so zu verfahren; ihr bleibt dem Volksgeiste treu, weil ihr einseht, daß mehr Kraft und Licht dazu gehört, das Wort der Zeit und der Stellung zu sagen, als alles das zu lernen, was sich in den Handbüchern der östreichischen und preußi-

schen Büreaukratien vorfindet. — Ferner kann sich auch nur auf diesem Felde des Enthusiasmus und der Intuition die slawische Rasse dem Frankreich, das da heranrückt, zu verstehen geben. Die slawische Rasse kennt eure Dichter, eure Redner und eure Kriegsführer; sie braucht am Ende nur eure Reisenden, eure Encyklopädisten und diejenigen zu betrachten, die ihr eure Fachmänner nennt. Und doch wiederholen wir, daß nur auf diesem Felde wir uns zu verstehen geben können. Wir bringen euch nichts Neues.

Führen wir das Beispiel eines der praktischesten Männer des heidnischen Alterthums an, eines der größten Taktiker Griechenlands, des Xenophon. — Sie wissen, daß er in seinem frühern Leben ein Soldat gewesen, daß er sich zufällig als Reisender inmitten der zehntausend Griechen befand, die in der Tiefe Asiens von den Feinden belagert waren. Wie kam es nun, daß er eines schönen Morgens als Führer dieser Armee erwacht, und wie faßte er den Plan, sie zu retten, jenen wunderschönen Rückzug, der noch heute das Staunen der neuern Taktiker erregt, bewerkstelligend? Er selbst erzählt es. „Ich hatte, sagt er, einen Traum, ich begriff diesen Traum und lief zu den Führern und Soldaten. Unter der Eingebung dieses Zeichens von oben, sagte ich ihnen, was ich für nöthig glaubte. Sie machten mich zu ihrem Führer.“ In einem Augenblicke lernte Xenophon seinen Beruf, seine Pflichten und alle die Geheimnisse seines Handwerks als Oberbefehlshaber.

Der Art war es auch, daß eure großen Männer des Mittelalters und der neuern Zeiten, daß einige Diplomaten des Konvents, daß Napoleon die Interessen von ganz Europa und der ganzen Erdkugel begriffen.

Glauben Sie nicht, daß diese künstlichen Mittel, welche gegenwärtig die Berührungen unter den Völkern zu erleichtern scheinen, glauben Sie nicht, daß diese Mittel die Völker einander nähern. Durchaus nicht; nur der Geist nähert sie

einander. Nie waren die Völker moralisch mehr getheilt, mehr zerbröckelt, mehr von einander getrennt.

Wir wollen Ihnen dafür einen geschichtlichen Beleg geben. In jenen Jahrhunderten, die man barbarisch nennt, beschäftigte sich einer Ihrer Monarchen, Karl der Große von seiner Hauptstadt an den Ufern des Rheins ohne Unterlaß mit den Interessen der Bevölkerungen, die an der Weichsel und Oder lebten. Es bestehen Verträge, geschlossen mit den Stämmen dieser Bevölkerungen und mit Frankreich. Er kannte selbst die Einzelnheiten ihrer Verwaltung; er kannte die Geheimnisse ihrer Zwiste. Um sich davon zu überzeugen, brauchen Sie nur Ihre Chroniken des Mittelalters nachzuschlagen. Nun fragen wir Sie aber, wissen wol Ihre Politiker und Staatsmänner bei allen den Mitteln, welche ihnen die geographischen Karten und die diplomatischen Beziehungen an die Hand geben, wissen sie wol so viel über den Norden als Karl der Große? Die Antwort ist leicht, denn es beurkundet sich das diplomatische Wissen durch das politische Thun, euer politischer Einfluß auf jene Gegenden gleicht aber gegenwärtig einer Null. Derselbe Karl der Große, als er einen Blick auf den Ocean geworfen und einige normännische Fahrzeuge bemerkt hatte, brach in Thränen aus, zum großen Erstaunen seines Hofes, der von diesem plötzlichen Schmerze nichts begriff. Dem Kaiser reichte jedoch ein Augenblick hin, um zu begreifen, daß diese leichten Kähne Vorboten eines großen Ueberfalls waren, welcher auch bald Frankreich zu erschrecken und zu verheeren begann.

Woher schöpfte er dieses Wissen und diese Macht, welche seine Thätigkeit auf einen so ungeheuern Raum erstreckten? Dieses kam, weil er tief in sich ging und von dort her auch die Kraft schöpfte, sich hoch zu erheben. Der größte eurer Feldherrn und der größte Krieger neuerer Zeiten, eines Tags befragt, welches die Bedingungen seien, von denen ein Sieg abhänge, antwortete, ein Sieg hänge ab von ei-

nem moralischen Funken, von diesem Augenblicke des Insichgehens (der Intuition), das er einen moralischen Funken nannte. Auf diese Art führt Euch alles, was nur irgend Großes und Schönes in eurer Geschichte vorhanden ist, jener Sphäre zu, welche wir die der Intuition genannt haben, das heißt, gegen die innere Sphäre des Geistes.

In unsern ackerbauenden Ländern wissen wir aus Erfahrung, daß die Getreidegattungen nach einer bestimmten Zeit ausarten, und, um sie zu erfrischen, sucht man nach Samen in einer Gegend, die das Vorrecht besitzt, immer die gesündeste und die schönste Getreidefrucht hervorzubringen.

Häufig schon sprachen wir von dieser gefeierten Gegend, von dieser Erde, wie die Dichter sagen, bestellt durch das Fußstampfen der Bataillone, angefeuchtet vom Regen warmen Blutes und besäet mit Pfeilen und Kugeln. Nach dieser so heimgesuchten Gegend ist's, daß man den Samen suchen geht, um die Vegetation der bestkultivirten Ackerländer zu erfrischen.

In dem allgemeinen Reiche der Geister gibt es desgleichen eine geheimnißvolle Gegend, die man aufsuchen muß, um dort den Samen zu empfangen, aus welchem man die Macht, das Leben und das Wissen aufblühen zu machen im Stande wäre. Gegen dieses Gebiet vorzuschreiten, fordern die Erzeugnisse des slawischen Geistes Euch auf.

Wir Slawen, wir haben nur das frischere Andenken des Landes, aus welchem wir kommen, dieses allen Menschen gemeinsamen Landes, dieses Landes, das die Seele bewohnt. Die zuletzt Gekommenen auf die Schaubühne der Welt, erinnern wir uns auch an die Lagen und Aussichten unserer ursprünglichen geistigen Heimath; und erkennet Ihr in uns eure Brüder, so wollen wir Euch die Mittel erleichtern, unsern gemeinschaftlichen Vater zu erkennen, das Haus kennen zu lernen, das er bewohnt.

Wir nennen Euch so dieses innere Gebiet, diese innere Sphäre, wohl bekannt den Philosophen des Alterthums, dem Pythagoras, dem Plato; wohl bekannt dem Volke unsers Landes, dessen Geist sie zu bewohnen nicht aufhört; bekannt desgleichen euern großen Männern, aber seit längst verlassen und verleugnet von den Doktrinen und Systemmachern des Westens.

Fassen wir das von uns Gesagte kurz zusammen: haben wir Ihr Wohlwollen und Ihre Sympathie angerufen, so geschah es, weil wir die Schwierigkeiten fühlten, denen wir bei dem Durchmessen des ungeheuern Zwischenraumes, welcher die leblosen Doktrinen der Gegenwart von dem Gebiete trennt, wo allein nur das Leben und die Wahrheit entspringt, begegnen würden. Dieser Zwischenraum kann nur durch einen Geisteserguß (par un élan) überschritten werden.

Wir fühlten, daß wir das Erzeugniß, von welchem wir Ihnen gesprochen, als ein gewöhnliches Werk nicht vortragen könnten, daß wir dasselbe nicht anders lesen könnten, als nur indem wir uns in die höchste philosophische und religiöse Sphäre erheben. Auch müssen wir zuvor die Bedingungen angeben, denen man sich unterwerfen muß, falls man die Wahrheit aufrichtig sucht.

Die erste Bedingung ist das Aufgeben alles dessen, was uns zerstreut, alles dessen, was uns in Folge der bestehenden Doktrin irreführt; es ist das sich gänzliche Freimachen von aller Doktrin und von dem Joche der Doktrinairs.

Nur in dieser Stimmung des Geistes wäre es möglich, das Wort, das auf andre Weise als diejenige, die man gewöhnlich anwendet, um sich der Wahrheit zu bemächtigen, gefaßt wurde, zu begreifen. Der Mann der Vergangenheit sucht die Wahrheit mit Stolz; öffnet er ein Buch, so geschieht's mit verächtlichem Hohnlächeln, und er sucht daselbst nach Sachen, die seine Eigenliebe nicht verletzen, und vor

allem, die ihn zu nichts verpflichten, weder etwas zu thun, noch etwas zu versuchen, oder etwas aufzuopfern. Er forscht nach einer bequemen Wahrheit, nach einer leichten sich einschmeichelnden Wahrheit. Aber in den Gegenden, bewohnt von unsrer Rasse, sind die Theilchen der Wahrheit, die zu uns gelangen, mit dem Schweiße des Geistes errungen. Dort wohnen Millionen von Menschen, einem wohl bekannten Volke angehörend, einem Volke, das der ältere Bruder Europas, der ältere Bruder aller gebildeten Völker ist, dem jüdischen Volke, welches aus der Tiefe seiner Synagogen nicht aufhört, seit Jahrhunderten die Rufe auszustoßen, denen nichts in der Welt ähnlich ist, diese Rufe zu Gott, deren Ueberlieferung die Menschheit sogar verloren hat. Gibt es daher etwas, das fähig wäre, der Welt die Wahrheit vom Himmel wieder zuzuführen, würden es nicht eher diese Bitten sein, in welchen der Mensch sein ganzes Leben konzentrirt und aushaucht? Diese Unglücklichen, die seit Jahrhunderten weinen und beten, sind die wol nicht viel sicherer die Wahrheit zu fassen, als ein ruhiger Gelehrter, oder ein Mensch, der sich damit aufklärt, daß er täglich die Zeitungsblätter durchliest? Unsre Länder sind von einem zahlreichen Volke von Landleuten bewohnt, das unter Stockhieben sterbend, gebückt zur Erde, welche es nicht aufhört zu bebauen, Gott um Hülfe anruft. Diese Hülfe verlangen auch alle großen Intelligenzen des Westens; nachgesucht wird sie selbst von den Doktrinairs, wenngleich ohne ihr Wissen und Willen. — Die Erde bedarf der Hülfe. — Eine neue Epoche bedarf einer neuen Dosis der universellen Wahrheit.

Jetzt überlassen wir Ihnen zu beurtheilen, welches wol der Ort ist, an welchem diese Wahrheit sich manifestiren könnte, welches wol die Art ist, die Ihnen am sichersten scheinen würde, um sie zu finden. Es sind dies die Worte, Früchte einer langen und schmerzlichen Volksarbeit, die wir

Ihnen anzuvertrauen im Begriffe stehen, tief überzeugt, daß in diesen Worten Lichtstrahlen vorhanden sind, fähig die Gegenwart und die Zukunft zu beleuchten. Das mächtige Genie der Völker des Westens findet sich in der Lage des Reisenden, welcher, um sich zurecht zu finden, nur das Erhaschen eines Blitzstrahles bedarf.

Dritte Vorlesung.

Den 9. Januar 1844.

Meine Herren! Wir rechnen darauf, das das Programm unsers Kurses ausmachende Erzeugniß von Versuchen vorangehen und begleiten zu lassen, welche der Anhang unserer Studien des vergangenen Jahres sein werden. Unter andern machen wir einen Versuch, über das religiöse Leben der katholischen Kirche und der östlichen Kirche in den slawischen Ländern, über die Beziehungen zwischen diesem Leben und demjenigen, das sich in Frankreich entfaltet, und über die Bedingungen, unter welchen Frankreich auf die Mitwirkung der slawischen Völker zählen kann; einen Versuch über dasjenige, was man unter Symbol, Ahnung, hoher Poesie und Offenbarung verstehen darf; einen Versuch über den Einfluß, welchen die Natur des Nordens auf den Geist der slawischen Völker ausübt; einen Versuch über die Barbarei im allgemeinen und über den Einfluß der Barbaren auf das Mittelalter und auf die civilisirten Völker.

Wir sprachen Ihnen von der Intuition; später wollen wir ein Studium über die Philosophie der Intuition von Cieszkowski machen, die wir mit derjenigen von Emmerson vergleichen werden.

Fahren wir nun fort die Merkmale eines Intuitionswerkes zu zeichnen; später werden wir, und was viel wich-

tiger ist, die Mittel zu entdecken suchen, welche dem Menschen helfen, sich in die hohe intuitive Sphäre zu erheben. Um uns klarer auszudrücken, fangen wir von den bekannten Sachen an, sprechen wir von der Kunst, suchen wir uns Rechenschaft zu geben von den Eindrücken, welche die Kunst auf uns bewirkt. Man nennt göttlich jede große Kunstschöpfung, man fühlt und setzt in derselben einen geheimen, und so zu sagen, übernatürlichen Einfluß voraus; diesen Einfluß nimmt man als nothwendige Bedingung in einer Kunstschöpfung an. Was mehr ist: um die Kunst zu fühlen, um sich beim Anblicke eines Denkmals zu entflammen, muß man desgleichen eine gewisse, einigermaßen passive Begeisterung verspüren, welche den Geist der Zuschauer in unmittelbare Berührung mit dem Geiste des Künstlers versetzt. So ist der Eindruck, welchen der Kenner davonträgt, nur eine intuitive Mittheilung mit dem Künstler. Ueber den Kunsteindruck darf man, selbst nach dem Sprichwort der Schulen, nicht rechten: es ist unmöglich, über den Geschmack zu streiten. — Gott sei Dank! daß doch wenigstens die Kunst dem Raisonnement entrissen, welches die Krankheit der Zeit ist.

Machen wir noch die Bemerkung, daß diese passive Begeisterung, die Liebe zum Schönen, früher eine sehr seltene Erscheinung gewesen, daß sie viel häufiger wird, und daß die Zahl der Liebhaber von Tage zu Tage sich vermehrt; dieses beweiset uns, daß sich die Menschenbusen erweitern und daß sich ihre Seelen erheben. Bewundert die Masse die Leistungen der modernen Kunst nicht, welche ihrem Ideale untreu bleiben, so wird die Masse mehr denn jemals fähig, die Natur zu bewundern. Auf allen Wegen treffen Sie gegenwärtig Touristen an, die nach den Lagen und Landschaften suchen, das Volk strömt Ihren Theatern zu und sucht nach Heroismus zum mindesten in den Büchern, da es denselben nicht mehr in der Wirklichkeit findet.

Das Gefühl der Bewunderung für die Kunst, für die Natur, für den Heroismus kommt von einer und derselben Quelle her, von der Intuition, und die Philosophie ist jetzt gezwungen, daselbst zu schöpfen. Es muß eine Zeit kommen, wo das von uns angeführte Sprichwort, welches besagt, daß man über den Geschmack nicht streitet, auf die hohen politischen und philosophischen Wahrheiten angewandt werden wird. Den Menschen wird man das Recht lassen, sie zu bekämpfen, sich als Feinde der Wahrheit gegenüber zu stellen, man wird aber nicht geruhen ihnen auf ihre den scholastischen Formeln entnommenen Einwürfe zu antworten.

Die großen Männer aller großen schöpferischen Epochen, diejenigen, welche die Gesetzgebungen hervorgebracht, die Siege erfochten, die Bruchtheile der hohen Philosophie und die Meisterwerke der Kunst in der Welt ausgestreut, alle diese Männer ähneln sich wieder; alle haben sie unter dem Einflusse desselben Geistes gehandelt; und der Einfluß, welchen sie auf die Menschen ausgeübt, war immer derselben Natur: er bot dieselben Charaktere dar. Sehen wir nun, wie Edmond Burke, der berühmte Kritiker, den Einfluß charakterisirt, welchen das Erhabene in der Kunst auf uns ausübt: „Sind wir, sagt er, von dem Sublimen betroffen, so fühlen wir ein gewisses Frösteln. Unsre Brust schwillt an, unsre Augenlider erweitern sich.“ Diejenigen, welche unter dem Einflusse eines solchen Eindruckes sind, erinnern unwillkürlich in ihrer Stellung an die Denkmäler der Kunst. Der Art ist also der Einfluß des Erhabenen in der Natur und in der Kunst auf diejenigen, die es fühlen. Was wird nun den Charakter des Absterbens einer Epoche, die zu Ende geht, ausmachen? Gerade der Mangel an Kraft, die fähig wäre, in den Menschen solche Gefühle zu wecken. Und so, als die Gesetzgeber des alten Roms, als die Redner und Lenker der Regierung nicht mehr jene Glut, jene Kraft

des Lebens besaßen, welche sich in die Ferne ergießen und selbst auf den Gesichtern ihrer Soldaten und der Versammlungen, denen sie vorsaßen, widerspiegeln konnte, da war es auch, daß das Ende der römischen Welt gekommen und daß man, zum großen Staunen der alten Welt, neuen Männern begegnete, welche eine neue Kraft, das Christenthum, voll des Lebens, plötzlich mitten in die absterbende Gesellschaft hineinwarf.

Muß man begeistert sein, um ähnliche Resultate hervorzubringen, so muß man auch, um sie wiederzufühlen, eine Seele besitzen, erhaben und fähig, den begeisterten Männern in ihrem Fluge gegen die Zukunft zu folgen. Es ist Das nöthig, was Schelling ein besondres Organ nannte. Schelling hat Augenblicke des Insichgehens, der Intuition gehabt. Er hat die Unmöglichkeit eingesehen, sie den Berlinern fühlen zu lassen. Darum sagte er, daß, um Philosophie zu studiren, man ein philosophisches Organ besitzen müsse. Dieses Wort hat die allgemeine Entrüstung der deutschen Philosophen hervorgerufen; und das nicht ohne Grund, denn die Klasse von Menschen, aus welcher sich die deutschen Philosophen rekrutiren, ist dieses Organs baar und ledig, oder wenigstens ist es bei ihnen zusammengeschrumpft, dermaßen vermindert, daß nur noch eine Art Elementarrudiment desselben übrig bleibt. Die Berliner fühlen seinen Mangel; darum werden sie auch wild gegen Alles, was Begeisterung, was instinktmäßige Exaltation ist, kurz gegen Alles, was dem anatomischen Secirmesser der Scholastik entschlüpft und im Menschen ein Organ des höhern Lebens voraussetzt.

Ergänzen können wir in dieser Hinsicht die Beschreibung Burke's durch unsre eigenen Beobachtungen, gemacht in den öffentlichen Versammlungen. Sind gegenwärtig die populären Versammlungen selten, so haben Sie nur das Publikum gut zu beobachten, welches die fremden Universitäten

und die öffentlichen Säle in Frankreich füllt; Sie werden erkennen, daß dieses köstliche Organ nicht allen Völkern gegeben ist, und, daß selbst in der einen Nation nicht alle Männer es im gleichen Maße besitzen. Suchen sie den Typus auf, welchen Edmund Burke von den Männern gezeichnet hat, die fähig sind, das Erhabene zu fühlen. — In den deutschen Hörsälen werden Sie Stirnen begegnen, die von Formeln beladen, ermüdet, gebückt zur Erde, sehr ähnlich sehen einem Felde, das mit Mohnköpfen besetzt ist. Man erkennt daselbst die Intelligenzen ganz in der Arbeit des Gehirns verschlungen, und das trocken gelassene Herz ist nur noch für die Eindrücke des thierischen Lebens empfänglich. Gewahren Sie dort hin und wieder noch eine Art Freude, sobald man diese oder jene abstrakte Formel begriffen hat, so gleicht diese Bewegung, diese hirnartige und sanguinische Rührung gar sehr derjenigen, die man an den Börsespielern sieht. Es ist die Freude des Gewinns: nichts geht in die Tiefen der Seele ein. — Was haben Sie dagegen mehr denn einmal in den öffentlichen Versammlungen und selbst in den gelehrten Hörsälen Frankreichs gesehen? Erschüttert ein aufrichtiges, lichtstrahlendes und gewaltiges Wort die Zuhörer, so sehen Sie jedesmal sich die Brust erheben, die Augen erglänzen und jene Geberde, so angeboren der französischen Jugend, welche aber Burke nicht beschrieben hat, diese unwillkürliche Bewegung der rechten Hand, die nach einer Waffe zu suchen scheint, und was ein Volk der That verkündet.

An dieser Geberde, an dieser Bewegung erkannten unsre Väter und unsre Brüder die französischen Soldaten auf den Schlachtfeldern im Gemenge unter so vielen Völkern. Diese Rührung enthüllt das, was das Tiefste und das Göttlichste im Charakter des Menschen ist; sie beurkundet das Dasein des Organs der großen Gefühle, die Quelle der großen Thaten.

Also, um die Kunst zu fühlen, um die Philosophie zu begreifen, und selbst um die Zukunft zu fassen, muß man durchaus diesen göttlichen Ton aus unserm Innern, das er bewohnt, hervorziehen; man muß sich durchaus in den Zustand versetzen, den wir eben beschrieben.

Ein Volk, dermaßen empfänglich die erhabenen Sachen im Fluge zu begreifen, sich an denselben zu entflammen, sie zu vollführen, schuldet diese Eigenschaften einer langen Ueberlieferung von Aufopferungen, von Kämpfen, von überstandenen Mühsalen. Selbst wäre es nicht im Stande, diese Eigenschaften in sich zu bewahren und zu vervollkommnen, erinnerte es sich nicht und träte es nicht jeden Augenblick in diesen Zustand, in diesen überlieferten Herd, um den elektrischen Funken zu empfangen, der von so ferne kommt, und ihn allem dem mitzutheilen, was sich uns nähert.

Nur indem wir uns bis zu dieser Höhe erheben, werden wir im Stande sein, unsere Feinde und unsere Verbündeten zu erkennen, wir werden alsdann auch die Männer der Gegenwart und die der Zukunft unterscheiden. Ein Individuum, unfähig sich bei dem Gedanken der großen und göttlichen Dinge zu entflammen, dieses Individuum ist nicht von unserm Volke, dieses Individuum ist nicht Franzose, es ist nicht Pole, noch reiner Slawe. Durchmusterte man mit diesem Lichtstrahle die gegenwärtige Gesellschaft, leicht würde man sich für die Zukunft zurecht finden.

Die Menschen der vergangenen Epoche, deren vertrocknete Seele nicht mehr fähig ist, sich zu entflammen, wenden alle ihre Mittel an, um diejenigen, die vorangehen, aufzuhalten. Ihre Geberde ist eine Geberde des Zurückhaltens; sie macht das grelle Gegenbild zu der Bewegung des freien Geistesergusses, jener Falkengeberde aus, die wir eben beschrieben. — Nehmet euch in Acht! waget euch nicht vor! entflammet euch nicht! es ist dies die Geberde eines Dahinsterbenden, der, statt sein Auge dem Himmel zuzuwenden,

sich an alle diejenigen, die ihn umringen, festklammert, als wollte er sie mit in die Grube ziehen.

Der Enthusiasmus, die außergewöhnliche Bewegung der Seele, welche den Menschen über ihn selbst erhebt, hat dennoch nichts Mystisches, nichts Phantastisches in sich. Die Künstler sind nicht die einzigen fähigen, ihn zu fühlen; eure Generale, eure Soldaten haben ihn auf den Schlachtfeldern gefühlt; Sie selbst verspüren ihn, die Bücher lesend. Das Verbrechen der Männer der Vergangenheit besteht aber darin, daß sie sagen, alles dies sei schön als Poesie, als Kunst; daß alles dies erlaubt sei in den Augenblicken des Kampfes; daß aber, insofern es sich um das Ernsteste, das Wichtigste, das Heiligste, insofern es sich um das Aufsuchen der Wahrheit, der hohen Philosophie, der religiösen und politischen Gesetzgebung handelt, daß für alle diese großen Fragen dieser Funken, von dem wir reden, überflüssig, unnütz, diese Flamme gefährlich sei; daß man den Enthusiasmus aus dem Tempel und den Stätten der gesetzgebenden Versammlungen bannen müsse.

So hört das kalte Heidenthum nicht auf, das christliche Leben zu bekämpfen; dieses wird jedoch mit dem Siege enden. Der Enthusiasmus ist's gewesen, welcher das Christenthum geschaffen, welcher es bis auf den heutigen Tag erhalten hat; und dessen Herd besteht, zum großen Erstaunen vielleicht der Gesetzesausleger, in den Herzen derjenigen, die am entferntesten von der christlichen Wahrheit zu sein scheinen. Dieser Enthusiasmus wird sich mit Kraft in die Gesetzgebung wieder einführen und im Tempel wieder Sitz nehmen; diese Flamme, nach welcher das Volk dürstet und deren Bedürfniß es fühlt, kann allein nur das Leben in der gegenwärtigen Kirche anfachen, weil der Enthusiasmus den Menschen sich selbst wiedergiebt, weil er ihn mit dem Volke identificirt.

Ungemein wichtig ist es, eine richtige Idee von dem, was wir Volk nennen, zu haben; möglich ist es, nicht zum Volke zu gehören, selbst den Kittel des slawischen Bauers, oder die Bluse des französischen Landmanns tragend; andrerseits kann man Volk sein, selbst in goldgewirkten Kleidern. Volk heißt der Mann, welcher leidet, das ist der Mann, welcher aufstrebt, der geistesfreie Mann, der Mann, welcher nicht mit kleinen, ganz fertigen Systemen beladen ankommt. Und siehe da, warum das Volk in den entscheidenden Augenblicken so schnell und auf eine so unfehlbare Weise die Wahrheit auffaßt.

Der Mensch, welcher diese Eigenschaften verloren hat, dessen Herz nicht mehr höher schlagen kann, die Worte vernehmend, die aus dem Munde eines Gracchen oder eines heiligen Paul kommen, dieser Mensch da ist nicht Volk. Wohl vermag er sich in die Menge zu mischen; man wird ihn jedoch an seinem glanzlosen Blicke, an seiner mit Formeln beladenen Rede für einen Menschen der Vergangenheit erkennen. Nicht dieser Gattung von Menschen gehört die Zukunft an. Da bis auf den heutigen Tag niemand dem Volke die Nahrung darreichte, welche seinen Geist leben machte, und da niemand half, ihn zu entwickeln, so war es ihm äußerst schwierig, sich in diesen Zustand der geistigen Anschauung zu versetzen, von wo aus man klar sieht und die Wahrheit begreift. Es mußte den Widerstand seiner physischen Organisation besiegen, die Gewohnheiten seines alltäglichen Lebens brechen: es gelangte dahin nur in seltenen Augenblicken, unterstützt von außerordentlichen Umständen. Dies waren seine Augenblicke der Freiheit. Donner, Blitz und Kanonenschläge mußten kommen, das Geschrei der öffentlichen Versammlungen war nöthig, um die Seelen des Volkes aus der Betäubung zu ziehen; denn die Doktoren des Gesetzes, die Gelehrten, ihren Beruf vergessend, haben es seinen eignen Kräften überlassen. Es ist

allem, die ihn zu nichts verpflichten, weder etwas zu thun, noch etwas zu versuchen, oder etwas aufzuopfern. Er forscht nach einer bequemen Wahrheit, nach einer leichten sich einschmeichelnden Wahrheit. Aber in den Gegenden, bewohnt von unsrer Rasse, sind die Theilchen der Wahrheit, die zu uns gelangen, mit dem Schweiße des Geistes errungen. Dort wohnen Millionen von Menschen, einem wohl bekannten Volke angehörend, einem Volke, das der ältere Bruder Europas, der ältere Bruder aller gebildeten Völker ist, dem jüdischen Volke, welches aus der Tiefe seiner Synagogen nicht aufhört, seit Jahrhunderten die Rufe auszustoßen, denen nichts in der Welt ähnlich ist, diese Rufe zu Gott, deren Ueberlieferung die Menschheit sogar verloren hat. Gibt es daher etwas, das fähig wäre, der Welt die Wahrheit vom Himmel wieder zuzuführen, würden es nicht eher diese Bitten sein, in welchen der Mensch sein ganzes Leben konzentrirt und aushaucht? Diese Unglücklichen, die seit Jahrhunderten weinen und beten, sind die wol nicht viel sicherer die Wahrheit zu fassen, als ein ruhiger Gelehrter, oder ein Mensch, der sich damit aufklärt, daß er täglich die Zeitungsblätter durchliest? Unsre Länder sind von einem zahlreichen Volke von Landleuten bewohnt, das unter Stockhieben sterbend, gebückt zur Erde, welche es nicht aufhört zu bebauen, Gott um Hülfe anruft. Diese Hülfe verlangen auch alle großen Intelligenzen des Westens; nachgesucht wird sie selbst von den Doktrinairs, wenngleich ohne ihr Wissen und Willen. — Die Erde bedarf der Hülfe. — Eine neue Epoche bedarf einer neuen Dosis der universellen Wahrheit.

Jetzt überlassen wir Ihnen zu beurtheilen, welches wol der Ort ist, an welchem diese Wahrheit sich manifestiren könnte, welches wol die Art ist, die Ihnen am sichersten scheinen würde, um sie zu finden. Es sind dies die Worte, Früchte einer langen und schmerzlichen Volksarbeit, die wir

Ihnen anzuvertrauen im Begriffe stehen, tief überzeugt, daß in diesen Worten Lichtstrahlen vorhanden sind, fähig die Gegenwart und die Zukunft zu beleuchten. Das mächtige Genie der Völker des Westens findet sich in der Lage des Reisenden, welcher, um sich zurecht zu finden, nur das Erhaschen eines Blitzstrahles bedarf.

Wir haben in den vorhergegangenen Jahren auseinandergesetzt, wie die Philosophie, die Poesie, die Politik gemeinschaftlich bei diesen Völkern vorschritten; wie alle diese Mühen der Menschheit dahin strebten, zuvörderst kräftige Männer zu erzeugen, sie zu Dem emporzuheben, was Emmerson selbst den allerhöchsten Augenblick des Menschen nennt, zu dem Augenblick, in welchem der Mensch seine Souveränität vor Gott beurkundet, zu dem Augenblicke der Eingebung (Inspiration).

Um nun zu beweisen, daß wir Ihnen keine leeren Theorien vorgeschlagen, kamen wir nicht blos auf Bücher oder Handschriften gestützt, hier an: den Menschen haben wir zum Text genommen und die Bücher blos zum Kommentar; und wir sind gekommen, durch ganze Völkerschaften unterstützt. Wir haben ausgesagt, daß Alles, was sich nur Erhabenes in der Philosophie, Intuitives in der Poesie, Kräftiges in den volksthümlichen Bestrebungen vorfindet, daß alles dieses sich gegen Frankreich hin richtet; daß Frankreich in der That die Hauptstadt und das Centrum jeder Handlung geworden ist. Wir sind im Stande, es Ihnen zu beweisen, uns selbst auf das Publikum dieses Hörsaals berufend. Die Männer, welche Sie hier sehen, ihrem Vaterlande entrissen, haben ganz Europa durchschritten, um bis nach dieser Hauptstadt zu gelangen, getrieben von denselben Gedanken, durch dieselben Meinungen, durch dieselben Gefühle, welche Ihre Philosophen, Ihre Theologen und Ihre Dichter begeisterten. Die polnische Emigration ist die allerletzte und die größte Geschichtsdarlegung der slawischen Völker.

Im Allgemeinen fliehen die Menschen die Gegenwart; jedesmal schicken sie sie den Büchern und Geschichtswerken zu: und doch ist es nur, indem man sich selbst erforscht, daß der Mensch dazu kommen kann, die ganze Geschichte der Vergangenheit seines Landes zu lesen.

Unsre Schuldigkeit ist es daher, Ihnen die Gegenwart

klar darzulegen, diese Gegenwart selbst als Beweis und als Zeuge von dem, was wir voranstellen, aufzurufen. Die Individuen, welche die Geister der Völker vorstellen, die einen gewaltsam getrieben, die andern nach Ihrem Lande gezogen durch, wir wissen nicht, welchen Instinkt von Neugierde, ähneln jenem Pilger der Volkserzählungen, der zu einer geheimnißvollen Lampe, zu der Lampe, in welcher ein mächtiger Genius haust, gelangt; allein es fehlt ihm das Wort, fähig ihn zur That zu treiben; denn es muß ja durchaus die Hand eines Weisen, eine mächtige und befreundete Hand, diese Lampe berühren und dem gefesselten Geiste das geheime Losungswort zu hören geben.

Vierte Vorlesung.

Den 16. Januar 1844.

Meine Herren! Diejenigen, welche den politischen und den literarischen Fragen, gegenwärtig so innig mit einander verbunden, bis auf den Grund nachgehen, werden natürlicherweise dazu geführt, die Stellung der französischen Kirche, gegenüber den andern religiösen Gemeinschaften Europas zu erwägen. In der Möglichkeit eines neuen Brandes glauben ernste Männer aller Meinungen, daß Frankreich großen Vortheil aus seinem Charakter des sehr christlichen Volkes ziehen, daß es die Sympathien der Katholiken andrer Völker anrufen könnte. Was uns betrifft, so haben wir noch andere sehr triftige Gründe, diese Frage nicht unberührt zu lassen; wir wollen uns in keine Einzelnheiten einlassen; es reicht uns hin zu sagen, daß das religiöse Leben der Völker Europas fast überall das nämliche ist, daß Frankreich erkennen könnte, was in andern Ländern vorgehet, die Erscheinungen erwägend, die es unter Augen hat. Sagen wir es freimüthig: der niedere Klerus, der russische sowohl wie auch der polnische, ähnelt mehr, als man es vielleicht glaubt, den katholischen Priestern Spaniens, Italiens und vieler

Provinzen Frankreichs. Dieser Klerus, weniger unterrichtet als die Priester des Südens von Europa, einfach und häufig derb, hat dessenungeachtet den Schatz des Glaubens unangetastet aufbewahrt. Die hohen Würdenträger der Kirche des Nordens ähneln in vieler Hinsicht den Bischöfen und Cardinälen Italiens. Die niedere Geistlichkeit verlangt ihren Glauben zu entfalten; bei ihr ist derselbe mit einbegriffen (implicite), sie möchte ihn gern besser kennen, sie will ihn verwirklichen (réaliser). Die hohe Geistlichkeit verwaltet die Kirche, vor allem die Interessen der verschiedenen Gouvernements im Auge habend. Aber die östliche Kirche, stumm und gelähmt, hat den russischen Priestern nichts zu geben. Andrerseits besitzt die katholische Kirche, die so Vieles zu geben hätte, keine Agenten, sie findet keine Werkzeuge, die fähig wären, den Geist der Bekehrung, dessen Geheimniß sie besitzt, in die Ferne zu tragen. Auf diese Weise ist in den hohen Regionen der Kirche des Nordens das religiöse Wirken gleich null. Die Literaten, die Philosophen, zuweilen die religiösen Fragen auseinandersetzend, üben keinen Einfluß mehr auf's Publikum; jedermann hat die Polemik satt. Die kirchliche Literatur der Morgenländer, welche derjenigen der Calvinisten oder Lutheraner ähnelt, kann mit dem Worte von Lamennais charakterisirt werden: *Brechen erregende Literatur*, *littérature nauséabonde*, welcher die philosophische und religiöse Literatur der Katholiken durch eine *kleinmüthig zänkische*, une littérature tracassière entspricht. Was die That betrifft, daran denkt man dort nicht; niemand fällt es ein, die Schismatiker zu bekehren; der heilige Stuhl würde sogar einen derartigen Versuch nicht gutheißen. Man schickt Missionaire nach China und Cochinchina, weil das heilige Kollegium die Macht dieser heidnischen Machthaber nicht fürchtet; doch würde es sich sehr in Acht nehmen, einen Missionair in die Staaten des russischen Kaisers zu schicken: dessenungeachtet beschreibt es den

Zustand dieser Kirche als beweinenswerth, als unmöglich zu beschreiben: status plorandus potius quam describendus. In solchem Zustande der Dinge sind es Laien, Privatleute, die der Kirche aufzuhelfen suchen; sie eilen Frankreich zu. Polen, Dalmaten, Illyrier bilden religiöse Verbrüderungen; es gibt geweihete Männer, welche, nachdem sie ihrem Vaterlande gedient, die Waffen niederlegen und in die Orden treten, um in der Religion das Mittel zu suchen, der Menschheit zu dienen. Sie finden in diesem Lande eine herzliche Aufnahme und alle Hülfsmittel der philosophischen und literarischen Ausbildung. Sie finden alles, ausgenommen das Wesentlichste, die Thatkraft, den Geist der That; sie finden nirgends mehr dasjenige, was die ursprünglichen Kirchen mit dem Worte der Apostel empfingen: den Geist, diesen Geist der so sichtbar und so handgreiflich in ihren Schülern war, daß die Heiden, die Philosophen, die Magier öfters Gold boten, um nur ein Theilchen dieser wunderbaren Kraft zu kaufen. Umsonst würde man auch heute irgendwo nach diesem Geiste suchen; die Wahrheit verpflichtet uns selbst zu sagen, daß im Unterricht und in den Methoden die Kirche sich von den Laien hat überholen lassen. Als zur Zeit der Restauration an der Sorbonne und in diesem Kollegium es einige Männer versuchten, die Fragen der hohen Philosophie populair zu machen, und damit endeten, im Publikum eine große Bewegung der Neugierde zu erregen, klagte man sie an, die Routine zu verlassen, keine Methode zu besitzen. Doch haben sie einen ungeheuern Dienst den Wissenschaften geleistet; sie fanden gerade die wahre Methode wieder, sie brachten Leben hinein; weil sie sich in das Leben Frankreichs einmischten, so bewegten sie sich damals auch mit Frankreich und man fühlte in ihren Worten dieses Leben und diese Bewegung wieder.

Die Kanzel ahmte ihre Art zu sprechen nach; sie schuf

die Konferenzen*), nie aber wollte sie bis an die Quelle gehen, an welcher die Kraft entquoll; nie hat sie geruhet, an der innern Arbeit des Volks Theil zu nehmen, immer mißtrauete sie das Leben in der Masse des Volks zu schöpfen. Sie besitzt daher die Formen des Unterrichts, noch aber keineswegs diesen Geist, der schon selbst die Schulen der Restauration beseelte, und auf der Bahn, die sie fortgeht, wird sie ihn nie bekommen. Dasselbe gilt vom Styl. Jedermann bemerkt es schon, daß der Styl überall viel einfacher und wahrer wird. Man äfft heutzutage nicht mehr die pompösen Phrasen eines Massillon und Bossuet nach. Der Styl derjenigen Schriftsteller, die an der Tagesordnung sind, hat in seinem Vorrücken zur Einfachheit selbst denjenigen der Konferenzen überholt. Hinreichend ist, diese verschiedenen Systeme des Styls mit der Sprache des Evangeliums zu vergleichen, um sich zu überzeugen, welches die Stylart ist, die sich am meisten der Wahrheit nähert. Könnte man es leugnen, daß die Tagesbefehle der großen Armee bei weitem mehr dem Worte Jesu Christi und der Apostel wieder ähneln, als die Diskussionen, die wir gegenwärtig in den Kirchen und in den Schulen hören? Weil man, um solche Worte hervorzubringen, welche wie die Bulletins widerhallen möchten, eine große Kraft besitzen muß, man muß leben mit dem Leben der Massen, man muß die Gefühle athmen, die die Völker beseelen. Der amtliche Klerus hat sich aber von diesem Leben getrennt; wahr ist es, daß er uns von einer neuen Epoche spricht; uns Versprechungen macht, die Worte der Poeten und der Seher unsrer Epoche

*) Konferenzen sind in der Kirche, bei geschlossenen Thüren von Eingeweihten besuchte, Unterredungen und Diskussionen, welche die Priester seit einiger Zeit in Frankreich eingerichtet haben, seit der Julirevolution, und die sie leiten.

Anmerk. des Uebersetzers.

nachahmen; wie aber wird er einwilligen, sich vor dem Geiste zu neigen, der sie dictirt hat; er will es nicht bemerken, daß er von allen Seiten überholt ist. Ist nun aber für einen Künstler, für einen Krieger dieser Akt der innern Demuth eine Bedingung des Fortschritts; kann man unmöglich die Art eines großen Malers fassen, ohne die seinige aufzugeben, ohne sich vor dem Geiste des Meisters vernichtet zu haben; ist es unmöglich den Fußtapfen eines großen Generals zu folgen, ohne zuvor im Geiste das Genie bewundert zu haben, das ihn geführt; wie werdet nun ihr, religiösen Männer, im Stande sein, das Leben wieder zu fassen und euch in alle die Bedingungen des Lebens wieder zu versetzen, da ihr es doch verweigert, diesen Akt der Demuth, der euch selbst von dem Gott, dem ihr dienet, anbefohlen, zu vollziehen.

Dieser auf sich selbst bauende Hochmuth, welcher leben zu können glaubt durch Nachäffung des Lebens, rührt daher, daß die Würdenträger der Kirche, daß die schriftstellernden Klassen der Kirche sich den Bedingungen nicht unterzogen haben, die von uns für das Erkennen der Wahrheit sogar schon in den niedern Sphären der Kunst und der Politik als die wesentlichen anerkannt worden sind. Diese Klassen haben den Weg des Kreuzes schmählich aufgegeben; sie haben nicht leiden wollen, immer suchten sie dem Leiden zu entschlüpfen, sie flüchteten sich lieber in die Bücher, in die Theologie, in die Doktrinen; weil, wie sie es wissen, es viel leichter ist und viel weniger kostet, zu schreiben und zu vernünfteln, als mit Freimuth zu reden und für die Vertheidigung der Wahrheit sich Gefahren auszusetzen. Nur der Schmerz gebiert die Kraft. Hätte man die Wehen des französischen Volkes mit empfunden, so kennte man auch die Schmerzen der fremden Völker, und man hätte sich in einer gemeinsamen Sympathie vereint. Alsdann hätte die Kirche das Wort gefunden, das fähig gewesen wäre, die

ganze Christenheit zu erschüttern und sie an ihren alten Bund mit der Kirche zu erinnern. Aber der Klerus mißtraute immer jeder Bewegung, jedem Volksleben; mißtraut hat er der Julirevolution, verdammt hat er die volksthümliche Bewegung der Polen. Während daß das unwissende Volk, während daß die Nationalgarde Gelübde that für Polen, haben wol die Bischöfe nur ein einziges Wort gesprochen, geboten sie nur eine einzige öffentliche Bitte? Und doch war es nicht in den Büchern, auch nicht in den Journalen, daß sie die Erklärung der geheimnißvollen Bande, welche so kräftig das siegreiche Frankreich an das duldende Polen fesselten, hätten finden können.

Viel tiefer, als wir andern Laien dies thun können, in das Geheimniß dieser nationalen Sympathien eingehend; die Quelle entdeckend, an welcher sie ihren Ursprung nehmen; erkennend, was sich eminentchristliches in der Bewegung des französischen Geistes für Polen vorfand, hätten die Priester sich derselben beigesellen können, um sie zu leiten. Sie hätten sie sogar hervorrufen müssen. Sie hatten aber nichts den Polen zu geben als Gebete? Nun wohlan! so mußten sie aus ihrer Seele ein neues Gebet hervorlangen, ein Gebet eines großen Volkes, das für ein Volk bittet. Da war es an der Zeit, wo sie aus ihrer Seele ein neues Gebet ausstoßen durften. Man beschuldigt die Kirche, keine Gebete mehr zusammenzusetzen zu wissen. Wir sind darauf zurückgeführt, diejenigen wiederzulesen, die man in den Jahrhunderten des Glaubens verfaßt hat, als wäre schon jeder Glaube bereits erloschen. Würdenträger der Kirche, unsere Väter und unsere ältern Brüder, ihr hättet uns ein neues Gebet des Herrn gelehrt, das der Ausdruck der neuen Bedürfnisse des Christenthums gewesen wäre. Aber, wir wiederholen es, ihr entschlüpft dem Leiden und setzet euch in das Niveau der Philosophen zurück, die ja nur in der Absicht ihre Arbeiten unternahmen, und deren Handwerk es

ist, sich dem Leiden zu entziehen, hinter sich hohle und rauschende Redensarten hinwerfend. Wir haben diese Volksleiden gesehen, wir haben auch einige Schilderungen derselben gelesen, wir werden euch noch welche lesen. O! hättet ihr gesehen! die ganze Bevölkerung einer großen Stadt, der Hauptstadt der Lithauer, während daß man die Patrioten niederschoß, eine ganze Bevölkerung ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, und selbst ohne Unterschied des Glaubens (da man in dieser Masse auch Israeliten und Griechen sah), diese ganze Bevölkerung auf Knien und die Augen dem Bilde der Heiligen Jungfrau zugewendet, der einzigen Hoffnung, die noch diesem Volke übrig blieb; hättet ihr wiedergefühlt diesen so gewaltigen Schmerz, daß er sogar Ungläubige und Schismatiker ergriff und sie zur Erden vor dem Bilde niederwarf, das seit der Zeit der Gegenstand allgemeiner Verehrung geworden; hättet ihr wiederempfunden diesen Schmerz, welcher die russischen Soldaten zurückhielt und sie weinen machte, diese Soldaten, welche doch die polnischen Waffen nicht besiegen konnten; hättet ihr gesehen die russischen Offiziere schluchzend, die Musik das Spielen verweigernd, weil sie keine Kraft dazu besaß: französische Priester, ihr hättet die Wirksamkeit eines nationalen Gebets, vom Schmerze eingegeben, begriffen. Ihr klagt die Diplomaten der französischen Regierung an, die Sache der Polen verrathen, ihnen keine Hülfe gesandt zu haben! .... Hättet ihr Glauben in die Wirksamkeit des Gebets, so würde euch genügt haben einen Seufzer in ganz Frankreich, ein herzzerreißendes Geschrei auszustoßen, euch im Geiste zu dem Schmerz des Volks zu gesellen, das unter dem Kreuz niederfiel; ihr hättet vielleicht den Arm des Würgengels aufgehalten. Doch nein! Lieber mißtrautet ihr Polen, und jetzt sprecht ihr: „wir wußten nicht, was die polnische Revolution war; wir haben uns geirrt.“ Der heilige Stuhl, der Papst hat dies zu wiederholten Malen ausgesprochen: „Ich habe

mich geirrt, ich kannte nicht die Natur der Bewegung; ich war von der Diplomatie besessen." Und siehe da, worin das Unglück unsrer Zeit besteht: daß nämlich ihr, die ihr alles dieses vorherfühlen und vorherwissen solltet, ihr, deren Pflicht es war, uns zu lehren dieses zu fühlen und zu wissen, ihr irrtet euch und ihr wußtet nichts! Wir könnten eine Menge von Beispielen Solcher anführen, welche voraus alle die glücklichen oder unglücklichen Ereignisse für die Kirche gewußt haben, ohne irgend ein menschliches Mittel zu besitzen, um es zu erfahren. Auf welche Weise wußten sie es? Nennet es Intuition, Instinkt oder Prophezeiungsgabe, so bleibt nur gewiß, daß sie diese Gabe besaßen, und daß ihr sie nicht mehr innehabt*). Und siehe da, woher die ungeheure Schwierigkeit kommt, es klar darzulegen, was Intuition sei; denn, thatet ihr eure Schuldigkeit, so hätte man höchst wahrscheinlich über Intuition weder gesprochen noch diskutirt; man hätte sie ausgeübt. Und, wir wiederholen es, diese Gabe erringt man nur durch den Schmerz, durch das Leiden.

Welches ist gegenwärtig der Zustand der Kirche? welches ist der Einfluß dieser von allen Mächten der Erde schöpferischesten Macht? inwiefern fließt sie noch auf das Betragen der Menschen, auf ihr politisches Leben, auf die großen Bewegungen der Völker, auf die Berechnungen der Kabinete ein? Dieser Zustand der Kirche müßte fürwahr das Herz derjenigen, die ihr dienen, vor Schmerz übergehen machen. Und sehen wir wol diesen Schmerz? Während die Cholera die Bevölkerung von Paris heimsuchte,

*) Die heilige Margarethe von Schottland sagte lange vor der Begebenheit die Siege der Polen über den Deutschen Orden und den Sturz dieses Ordens vorher. Der Almosenier Johann's III., nachdem er die Messe am Tage der Schlacht bei Wien gefeiert, anstatt zu sagen: Ite missa est, sprach mit erhobener Stimme: Vicisti Joanne! Johannes du hast gesiegt! Er wußte es.

sahen Sie die Familienväter sich begegnen, bleich, zitternd und bevor sie noch sprachen, sich schon an den Blicken die gute oder die unglückliche Tagesneuigkeit errathen; und kehrten sie in ihre Häuser zurück, so konnte man schon aus ihren Bewegungen, an der Art wie sie die Füße stellten, wissen, welche Botschaft sie ihren Kindern, ihren weinenden Gattinnen brachten. Die Kirche sagt uns, die Pest des Unglaubens höre nicht auf unter dem Volke zu wüthen; die Kirche sagt uns, die Seelen seien erkrankt an einer tödtlichen Krankheit, die einen Tod nach sich zieht, welchen sie ewig glaubt. Nun fragen wir aber jeden, der guten Glaubens ist, sieht er wol auf den Gesichtern der Leute, welche die Kirche vorstellen, sieht er wol in ihren Geberden, in ihren Bewegungen diesen Schmerz, welchen man bei den Familienvätern wahrnahm? Und doch wohnen ja die Priester der gänzlichen Vernichtung ihrer geistigen Familie bei.

Ist es nun aber für einen Menschen, der in Kunst etwas schaffen, der in der Politik Neuerungen einführen will, von unbedingter Nothwendigkeit, sich an das Volk zu binden, mit den Seelen der Massen, die da leiden, die der Zukunft entgegenarbeiten, sich zu vereinen, welches sollte wol der Schmerz derjenigen sein, welche die Kirche vorstellen? Ein Schmerz, unmöglich zu beschreiben, welchen Saint-Martin den prophetischen Schmerz nannte und der sich gänzlich von dem individuellen Schmerz und dem Schmerze der Künstler unterschiedet; ein Schmerz, den man für Millionen erduldet! Ein Mensch, der nur an sein eignes Wohlergehen denkt, ist unfähig, diesen Schmerz zu fühlen. Die Parteimänner, welche ihr eignes Schicksal vergessen und aus der Tiefe des Gefängnisses die Hoffnungen und die Bewegungen ihrer Gleichgesinnten zu erfahren suchen; der Soldat, welcher auf dem Schlachtfelde seinen Schmerz vergißt, um nach den Neuigkeiten über den Feind zu fragen: diese Männer da sind viel näher der Zukunft, als alle die Theologen

und Würdenträger der Kirche, und, wir wagen es zu sagen, sie sind Jesu Christo viel näher.

Bemerkenswerth ist, daß es ein Franzose, Herr Buchez war, welcher zuerst versucht hat, die Doktrin des allgemeinen Heils durch die Logik zu erweisen. Warum nahm diese Doktrin nicht ihren Anfang in der Hauptstadt der christlichen Welt, die nichts mehr zu thun weiß als zurückzustoßen und zu verdammen? Diese Laute des prophetischen Schmerzes fühlt man in allen großen Schriftstellern Polens, man begegnet ihnen in der ganzen modernen Literatur der Polen. Sie wissen jetzt eine der Ursachen, warum wir gezwungen waren, weitläuftig von dem Gefühle zu reden, mit welchem man den Erzeugnissen dieser Literatur sich nähern muß; dieses ist auch die Ursache, warum der Klerus diese Literatur stets zurückgestoßen hat; mehre dieser prophetischen Werke sind der Kirchenbehörde amtlich als mit Ketzerei gefüllt, als gefährlich angezeigt worden.

Hätte der Klerus einiges Mitgefühl für die Leiden Polens, so würde er am ersten den ganzen Werth des Werkes begriffen haben, von dem wir Ihnen einige Bruchstücke vorlesen wollen. Es ist dies ein Gedicht, veröffentlicht vor etwa vier Jahren, betitelt Cesara's Traum, oder das Gesicht am Weihnachtsabend, und welches zu der Klasse der prophetischen Werke gehört.

In einem Gesicht werden darin zu Anfang die Unglücksfälle Polens beschrieben. Der Sieg hat sich schon auf die Seite des Feindes geneigt. Die Armee und das polnische Volk sind auf den Untergang gefaßt. „Da“, sagt der Dichter, „hob jeder sein Kind auf, sagend: Kehre zu Gott wieder; und es schien mir, als hätte sich für einen Augenblick der Mond verfinstert; eine weite blaue Oeffnung machte sich am Himmel und alle die Kinder entflohen durch dieselbe wie eine leichte Schar blendender Engel; als sie aber ver-

schwunden waren, schloß sich der Himmel wieder und der Kampf begann von neuem auf Erden ....."

Jedermann weiß, welches der Ausgang war! ..... „Alsdann, die Augen der Erde zuwendend, erblickte ich die Stätte, wo diese Handvoll Männer gefallen. Weder Leichen, noch Blut, noch Waffen gab es dort mehr; der Rasen war grünend, mich aber faßte ein Grausen beim Gedanken eines solchen Stillschweigens, eines solchen Vergessens, das auf einem so gewaltigen und frischen Grabe herrschte."

Die polnischen Soldaten durchziehen wie eine geisterartige Legion die Völker Europas und richten ihren Weg nach Rom zu.

Die schwarze Legion der Pilger, sich auf Säbel statt auf Stöcke stützend, die Standarte Jesu Christi vor sich hertragend, richtet ihren Weg dem Dom des heiligen Petrus zu. Die Römer fragen sie, wer sie seien. — „Erkennet ihr uns nicht mehr? sagen die Pilger. — Jawohl, antwortet das römische Volk; ihr seid die letzten christlichen Ritter. Jedoch haltet ein und ruhet aus. — Nicht doch, antwortet die Schar der Pilger; wir haben Eile anzukommen. Wo ist der heilige Petrus?" Sie treten in die Kirche; sie hören daselbst die Weihnachtsgesänge. Es wird dieses das letzte Weihnachtsfest sein, denn die Stimme eines unsichtbaren Engels, und welche niemand hört, ausgenommen diese Legion, verkündet, daß Christus in dieser Nacht geboren werden soll, um nicht mehr zu sterben, um für immer unter den Menschen zu wohnen.

Es folgt die Weihnachtsceremonie. Als der Papst unterm Glockengeläut des Kapitols die Mitternachtsmesse beendet hat, sieht man inmitten der Kardinäle einen unbekannten Mann erscheinen, welchen der Dichter den Kardinal nennt; der Mann ist in Purpur gekleidet, er unterscheidet sich in Haltung, Manier und Stimme gar sehr von den

Kirchenfürsten, „die, wie der Dichter sagt, der Thaten und Mühen eitel leere graue Haare tragen.“

Der junge Mann, in Purpur gekleidet, ist voller Majestät und Kraft; er repräsentirt die Kirche der Zukunft. Er allein erkennt die Legion der Pilger. Er verkündet ihr, und er verkündet dem ganzen in diesem Dom der Hauptstadt der geistigen Welt versammelten Volke, die Zeiten hätten sich erfüllt.

Mit einem Zeichen gebietet er dem Volke Stillschweigen: er richtet sich dem Grabe zu, in welchem das Haupt der Apostel ruhet; er ruft ihn bei seinem Namen und befiehlt ihm aus dem Grabe zu steigen. In diesem Augenblicke, sagt der Dichter, sah ich aus allen Lampen, die um das Grab herum brennen, feurige Zungen hervortreten, eben so vielen Mündungen entrissen; und diese Flammen bildeten um das Grabmal eine funkelnde Krone, die bald verschwand. — Der Leichnam des Apostelführers hebt sich, er richtet sich auf und erscheint zur Hälfte im Gewölbe versunken. Er streckt die Hände gen Himmel und ruft aus: Wehe! Wehe! Bei diesem Ausruf vernahmen wir das Krachen des ewigen Tempels und wir sahen die Kuppel sich spalten. Der Kardinal, der Mann in Purpur, fragt das Haupt der Apostel: Peter, erkennst Du mich? Der Leichnam antwortet: Dein Haupt hat während des letzten Abendmahls am Busen des Heilands geruhet und Du hast nicht erkannt den Tod. Ich kenne Dich. Darauf versetzt der Mann in Purpur: es ist mir jetzt befohlen unter den Menschen zu wohnen, das Haupt der ermüdeten Menschheit in meine Arme zu nehmen und es an meinem Busen ausruhen zu lassen. Thue, wie Dir befohlen, erwiederte Petrus. Und er fiel wieder in das Grab zurück, in diesem Augenblicke aber öffnete sich der Boden des Doms und der Mann in Purpur streckte die Hände aus, um das Volk zu schützen, das nach allen Seiten hin floh. Da war es auch, wo er zum ersten

Male eine befehlende Geberde in seiner Eigenschaft des Gebieters der Erde that, und dieses Zeichen machte den Führer der Apostel in sein Grab zurücksinken.

Der Mann in Purpur fragte nun die Legion der Pilger, ob sie mit dem Greise der Greise bleiben und sich zusammen beerdigen lassen wolle, und die Legion antwortete: Bitter ist es allein zu sterben; bleiben wir mit diesem Greise, denn ohnehin wissen wir nicht, was es heißt, zu verlassen. Und sie hoben ihre Schwerter in die Höhe, sicher, daß sie mit ihren Degen die einstürzende Kuppel aufhalten würden."

Es beginnt nun das Schauspiel der Vernichtung. „Die geöffneten Flanken des Tempels stürzen von beiden Seiten ein, und man erblickt die Säulen, welche die riesige Vorhalle umgeben, eine über die andere fallen, wie Soldatenreihen unterm Kartätschenfeuer; und die großen Springbrunnen des ungeheuern Platzes ziehen ihre weiten und durchsichtigen Schaumflügel ein, sie verringern sich und verschwinden unter den Ruinen wie Tauben, vom Sturme überrascht."

Mit diesem majestätischen Bilde endet das Gedicht.

Hätten die Würdenträger der Kirche, unsere ältern Brüder, unsere geistigen Väter, das Gefühl des Mannes gehabt, welcher fähig war, ein solches Gesicht zu bekommen und es zu beschreiben, fürwahr sie reiheten diese Schrift unter die Zahl derjenigen, welche die Kirche der Zukunft verkünden und ihr vorangehen.

Diese Legion der Pilger stellt nicht blos die polnischen Legionen dar, wenngleich sie die geistige Ueberlieferung ihrer geheimnißvollen Wanderungen enthält; sie vergegenwärtigt auch jene unzählbare Heerschar der Männer, welche nach der Kirche der Zukunft suchen. Alle richten sie ihre Schritte gen Rom, alle müssen sie durch Rom gehen, alle müssen sie in diesen Dom eintreten; sie werden jedoch in dessen Ruinen nicht untergehen, mit ihren Schwertern werden sie

diese Kuppel aufhalten. Und zwar die Rettung derselben wird weder den materiellen Waffen, noch den Waffen der Einzelnen gelingen, sondern die Geister der Völker werden sie retten. Die Geister der Völker werden diese dem Einstürzen nahe Kuppel aufhalten. Sie werden dieselbe dem Himmelslichte öffnen, auf daß sie wiederähnle dem Pantheon, dessen Kopie sie ist; auf daß sie von neuem werde der Dom des Weltalls, das Pantheon, der Pankosme und Pandesme, der Tempel aller Geister; auf daß sie uns gebe den Schlüssel aller Ueberlieferungen und aller Philosophien. Dies war die Pflicht der Priester, der Kirchenwürdenträger, uns dorthin zu führen. Und so hätten sie, nach den Beängstigungen des prophetischen Schmerzes, auch im Angesichte des versprochenen Landes jene Wonnen gefühlt, welche zu beschreiben es uns weder gegeben noch erlaubt ist. Alsdann hätte ihre Seele, sich selbst durchschauend und durchdringend, das enge Pförtchen gefunden, von welchem das Evangelium sagt, daß es zum Himmel führt, diese Pforte, an welche schon längst die Völker nicht aufgehört haben zu klopfen, denn die großen Völker und die großen Männer Europas haben nie aufgehört für die Kirche zu arbeiten. Das Blut der Kosciuszko, der Joubert, der Marceau und das Blut ihrer Krieger ist für die Sache der allgemeinen Kirche nicht verloren gegangen. Dieses Blut fließt in den Adern des leidenden Volkes, es spricht ihm, es diktirt ihm Axiome, Wahrheiten des Evangeliums.

Michelet, welcher durch die Liebe zur Kunst, durch das lebhafte Bedauern der schönen Dinge und Menschen des Mittelalters geleitet, einige begeisterte Seiten über diese Zeitperiode schrieb, Michelet sagt irgendwo, das Mittelalter habe uns stechende Erinnerungen übermacht, des souvenirs poignants. Welch köstliches Wort: des souvenirs poignants! Der Priester, der Theolog und der Philosoph finden in den Geschichten des Mittelalters und in den Diskussionen

der Schulen dieser Epoche Phrasen oder Redensarten, welche sie nur noch stolzer auf ihre Wissenschaft machen. Wir Andern, wir finden daselbst stechende Rückerinnerungen, Andenken, die uns wie Dolchstiche wecken, die uns wie feurige Pfeile vorwärts treiben.

Erst wenn die Priester dieses Gebiet des prophetischen Schmerzes, des prophetischen Gesichts werden durchschritten haben, wird es ihnen gelingen, dasjenige zu werden, was sie in der Epoche der Zukunft sein müssen; nämlich große und geachtete Männer müssen sie sein. Sagen es die Dichter, gesteht es selbst das Publikum, man müsse etwas von Gott in eine poetische Strophe setzen, um dieselbe als wirkliche poetische Begeisterung geltend zu machen; haben wir außerdem bewiesen, daß man in der gegenwärtigen Zeit vieles von Gott Kommende in die politischen Konstitutionen setzen muß, um sie als ein göttliches Werk den Völkern annehmbar zu machen, was sollen wir nun von den Priestern sagen? — Die Kirche ist der größte aller Staaten. Sie berührt mit einer Seite die unsichtbare Welt, das Reich der Geister, und mit der andern Seite stößt sie an die stumme, beseelte oder unorganische Welt, über welche uns die Kirche noch nicht mehr als das erste Wort gegeben hat.

Keineswegs ist es die Wissenschaft, welche diese Fragen löset. Derselbe Geist, der uns zu der höhern Region erhebt, läßt uns auch die organischen Gesetze der niedern Regionen entdecken. Die Philosophen des Alterthums haben uns eine Masse Bücher über die Politik und die Moral vermacht. Nie thaten sie etwas für die Sklaven; das Schicksal, den Stand, die Leiden, die Hoffnungen der Sklaven begriffen sie nicht. Die Heiligen des Christenthums, diese Männer, die Ersten, welche mit Engeln gesprochen, haben auch das Mittel gefunden, sich den Sklaven begreiflich zu machen. Die Sphäre erweitert sich gegenwärtig ungemein. Die Menschheit ist berufen, höher gen Himmel zu steigen

und tiefer in die Geheimnisse der Natur zu dringen. Fühlten die Priester ihre Sendung, so würden sie große Männer werden und die Politik, die Moral lenken, über welche wir jetzt ihr Urtheil nicht für voll ansehen.

Die Intuition (das Insichgehen) ist durchaus nichts Neues für die Kinder der Kirche. Die anfängliche Kirche handelte öfters unter der Eingebung des Augenblicks, durch unwillkürliche Ergießungen (par des élans spontanés), und auf eine Weise, die wir intuitiv nennen. Lesen Sie das römische Brevier vom vergangenen Monat. Ambrosius, römischer Beamte, Soldat, kommt nach Mailand, um die Unruhen beizulegen. Ein Kind ruft, man müsse ihn zum Erzbischof ernennen, das Volk wiederholt diesen Ruf. Man nimmt Ambrosius, man erhebt ihn auf Händen, man macht ihn zum Erzbischof. Dieser Mann war sogar noch nicht getauft; er wurde die Zierde der Kirche, einer der Kirchenväter. Ließ man ihn wol die theologischen Examina durchmachen? schickte man ihn an die Büreaus, an die Kommissionen, wie man dies heut zu Tage mit Männern thut, die von Religion reden? Keineswegs; ein Kind fühlte in dem Manne, der noch nicht getauft war, den künftigen Kirchenvater, und das Volk antwortete auf die Stimme des Kindes.

Der heilige Eusebius, dessen Leben in dem Brevier von demselben Monat Dezember zu lesen ist, welcher in seiner Diöcese von niemandem gekannt war, wurde desgleichen durch das Volk mit einmal zum Bischof ernannt. Simul ac viderunt, probaverunt: sobald sie ihn sahen, erkannten sie ihn für heilig.

Der heilige Johannes Goldmund (Chrysologue) wurde von dem Papste Sixtus dem Heiligen für den Mann erkannt, den er einmal im Traume gesehen, und man machte ihn zum Erzbischof. Die Völker haben die Ueberlieferung der höhern Eingebung, der Begeisterung bis zu dem Grade

verloren, daß sie nicht mehr im Stande sind, die frühern Wahlen der Könige von Polen zu begreifen, sie erinnern sich nicht einmal, daß einst dieselben Dinge in der Kirche stattfanden! Die Ueberlieferung dieses höhern Lebens ist seit längst für die amtliche Kirche verloren gegangen.

Das einzige Mittel, das dem Priester übrigbleibt, um die Männer der Zukunft zu begreifen, ist, seinen Geist im Volksgeiste, der von allen Seiten die Kirche überholt und überschwemmt hat, zu verjüngen (retremper).

Die Völker verlangen keineswegs die Kirche umzustoßen, sondern sie erhoben zu sehen. Vor der Julirevolution gab es eine Armee in Frankreich: niemand wollte sie vernichten noch würgen; nur rief man ihr zu: Empfanget den neuen Geist, welcher sich in den Eingeweiden des französischen Volkes reget, führet uns der Zukunft entgegen. Die Armee weigerte sich dem Volke zu folgen; sie wurde gebrochen, nichts destoweniger besteht jedoch eine Armee: die frühere wurde durch eine jüngere und lebenskräftigere ersetzt.

Die Völker rufen der Kirche zu, sie möchte den neuen Geist empfangen. Wir führten Ihnen diese Verse von Garczynski an: **Wir werden nach euch rufen, wie eine Mutter unsrer Wälder nach dem Kinde ruft, das ein Geier ihrer Brust entrissen. Wir werden unsere Volkstrommeten schallen lassen und auf denselben die von Geschlecht zu Geschlecht wiederkehrenden Rufe begleiten.** Empfanget ihr diesen neuen Geist, so werdet ihr zugleich begreifen, warum es so schwer steht, das Volk an den Fuß des Kreuzes zurückzuführen, es mit Jesus Christus wieder zu versöhnen.

Schwer ist es, weil ihr das Ideal von Jesus Christus gänzlich verfälscht habt. Jedesmal stellt ihr ihn bettelnd vor; ihr glaubt, daß es genüge, ihm ewig abzubitten, ihm zu schmeicheln, ohne etwas für ihn zu thun. Wo habt

ihr es gelesen, daß der Menschensohn irgend je gebettelt hat? Sprach er nicht im Gegentheil mit Kraft? trieb er nicht die Pharisäer aus dem Tempel? Nein, nie hat er gebettelt, nie sprach er einschmeichelnde Worte. In Formeln drückte er sich nie aus, Discussionen setzte er nie auf. Mit dem Bösen vertrug er sich nie.

Wir haben Ihnen die Geberde beschrieben, welche die Männer, die berufen sind, eines Tages zu handeln, auszeichnet, die Geberde der Männer, die den Volksgeist aufrechthalten. Häufig sahen wir diese Geberde, wir haben sie zu fassen und wiederzugeben vermocht. Wie aber das Ideal der neuen Kinder der Kirche beschreiben? Befragen Sie die Denkmale der Kunst. Daselbst stellt man Ihnen die erlauchten Häupter des heiligen Petrus, des heiligen Paulus, des heiligen Stephan mit einem Charakter dar, in welchem Milde, Kraft und Größe zusammen ausgedrückt sind. Ihre Häupter, vom Heiligenschein umgeben, leuchten wider, und Sie sehen Lichtstrahlen aus ihren Händen entspringen. Finden Sie jetzt wol unter den Leuten, welche die Kirche bedienen, ähnliche Gesichter, ohne selbst von diesen Zeichen der übernatürlichen Gnade zu reden? Jene starken, gewaltigen Männer, deren Wort die Bataillone erschütterte, die Henker erblassen machte, die Fluthen der barbarischen Völker theilte; jene Männer ohne Ruhe und Rast, getrieben von einer unsichtbaren Macht zu der Eroberung ihnen selbst dem Dasein nach unbekannter Länder, glichen viel mehr den Kriegern und Generalen der großen Armee, als sie andrerseits den Leuten, die sich ihre Nachfolger nennen, nicht ähnlich sehen. Der heilige Stephan sah mit festem und stolzem Blicke auf seine Henker herab. Nicht ließ er die Augen nieder. Im Gegentheil sah er den Himmel sich öffnen und den Menschensohn ihn zu sich rufen.

Es gibt kein Heilmittel für dieses allgemeine Uebel,

das, die Krankheit Frankreichs, Polens, Rußlands, Spaniens und Italiens ist; es gibt kein Heilmittel als in unerhörten Anstrengungen. Es ist nothwendig, daß die Männer, welche bis zu diesem Punkte ihrem Berufe nicht nachgekommen sind, damit anfangen, sich zu demüthigen, daß sie sich innerlich abdanken; und fühlen sie sich nicht berufen, große und gewaltige Männer zu sein, so mögen sie sich nicht mehr die Soldaten des größten und des gewaltigsten aller Geister nennen, die Soldaten Jesu Christi. Wenden sie sich doch lieber den Arbeiten des gewöhnlichen Lebens zu, sprechen sie uns nicht mehr im Namen der Religion, welche gegründet durch Wunder, nicht anders als nur durch Wunder bestanden hat.

Die katholische Kanzel hat dermaßen Angst vor den Ausrufungen der Protestanten, sie fühlt sich dermaßen schwach im Angesichte der Philosophen, daß sie nicht mehr zu reden wagt von jenen Männern, die wundermäßig durch ein Wort heilten, die man so häufig sich in die Luft erheben, die Flüsse durchschreiten, über dem Meere gehen sah. Diese Kirche, deren Dasein selbst ein Wunder ist, vermeidet es von Wundern zu reden; die Priester wagen nicht mehr öffentlich davon zu sprechen. Nun wohlan, ungeachtet ihrer *) und selbst gegen sie **) wird diese Kirche gerettet sein; und weil sie es nicht wagen zu sagen, so wollen wir es aussprechen: sie wird durch ein Wunder gerettet werden. Ihr aber, Priester, nicht eher werdet ihr uns in einem und demselben Gefühle der Liebe zusammen vereinen, nicht eher, als bis ihr alle Proben überstanden, die dem Menschen auferlegt, nicht eher, als bis ihr euch wie ein Wurm gewunden, an euern Eingeweiden gezerrt, in der einzigen Absicht, sie zu erweitern. Erst alsdann werdet ihr jenen gewaltigen

*) der Priester. **) die Priester.

und leuchtenden Gesichtern der ursprünglichen Kirche wieder ähneln, und dann werdet ihr auch die eben vorgelesenen Seiten begreifen; ihr werdet errathen, wo der Geist des in Purpur gekleideten Mannes ist und was die Geberde bedeutet, die er in der Eigenschaft des Erdengebieters macht.

Fünfte Vorlesung.

Den 23. Januar 1844.

Meine Herren! Diese Thatsache, daß ein katholisches Volk in dem gräßlichsten Augenblicke des Kampfes, unternommen für die Aufrechterhaltung seines religiösen Volksthums, von der amtlichen Kirche verlassen wurde; diese andre Thatsache, daß alle Schriften der modernen Literatur dieses Volkes, als mit Ketzerei gefüllt, verdächtigt werden, verbinden sich mit der großen religiösen Frage, die gegenwärtig sowohl in den politischen Versammlungen, als auch in den Büchern der Philosophen besprochen wird.

Man muß viel tiefer in die Ursachen eingehen, welche die amtliche Kirche verhindern, mit dem, was das Lebenskräftigste und Reelste in der katholischen Bewegung ist, zu sympathisiren, und welche sie jedesmal verhindern werden, den bestehenden Geist Frankreichs und Polens zu fühlen. Bekannt ist Ihnen, wie dasjenige, was man die religiöse Reaktion nennt und was man die verstärkte religiöse Aktion nennen müßte, von den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts herdatirt und daß sie in Frankreich begonnen hat.

Laien waren es, welche das erste Signal dieses Wirkens gaben: fast alles Männer des Leidens, Männer der

That. Chateaubriand, lange Zeit umherirrend und flüchtig; De Maistre, proskribirt; Lamennais, ebenfalls gezwungen ein Asyl in fremdem Lande zu suchen, wurden nothwendigerweise durch die innere Geschichte ihres Lebens darauf hingeführt, nach den Prinzipien des modernen Lebens der europäischen Völker zu suchen.

Viktor Hugo's poetische Traurigkeit, Michelets Liebe zur Kunst ließen ihnen die Geheimnisse der gothischen Kunst entdecken. Herr Buchez, nachdem er im politischen Treiben Mißgeschicke und Verdruß erfahren, kehrte in den Schooß der Kirche wieder, oder, um sich wahrer auszudrücken, flüchtete sich unter die Fittiche der katholischen Logik.

Keiner dieser Männer ging aus dem Seminarium hervor; mehre wußten nie etwas von Theologie; und dessenungeachtet ist die moderne Kirche dennoch gezwungen sich auf diese Männer zu stützen. Es sind dieses die einzigen Quellen, an welchen sie noch einige Kraft schöpft.

Setzen wir nun aber den Fall voraus, daß diese Männer nie etwas geschrieben hätten; daß sie, statt Philosophen, statt Schriftsteller zu werden, Soldaten, Männer des Volks geworden wären; daß sie die Zeit, auf das Schreiben der Bücher verwandt, ganz und gar in Nachdenken, in innern Arbeiten, in Schlachten zugebracht hätten: ohne Zweifel würden diese Männer nicht aufgehört haben Katholiken zu sein; vor Gott, der alles sieht, stellten sie fortwährend die lebende Kirche vor, und dessenungeachtet fänden sie sich gegenwärtig im geraden Widerspruch mit der amtlichen Kirche; sie wären im Lager der Julimänner, oder in demjenigen der polnischen Streiter.

Siehe da die Geschichte der Völker Europas und namentlich die des polnischen Volks, das wenig geschriebene, aber nicht aufgehört hat, nachzudenken, zu leiden, zu kämpfen, und das nun berufen ist, die Frucht seiner langen Leiden aufzuweisen; denn glauben darf man nicht, daß in

der Zeit, in welcher die Tempel in Frankreich und Italien geschlossen waren, in welcher man die Religion in Polen verfolgte, die katholische Kirche nicht bestanden hätte. Das Opfer dauert fortwährend. „Der Opferkelch, sagt De Maistre, wird immer auf Erden dargebracht und erhoben." Und jedesmal, befindet sich der Kelch der Altäre in unwürdigen Händen, so ist es der Busen der edeln Männer, welche ihr Blut als Opfer vergießen, um die Menschheit zu erlösen: hörte das Opfer nur einen Augenblick auf, so würde das Christenthum und folglich auch die Menschheit aufhören.

Auf diese Art erwachte bei den Slawen nach unerhörten Leiden eine unerwartete Literatur. Sie hat einen durchgängig neuen Charakter, welcher, selbst in Betreff der Kunst, Ihre ganze Aufmerksamkeit verdient. Diese Literatur, sie ist erzeugt worden auf eine bis jetzt ungewöhnte Weise. Sie erhebt Fragen, die man nie in den Schulen besprochen hat, ja die man nicht einmal in denselben vermuthete. Wir wollen Ihnen ein Beispiel von dem, was wir voraussetzen, angeben.

Als wir nach der letzten Sitzung den Saal verließen, trat zu uns ein erst seit kurzem in Paris eingetroffener Fremder, um uns zu berichten, daß die Poesie des ungenannten Verfassers, und die wir ihnen zuletzt vorgelesen, gedruckt vor etwa vier Jahren, mit Bestimmtheit gesprochen, keine Poesie sei, sondern daß sie ein wirkliches Gesicht, eine Vision, war, die niedergeschrieben wurde von einem Manne, welchen der in Rede stehende Fremde sehr gut kenne. „Ich habe, sagt er, den Dichter gesehen, im Augenblicke, als er noch unter dem Eindrucke dieser schreckhaften Vision gewesen, ich habe ihn sehr aufgemuntert, sie niederzuschreiben. Das Werk entstand auf diese Weise." Wir antworteten diesem Fremden, „daß, wenngleich uns die Zeugungsgeschichte des Poems nicht bekannt sei, wir doch, ungeachtet der Verwirrung und des Nichtzusammenhangs in

der Art des Erzählens und des Styls, in dem Werke das Gepräge der Wahrheit erkannt hätten, die es über die Erzeugnisse der reinen Einbildung erhebt.“ Nun fragen wir Sie aber, werden wol die Poesien gegenwärtig auf diese Weise verfaßt?

Mittlerweile stehen wir jedoch keinen Augenblick an, zu versichern, daß dieses die einzig mögliche Poesie in der Zukunft ist; daß es nicht mehr erlaubt sein wird im Namen einer göttlichen Eingebung zu reden, ohne sie in der That gefühlt zu haben; daß man denjenigen Menschen, welcher sich erlauben würde, wie dieses noch jetzt geschieht, uns von Engeln, Teufeln und von Geheimnissen der Natur vorzureden, ohne sie wirklich im Geiste gesehn zu haben, als infam und ehrlos betrachten wird, und daß, durch die Prüfung der gegenwärtigen Literatur des Nordens, einem jeden Leser das Mittel gegeben sein wird, in einem Gedicht Das, was wahrhaft, was göttlich, was begeistert, von Dem, was falsch, von Dem, was nur nachgeäfft ist, von dem endlich, was man jetzt Poesie nennt, zu unterscheiden.

Auf diese Art wird die Poesie wieder werden, was sie zu den Zeiten der Propheten gewesen, was sie zu den Zeiten des Orpheus und Musäus war, und sie wird alsdann auch das Recht haben, die Aufmerksamkeit und die Achtung der Menschen in Anspruch zu nehmen.

Von allen uns bekannten Verfassern hat der einzige französische Schriftsteller Saint Martin diese Wahrheit eingesehen; er sagt, daß man nicht eher Verse schreiben dürfte, bis man ein Wunder gethan. Nur den Ausdruck hätte er ändern und sagen sollen, daß man nicht eher Verse schreiben dürfte, das heißt, jene Sprache anwenden, die in den Schulen die Sprache der Götter genannt wird, als bis man einem sich Kundgeben beigewohnt, das alle Merkmale der unmittelbaren Anwesenheit Gottes an sich hätte, einem Voll-

ziehungsakte jener Macht, welche der Philosoph Baader die ausübende Gewalt der Religion nennt.

Darum ist, wir wiederholen es, von allen Literaturen diejenige der Polen die einzige, wir wollen nicht sagen katholische, denn die französische Literatur ist durchgängig mehr oder weniger katholisch, da sie Fragen berührt, welche die allgemeine Kirche beschäftigen, da sie die Dogmen der Kirche zu realisiren trachtet; sondern von allen Literaturen ist diejenige der Polen die einzige, welche ein priesterliches Gepräge hat. Diese Literatur ist es auch, die von der amtlichen Kirche denuncirt und mit Anathem belegt wurde! — Wie konnte es auch anders kommen, da ja die amtliche Kirche in den Verfahrungsweisen, die sie anwendet, um die Werke, die Worte und die Gewissen zu prüfen und zu richten, das heißt dasjenige, was das am meisten Spontane, was das am mindesten Faßliche ist, da die Kirche, sagen wir, in der Prüfung aller dieser Sachen sehr weit hinter der bürgerlichen Gesellschaft zurückgeblieben ist und viel weiter noch hinter den Verfahrungsarten, die man hier zu Lande befolgt, wenn man über Kunstsachen ein Urtheil fällen will; denn Sie wissen es ja, daß, wenn man auch den Formalisten, den Richtern, den Kommis, den Bureaus die civilen Angelegenheiten oder die das Eigenthum betreffenden anvertraut, doch wenigstens der christliche Geist schon so viele Fortschritte gemacht hat, daß die gebildeten Gesellschaften, daß Frankreich, die Ehre und das Leben der Bürger den Händen der Routine-Menschen entrissen; das Leben und die Ehre der Bürger sind unter den Schutz des Geschworengerichts (Jury) gestellt. Was ist das Geschworengericht? Es sind dieses Bürger, meistentheils unwissend, die nie den Kodex gelesen, die fast nicht einmal zuhorchen, was der Advokat vorträgt, die aus Intuition urtheilen, die gehalten sind zu besitzen, und öfters wirklich diese Gewissenskraft besitzen, welche den Verbrecher erzittern macht, welche bis auf den Grund seiner Seele sieht und ihn zwingt, sich durch

einen unwillkürlichen Blick, durch den Ton seiner Stimme zu verrathen. Die Jury hat nur diesen Ton zu fühlen, diesen Blick zu prüfen, und sie spricht ihr Urtheil. Es ist dieses von allen die schwierigste Art zu richten. Sie kann nur von Männern ausgeübt werden, die inmitten einer Gesellschaft, seit längst schon durch den christlichen Geist bearbeitet, leben, durch Männer, die sich bis zu der Stufe der Geistesentwicklung erhoben haben, die es ihnen möglich macht, intuitive Augenblicke zu bekommen. Die Kunstakademien, urtheilen sie über Gemälde und Statuen, so schicken sie dieselben keineswegs an ihre Bureaus, an ihre gewöhnlichen Kommissionen, sondern sie treten in eine Jury zusammen. Die amtliche Kirche ist nun aber noch bis auf den heutigen Tag aus den Büreaus und den Kommissionen nicht herausgegangen. Ein ganz gewöhnlicher Mensch, der nicht einmal den Eindruck erfährt, welchen der Anblick des Tribunals und die hohe Wichtigkeit der Sache in einem Mitgliede des Geschworengerichts zuwege bringt, ein Kommis der Kirche, macht sich an das Abschätzen der Worte, der Gedanken eines Redners oder eines Dichters, er prüft eine begeisterte Schrift und zieht aus derselben Muthmaßungen und Syllogismen. Nach seinem Gutdünken macht er hieraus den Rapport an die Bureaukraten der Kirche.

Wir haben Ihnen erzählt, wie in der ursprünglichen Kirche das Volk in einem Augenblicke des sich Luft machenden Enthusiasmus einen Mann, der nicht einmal getauft war, zu der Würde des Erzbischofs ausrief und erhob; wir führten Ihnen mehre Beispiele solcher Wahlen an. Für jetzt wollen wir Sie an eine Begebenheit erinnern, woraus sie werden urtheilen können, welch ungeheurer Zwischenraum die amtliche Kirche der Gegenwart von derjenigen der ersten Zeiten trennt, von derjenigen der Zeiten des Lebens, des Enthusiasmus und der That.

Viele unter Ihnen haben wahrscheinlich die Bekehrungs-

geschichte Ratisbonn's gelesen. Dieser Israelit tritt durch einen vorsehungsartigen Zufall in eine Kirche zu Rom; mit einem Mal von einem Gesicht berührt, fällt er auf die Knie. Man findet ihn in Thränen zerfließend; in sich selbst stellt er den Beweis der Wirklichkeit dessen vor, was er zu erzählen nicht im Stande war. Er verlangt die Taufe. Man schickt ihn an die Theologen; man sagt ihm, er kenne noch nicht den Katechismus. Er besteht auf seinem Begehren: es währte ihm zu lange, in den Schooß dieser so wunderreichen Kirche einzutreten! Es werden ihm die Conzilienbeschlüsse entgegengesetzt, man sagt ihm, er kenne nicht das Symbol der Apostel. „Aber um Gottes willen, antwortet dieser Mensch, ich habe ja gesehen, eben sah ich ja, die Königin der Engel und der Apostel; in einem Augenblicke habe ich alles gelernt." Umsonst, die Priester konnten von alle dem Nichts begreifen. Was ein Beweis ist, daß gewiß keiner von ihnen jemals diesen Augenblick gehabt, in welchem der Mensch sich gänzlich vergißt, in welchem er ganz hingerissen wird.

Ein Protestant, ein amerikanischer Philosoph, Emmerson, schrieb einen Versuch, um zu erklären, was dieser Augenblick sei; und er glaubt, daß derjenige Mensch, zu dem Gott nur ein einziges Mal gesprochen, daß dieser Mensch schon alles wisse.

Wie wollen Sie nun, daß man irgend was von der Vision begreife, die wir Ihnen gelesen, von dem Gesichte, geschrieben unter einem ähnlichen Eindruck wie derjenige, welchen Ratisbonn erfuhr?

Wie darf man sich nur verwundern, daß auch diese Schrift: der Tagesanbruch, Prześwit, verdammt wird, wo der Verfasser fortwährend von der unsichtbaren und übernatürlichen Welt spricht? Später sollen Sie die Ursachen hören, warum wir das Erzeugniß, genannt das Mahl, la Cène, als gänzlich außerhalb der Gewohnheiten des Begreifens und des Urtheilens der amtlichen Kirche betrachten.

Die Geschichte erzählt uns Beispiele von Monarchen, die in den Tagen ihres Mißgeschicks von ihren Ministern und von ihren Günstlingen verlassen wurden, denen aber das Volk treu blieb. Dasselbe findet statt mit dem christlichen Geiste. Die Völker haben gelitten, die Völker sind auf dem Wege des Kreuzes vorgerückt, die Völker sind auch im Besitz von Mysterien und Hoffnungen, welche zu fühlen und zu begreifen die amtliche Kirche unfähig ist. Darum hat sie uns angeklagt, eine neue Religion einführen zu wollen, vergessend, daß selbst das Christenthum keine neue Religion gewesen, sondern gekommen war, um für immer und auf ewig alle Religionen zu erklären und zu ergänzen.

Wir besitzen, und wir verhehlen es nicht, Heilige, die ihr Männer der amtlichen Kirche nicht kennet; wir verehren gewisse Reliquien, deren Dasein ihr nicht muthmaßet. Ist es wol die Schuld der Polen oder der Franzosen, daß die Völker, in der Zeit vorrückend, gezwungen waren neue Namen eurer Litanei der Heiligen hinzuzufügen? Die Geschichte steht ja nicht still, und warum ist die Litanei stehen geblieben? In den ersten Zeiten gab es hundert Heilige für einen Tag. Seit Jahrhunderten sehen wir fast keine mehr, und doch haben wir das Bedürfniß, anzubeten (d'adorer), wir fühlen das Bedürfniß, uns zu erheben.

Die Priester schreiben allgemeine Geschichten und Geschichtsauszüge für das Volk. Gibt es nun aber wol eine vollständigere, eine mehr großherrliche, eine mehr nährende Geschichte, als der erhabene Gesang, die Litanei aller Heiligen genannt; unsers Wissens gibt es keine. Es ist die Anrufung aller der großen Geister, die irgend einmal unsern Welttheil durch ihre Tugenden und durch ihre Thaten erleuchtet und die Menschheit vorwärts gerückt haben. Es steht Jedem frei, einen Krieger, eine heilige Jungfrau, einen Märtyrer, einen Einsiedler, einen Mönch anzurufen. Jeder kann je nach seinen Bedürfnissen, je nach seinem

Streben, eine Seele finden, die bereit ist ihm zu helfen und zu rathen. — Ein einfacher Mann, ein Mann des Glaubens und der That, braucht keine Gallerien und Museen, welche die aufgeblasenen Gemüther der Welt erhitzen. Er hat sich nur bei sich einzuschließen und mit einem Wort kann er diese ganze himmlische Gallerie aufrufen; er kann sich mit derselben umringen: glauben Sie aber nicht, daß es leicht ist, dieses Wort auszusprechen. Schon haben die Priester vergessen uns zu helfen, das große Anrufungswort auszusprechen, weil sie uns zuvörderst hätten lehren müssen, die Heiligen anzurufen, die der Erde am meisten genähert sind, diejenigen, die wir am besten begreifen können, mit welchen es uns viel leichter ist, in Umgang zu bleiben. Denn beten, was heißt das wol? Ist es etwa was andres, als seinen Geist erheben, ihn der Art zu entflammen, daß man ihn zu dem Niveau jener großen Geister bringt, die uns in der Laufbahn des Lebens vorangegangen sind, und ihn befähigen, einige Worte des Trostes und des Rathes von dorther zu ziehen?

Wir machen dasselbe Ding im gewöhnlichen Leben. Es ist dieses durchaus kein Mysticismus. Wollen wir zum Beispiel einen Gelehrten verstehen, wollen wir aus seinen Lehren Vortheil ziehen, so sind wir gezwungen, so zu sagen, die Heiligen niedrigerer Ordnung zu verehren, wir müssen zuerst in den Schulen lernen, um unsere Intelligenz stufenweise bis zu dem Niveau derjenigen, welche die Wissenschaft und die Kunst beherrschen, zu erheben. Männer der amtlichen Kirche, ihr habt die ganze religiöse Ueberlieferung unterbrochen, und ihr verwundert euch nun, daß die Polen Litaneien haben, in welchen man Wladislaw, den letzten Vertheidiger, gefallen zu Warna für die Sache der Christenheit, anruft, in welchen man Johann III., in welchen man unsern Bauer-Diktator Kosciuszko anruft; ihr verwundert euch noch mehr, daß wir Polen den Napoleon verehren und

anrufen, das mächtigste Genie, den Gatten des unglücklichen Volkes, wie ihn unser Prophet Brodzinski nennt.

Habt ihr uns wol über die Mysterien dieser Verehrung befragt, welche zurückzustoßen, sie als illusorisch zu betrachten, ihr euch begnügt? Jede Verehrung also, die sich nicht auf gerichtliche Urkunden stützt, ist wol illusorisch? Für den Fall rüttelt ihr aber selbst an den Grundfesten des Katholicismus. Und was wisset ihr wol von dieser Verehrung Napoleons? Wie könnt ihr nur etwas davon begreifen? Seid ihr diesem Manne auf dem Felde seiner Arbeiten gefolgt? Habt ihr zum wenigsten jene ungeheuern Knochenhäuser von Jena, von Montebello, von Auerstädt, wo die Gebeine so vieler Tausende von Märtyrern ruhen, die für die Sache des Christenthums litten und starben, besucht.

Besuchtet ihr, die ihr doch die alten Kapellen besucht, das Feld zu Waterloo, dieses Golgatha des modernen Europa?

Byron, der Engländer, der Feind Frankreichs, hat, dieses Feld besuchend, vom Ortsanblick plötzlich betroffen und berührt vom Geiste, der da weilt, in einem Augenblicke der Intuition ausgesprochen: „Dieses Schlachtfeld war seit einer ganzen Ewigkeit her vorbereitet, um der Schauplatz einer großen Begebenheit zu werden.“ In diesem erhabenen Worte hat Byron, ohne es zu wissen, dasjenige wiederholt, was die Mystiker von Golgatha ausgesagt. „Dort war es, spricht derselbe Byron, wo der ruhmvolle Adler, durchbohrt von den Pfeilen der Monarchen, gefallen ist.“ Und dort war es, wo mit dem Ruhme Frankreichs die Hoffnung Italiens und Polens fiel. Und ihr verwundert euch, daß dieses Feld als das moderne Golgatha, als der am meisten mit den Geistern des Jahrhunderts gefüllte Ort, betrachtet wird.

Wir waren gezwungen darüber zu sprechen, weil die von euch, Männer der amtlichen Kirche! verabscheute Schrift datirt ist von dem Felde zu Waterloo, weil sie in der

Herrn Groscaillou eingegeben war, in diesem Hause, wo das letzte Hauptquartier des Kaisers war, wo er die letzte Nacht zugebracht, diese letzte Nacht, die auch die letzte für die Größe Frankreichs, für das Glück Polens, für Italiens Hoffnung gewesen. Dorthin ist es, wo die Propheten und die religiösen Männer Polens gehen, um sich zu begeistern; und hättet ihr begriffen die Geheimnisse dieses Kultus, so würdet ihr uns das große Geheimniß der katholischen Kirche, dasjenige der Reliquienverehrung erklärt haben, ihr hättet es den Völkern auf eine leichte und beinahe tastbare Weise klar und verständlich gemacht. Ihr begnügt euch aber mit dem Verdammen; erklären mögt ihr nichts; mit Sachen, die wunderbar sind, beschäftigt ihr euch nicht. Gibt es eine Anhöhe am Meeresufer, welche die Diamantnadel der Seefahrer in Bewegung setzt, welche die Winde anzieht, oder sie hervorbringt, gleich bemühen sich die Physiker, dieses Phänomen zu erklären. Ihr aber, habt ihr euch wol mit dieser moralischen, nur vor kurzem stattgefundenen Erscheinung befaßt, mit diesem unerschöpflichen Interesse, das eine ganze Bevölkerung dem Leichenwagen des Kaisers folgen machte, das sie noch heute der Invalidenkirche zuzieht? Was treibt wol die Menschen dorthin? Ist es die Neugierde? In dem Fall würden sie doch lieber ins Theater gehen, oder Bücher lesen. Gehen sie etwa dorthin, um ein Denkmal zu bewundern? es gibt dort aber kein Denkmal. Und doch findet sich daselbst eine unerklärbare Kraft, welche die Menschen in Bewegung setzt, welche zu den Menschen spricht, welche sie anzieht. Hättet ihr uns diese Kraft erklärt? Dafür aber wäre es nöthig gewesen, zuerst dahin zu gehen. Und hättet ihr sie uns erklärt, diese Macht, O! wie würde euch alsdann die Verehrung der Reliquien und der Heiligen einfach klar geworden sein.

So begriff man sie zur Zeit, als die befreundete Kirche wirkte, als sie mit dem allgemeinen Leben des Volks lebte.

Die polnischen Gesandten baten eines Tages den Papst Pius V., den letzten der Päpste, welcher im Rufe der Heiligkeit gestorben, um Reliquien für ihr Volk. „Meine Kinder, antwortete ihnen der Papst, was braucht ihr der Reliquien? Nehmet eine Handvoll eurer Erde; gebildet ist sie ganz aus Knochentheilchen der Männer, die für die Sache der Kirche gestorben sind, denn sie bekämpften die Ungläubigen; durchnäßt ist sie ganz vom Blute der Märtyrer." Dieser Papst hat, ohne es zu wissen, die Worte eines berühmten Liedes, des ältesten Gesanges der slawischen Völker wiederholt. Dieser Papst vollbrachte aber auch Sachen, die heutzutage sonderbar erscheinen würden. Am Tage der Schlacht bei Lepanto, der letzten großen Schlacht der Kreuzfahrer, rief er seine Prälaten und seine Almoseniere zu sich und verkündete ihnen einen Sieg, den er, der Pabst, in diesem Augenblicke davongetragen wisse.

Gewiß hätte er nicht gesagt, wie der gegenwärtige Papst: Ich wußte die Verfolgungen der Kirche nicht; ich erfahre sie so eben aus den Zeitungen. Diese Phrase, in welcher von den Zeitungen gesprochen wird, findet sich in dem Breve: Je viens d'apprendre par les journaux, ich erfahre so eben aus den Zeitungen, sagt der Papst. Nun weiß aber doch jedermann, daß die Kirche nur dazu besteht, um uns zu belehren, wie man die Neuigkeiten auf einem andern Wege als den der Zeitungen erfahren soll, nur dazu, um uns diese Weisheit der Kinder Gottes zu lehren, durch welche man in die Gemeinschaft der Heiligen tritt und durch welche man weiß, was die andern Menschen nicht wissen; durch dieses Ahnen ist es auch, daß man zur Macht gelangt, par cette prèscience on acquiert la puissance. So nur kann man Bacon's Ausspruch begreifen, daß das Wissen zugleich auch die Macht sei, que la science est en même temps la puissance. Nämlich das Vorherwissen (la prèscience).

das religiöse Wissen ist es, das zugleich auch die Macht (la puissance) ist. Ihr könnt also nicht begreifen die Verehrung der großen Männer Polens und die Verehrung dieses universellen Mannes, der euch helfen würde die großen Geister der katholischen Kirche zu begreifen; ihr erlaubet aber, Männer der amtlichen Kirche, einen Kultus dem Kaiser Nikolaus darzubringen! Wie soll man sich das erklären? Es ist notorisch, daß der Kaiser Nikolaus einen Katechismus hat veröffentlichen lassen, unter dem Titel: von dem Kultus, der dem Kaiser von Rußland dargebracht werden soll. Dieser Katechismus ist von den Bischöfen gutgeheißen worden, und der heilige Stuhl hat bis auf den heutigen Tag nicht protestirt. Er wurde wiedergedruckt vor einigen Jahren in der Revue des deux mondes, mit den Bemerkungen von Lamennais.

Hieraus sieht man, daß es erlaubt ist, einen Kultus dem Kaiser von Rußland darzubringen, daß es aber verbrecherisch ist, den Kaiser Napoleon zu verehren. Jetzt solltet ihr selbst im Stande sein zu begreifen, warum diese Verehrung in Polen entstehen mußte. Weil man daselbst kraft der Knutenhiebe den neuen Kultus einführt und so auch den Menschen jenen Erzengel wieder ins Gedächtniß ruft, der allein nur vermag den Drachen niederzutreten.

In Polen mußte daher diese Verehrung Napoleons entstehen; und der nationale Geist, vergegenwärtigt in diesem Lande von den Männern der That, ruft immer kräftiger die sich in Frankreich bewegenden Lebensfragen ans Licht und bringt zugleich Frankreich unverhoffte Lösungen derselben.

Ohne uns also über die Flüche und Anatheme zu entsetzen, mit welchen die Routine der Vergangenheitsmänner und die Blindheit derjenigen uns verfolgen wird, die, der Kirche zu dienen vermeinend, die ärgsten Feinde des Christenthums sind, werden wir aus der Rücksicht, daß der Tod

des Lebens Feind ist, unsre Aufgabe verfolgen. Die Reliquien hören nicht auf zu wirken. Die großen Geister hören nicht auf, ungeachtet der Ausrufungen der amtlichen Kirche, das Volk zu schützen; die wahrhafte kämpfende Kirche höret nicht auf, den Sieg zu hoffen; und dieses euch zu beweisen ist gerade die lebende Generation berufen.

Sechste Vorlesung.

Den 30. Januar 1844.

Meine Herren! Die Einheit, welcher zuzustreben, die verschiedenen europäischen Racen nicht aufhören, die Einheit, welche man vorfühlt und von allen Seiten her ansagt, wird wahrscheinlich nicht in der Bildung eines materiellen Aglomerats, einer Art Amalgams oder chemischer Zusammensetzung, in welcher alle die moralischen Merkmale, alle die grundsätzlichen Prinzipien der Völker untergehen würden, bestehen. Dessenungeachtet träumen die Despoten und die Philosophen eine ähnliche Einheit; das Gefühl der Völker stößt sie zurück: es wäre dieses nicht die Einheit, deren ideales Muster uns das Christenthum gegeben. Das Christenthum befaßte sich zuvörderst mit den moralischen Bedürfnissen der Völker; es sprach später ihre Intelligenzen an, ihnen alle die Ueberlieferungen ihrer religiösen und geschichtlichen Vergangenheit aufhellend. So half es ihnen die Wahrheit der Zukunft zu fühlen und zu begreifen, diese wurde am Ende universelles Sinnbild. Europa nahm sie an und arbeitete an ihrer Realisirung, häufig ohne es selbst zu wissen. Aber in der Realisirung der christlichen Wahrheit hat jedes Volk je nach seinen Kräften und je nach der Stufe seiner moralischen Entwicklung gehandelt.

Die gegenwärtige Epoche wird die Summe dieser theilweisen Arbeiten darstellen. Man wird erkennen, was jedes Volk für das Wohl der Menschheit zuwege gebracht hat. Einsichtlich wird werden, daß die religiösen, daß die politischen und artistischen Meinungen aller Völker integrirende Theile der Geschichte Europas bilden. Die Geschichte Frankreichs wird ihre Ergänzung in der Geschichte der Slawen, namentlich in derjenigen der Polen finden. Verwundern dürfte man sich nicht einmal darüber.

Wie viele Mal erfahren wir nicht von einem Fremden unsre eigene Geschichte? Die Annalen der Vergangenheit liefern uns zahlreiche Beweise für diese Wahrheit. Die Griechen und die Römer erfuhren von dem Volke Israel den Theil, welchen sie an der allgemeinen geschichtlichen Bewegung genommen hatten. Bis zu der Einführung des Christenthums besaßen die Griechen und die Römer nur Nationalgeschichten; das Christenthum gab den Gedanken zur allgemeinen Geschichte: der christliche Geist unsrer Epoche wird nun diesen Gedanken zu einer zweiten Macht erheben.

Die Völker haben in der Realisirung des Christenthums verschiedene Wege verfolgt, die Früchte ihrer Mühen, deren Einheit man fühlt, bieten daher auch der Vernunft Merkmale der Verschiedenheit und selbst des Widerspruchs. Hierauf machten wir schon aufmerksam, als wir die religiöse Frage besprachen; alle die großen Staaten Europas nehmen das christliche Dogma an, wie sehr man aber in den Formen des kirchlichen Kultus und selbst in dem, was man die innere Verehrung nennen könnte, abweicht, haben wir schon gesehen. Diese oder jene moralische Erscheinung, dieses oder jenes religiöse Buch erbauet ein rechtgläubiges Volk und verursacht den andern ebenfalls rechtgläubigen Völkern Aergerniß. Die Unordnung wächst mit der Verschiedenheit der Sprachen. Das Latein, das seit Jahrhunderten den Theologen und Philosophen eine Art Nationalsprache gewesen,

ist nun nichts mehr als eine Mundart, bestimmt für den Gebrauch der Kanzelei zu Rom. Jedes Volk hat sich seine eigene religiöse und philosophische Sprache geschaffen. Und es gibt eine ungeheure Schwierigkeit, in ein fremdes Idiom die Ausdrucksweisen irgend welcher Sprache übergehen zu machen, ohne dieselben zu entstellen. Vergangenes Jahr legten wir Ihnen die verschiedenen Arten aus, wie die Slawen, die Franzosen und die Deutschen das Wort: der Geist, l'Esprit, Duch, verstehen. Hieraus erhellte, daß eine philosophische Formel, von der Vernunft dieser drei Völker für wahr anerkannt und angenommen, dennoch in ihren Seelen ganz verschiedene und schnurstracks zuwiderlaufende Ideen kann aufkeimen machen.

Wir haben heute eine dieser Ausdrucksarten zu erklären, die, wenngleich sie sehr gewöhnlich bei den Slawen, dennoch sehr schwer den Fremden begreiflich zu machen sind. Unser Gegenstand führt uns darauf. Die erste Zeile des „Mahls" spricht von der Eröffnung des großen Werkes auf Erden, des Werkes, das bis dahin nur im Geiste besteht. Unmöglich kann man nur eine einzige Schöpfung der modernen slawischen Literatur lesen, ohne zuvor zu begreifen, was bei uns unter den Worten: das Reich der Geister, das Thun der Geister, das Werk der Geister verstanden wird.

In den in Frankreich veröffentlichten religiösen Werken suchten wir umsonst nach Erklärungen, die uns behülflich sein könnten, die Sache dem französischen Publikum verständlich zu machen. Wir fanden daselbst nur logische Formeln, das heißt etwas, dem lebenden Geiste am entferntesten Stehende, weil hier vom lebenden Geiste die Rede ist; und wir erinnern Sie, daß die Slawen den Geist mit der Vernunft nicht vermengen, wie dieses fast alle Theologen und Philosophen der Schule thun.

Wir werden daher, um den Sinn dieser slawischen Ausdrucksweisen hoher Spiritualität: Reich der Geister, Wir-

kender Geister festzustellen, Ausdrucksweisen, die zu gleicher Zeit populair und tiefsinnig sind, unsere Zuflucht zu der Theorie der Kunst nehmen. Inmitten der Zersetzung aller der den Geist betreffenden Dinge bewahrt die Kunst nur noch allein ein gewisses Merkmal von Geistigkeit (Spiritualität). Sie besitzt ihren Zauber und ihre Geheimnisse, welche zu erklären der Vernunft nicht gelungen ist. Für gewisse Menschen ist die Kunst noch ein Kultus, der einzige Kultus, den sie auszuüben wagen! Die großen Künstler, diejenigen selbst, die den Materialismus anbeten, bewahren in ihrem Innern das Gefühl, oder das Andenken der grundsätzlichen Wahrheiten des Glaubens. Sie glauben an das individuelle Bestehen der Seele, an deren Unsterblichkeit und ununterbrochene Thätigkeit. Erlaubt ist es den Philosophen und Ideologen, an diesen Wahrheiten zu zweifeln; die Künstler sind gehalten daran zu glauben. In ihren Statuen und in ihren Gemälden stellen sie uns nicht die Form irgend welch unbekannter, universeller und pantheistischer Seele dar, sondern sie bemühen sich, uns die individuellen Geister, die Geister der Individuen, in ihrer konkreten Form, sehen zu lassen. Die Geister, wo weilen sie? Wo ist das Reich, das sie bewohnen, bevor sie in die Werkstätte des Künstlers niedersteigen? und warum macht sie der Künstler dort herabsteigen? Die Antwort auf diese Fragen würde uns von der Pflicht freisprechen, die erste Zeile des Mahls weitläuftig zu kommentiren; diese Antwort bleibt uns jedoch die Kunsttheorie bis jetzt noch schuldig.

Man kennt hinreichend die verschiedenen Systeme der Theoretiker, welche es versucht haben, den Zweck und die Motive der Kunst zu erklären. Hier ist nicht der Ort, diese Systeme auseinanderzusetzen. Erinnern wir uns nur, daß man ihre Unzulänglichkeit erkannt hat. Allgemeine Stimme ... nun, daß die Kunst keineswegs nur eine Nachahmung ... e gewisse Theoretiker dieses geglaubt und gelehrt haben;

um die äußere Form der Individuen nachzumachen, würde es hinreichen, sie in Wachs zu formen und ihnen ihre gewöhnlichen Kleider anzuziehen. Die Kunst ist nicht ein Andenken an die Wirklichkeit: sie schafft Gegenstände, an welche sich kein Mensch erinnert, sie gesehen zu haben. Endlich ist die Kunst auch nicht die Gewandtheit, einen generischen Typus zusammenzusetzen, die verschiedenen Theile desselben, entliehen den Gattungen und Individuen, vereinend; dieses wäre nur eine Arbeit materialistischen Flickwerkes, oder intellectueller Abstraktion: und ein Meisterwerk ist gerade das am meisten Konkrete, was es nur auf Erden geben kann. Wo nun den Typus, das Ideal eines Meisterwerks finden?

Dieses Ideal existirt nur in dem Reiche der Geister. Einige Philosophen des Alterthums, Pythagoras, Plato, haben dieses gewußt; alle großen Meister haben es gefühlt; die modernen Theoretiker fangen an, es zu bemerken. Die Kunst hat dieses Ideal in eine sichtbare Form einzuhüllen; sie muß uns den Geist des Individuums zu fühlen und zu sehen geben, indem sie ihn von der ihn verdunkelnden irdischen Hülle freimacht und ihm eine Form gibt, die nichts andres, als nur der innerste Ausdruck seines Wesens ist, eine Form, die dieser Geist während seines Daseins auf Erden hätte haben können und haben müssen.

Um dermaßen einen Geist in seiner natürlichen Form zu zeigen, muß man ihn gesehen haben! Jawol, man muß ihn gesehen haben! Die Kunst ist folglich nur eine Art der Geisteraufrufung: die Kunst ist eine geheimnißvolle und heilige Verrichtung.

Saint Martin, der, so wenig bekannt in Frankreich, aus so vielen Gründen den slawischen Ländern angehört, hat zuerst ausgesagt: die Kunst ist nichts andres denn eine Vision, die Künstler sind Männer, die, häufig ohne ihr Wissen, versehen sind mit der Gabe, Gesichte zu bekommen. O ganz gewiß! Und setzten

wir diese Gabe bei ihnen nicht voraus, wie könnten wir glauben, daß die Gesichter der Helden und der Heiligen, die sie uns in ihren Werkstätten sehen lassen, auch wirklich den Geistern der großen Individuen, seit Jahrhunderten von der Erde verschwunden, angehören? Welches Mittel besäße der Künstler, um sich selbst in seinem Innern zu überzeugen, daß das irdische Abbild dem unsichtbaren Originale ähnelt? Die Kunst ist und kann nichts andres sein, als die Darstellung einer Vision. Das Talent des Künstlers, was wäre es aber? Dasjenige, was wir Talent, was wir Himmelsgabe nennen, das, was die Künstler in sich fühlen und was sie sich nicht hinlänglich zu erklären bemühen, ist nichts andres, denn das Band, das den Geist des Künstlers an die unsichtbare Welt fesselt; es ist das Vorrecht, mit der unsichtbaren Welt in Berührung zu bleiben. Der polnische Dichter Malczewski sagt:

„Ein unsichtbarer Faden vereint das Herz des Menschen mit dem Himmel und jedesmal, so oft er sich bewegt, tritt ein Tropfen des himmlischen Thaues längst diesem Faden herab und erfrischt das Leben."

Wie schwach auch der Faden sein mag, vermöge dessen die moderne Kunst noch am Himmel hängt, so bestehet er dennoch: weder der Analyse, noch der Diskussion ist es gelungen ihn ganz zu zerreißen.

Die von uns so eben entwickelten Ideen haben wir in der volksthümlichen slawischen Ueberlieferung, die mit der universellen im Einklange steht, geschöpft, und diese Ideen haben das meiste für die Schöpfung unserer großen literarischen Erzeugnisse beigetragen. Die Kunst existirt bei den Slawen nicht in der plastischen Form, sondern die von unsern volksthümlichen und religiösen Dichtern geschaffenen Typen haben als Uebungsmuster den Bildhauern und den Malern dienen müssen. Wir glauben, daß, befragte man die Ueberlieferung und die Poesie der Slawen, so würde

man gewisse Fragen der hohen Kritik bald lösen können. Zum Beispiel: besser, als es bis dahin geschehen ist, könnte man die Scheidelinie ziehen, welche die Skulptur von der Malerei trennt, man könnte jeder dieser Künste ihr wahres Ideal zeigen, ihren Zweck und Wirkungskreis bestimmen.

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus zuvörderst die Skulptur. Wir sagten schon, die Kunst stelle die Geister der Individuen vor. Die Skulptur ist von allen Künsten diejenige, welche den Geistern die am meisten konkrete Form gibt, und sie wendet dazu alle Arten Stoff an, von der Thonerde angefangen bis zum Granit, von der Bronze bis zu dem Golde. Und dessenungeachtet hängen dennoch weder die Form, noch der Stoff von der Willkür des Künstlers ab. Der Marmor oder die Bronze, das Nackte oder die Draperie, eng und weit, alles dieses muß dem innersten Wesen des Geistes, den man darstellen will, entsprechen. Der Instinkt der Künstler erräth häufig die Gesetze der geistigen Welt und ihre Beziehungen zu der Materie; Pflicht der Religion wäre es, sie zu wissen und klar darzulegen. Und in der That läßt auch die religiöse und poetische Ueberlieferung Geisterhierarchien zu und sie bekleidet die Individuen einer jeden Hierarchie mit verschiedenen Formen und Attributen, je nach dem Grade, den sie inne haben. Sehen wir die Beispiele. Die niedrigen Geister, welche, nachdem sie den Körper verlassen, dennoch thierische Gefühle bewahrt haben, erscheinen, unserer Ueberlieferung zufolge, unter verzerrten und fantastischen Formen; die Geister der Menschen, die noch dulden, da sie nicht gänzlich von der Erde sich losmachen können, tragen Formen und Attribute, welche sie während ihres irdischen Lebens charakterisirten. Ihre Leiden decken sie mit einem dunkeln oder schwärzlichen Aussehen. Da hingegen die Helden und die Glückseligen, welche nur fromme Menschen besuchen, immer glänzend weiß und rein erscheinen: sie sind jedesmal einsam. Fügen wir

noch hinzu, daß alle diese Erscheinungen nur in der Nacht stattfinden können: die Mondshelle ist das einzige Licht, das sie beleuchtet.

Wohl wissen wir, daß die Gelehrten sich erlauben diese volksthümliche Geistertheorie als Fantasmagorie zu behandeln. Möchten sie jedoch nur eine Thatsache erwägen. Diese Thatsache ist, daß alle die großen Meisterwerke der alten und neuern Bildhauerkunst ganz genau den Erfordernissen dieser Theorie entsprechen und daß sie sich auf diese Art im vollkommenen Einklange mit dem, was das Volk allgemein glaubt, finden. Pausanias sagt, für die Bildsäulen der Götter und der Helden hätte man vorzugsweise den weißen Marmor und das Elfenbein angewandt, und sie an den dunkeln Orten der Tempel oder der heiligen Haine aufgestellt. Die berühmtesten Meisterwerke der griechischen Kunst sind monoform (einförmig); alle tragen sie den Charakter der Majestät und der Heiligkeit an sich. So ist auch die Bildsäule von Michel Angelo, Moses darstellend, wahres Muster der prophetischen Erhabenheit und Macht, mit einem Wort, das größte Meisterwerk christlicher Bildhauerkunst.

Wir erinnern uns, in einem französischen Blatte Betrachtungen über die Anwendung des Marmors und der Bronze in der Skulptur vor einigen Tagen gelesen zu haben. Der Verfasser deutet die nämlichen Ideen an, nur thut er dieses in furchtsamer und zweifelnder Weise. Noch wollen wir zu bemerken geben, daß die Draperien der berühmten Statuen, sowohl der alten wie der neuern, sich alle, so zu sagen, wieder ähneln, und daß sie nach einem gleichförmigen Systeme angeordnet zu sein scheinen. Die Bildhauer ziehen jedesmal die einfachen Draperien vor, sie vermeiden das Manierliche, das Weite und das Detaillirte. Diesen Abscheu der Skulptur vor dem Pittoresken haben uns die Theoretiker nicht hinlänglich erklärt. Und doch ist die Ursache davon sehr einfach: weil sich nämlich das Pitto-

reske nur bei Sonnenlicht gut ausnehmen kann, die Bildsäule aber, in der Einfachheit ihrer Anordnung, die Mondshelle voraussetzt. Daher besucht man auch die vatikanische Bildsäulengallerie zu Rom nur bei Fackelbeleuchtung.

Was nun aber am meisten auffällt, ist, daß alle die Helden und die Heiligen, so zu sagen, ein und dasselbe Costum tragen, als bewohnten sie alle ein Land. Sehr vieles hat man über dieses Costum, über diese Draperie geschrieben, welche man in den Schulen das griechische oder römische Costum zu nennen fortfährt. — Thatsache ist nur, daß es weder griechisch noch römisch ist. Dasselbe ist überliefert, man fühlt dieses; man ist es einer ersten Offenbarung schuldig. Zu sehen ist es auf einigen Kunstdenkmälern der Indier und der Aegypter. Beschrieben ist es in der Bibel. Erinnere man sich nur an die Frau von Endor, die den Geist des Propheten heraufbeschwört, sie fährt erschrocken zurück, weil sie die Götter aus der Erde treten und Samuel einen langen weißen Mantel tragen sieht. Pausanias versichert, daß die allerältesten Bildsäulen der Götter und Göttinnen nie nackt, sondern immer mit einer Art Toga oder Tunika bekleidet waren. Das Nackte ist erst eine Erscheinung späterer Zeiten, als die Künstler darauf fielen, ihre Muster auf Erden, in den gymnastischen Spielen und Gynäceen aufzusuchen. Dieses Costum ist in einem deutschen Werke, von der berühmten Seherin von Prevorst weitläuftig beschrieben, als unabänderliches Attribut einer gewissen Hierarchie der Geister. Wir finden seine Beschreibung endlich in der Ueberlieferung und in allen religiösen Poesien der Slawen. Welches auch die Meinungen der Gelehrten darüber sein mögen, so sind sie zum wenigsten genöthigt einzugestehen, daß die Form, unter welcher sich unsern Blicken oder unserer Einbildung ein Geist offenbart, keineswegs willkürlich ist, da sie doch überall eine und dieselbe bleibt.

Setzen wir die Prüfung des Glaubens der Völker in ihrer Beziehung zur Kunst fort. Von der Skulptur, die ihre Basis auf Erden hat, erheben wir uns in die höhern Regionen. Die Geister, welche nichts Irdisches mehr an sich haben, erscheinen in den Lüften; dem Lichte näher, sind sie gekleidet in die Formen hinreißender Schönheit und glänzender Farben: es ist dieses so recht eigentlich das Land der Vision, die unversiegbare Quelle der Malerei. Man begreift nun, warum die echte Malerkunst nur erst mit dem Christenthum beginnen konnte. Nur den Christen war es gegeben, himmlische Gesichter zu sehen. Sie zuerst erzählten von denselben. Die erhabenste, die umfassendste von allen Visionen findet sich enthalten auf den letzten Seiten der heiligen Bücher, in der Apokalypse, und das letzte große Gemälde der christlichen Kunst, dasjenige von Michel Angelo, stellt die Apokalypse vor. Die Künstler blieben lange Zeit, häufig ohne es zu wissen, dem Volksgefühle, das nur die Wahrheit ist, treu. Die schönsten Gemälde sind diejenigen, deren Handlung in den Lüften stattfindet: so die heilige Mutter Gottes zu Dresden, diejenige von Foligno, die Himmelfahrt derselben von Titian, die Bestürzung des heiligen Paulus, die Transfiguration u. s. w.

Das Schwächerwerden des christlichen Geistes, die Kraft lähmend, welche die Seelen dem Himmel entgegentrug, hielt auch den Schwung des Künstlergenies auf. Nachdem sie den Zutritt zu diesem unsichtbaren Museum, wo die wahren Muster weilen, verloren, endete man damit selbst deren Dasein zu leugnen. Die Künstler durchstöberten umsonst die Erde in die Kreuz und Quere, nach Mustern suchend, die würdig wären, verewigt zu werden. Um diesen Mangel an Begeisterung (inspiration) vollends zu verdecken, schuf man sich Theorien und Systeme, ganz seltsam die Regionen, die Typen und die Attribute durcheinander mischend. In

einem solchen Zustande der Dinge ist es ein Glück, daß zum wenigsten ein Volk besteht, welches nicht nur das Dasein des Landes der wahren Kunst weiß, sondern auch den Weg kennt, der zu demselben führet.

Begreifen wird man nun, warum die Slawen bis daher in der plastischen Kunst sich nicht versucht haben. Sie scheinen selbst nicht berufen zu sein, an dieselbe irgend Hand anzulegen. Was dürfte sie wol antreiben, den Kopien nachzulaufen, da sie doch das vollkommene Organ besitzen, welches sie fähig macht, die Originale zu sehen? Diese Andenken an die unsichtbare Welt, die man in Marmor haut, in Bronze gießt, die man auf die Leinwand bringt, um sie vor dem Vergessen zu bewahren, erhält das slawische Volk alle lebend in seinem Innern. Für dasselbe sind dies keine Rückerinnerungen, sondern es ist die Wirklichkeit, das in der Gegenwart Vorgehende. Das Volk verbringt sein Leben im Erzählen, im Besingen der Begebenheiten, die unter der Erde, in den Lüften, die im Himmel vorgehen. Nur weil man die Wunder dieses lebendigen Glaubens der Slawen nicht begriffen hat, so glauben gewisse neuere Aufklärer diesen Ländern große Dienste zu erweisen, dorthin einige Bildsäulen und einige Gemälde schaffend. Griechische und römische Bildsäulen inmitten eines Volkes, das mit seiner Einbildung die Regionen umfaßt, die der heilige Johannes beschrieben und Michel Angelo ausgemalt hat.

Die Kunst wendet tausenderlei Mittel an, um in den Seelen der Abendländer das Gefühl, den Instinkt des Wunderbaren zu wecken. Bei uns reicht die Natur dafür aus. Diese jungfräuliche, majestätische und wild-ernste Natur, die jeden Tag neue Reize und neue Schrecknisse entfaltet, hat einen doppelten Charakter der Heiligkeit und des erhabenen Schreckens. Wir haben Ihnen die Beschreibung des Nachlichts und der Stürme Polens vorgelesen, das ein französischer Reisender, Herr Vautrin, das Vaterland der Uragane

nannte. Wir wünschten im Stande zu sein, in poetischen Strophen Ihnen den Eindruck der Nordwinde wiedergeben zu können, dieser grausigen Winde, die, von den Höhen Mittelasiens herabstürmend, unsere Wälder erschüttern und dieselben häufig umwerfen und zu Grunde richten. Das Volk vernimmt in diesen Winden das Wiehern unsichtbarer Rosse, bestiegen von den Geistern der Mongolen und Lithauer, der alten Landeseroberer.

Die Stimme einer solchen Natur erschüttert die kräftigsten Organisationen und, der Trompete des Erzengels gleich, ruft sie die längst verstorbenen Geister ins Leben zurück. Jeder echte slawische Landmann ist Spiritualist (ein geistiger Mensch).

Den Charakter der französischen Nation hieße es jedoch sehr miskennen, wollte man ihre Künstler zwingen, mit dem Leben der slawischen Landleute zu leben, keine anderen Muster zu haben, als in der religiösen Vision. Sie haben eine andre Sendung zu erfüllen, und das Ideal ist ihnen viel näher, als sie es glauben. Das Christenthum, weil es bis jetzt nur die Familien und die Körperschaften geheiligt, so hat sich auch die Kunst nur bemüht, die Tugenden des Privatlebens und die Heldenthaten des religiösen Apostelthums zu bekränzen; die Kunst war klösterlich und häuslich. Nachdem sie alle Formen des Familienlebens, alle Ansichten des klösterlichen Lebens erschöpft hatte, war sie gezwungen stillzuhalten; sie hatte keine Muster mehr; ihre Laufbahn war, so zu sagen, geendet. Die Geister der heiligen büßenden Nonnen, die Gespenster der grausamen Barone haben aufgehört, die Zellen zu besuchen; sie weilen nicht mehr in den Thürmen und Burgverließen der Schlösser. Es schließen sich die Klöster, immer mehr verschwinden von der Erdoberfläche die gothischen Thürme der Schlösser. Das Christenthum ermuntert die Menschheit, eine neue Stufe der Heiligkeit zu ersteigen. Das Christenthum bestrebt sich gegenwärtig die politischen

Staaten, die Völker, zu heiligen. Es ruft die Völker auf, neue Heilige, Volksheilige zu zeugen. — Ein solcher Heiliger muß uns nicht nur erbauen, indem er uns in seiner Person an alle die Tugenden des ursprünglichen Christenthums erinnert, sondern er hat auch die Aufgabe, uns zu stärken, indem er uns in seiner Individualität das Ideal der Kraft und des vernünftigen Thuns, das die gegenwärtige Epoche auszeichnet, darstellt. Die alten Heiligen der christlichen Kirche ähneln in dieser Beziehung den Halbgöttern und den Helden der Mythologie, dem Herkules, Perseus, Jason; sie hatten keine Nationalität: sie waren weder Jonier noch Dorier. Man wußte nicht einmal thatsächlich ihren Ursprung. Nach dieser Aera der Halbgötter kam die Epoche der Volkshelden. Rom stellt diese Epoche dar. Zu Rom war es, wo sich das religiöse und nationale Heldenthum der Heiden vollkommen entwickelte. Es erscheint daselbst schon als Gebieter der Welt. Ebenso wird es, seien Sie dessen sicher, mit dem christlichen Heldenthum geschehen, weil es berufen ist, die Welt zu regieren. Um Ihnen besser dieses neue religiöse Streben begreiflich zu machen, stützten wir uns auf die Geschichte des Heidenthums. Gewiß ist es nicht unsere Schuld, wenn diese Geschichte allgemein besser begriffen wird, als die der Kirche. Und überdies sind auch die Gesetze des Fortschritts für alle Geister dieselben. Der christliche Geist ist aufgefordert seine Staatsmänner, seine Volkshelden zu erzeugen.

An Frankreich ist es zuvörderst, daß dieser Ruf ergeht. Frankreich stellt in der Christenheit die That, die Realisation vor. Zu fühlen, zu begreifen und zu realisiren, diese drei sich aufeinanderfolgenden Verrichtungen machen sich in einer französischen Seele in einem einzigen Augenblick, und sie brechen hervor, wie ein einziger innerer Lebensakt. Ein Nationalakt, in welchem die Seele von ganz Frankreich wie ein Mann hervorleuchten würde, wird eine neue Epoche beginnen, das Gebähren der neuen Kunst verkünden. Erst

nachdem man große Thaten vollbracht haben wird, darf man auch erwarten, große Denkmäler entstehen zu sehen. Die Kunst erwartet neue Typen, sie wird sie haben; der Erztypus neuer christlicher Kunst bestehet schon: Frankreich war es, das ihn gezeugt hat.

Wir sagten, der christliche Geist finde seit längst schon auf Erden keine anderen Organe mehr, als die Seelen der Männer des Leidens und der That. Um dies zu beweisen, genügte es, die Arbeiten der neuern christlichen Denker in Ihrem Gedächtniß wieder wach zu rufen. Wie aber beweisen, daß die berühmten Generale, deren Namen wir angeführt, und die Soldaten, die sie befehligt, wahrhaft von dem christlichen Geiste beseelt waren? Generale und Soldaten, sie lebten nur um zu wirken; sie gaben sich nicht die Mühe, die Theorie ihrer moralischen Gefühle auszuarbeiten; sie ließen der Nachwelt die Sorge, die Motive ihrer Thaten zu erklären. Sie haben häufig als Feinde der amtlichen Kirche gewirkt, wenngleich ihr ganzes Leben nur aus dem Kampfe bestand, das Evangelium zu begründen. Unbekannt ist uns, welches ihre Ideen über Jesus Christus waren; wir wissen aber, wie der größte unter allen diesen Männern das Christenthum begriff.

Unserer Meinung nach, gibt es keinen Kommentar des Evangeliums, der zu vergleichen wäre mit demjenigen, welchen wir auf einigen Seiten von Napoleon diktirt finden.

Man kann sie in einem neuen Werke des Herrn Beauterne, zusammengesetzt nach den Noten des Generals Montholon, lesen. Napoleon hat die göttliche Natur Jesu Christi besser begriffen und erklärt, als dieses je ein Theologe thun wird; und zwar weil auch der Welterlöser kein Theologe war; weil er nur dafür lebte, um zu wirken. Napoleon war aber seit Jesus Christus derjenige unter den Christen, welcher am meisten gewirkt, am meisten gearbeitet, am meisten realisirt hat auf Erden. Jede Sekunde seines

Lebens (sagt Maltitz) war eine That. — Wie macht er sich nun an die Prüfung der Natur Jesu Christi? — Er prüft sich selber; er hatte das Bewußtsein seiner Kraft und der Größe seiner Sendung; er hat die Dreistigkeit, sich im Geiste Jesu Christo zu vergleichen. Sehen Sie das Resultat dieses Nachdenkens: „Jesus Christus war nicht ein Mensch. Ich, ich wußte es, wie hoch sich der Mensch erheben kann ...... Ich besitze die Gabe, die Menschen zu elektrisiren; jenachdem sie sich aber von mir entfernen, verlieren sie diese Kraft ....." Er erkennt an, nicht die Gabe zu besitzen, in den Herzen der Menschen bleibende Herde der Kraft zu begründen. Der Heiland allein nur hat bis jetzt diese Gabe gehabt.

Napoleon hellt uns hier die Worte des Evangeliums, gerichtet an die Samaritanerin, auf: „der Heiland sagt, derjenige, dem ich von meinem Wasser werde zu trinken geben, wird in seinem Innern sich eine Quelle öffnen fühlen, die ewig fließen wird"; oder, um die Sprache der neuern Zeit zu reden, derjenige, welcher den Funken Gottes empfangen und ihn in seiner Seele aufbewahren wird, wird in seinem Innern dasjenige, was Napoleon den Herd der Elektricität nannte, sich begründen fühlen.

Napoleon trug in seinem Geiste und realisirte in seiner Person die ganze Vergangenheit des Christenthums. Gewaltig im Worte wie der heilige Peter oder der heilige Paul; einfach und erhaben-ernst in seinem Leben, wie es die Vorgesetzten der ursprünglichen Kirche waren; majestätisch, wie ein Bischof des Mittelalters, fühlte er jedoch voraus, daß, um Oberhaupt der gegenwärtigen Menschheit zu sein, es nicht mehr genüge, die ganze Vergangenheit zu besitzen: daß die Menschheit eines Herdes bedurfte, welcher im Stande wäre, in den Seelen die Flammen der neuen Liebe und der neuen Kraft, der kämpfenden Liebe und der siegreichen Kraft, zu entzünden. Napoleon hat es in der letzten Zeit seines Lebens, während seines Märtyrerthums

auf Sankt-Helena begriffen. Die christliche Kirche erblühete nicht aus den Doktrinen der Theologen: sie entquoll den Wunden des Gottmenschen; sein Blut machte sie leben. „Möchten doch einige Tropfen dieses Blutes, ruft der Dichter Garczynski aus, den Theologen auf die Hirnschädel fallen, um das unlöschbare Feuer dort zu entzünden!" Möchten doch die Worte des leidenden Napoleon, wollen wir hinzufügen, in die Intelligenzen der Ideologen eindringen! In den Seelen der Christenheit keimen sie schon.

Das irdische Leben Napoleons ist zu Ende. Als Führer einer politischen Partei, als Stifter einer Dynastie besteht er nicht mehr. Und dessenungeachtet wer wird es hier wagen, das Dasein und die ununterbrochene Thätigkeit seines Geistes zu leugnen. Die gottesfürchtigen Männer, die Krieger, die Staatsmänner ziehen ihn ohne Unterlaß zu Rathe, seine Werke und seine Thaten erwägend. Ein solches Nachdenken ist es nicht etwa ein wahrhaftes Gebet? Die begeisterten Künstler haben die Sendung, sich bis zu der Höhe, bis in die Region zu erheben, welche dieser große Geist innehat, ihn anzurufen und ihn uns sichtbar darzustellen. Napoleon ist der Erztypus der neuen Kunst.

Siebente Vorlesung.

Den 7. Februar 1844.

Meine Herren! Wie verschieden auch die Formen der geistigen Manifestation sein mögen, werden sie Bücher, Denkmale oder Kunstwerke genannt, so sind es doch augenscheinlich nur die Mittel, deren sich die Geister bedienen, um die einen den andern zu erscheinen; es sind dieses nur die Zeichen, welche sie anwenden, um sich mitzutheilen und einander zu nähern: denn nie wenden sich die Bücher und die Bildsäulen an unsre Sinne, sondern jedesmal reden sie unsern Geist an. Die Verfasser und die Künstler, indem sie sich vermöge der Poesie oder Kunst manifestiren, thun doch nichts mehr, als daß sie einem Bedürfnisse gehorchen, demjenigen, unsern Geistern sich mitzutheilen. In der Natur besteht nichts vereinsamt. Es gibt gewisse Vorzüge und gewisse Kräfte, die der Geist weder erringen, noch in sich entwickeln kann, als nur indem er sich mittheilt, indem er sich mit Geistern von derselben Natur verbindet: alsdann erheben sie sich gegenseitig durch ihre gemeinsamen Anstrengungen. Die Gemeinschaft der Geister, dieses Dogma des Christenthums, ist zu gleicher Zeit die erste Bedingung des ganzen Fortschritts.

Die kollektiven Geister, das heißt, die politischen Staaten, gehorchen dem nämlichen Gesetz. Gibt es Völker, die

sich gegenseitig mehr zu einander als zu den übrigen, durch eine geheimnißvolle Sympathie angezogen fühlen; empfinden sie das Bedürfniß, ihre Ideen und ihre Geistesschöpfungen unter sich auszutauschen, so ist dieses ein Beweis, daß sie gewisse Nationalpflichten nur gemeinsam werden vollziehen können.

Von diesem Gesichtspunkte aus haben wir die Denkmäler der slawischen Literaturen in ihrem Vorrücken nach dem Westen zu, beobachtet. Wir haben ihre philosophischen und religiösen Werke geprüft, dieselben als eine Art moralische Manifeste der neuen Generation betrachtend. Wir gaben Ihnen später die Stimmung ihrer Poesie, jener kriegerischen Musik der geistigen Heerscharen, zu hören. Wir hoffen bald ihre Fahne zu gewahren und sie mit der Ihrigen fraternisiren zu sehen. Die Geister, sagten wir, müssen sich nähern und in einander übergehen, um sich gegenseitig neue Kräfte und neue Tugenden mitzutheilen. Und da die Kirche, deren Amt es eigentlich gewesen, die Geister zu erheben und sie zu nähern, seit längst unthätig verharrt und selbst häufig diesem Berufe, diesem vorsehungsartigen Streben sich widersetzt, so sind heutzutage die Völker berufen, diese neue Arbeit zu übernehmen. Der christliche Geist, nachdem er die besondern Körperschaften und die vereinzelten Staaten gebildet hat, muß nun eine neue Anstrengung machen, um sie der Einheit entgegenzuführen.

Die Schrift, betitelt das Mahl, berührt alle diese Fragen.

Erklären mußten wir Ihnen zuvor, warum wir über Gegenstände von so hoher Wichtigkeit das Urtheil der Männer der amtlichen Kirche zurückweisen. Wir wollen noch hinzufügen, daß das Wissen und die Literatur der amtlichen Kirche in ihrer Sprache nicht einmal Worte besitzt, um die Ideen der gegenwärtigen Zeit auszudrücken. Erstaunenswerth ist es gewiß, denn vorher waren es gerade die religiösen Schriftsteller und Kanzelredner, welche die Sprachen

und namentlich die französische bereicherten (dasselbe gilt vom Polnischen); sie schufen oder führten fast alle Worte ein, sie stellten alle Ausdrucksweisen, deren man sich für die Bedürfnisse des moralischen Lebens bedient, fest; gegenwärtig fährt die Geistlichkeit fort, zu schriftstellern und zu predigen, aber sie schafft nichts mehr. Im Gegentheil, Alles, was sich Neuzeitiges in der Sprache vorfindet, Alles, was die Bedürfnisse oder die neuen Instinkte, die neuen Gefühle oder Hoffnungen ausdrückt, ist erschaffen worden von den Laien. Alle die Sakramentalworte der Epoche wurden gefunden, wurden gebildet außerhalb des Bereichs der amtlichen Kirche: das Wort Fortschritt brauchte zum erstenmal Saint-Martin in dem Sinne, den wir ihm beilegen, und Condorcet hat es als Grundlage eines Systems entfaltet; die Brüderschaft der Völker, Fraternité des peuples wurde zum erstenmal von der französischen Revolution als politisches Princip ausgerufen; die Begeisterung, Exaltation, als bezeichnend den Zustand des Geistes, in welchem derselbe hohe Wahrheiten begreift, wurde zum erstenmal in dieser Bedeutung von Herrn Pierre Leroux begriffen; das Insichgehen, Intuition, als Ausgangspunkt der gesammten spekulativen Philosophie, von Cieszkowski logisch erwiesen und von Emmerson auf eine klar verständliche Weise dargelegt. Vorläufig wollen wir bei diesen wenigen Worten der Laiensprache stehen bleiben; Jedermann sieht, welch unermeßliches Feld von Ideen sie in sich fassen! Dennoch aber bilden diese Worte und die Ideen, welche sie ausdrücken, am allerhöchsten nur erst das A B C-Buch des neuen Wissens, wenn es nämlich erlaubt ist, die neue Entfaltung des allgemeinen Wortes so zu benennen. Wie soll man nun aber von den Geheimnissen dieses Wortes zu Leuten reden, die halsstarrig darauf bestehen, die ersten Elementarkenntnisse desselben nicht zu beachten?

Wir haben Ihnen heute zu beweisen, daß die amtliche

Kirche nicht einmal mehr weiß, was das Wort ist, daß sie vollständig die Idee und die Ueberlieferung des lebenden Wortes verloren und die Völker der Versuchung ausgesetzt hat, das Wort mit Worten (la parole avec le mot) zu vermengen, Sachen, die man zur Zeit der ursprünglichen Kirche nicht durcheinander mischte.

Die Sache ist für Jedermann höchst wichtig; insbesondre sind wir Andern, wir Slawen daran betheiligt, denn Slawen, will sagen ein Volk des Worts, Slawe, Slawo, Slowe, Slowo, heißt in den verschiedenen slawischen Mundarten das Wort, la parole, oder, besser gesprochen, le verbe. Dieses Volk bewahrt bis auf den heutigen Tag die reine Ueberlieferung der Idee des Worts, die bei ihm diejenige der Heiligkeit und der schöpferischen Macht in sich begreift. Es glaubt bis jetzt, daß ein Wort hinreicht, um die moralischen oder physischen Stürme herbeizuführen oder sie zu vertreiben, um den Geist zu beschwören oder den Zauber zu brechen, unter welchem er zurückgehalten ist, um die Menschen leiden zu lassen oder sie zu heilen, um sie zu waffnen oder zu entwaffnen. Es bleibt bei allen Völkern ein verworrenes Andenken an diese uralte Macht des Worts; da jedoch die Diener Gottes dieselbe nicht mehr ausüben, so glaubt man sie verloren, oder für alle Ewigkeit dem bösen Geiste ausgeliefert. Jede außerordentliche Wirkung des Worts flößt den Unwissenden einen abergläubischen Schreck ein und reizt den Unglauben derjenigen, welche man Gelehrte zu nennen übereingekommen ist. Was die Philosophen und die Priester anbelangt, so denken sie heute wie zu den Zeiten Pharaon's, daß jedes Wunder nur eine Sinnentäuschung, ein Zauber sein kann, und daß sich nur höchstens noch Charlatane oder Schwarzkünstler damit befassen können. Die Slawen im Gegentheil, wenngleich sie das Thun des Bösen im Ganzen anerkennen, glauben jedoch, daß der Geist, welcher durch Moses und die Wunderthäter gewirkt, noch nicht

seine Allgewalt auf Erden verloren hat. Bei uns werden die außerordentlichen Wirkungen des Worts, so oft sie sich für die Menschheit heilsam erweisen, für Beweise der Gegenwart des heiligen Geistes gehalten.

Dieses volksthümliche Gefühl hat den echten slawischen Denkern erhabene Theorien des Worts eingeflößt. Zeigen Sie uns in irgend einem philosophischen oder theologischen Werke eine Definition des Wortes, vergleichbar derjenigen, welche vor etwa dreißig Jahren Johann Potocki, ein polnischer Denker, gegeben hat. Wir haben zwar den Text von Potocki gerade nicht zur Hand, wir erinnern uns aber vollständig an den Sinn: Er sagt, „das Wort ist eine Kugel, geschaffen aus zwei Halbkugeln, von denen die eine unsichtbar, die andere materiell ist, die eine himmlisch, die andere irdisch.“ Es ist die Seele und der Körper, mit einem Wort, der ganze Mensch. Die Rhetorik und das Wörterbuch werden sich gewiß gegen eine solche Definition empören. Das französische Wörterbuch sagt, das Wort ist eine Darstellung des Gedankens, une représentation de la pensée. Würde man nicht ebenso gut sagen können, das Wort sei eine Art Schatten, welchen zu werfen der Gedanke allein nur das Vorrecht hat? Das Volk, meine Herren, begreift das Wort anders; seine Sprache nähert sich bei weitem mehr der Wahrheit als diejenige der Bücher. Wird zum Beispiel gesprochen, man habe sein Wort gegeben, man habe sein Wort nicht gehalten oder es verfälscht, denkt da wol Jemand an die Vorstellung des Gedankens? Sich auf sein Wort verpflichten, will in der Sprache der Volksmänner so viel sagen, als sich selbst verpflichten. Das französische Volk setzt die polnische Theorie instinktmäßig ins Werk. Für dasselbe ist das Wort und der ganze Mann eins und dasselbe.

Um uns von der Wahrheit dieser Ausdrucksweise zu überzeugen, brauchen wir nur uns selbst in jenen seltenen

Augenblicken zu prüfen, in welchen uns eine innere, tiefe, aufrichtige und uneigennützige Liebe, eine patriotische Rührung, eine göttliche Eingebung beseelt und zum Sprechen treibt. Was ist es, das in uns dann vorgeht? Wir fühlen in den Tiefen unsers Wesens sich ein Feuer entflammen; dieses Feuer durchdringt und umfaßt in einem Augenblick unsern ganzen Organismus, es bringt ihn, so zu sagen, ins Schmelzen, und der Geist zieht alsdann aus unsrer so geschmolzenen Organisation eine Quintessenz, einen Extrakt, aus welchem er die lichtvolle und leichte Kugel, das Wort genannt, bildet, die uns verläßt, ohne sich von uns zu trennen, verschwindet und doch so lange währt als der Geist, der sie geschaffen, das heißt, sie ist unzerstörbar.

Das Wort ist folglich der Leib und der Geist, zusammgeschmolzen durch das dem Menschen inwohnende göttliche Feuer. Wie soll es nun geschehen, daß ein an die Scholle seines materiellen Eigennutzes gebundener Egoist, daß ein stolzer Gelehrte, verzehrt von den unergiebigen Arbeiten der Vernunft, die Kraft hätten ein solches Wort zu schaffen? Woher sollen sie hinreichendes Feuer holen, um ihre kalte und ausgemergelte Organisation bis zu dem Grade zu schmelzen, daß es möglich wird, aus derselben die Formen zu ziehen, die würdig wären, den Geist zu kleiden? Daher kommt es auch, daß die Männer, welche das Wort schaffen und es geben, viel seltener sind, als man glaubt; ja, selbst die Zahl derjenigen, welche es zu schaffen versuchen, ist gering. Die Völker unterscheiden sich in dieser Beziehung wesentlich von einander.

Man sagt, und dies ist eine Wahrheit, daß in Frankreich fast jeder Mensch beredt ist, das heißt, jeder Franzose fühlt den Werth des lebenden Worts, er begreift die Macht desselben und versucht es hervorzubringen. Mehr denn einmal zeigten wir die Ursache hievon an.

Eine ununterbrochene Reihe heldenmüthiger Unterneh-

mungen, ritterlicher Aufopferungen, moralischer und intellektueller Kämpfe haben die Gemüther in Frankreich geweckt und hören nicht auf sie ohne Unterlaß zu bewegen. Um in einer solchen Mitte leben zu können, ist der Mensch gezwungen, jeden Augenblick alle seine Fähigkeiten und alle seine Mittel in Anspruch zu nehmen. Mehr denn irgendwo anders gibt es solche Männer in Frankreich, die sich der Sache, welche sie vornehmen, ganz hingeben; wahrhaft erhaben sind diese Männer darin, daß sie das Vorhandensein eines mysteriösen Behälters der Kraft schon vorgefühlt haben, darin, daß sie nach einem übernatürlichen Hebel, von welchem sie wissen, daß er besteht und dessen sie sich gern bemächtigen, gesucht haben und noch suchen: sei es, daß sie wirken oder daß sie sprechen, so trachten sie vollständige Menschen zu sein.

Man wird gegenwärtig die schönen Verse Garczynski's (Wenzeslaw S. 100) begreifen: „Der vollständige Mensch ist derjenige, welcher in dem Augenblicke der Begeisterung (d'inspiration) den Geist seines ganzen Jahrhunderts begreift und sich hieraus seinen eigenen Instinkt macht, welcher diesen Instinkt sich in ihm entwickeln, Leib nehmen (die Form des Wortes) und eine Welt werden fühlt, deren Hälfte zu sein der Mensch selbst sich fühlt.“ Ist es nun der Instinkt, welcher dem Worte seine Form gibt, so ist auch natürlich, daß es die Vollkommenheit besitzt, welche jedes instinktive Werk auszeichnet, und daß es in seinem Thun die Unfehlbarkeit des Instinkts hat. Garczynski spricht hier blos vom Künstler; dasjenige aber, was er sagt, kann auf den Menschen im Allgemeinen bezogen werden.

Auf solche Art vermögen wir nur insofern das Wort zu schaffen, als wir die schöpferische Kraft in uns wecken, indem wir das entwickeln, was die Dichter unsern sympathischen Instinkt nennen, und was nichts anders, denn die Liebe zu Gott ist, und indem wir uns in Stand setzen,

göttliche Eingebungen zu bekommen, in Gemeinschaft mit Gott zu bleiben. Warum nun die amtliche Kirche, selbst in ihrer Eigenschaft der Vertheilerin des Worts, verdammt ist unfruchtbar zu sein, ist jetzt leicht einzusehen.

Freilich ist es wahr, daß wir von der Errichtung neuer religiöser Orden und Kongregationen sprechen hören. Diejenigen aber, welche sie kennen, wissen sehr wohl, daß dieses keine neuen Schöpfungen, sondern nur ganz einfach blasse Kopien und Nachahmungen des Alterthums sind, ohne Kraft und ohne Tugend. Wäre es erlaubt, für einen so ernsten Gegenstand eine gewöhnliche Ausdrucksweise zu gebrauchen, so könnte man sie geschichtliche Romane der Kirche nennen. Die Enthaltsamkeit, das Beten und das Predigen haben nichts Neues an sich; bekannt ist uns deren ganze Wichtigkeit, und, um sie auszuüben, hat man keiner speciellen Kongregationen nöthig. Ein neuer Orden wäre derjenige, der seinen Mitgliedern neue Pflichten auferlegte, ihnen zugleich helfend die Arbeiten zu erfüllen, den Gefahren Trotz zu bieten, welche über den Kräften des individuellen Menschen unsrer Zeit stehen: denn jede Epoche hat ihre eigenthümlichen moralischen Bedürfnisse und Gefahren. Es wäre dies zum Beispiel ein nützlicher und ganz neuer Orden, dessen Mitglieder das Gelübde thäten, in die Krämerläden zu gehen, um das Evangelium zu predigen, die Kaufleute zu ermahnen, das tägliche Brot des Tagelöhners nicht zu stehlen, sein Brot, sein Salz und seinen Wein nicht zu vergiften. Gibt es wol Kongregationsmitglieder, die versucht hätten in die Boutiken der Literaturmacher zu dringen und diesen oder jenen Verfasser von Romanen, Belletristen oder Zeitungsschreiber im Namen Gottes aufzufordern, seinen verrätherischen Handel einzustellen. Wo sind die Priester, die hinreichend Muth besäßen, vor den Schranken der Deputirtenkammer zu erscheinen und sie kraft ihres Worts zu zwingen, Gesetze zu geben, welche der Nation würdig

wären, der Nation, welche die ältere Tochter der Kirche und der ältere Bruder der Völker ist.

Hätte man diese Art des Predigens versucht, gewiß, man hätte erkannt, worin jetzt die Schwierigkeit liegt, Gott zu dienen. Eine solche Aufgabe verlangt bei weitem mehr moralischen Muths und Energie, als deren erforderlich ist, um nach Cochinchina das Evangelium predigen zu gehen.

Die Männer der amtlichen Kirche opfern, wir wissen es, ihr materielles Wohlsein, ihre Güter und häufig selbst ihr Leben auf, doch haben sie nicht hinreichend bedacht, daß alle diese Opfer, wie schwer sie auch zu andern Zeiten den Menschen gewesen, jetzt schon, Dank sei es dem Fortschritte des Christenthums, leicht und sogar gewöhnlich geworden sind; ja, man betrachtet sie selbst unter gewissen Umständen für Pflicht. So setzen z. B. die Minister und die Führer der politischen Parteien jeden Augenblick ihr materielles Wohlsein aufs Spiel, um nur ihren Meinungen treu bleiben zu können. Was das Leben anbelangt, so scheint es noch weniger beachtet zu werden. Die öffentliche Meinung brandmarkt den Menschen, welcher einen Zweikampf zurückweiset. Ein Kriegsgericht schießt den Soldaten ohne Barmherzigkeit nieder, der seine Fahne verläßt (die Helden Homers flohen vom Kampfplatze, ohne sich Schande zuzuziehen). Sie erinnern sich auch, mit welchem Muthe die Sektionsmänner in den Zeiten der Straßenaufläufe einem fast unvermeidlichem Tode entgegengingen. Betrachten Sie noch die Selbstmorde, die häufig aus so sehr geringfügigen Ursachen erfolgen, und Sie werden sich überzeugen, daß man heutzutage nicht mehr nöthig hat, die Lebensverachtung den Leuten zu predigen, vielmehr sollte man sich lieber bemühen, ihnen den ganzen Werth des Lebens fühlen zu lassen.

Doch gibt's eine Art Opfer, unsrer Epoche eigen, vor welchem der tapferste, entschlossenste und großmüthigste Mann, wie von Entsetzen erfaßt, zurückbebt. Dieses Opfer, meine

Herren, ist das Aussetzen unsers geistigen Ichs; dies ist, wenn wir unser geistiges Ich dem Gelächter des Haufens, dem Hochmuth des Hasses, den Angriffen der Intelligenzen und Leidenschaften aussetzen. Reden wir aber von den Opfern unsers Ichs, so meinen wir darunter keineswegs das Auseinandersetzen unsrer Meinungen und Gefühle durch Schriften oder von Ferne hin angedeutet, auch nicht das etwanige Verbreiten derselben im Stillen unter unsre Freunde. Nein, das ist es nicht. Unter dem Opfer des Geistes verstehen wir das Thun des Menschen, welcher, nachdem er die Wahrheit empfangen hat, sich mit derselben identificirt, sie trägt, sie offenbart, ihr als Organ, Bollwerk und Kriegsmacht dient, die verfolgenden Blicke der Menge, das Geschrei und die Pfeile der Feinde erträgt. Von allen Opfern ist dies das edelste und schmerzlichste. Nur die sehr vorgerückten Völker sind im Stande, den ganzen Werth und die ganze Schwierigkeit desselben zu fühlen. Bekannt ist, daß die tapfersten und großmüthigsten Völker, die Franzosen und die Polen, gerade auch diejenigen sind, welche vor dem lächerlich Erscheinen die meiste Furcht haben, daher auch bei ihnen der bürgerliche Muth eine der seltensten Sachen ist. Wohl ist dieses des Nachdenkens würdig; es steckt da drunter eins der Geheimnisse unsrer Zeit. Das Lächerlichmachen ist nämlich heute die beliebte Waffe des Jahrhunderts. Sie ist es, die in den Geistesangelegenheiten über alles entscheidet; so mußte es aber auch kommen. Sie sehen hier die materielle, brutale Macht, von Einigen noch für die wirkliche angesehen, dieser unsichtbaren aus dem Bereiche der nichtmateriellen Welt herkommenden Sache weichen. Ein Tropfen des Gifts, von einem niedrigen Gewürm ausgearbeitet, in seinen Gebißwerkzeugen niedergelegt und durch den Biß mitgetheilt, ist in seiner Wirkung viel schrecklicher als der Biß eines Löwen: häufig tödtet er unfehlbar. Es gibt nun aber gewisse Geister, welche durch ein analoges Ver-

fahren wie das der Reptilien, stillschweigend in ihrem Geiste ein noch viel feineres Gift ausarbeiten und mit demselben ihr Lächeln durchdringen; das unsichtbare Gift theilt sich den Geistern durch ihr Lächeln mit und lähmt ihre Bewegung. Je mehr der Mensch geistig geworden, desto empfindlicher ist er für die Wirkung dieser neuen Waffe des Bösen. Schon Sieger der Erde, ist er nun berufen eine neue Anstrengung zu machen, um auch im Geiste zu siegen. Von dem Augenblicke, wo er sich nicht als Redner oder Advokat, sondern als Streiter für die Wahrheit hinstellen wird, von dem Augenblicke an wird er sich unverwundbar fühlen. Die Schlangen und Ottern werden, wie die Schrift sagt, keine Kraft mehr haben, ihm zu schaden.

Die amtliche Kirche besitzt diese Geistesunverwundbarkeit nicht und gegenwärtig kann sie nicht einmal danach ringen, ohne zuvor einer gänzlichen Umwandlung zu unterliegen. Die Priester tragen das religiöse Wort nur noch in Häuser, wo sie sicher sind, gut aufgenommen zu werden; aus Mitgliedern der kämpfenden Kirche, was sie doch sein sollten, haben sie sich, verzeihen Sie uns den Ausdruck, zu Reisekommis des Glaubens gemacht. Auf diese Art setzen sie sich keiner einzigen Gefahr aus. Reden sie mit Muth von ihren Kanzeln herab, so kommt dies daher, daß man gewohnt ist, das Predigen als ihre Specialität zu betrachten. Niemanden fällt es ein, sie daselbst in ihren von der Gesetzlichkeit geschirmten Festungen anzugreifen. Begegnen Sie aber demselben Priester, welchen Sie von der Kanzel herab gegen den Unglauben haben losziehen hören, in einem Salon, so werden Sie ihn daselbst den Vorurtheilen der Ungläubigen den Hof machen sehen, den Namen Christi wird er nicht auszusprechen wagen, die meiste Mühe wird er sich geben, seinen Charakter als Geistlicher, sei es unter den gemeinen oder unter den polirten Formen des Weltmanns zu verbergen, als dächte er nur daran, sich zu verwischen, sich

und seine Religion vergessen zu machen. Wenngleich Schüler Desjenigen, welcher gesagt hat, das Feuer auf Erden heruntergebracht zu haben, und der da will, daß dieses Feuer flamme; wenngleich Soldaten Desjenigen, der das Schwert brachte und der da will, daß gekämpfet werde: so fürchten sie sich doch, sie zittern und verkriechen sich.

Ist man nun aber bis zu dem Punkte Sklave des Anstandes und Herkommens geworden, so hat man auch alle Kraft verloren und ist unfähig, mehr auf die Massen zu wirken; nun haben sich auch die Würdenträger der Kirche hierin schon seit längst beschieden. Was gibt es wol Gemeinsames mehr zwischen ihnen und den Völkern? Wer von Ihnen, meine Herren, kennet die Namen der Kardinäle? Und doch sind sie die Fürsten der allgemeinen Kirche, die Beschützer der Völker? Die Titel der Marschälle Frankreichs aus den Zeiten des Kaiserthums umfassen die ganze militärische Geschichte jener Epoche; die Titel der Kirchenfürsten sollten uns doch wol desgleichen die Geschichte ihrer Kämpfe, ihrer Arbeiten und geistigen Siege darstellen und an dieselben erinnern. Sie tragen den Purpur, der Purpur bedeutet aber in der symbolischen Sprache der Kirche das Märtyrerthum. Möge uns nun Jemand sagen, ob er auch nur von Redenhören etwas von dem Märtyrerthum eines Kardinals in den letzten Zeiten weiß? Fehlt es etwa an Gelegenheit, für die Kirche zu leiden? Gewiß nicht. Das Märtyrerverzeichniß der Polen ist sehr reichhaltig und vermehrt sich noch tagtäglich. Was thut die amtliche Kirche dazu? Sie veröffentlicht diplomatische Noten und läßt Bücher drucken. Sie hat nicht mehr den Muth, den Verfolger zu verfluchen, sie wagt nicht mehr die Völker aufzurufen. Uebrigens wie soll sie auch nur die Völker des Nordens anreden? Die Zeitungsblätter und diplomatischen Noten gelangen bis dorthin nicht, auch verstehen die Würdenträger der Kirche die Sprache jener Völker nicht. Und doch! wäre

die Kirche im Stande, das wahre Wort zu schaffen, so stehen wir keinen Augenblick an, zu versichern, daß sie alsdann der Bücher und Zeitungsblätter sehr gut entbehren könnte; auch hätte sie nicht nöthig, die Sprachen zu erlernen. Die Apostel wußten sie sehr gut zu reden. Der heilige Andreas, welcher der Erste war, der die Slawen bekehrte, war ein Israelit. Der heilige Cyrill und der heilige Method waren Griechen; der heilige Otto war ein Deutscher von Geburt. Und doch wurden sie von den Slawen verstanden! Hier wird es am rechten Orte sein, eins der großen Geheimnisse des Worts zu entfalten.

Um aber von diesen Sachen öffentlich zu reden, müssen wir, meine Herren, eine Anstrengung machen. Die wunderbaren Wirkungen des Glaubens sind, in unsern Zeiten, so selten, die Kirche verkennt sie dermaßen, das Publikum hört so wenig von ihnen sprechen, daß man große Gefahr läuft, als Verfinsterer, als Sonderling und Neuerer zu erscheinen, wenn man auch nichts mehr thut, als nur die Christen an die Sachen erinnert, welche in den Zeiten der ursprünglichen Kirche alle Menschen sehr einfach fanden. Man gewahrt alsdann, welch gräßlicher Zwischenraum uns von diesen Zeiten trennt. Wo finden Sie gegenwärtig Männer in der Kirche, welche die Gabe der Zungen besäßen? Die jetzigen Gelehrten begreifen nicht einmal mehr, was diese Gabe des Heiligen Geistes ist. Die Priester beschränken sich zu sagen, daß diese Gabe einstens bestanden hat, daß sie aber überflüssig geworden ist. Eine Gabe des Heiligen Geistes überflüssig geworden! Es wäre viel einfacher zu sagen, daß sie verloren gegangen ist und zwar dermaßen verloren, daß man schon zu zweifeln begonnen hat, ob sie je bestanden. Eine wunderbare Thatsache, die sich nicht mehr wiederholt und deren Verschwinden man nicht hinreichend erklärt, wird allerdings verdächtig; man betrachtet sie als fabelhaft. Auf diese Art werden alle Thatsachen des Evangeliums zuerst bezweifelt, weil man sie nicht erklären

kann und folglich in das Reich der Fabeln verwiesen. Die natürliche Folge von allem dem war, daß man am Ende selbst an das Dasein des Heilands nicht mehr glaubte! Und es gibt kein andres Mittel, die Wirklichkeit dieser Thatsachen zu beweisen, als wenn man das Geheimniß wiederfände, sie von neuem zu erzeugen.

Der Philosoph Baader hat besser denn alle die Theologen das Geheimniß der Zungengabe begriffen. Er sagt, die Apostel hätten nicht nöthig gehabt, die verschiedenen Sprachen und Idiome anzuwenden, um sich den Männern der verschiedenen Völker verständlich zu machen, eine einzige geistige Sprache reichte dafür aus. Dies ist wahr, weil das regelrecht geschaffene Wort allgemein ist und es für alle Zeiten bleiben wird. Läßt es sich hören, so ist es nicht mehr der Mund, welcher zu dem Ohre spricht; nein, der Geist spricht alsdann zum Geiste; und der Geist desjenigen, der da zuhorcht, gibt der empfangenen Idee die Form, oder die Hülle, deren er sich herkömmlich zu dem Ausdrucke seiner eigenen Gedanken bedient. Wir können fest versichern, daß der heilige Peter und der heilige Paul eine Sprache redeten, die, hörten wir sie, uns noch heute das schönste, reinste und gewaltigste Französisch scheinen würde; denn mit dem Ton der Stimme dieser Gottesmänner träte in uns ein solcher Strom des Lebens und der Kraft, daß unsre Seele augenblicklich die Fähigkeit erlangen würde, den inneren Sinn, die göttliche Absicht dieser Worte zu fassen, und unsre Vernunft befähigt würde, sich sogleich selbst diese Laute ins Französische zu übersetzen.

Dies sind wunderbare Thatsachen, von denen zu reden es einem schwer kommt und empfindlich ist, denn wir müßten sie aus Erfahrung kennen. Die Gabe der Sprachen war in der ursprünglichen Kirche eine so gewöhnliche Sache, daß der heilige Paulus seine Schüler ermahnt, nicht gar zu verschwenderisch damit umzugehen. Die Kirche des Mittelalters sah Beispiele derselben. Der heilige Bernhard predigte den Kreuzzug lateinisch und entflammte ganze Völker

schaften, die kein Wort von der Sprache, welche er redete, wußten. Der heilige Xavier bekehrte die Indier, bevor er noch ihre Sprache gelernt hatte: die Menge erkannte in ihm einen Apostel, selbst noch ehe er gesprochen hatte. Pius V. bekehrte mehrere Protestanten, ohne daß er ein einziges Wort an sie gerichtet hatte; es genügte, daß er in ihrer Gegenwart erschien (der protestantische Geschichtschreiber Ranke erzählt dieses). Keinen einzigen Menschen bekehrt man, ohne auf seinen Geist zu wirken: folglich wirkte der heilige Papst noch bevor er sprach. Das innere Wort, das er in sich trug, ließ er hören, ohne es selbst auszusprechen. — Er war also thatsächlich dasjenige, was der polnische Dichter Garczynski „die lebende Hälfte des Worts" nennt.

Neunzehn Jahrhunderte sind verflossen, seitdem die Kirche vom heiligen Geiste die Gabe empfangen hat, ähnliche Wunder zu wirken. An Zeit hat es also nicht gefehlt, diese Gabe geltend zu machen, die Beweise von der Macht des Geistes um uns her zu verdoppeln, sie zu verdrei- und zu vervielfachen. Wie kömmts nun aber, daß im Gegentheil die Meinung des Haufens in der Christenheit so schwer einräumt, diese Gabe hätte je bestehen können, und daß die Priester sie verloren, unnütz oder unmöglich wiederzufinden glauben? Und doch, sie besteht, sie wirkt und wird zu wirken fortfahren, wenngleich die Priester nichts von ihrem Dasein wissen und auch ihr Wirken nicht haben bemerken können. Bevor jedoch zu sagen, wo und auf welche Weise sie besteht, hat man das Recht, euch Männer der amtlichen Kirche, zu fragen, wie kommt es, daß man sie unter euch nicht mehr findet?

Alle diese Beobachtungen, gezogen aus den Erscheinungen des religiösen Lebens, beweisen uns, meine Herren, daß die Wirkung des christlichen Geistes in der Kirche längst schon schlaff geworden ist und daß sie endlich fast ganz aufgehört hat. Nicht wir sind berufen die Ur-

sachen hievon auseinanderzusetzen. In der Geschichte des menschlichen Fortschritts gibt es Jahrhunderte der gewaltsamen raschen Bewegung und dann auch wieder Zeiten des Stillstandes. Verfolgte der menschliche Geist immer die rechte Bahn im gleichen Schritt, so würde es auch in seiner Geschichte keine Zeiten geben, die man Epochen und Krisen nennt. Unterdessen verkündet uns ein allgemeines Vorgefühl das Bevorstehen einer neuen Krisis. Sie bereitet sich in den Geistern vor, und jedes Gutgesinnten Pflicht ist es, die Kirche davon zuvörderst in Kenntniß zu setzen, denn sie vergegenwärtigt uns die geistige Macht. Der Kirche hat es an Warnungen nicht gefehlt. Dennoch, dieses merke man wohl, handelt es sich nicht um Reformen, nicht um Neuerungen, noch um religiöse Umwälzungen, sondern man erwartet vielmehr ein neues Auflodern, eine neue Manifestirung des christlichen Geistes. Der Schmetterling, welcher mit dem Aufgang einer Frühlingssonne sich gen Himmel erhebt, ist nicht eine reformirte, revolvirte oder erneuerte Chrysalide, sondern immer ein und dasselbe Wesen, nur erhoben zur zweiten Potenz des Lebens; es ist dies eine verwandelte Chrysalide. Der christliche Geist ist bereit, aus dem Schoose der katholischen Kirche hervorzugehen: nur hat der amtliche Klerus nicht Licht und Wärme genug, ihm die Schale durchbrechen zu machen.

Fürwahr, die Masse des Lichts und der Wärme, welche erforderlich, um den Lebenskeim einer ganzen Epoche zum Hervorsprossen zu bringen, ist so groß, daß sie nur aus dem Schoose Gottes kommen und sich auf Erden nur durch einen neuen Ausbruch des Wortes Jesu Christi kundgeben kann.

Noch haben wir die kirchliche Frage nicht ganz erschöpft. Wir müssen uns unterbrechen, um die Wörter und Worte, außerhalb der Kirche versucht, zu prüfen. Bevor wir diesen neuen Gegenstand beginnen, wollen wir eine Bemerkung im Allgemeinen machen.

Der christliche Geist, von dem wir sagten, er arbeite vorzugsweise in gewissen Völkern Europas, er sei in ihr geschichtliches Leben eingegangen, ist mit dem Volksgeist in eins zusammengeflossen und thatsächlich Nationalgeist geworden. So mit Frankreich, mit Polen und mit mehreren slawischen Völkerschaften. Jeder Fortschritt des Christenthums schließt hier die volksthümlichen Fortschritte mit ein. Um nur von Frankreich zu reden, so weiß man, wie in den Zeiten der kirchlichen Macht und Größe jede Eroberung des Christenthums die moralische und territoriale Macht Frankreichs vergrößerte. Es folgt hieraus, daß die Entfaltung des Christenthums der französischen Nationalität nothwendigerweise neuen Glanz und neue Kraft zuführen muß. Fragen wir nun die kosmopolitischen Reformatoren, diejenigen welche Vergesellschaftungen unter dem Namen der Fourieristen, Saint-Simonisten, Owenisten versucht haben, was geben sie dem politischen Frankreich, was bieten sie Polen, was versprechen sie den slawischen Völkern? In und außerhalb Europa gibt es politische Staaten, deren Grundsätze und Bestrebungen uns feindlich und rein entgegen sind. Wie will man nun eine religiöse und moralische Theorie erfinden, die von Deutschen, Engländern, Franzosen, vom russischen Gouvernement und von den Polen gleichmäßig begriffen und ausgeführt werden könnte.

Man müßte entweder alle Nationalitäten wegleugnen und sie vernichten, oder aber sie alle anerkennen und gleichmäßig ihr sich Entfalten und Thun begünstigen. Eine Theorie, welche ganz in gleichem Verhältniß die Macht der Engländer und Franzosen, die Macht des russischen Gouvernements und Polens vergrößerte, würde nur den Krieg verewigen und ihn viel schrecklicher machen; eine Aenderung brächte sie durchaus nicht zuwege. Die Reformatoren bezwecken einen Kosmopolitismus; ihren guten Glauben

wollen wir nicht in Abrede stellen; sie werden uns jedoch zugestehen müssen, daß es viel leichter ist, Kosmopolit zu sein (dieses verpflichtet zu gar nichts) als Patriot. Rousseau schon sagte, man stelle sich häufig, als liebe man gar sehr seine Gegenfüßler, um nur nicht nöthig zu haben, seine Mitbürger zu lieben.

Eine der Illusionen, welche sich die Reformatoren der Menschheit noch machen, ist auch diese, daß sie glauben, man könne das Böse besiegen, ohne ihm nahe zu treten, ohne ihm den Krieg zu machen. Revolutionärs und Einschläfrer zu gleicher Zeit, sind sie Dschingiskhans, wenn sie träumen, und süße Fenelons, wenn es zu handeln gilt. Man wird die Welt ändern, sagen sie, ohne irgend jemand beschwerlich zu fallen, ja ohne sich selbst im mindesten zu bemühen.

Wir Slawen sind, als solche, unsern westlichen Brüdern sogar eine Warnung von höchster Wichtigkeit schuldig. Der Westen vergißt zu sehr den Norden von Europa und Asien, dieses Nest der Raub- und Vernichtungsvölker. Glaube man doch ja nicht, diese Völker hätten zu bestehen aufgehört. Fortwährend sind sie da wie eine gewitterschwangere Wolke, nur das Zeichen vom Himmel erwartend, um von den Höhen Hochasiens herab sich auf die schuldigen Völker zu werfen. Auch glaube man nicht, daß der Geist Attila's, Dschingiskhan's, Tamerlan's, Suwarow's, dieser großen Strafenvollzieher an der Menschheit, so gänzlich ausgestorben sei.

In unsern Vorträgen der vergangenen Jahre haben wir über diese Gegenden, diese Menschen und den Geist, der sie beseelt, weitläufig gesprochen. Sie stehen da, um die christliche Civilisation wach zu erhalten. Sie sind ein lebender Beweis, daß es noch nicht an der Zeit ist, den Degen zur Pflugschar umzuschmieden und in den Kasernen Phalansteres einzurichten. Im jetzigen Zustande Europas ist man Rußland zu Dank verpflichtet, weil es vermittelst sei-

ner breiten Schultern die asiatischen Völkerschaften zurückhält. Wissen Sie auch, meine Herren, daß, wenn Rußland heute entwaffnete, Sie in einigen Monaten die Mongolen und Osseten (Alanen) am Rheine erblicken würden.

Mehr denn einmal haben sie diesen Weg durchlaufen. Und entwaffnete wiederum Frankreich der Reihe nach, so würden Sie bald darauf die Kosaken in Paris haben. Unsers Theils sehen wir wenigstens die Mittel nicht ein, welche die Socialisten ergreifen würden, um sie zurückzuhalten. In der Geschichte Polens finden wir das Beispiel von der Unzulänglichkeit der Theorie in ähnlichen Verhältnissen. Als die Russen in Kurland einfielen, schickten die Jesuiten dem russischen General einen sehr frommen und beredten Pater entgegen. Er setzte den Russen die Vortheile des Friedens und die Schrecknisse des Krieges auseinander. Der russische General verneigte sich vor dem friedfertigen Priester, überhäufte ihn mit Lobeserhebungen, fuhr fort Kurland zu besetzen und richtete sein Quartier im Hause der Jesuiten ein.

Lassen wir indeß die Eventualitäten eines Krieges mit den Barbaren bei Seite und wenden wir unsern Blick dem Verfahren der gebildeten Völker, der uns unmittelbaren Nachbarn zu. Was würden die Phalansterianer und Owenisten thun, wenn es der englischen Regierung beliebte, Frankreich einige Millionen Arzneikisten aufzubringen, wenn sie aus diesem Handel eine Bedingung des Kriegs und Friedens machte und die französischen Häfen blokirte, um ihre Vorschläge zu unterstützen?

Machen wir den Schluß. Jeder Reformator ist verbunden, sich selbst diese Frage zu stellen: die Theorie, die ich vorschlage, wird sie die moralische und materielle Macht Frankreichs vergrößern? Diese beiden Potenzen sind untrennbar. Die Kraft, welche Frankreich zu Gebote steht, ist das Ergebniß langwieriger und edler Geistesarbeiten. Frankreich

ist die einzige Nation, deren politische Uneigennützigkeit nicht erst bewiesen zu werden braucht, die einzige, welche regelrecht wirken kann, weil ihre neue Kraft schon ganz in ihrem Heere organisirt ist. Das Heer garantirt die Ordnung und gehorcht nur einer wahren Bewegung. Die Armeen, die Flotten, die Arsenäle Frankreichs gehören der Menschheit an. Auf sie stützt sich die Hoffnung der Völker. Derjenige, dessen Herz beim Anblick der französischen Fahnen, der französischen Flagge nicht höher schlägt, ist unfähig zu begreifen, worin der wahre Fortschritt besteht.

Achte Vorlesung.

Den 5. März 1844.

Meine Herren! Die Idee vom Worte ist der Schlüssel für die Fragen, welche wir behandelt haben und mit denen uns zu beschäftigen noch übrig bleibt. Es ist hier der Ort, Sie an die, bei einer andern Gelegenheit schon angeführte Stelle eines polnischen Dichters über das Wort und denjenigen, welcher der Träger desselben ist, zu erinnern. „Das Wort, sagt der Verfasser der *höllischen Komödie*, wohnet im Menschen, wie Gott im Weltall; es besteht unverkürzt in jedem Worte, jeder Bewegung und jeder That des Menschen, ebenso, wie Gott unmeßbar in jedem Atom wohnet, überall gegenwärtig und doch nirgends ergreifbar. Es leuchtet dieses Wort, wie ein Fixstern auf dem Antlitze des Menschen; es gibt ihm den wahren Manncharakter." Was nun aber den wahren Charakter des Mannes ausmacht, das ist die Energie. Und dieses ist auch ein heiliges Wort der Epoche. Die Energie! ein charakteristischer Ausdruck in der neuzeitigen Sprache! Die amtliche Kirche, welche so viele Ausdrücke und Formeln von der Laienwissenschaft entliehen hat, besteht noch mit Starrsinn darauf, diesen auszuschließen; man findet ihn weder in ihren Büchern, noch in ihren Predigten. Sie fürchtet sich vor der Energie. Und was ist die Energie? Es ist das

Wort, welches sich bethätigt, welches zu Leben wird, welches beseelt und nährt. Das Evangelium sagt, der Mensch lebe nicht allein vom Brote, sondern auch von jedem Worte, das von Gott kommt. Und man kann dreist sagen, sich auf das Evangelium stützend, daß, bestehet irgendwo Elend und moralischer Hunger, so ist dieses ein Beweis, daß dort nicht mehr das Wort Jesu Christi wohnt. Das Evangelium wurde gepredigt, um die Moral des Menschengeschlechts zu erheben. Wenn man den Einfluß der Moral auf den physischen Zustand der Menschen beobachtet, so wird man die wirkliche Quelle des materiellen Elends entdecken, welches der Wahrheit nach nichts anders ist, als die Folge des moralischen Hungers: man wird dieses neue Geheimniß des Wortes, seine materielle Kraft und ernährende Wirkung begreifen. Dieses ist noch ein neuer Anklagepunkt gegen die Männer, welche das Geheimniß verloren haben, sich dieser Kraft zu bedienen: denn es ist wahr, meine Herren, daß das Wort eine nährende Kraft besitzt.

In meinen Vorträgen der vorigen Jahre, und von dem physischen Zustande der slawischen Völker redend, habe ich Ihnen Beispiele angeführt, die beweisen, daß es dem materiellen Elende nur insofern gelingt, den Menschen zu besiegen, als er seine moralische Kraft, das heißt seinen Glauben verloren hat. Ich sagte Ihnen, daß der Tartare viel weniger genießet als der slawische Landmann, und dennoch ist er rüstig; der Trappist verhält sich noch viel mäßiger als ein Tartar, und dennoch fühlt sich auch der Trappist ganz gesund. Der französische Soldat wird nicht besser als ein Arbeiter (Ouvrier) genährt, und dessenungeachtet fühlt er sich kräftiger und glücklicher als ein Arbeiter. Nehmen Sie nun dem Trappisten seinen Glauben an das zukünftige Leben, und Sie werden ihn in einigen Tagen an Entkräftung sterben sehen. Soll der Tartare aufhören seinen Khan zu verehren, so wird er nicht einmal die Kraft ha-

ben, mit der Strenge des Klimas, unter dem er lebt, zu kämpfen. Eine Horde ohne einen Khan ist, meine Herren, eine halb zerstreute Horde. Durch den Gehorsam für seinen Khan allein lebt und kämpft der Tartar. Man hat diese Nomaden die ungeheuern Steppen, welche sich von Orenburg bis nach Chiwa erstrecken, furchtlos durchziehen sehen, und zwar bei einer Kälte, wo man erfrorne Vögel und Thiere daselbst fand. Ein tartarischer Reiter wird sich aber nie in diese Wüsten blos zu seinem Vergnügen oder in eigenen Verrichtungen begeben; er würde dort umkommen. Um solche Züge glücklich auszuführen, um dergleichen Anstrengungen nicht zu unterliegen, ist es nöthig, daß ihn jene Kraft beseele, die von dem Befehle, welchen ihm sein Khan gegeben hat, ausgeht. Nehmen Sie dem russischen Soldaten den Schrecken, gemischt mit einer Art von Hingebung, welche ihm der Gedanke seinem Kaiser zu dienen einflößt, und Sie werden sehen, daß er nicht im Stande sein wird, die Mühen und Entbehrungen seines Galeerenlebens zu ertragen. Vernichten Sie in der Seele des französischen Soldaten die Idee der Ehre, blasen Sie diese Flamme, diesen Patriotismus aus, der sein Herz belebt und erwärmt, und er wird sich elend fühlen. Was ist es also, was diese Männer dermaßen stärkt und nährt, die doch sonst, betrachtet man die Sache vom natürlichen Standpunkte, einen beständigen Hunger leiden müßten? Was ist es, was diesen Männern das Gefühl der Kraft und Würde gibt? während wir doch um uns her reiche Egoisten leiden und häufig sogar vor Verzweiflung umkommen sehen, weil sie einen Theil ihres Vermögens eingebüßt? Ich sage es Ihnen, meine Herren, diejenigen, welche widerstehen, diejenigen, welche stark sind, das sind die Männer im Besitz einer großen Idee; die Kraftlosen, diejenigen, welche unterliegen, haben dasjenige nie besessen, was ich eine Idee nenne, oder sie haben es verloren.

Bezeichnen Sie es, wie Sie wollen; nennen Sie es Ueberzeugung, Meinung, Vorurtheil, Einbildung, nur leugnen Sie es nicht, denn die Thatsachen bestehen. Häufig sagt man von einem Manne, er lebe von der Hoffnung, oder er nähre sich von Einbildungen (d'illusions); nie habe ich sagen hören, daß man von Diskussionen leben, oder sich von Doktrinen nähren könne. Im Ganzen genommen, ist die Einbildung sogar noch besser als eine Doktrin. Was liegt indessen am Namen, möge man es Einbildung oder Idee nennen, doch wird man immer gezwungen sein einzugestehen, daß es immaterielle und geheimnißvolle Kräfte gibt, welche der chemischen Analyse, den Zergliederungen der Gelehrten entgehen und welche dessenungeachtet auf unsere Organisation einwirken.

Schon fängt man in den exakten Wissenschaften diese Wahrheit zu bemerken an. Es gibt eine berühmte medizinische Theorie (die Hahnemannsche), nach welcher ein Körper im umgekehrten Verhältniß seines Gewichtes und Volumens wirkt, das heißt, je mehr er von seiner Materie verliert, desto mehr gewinnt er an Wirkungskraft. Ich glaube, daß die organische Chemie jetzt auf dem Wege ist, uns darzuthun, daß von allen den Nahrungsmitteln, die wir zu uns nehmen, so eigentlich gesprochen, nichts Materielles in unsern Körpern übergeht; daß die Nahrung nur der Träger einer Kraft sei, welche analog derjenigen ist, die uns beseelt, das heißt einer geistigen Kraft.

Die alten Weisen und einige große Männer des Mittelalters, wußten dieses aus Intuition. Einer der ältesten Seher, Hesiod, sagt, der Mensch wisse nicht einmal, wie wenig er nöthig habe, um zu leben, und wie leicht es ihm werden würde, sein Dasein zu fristen: die Frucht eines einzigen Arbeitstages würde hinreichen, um den Menschen ein ganzes Jahr hindurch zu nähren. Aber, fügt der Weise hinzu,

dieses ist ein Geheimniß. Wüßte es der Mensch, so würde er ein Müßiggänger werden; Jupiter hat dieses Geheimniß tief in den Eingeweiden der Erde verborgen; es muß der Mensch dasselbe durch seine Arbeit wiederfinden. Und die Arbeit ist, nach Hesiod, das Gefühl und die Energie.

Die Menschheit scheint noch weit entfernt von der Entdeckung dieses Geheimnisses.

Dennoch hat das Evangelium uns auf den Weg geführt, dasselbe zu finden. Das Evangelium erklärt die dunkeln Worte des griechischen Sehers, indem es den wahren Zweck der Arbeit aufweiset: „Suchet nach dem Himmelreiche (dem geistigen Gut), und das Uebrige (das materielle Gut) wird euch von selbst zufallen."

Da es nun eine ungeheure Vergesellschaftung ist, welche unter dem Namen der Kirche seit so vielen Jahrhunderten nach dem Himmelreiche sucht, so hätte man wol schon das Recht zu erwarten, dieselbe im Besitze aller Arten der Güter zu sehen, und selbst im Stande, denjenigen davon zu geben, die solcher entbehren. Die Sache verhält sich jedoch anders. Die Klerisei hat fast überall selbst ihre irdischen Besitzthümer verloren, und bewahrt sie auch noch einige Ueberreste derselben, so geschieht es nur mit genauer Noth. „Sie ist, nach Garczynski's kräftigem Ausdruck, von der Brustmilch dieser Erde, welche ihre Mutter wurde, abgesetzt worden."

Setzt man gegenwärtig dem Klerus das Elend der Völker auseinander, so erhält man zur Antwort, daß er hiefür nichts thun könne. Freilich verfügt er jetzt weder über die Schätze des Landes, noch über die öffentlichen Speicher. Er kann nur noch einige Mildthätigkeit ausüben, Rathschläge geben und Tröstungen austheilen. In Betreff der Mildthätigkeit muß man ihm sogar Gerechtigkeit widerfahren lassen, er ist im Allgemeinen mildthätig; gerne gibt

er Almosen den Ausgehungerten. Was aber die Rathschläge und die wirklichen Tröstungen anbelangt, so ist dieses moralische Almosen viel schwieriger zu finden, als man es glaubt. Und heutzutage ist der Klerus unfähig dazu, Jemand zu rathen und ihn zu trösten. — Warum das? — Weil er die Erde für seine Mutter erkannt hat, weil er auf nichts mehr baut und sich auf nichts mehr stützt, als auf die Mächtigen der Erde: das ist die Ursache, warum der Klerus den Schlüssel zu jener moralischen Macht verloren hat, welche den Menschen nährt oder ihm das Mittel offenbart, seine Nahrung zu finden, und zugleich die Energie einflößt, sich dieses Mittels zu bedienen; denn, wir haben es ja schon gesagt, nur der Mangel an moralischer Energie ist es, welcher uns des täglichen Brotes entbehren läßt. Nicht der körperliche Hunger allein verursacht die Selbstmorde und Ausbrüche der Verzweiflung. Der Mensch als Thier tödtet sich nicht: ein Wilder, vom Hunger gepeinigt, lagert sich im Schatten und stirbt langsam und schweigend. Ein Mann aus dem französischen oder polnischen Volke, bis zu diesem Aeußersten gebracht, wirft sich unruhig herum und quälet sich; in dem Maße, als sein Körper schwächer wird, entfaltet sich sein geistiges Leben, denn er trägt den Keim in sich. Er ist, wie wir, der Sohn mehrerer Geschlechter, welche über große Sachen nachgedacht und sie ausgeführt haben. Er erinnert sich an seine ganze Vergangenheit, er fühlt in sich die ganze Vergangenheit seines Vaterlandes. Er empfindet alsdann die nämlichen Bedürfnisse, und er sieht sich im Angesichte der nämlichen moralischen Gefahren, welche uns bedrohen und welche uns leiden lassen. Seine Schmerzen sind von derselben Natur wie diejenigen des besiegten Brutus, des in den Zweifel gefallenen Faust, oder des der philosophischen Verzweiflung zugeführten Waclaw, und sie enden auf die nämliche Weise. Der Unglückliche, so gedrängt und verfolgt von dem physischen Schmerze,

muß endlich diese Frage an sich richten: Warum habe ich so viel gelitten? bin ich etwa schuldiger als diejenigen, welche des Lebens in Freude genießen? oder bin ich nur unglücklicher? Gibt es einen Gott? Von dem Augenblicke an, wo er diese Frage an sich richtet, ohne sie beantworten zu können, ist es um ihn geschehen, er muß umkommen; denn er hat Gott nöthig, nicht aber einen geschichtlichen Gott oder einen aus Abstraktion; die Priester und die Philosophen geben uns aber heute nur einen geschichtlichen oder aus der Berechnung gezogenen Gott. Und der Unglückliche schreiet mit Garczynski: „Wo ist der Gott, der zu Fleisch wird?"

Die Mildthätigkeit der Priester, welche diese hinsterbenden Verzweifelten besuchen, weiß ihnen keinen andern Rath zu geben, als diese Worte: „Duldet! traget euer Kreuz, wie unser Heiland es getragen, und sterbet!" Sterbet! Es trifft sich nun merkwürdig zusammen, daß die Priester das Nämliche sagen, ganz genau das Nämliche, was der Kaiser von Rußland in seinem berühmten Katechismus. Der Kaiser sagt daselbst zu unsern Landsleuten: „Polen! ahmet das Beispiel des Heilands nach, der unter der Regierung des Tiberius sich hat kreuzigen lassen und nicht ungehorsam wurde, sterbet!" Das ist es also, meine Herren, wozu man uns nach achtzehnhundertjährigem Walten des Evangeliums einladet; wir sollen uns ruhig kreuzigen lassen!

Hat man vergessen, daß der Gekreuzigte wieder auferstand; daß er versprach eines Tages siegreich wiederzukommen, und seinen Dienern anbefahl ihm sein Reich zu bereiten? Verkündet und erwartet seit so vielen Jahrhunderten, erschiene dieser König wieder, fände er wol bereite Diener, ihn zu empfangen und für ihn zu kämpfen, um seinen Sieg zu sichern? Ein Sieg setzt das Bestehen einer tapfern Armee voraus, die bereit ist zu kämpfen, wenn es nöthig ist; wo ist diese Armee? Man wird doch wol zum

mindesten nicht glauben wollen, was einige Priester versichern, der Menschensohn werde für die Zukunft sich nur der Wolken und Blitze bedienen, um seinen Weg zu beleuchten und seine Feinde zu besiegen. Ein dermaßen unnützer Glaube ist, wie leicht einzusehen, gemacht worden, um die Angst des Klerus zu beschwichtigen. Und doch hätte man heutzutage Ursache, sich zu beunruhigen.

Jesus Christus stürzte weder durch Wolken noch durch Blitze das Heidenthum, sondern durch Apostel und Märtyrer, durch Männer von Fleisch und Blut. — Um sein Reich zu begründen, wird er nochmals die Menschen berufen. Diejenigen, welche dulden und erwarten, sind die gebornen Krieger seiner Heerschar. Der Kirche hätte es obgelegen dieselben zu sammeln, sie geistig einzuüben und zu ernähren; statt diesem Allen sagt sie ihnen: Sterbet!

Verlassen nun die Unglücklichen die Pharisäer, um ihrer egoistischen Doktrin zu entgehen, wenden sie sich, nach Hülfe suchend, zu den Schriftgelehrten, das heißt zu den Männern der Wissenschaft, so empfangen sie eben so entmuthigende Antworten. Jene fordern sie auf, zu sterben; diese wünschten, sie möchten lieber gar nicht geboren sein. Jawol, meine Herren, die Schriftgelehrten verweigern dem Unglück das Recht des Daseins. Die englischen und amerikanischen Staatsökonomen haben ihre Menschenliebe bis zu dem Punkte getrieben, daß sie Mittel erfanden und in Vorschlag brachten, das Anwachsen der Bevölkerung zu verhindern. Und worin bestanden diese Mittel? In der Unfruchtbarmachung der Ehe! Ungeachtet der französischen Preßfreiheit, welche häufig in Ausschweifung geräth, fand sich jedoch, Gott sei Dank, in Frankreich keine Feder, die niederträchtig genug gewesen wäre, es zu wagen, diese englisch-amerikanischen Erfindungen zu wiederholen. Dies ist eine tröstende und den französischen Volkscharakter ehrende Thatsache.

Von den Staatsökonomen redend, wollte ich Ihnen einige Stellen aus einem vor zwölf Jahren veröffentlichten polnischen Werke vorlesen, in welchem man das Unnütze und die Gefahren aller der staatsökonomischen Theorien nachwies. Heute ist dieses nicht mehr neu; ich muß aber, meine Herren, die Thatsache feststellen, daß die polnischen Schriftsteller zuerst das Falsche, was in der politischen Oekonomie vorhanden ist, angegriffen haben. Ich brauche nun nicht mehr den slawischen Text anzuführen; man hat schon dasselbe und sogar besser im Französischen gesagt. So eben las ich in der letzten Nummer der Revue Indépendante den Artikel des Herrn Vidal. Er beweiset, daß die Staatsökonomen, nachdem sie so viele Systeme vorgeschlagen und so viele Bände herausgegeben haben, nicht einmal über die ersten Anfangsgründe ihrer Wissenschaft einverstanden sind. Sie wissen noch nicht, was eigentlich der Werth und was das Kapital ist. Sie gestehen ein, daß ihr Wissen nur eine Theorie ist. Mit der Praxis beschäftigen sie sich nicht. Sie machen keinen Anspruch mehr darauf, den Monarchen oder den Parlamenten Rathschläge zu ertheilen. Doch dafür kennen sie sehr gut den Vortheil, welchen ein Mensch genießet, der ein Kapital besitzt, und sie sind verschwenderisch mit Rathschlägen für die Armen, das heißt für diejenigen, welche kein Kapital haben. Ihre Rathschläge, wenngleich auf verschiedene Weise formulirt, haben denselben Sinn wie diejenigen der Priester. Die Einen und die Andern sagen: Armer Mensch, stirb. — Der Mensch, welcher zur Welt kommt, ohne von irgend einem Kapitale begleitet zu sein, hat nicht das Recht zu leben. So lautet das Endurtheil des Wissens der staatsökonomischen Schriftgelehrten. Das ist ihr theoretisches Dogma. Aber sie nehmen sich sehr in Acht, es in Ausübung zu bringen. Im praktischen Leben gehen sie ganz im umgekehrten Sinne ihrer Systeme zu Werke.

Fragen Sie zum Beispiel einen Staatsökonomen, wie er es anfängt, wenn er Kinder zu erziehen oder Freunde zu beschützen hat. Er wird Ihnen antworten, daß man seinen Kindern ein Kapital versichert, indem man entweder im Schweiße seines Angesichtes arbeitet, oder die Arbeiten seiner Tagelöhner überwacht und lenkt. Er weiß auch selbst hinzugehen, um Stellen oder Pensionen für seine Kinder, für seine Verwandten oder Freunde, wenn er deren hat, zu erbitten. Er weiß alsdann zu handeln. Nie kam einem Ideologen der Gedanke in den Sinn, ein Buch über Staatsökonomie zu veröffentlichen, um seinen Kindern ein Kapital oder eine Stelle zu verschaffen. Dieses beweiset ganz einfach, daß die Ideologen ihre Kinder in der That lieb haben. Sie geben nur Bücher heraus, um dem armen Volke zu helfen! Bücher, welche das Volk sich nicht anschaffen kann, die aber zuweilen dem Staatsökonomen Gelder und Stellen eintragen.

Besäßen die neuzeitigen Pharisäer und Schriftgelehrten die Einfachheit des volksthümlichen Gefühls von jenem Frankreich, dessen Instinkte unfehlbar sind, so hätten sie schon längst für das Volk das tägliche Brot gefunden. Ist es nicht augenscheinlich, selbst kommercialisch gesprochen, daß der letzte Kampf, welcher im Norden zwischen den Polen und Russen stattgefunden, daß die Begebenheiten, welche die Franzosen nach Italien riefen, der französischen Industrie und Arbeit ein weites Feld der Ausbeute und unzählige Märkte öffneten? Polen und Italien! Von der einen Seite diese Ebenen, deren unbegreifliche Fruchtbarkeit das Staunen unsrer Dichter stets rege erhält; diese Felder der Ukraine, die fast nicht nöthig haben, beackert zu werden, wo es hinreicht, die Erde ein wenig umzurühren und die Saat einzustreuen, um Das kommen zu sehen, was Trembecki die babylonischen Ernten nennt, Ernten, welche nur mit denen zu vergleichen sind, die uns Herodot beschrieben:

ein Land, das einst der Speicher Europas genannt wurde: die Hand des französischen Proletariers hätte daselbst gewiß Beschäftigung gefunden; von der andern Seite Italien, dessen Industrie und Handelsquellen fast ebensowenig in Frankreich bekannt sind wie die Reichthümer des Ackerbaus in Polen. Die Geschichte des Direktoriums sollte dennoch im Stande sein, sie dem Gedächtniß der Staatsmänner wieder zuzuführen. Diese zwei grossen Länder öffneten sich noch einmal Frankreich im Jahre 1830. La Fayette rief damals aus, die dreifarbige Fahne wäre dort; Beranger sagte den Franzosen, ihre Ehre befinde sich dort. Aber die Pharisäer und die Schriftgelehrten sagten nichts dergleichen, sie fühlten nicht, daß dort, wo die Fahne und die Ehre waren, sich auch das tägliche Brot befand. Und doch, meine Herren, doch ist der Franzose keinesweges so von Gott verlassen, daß er es nöthig hätte, anderswo sein Brot zu suchen als dort, wo seine Ehre und seine Fahne wehet. Der Franzose wird aber von dem moralischen Hunger und von einem materiellen Hunger heimgesucht sein, bis er den Zweck seines nationalen Daseins erkennt und bis er endlich den einzigen Weg, welcher ihn zu demselben führen kann, wieder betritt.

Allemal und so lange er diesen Weg verfolgte, fand er auf demselben Erleichterungen und Hülfsquellen, welche man in der modernen Sprache übernatürlich nennen könnte. Die Geschichte Frankreichs ist voll von Wundern. Wir machen häufig Anspielungen darauf (da Ihnen die Geschichte Polens weniger bekannt ist) und zwar um Ihnen die Wunder des Evangeliums zu erklären, Wunder, welche heutzutage, Dank sei es den Pharisäern und Schriftgelehrten, für die Einen zu Fabeln und für die Andern zu Gegenständen des Aergernisses geworden sind. Wir haben von den wunderbaren Wirkungen des belebenden Wortes, des Geistes, der sich zu Nahrung machte, gesprochen.

Die Geschichte des Westens erzählt uns die Märsche und die Siege der Truppen und Armeen, welche zum Beweggrund der That, zum Stützpunkt und zur Nahrung nichts weiter besitzend, als nur den religiösen Geist, dem Hunger zu widerstehen und alle Arten der Mühen zu ertragen wußten. Lesen Sie die Geschichte der Kreuzzüge. In dieser Beziehung zeigen sich die christlichen Völker den Kriegern des Alterthums überlegen. Eine griechische oder römische Armee von drei bis viermalhundert tausend Mann hätte sich nie in so abenteuerliche Unternehmungen eingelassen, ohne sich auf eine Operationsbasis zu stützen, das heißt, ohne Magazine und Lebensmittel zu besitzen. Eine römische Armee wäre unterlegen, hätte sie sich alle dem ausgesetzt, was die Kreuzritter in Palästina und die Schwertritter in Lithauen gelitten und überstanden haben. Die physische Kraft hätte dort augenscheinlich nicht zugereicht. Nun berichten uns aber die Chronikenschreiber jener Zeit, daß die dem Scheine nach schwächsten und zartesten Krieger, die reichen und mächtigen Barone und Ritter, erzogen in allen Verfeinerungen des Wohllebens, gerade diejenigen waren, welche am besten die Mühsale und den Hunger zu ertragen wußten. Mehr geistig entwickelt, verstanden sie es besser, dem Widerstande und den Bedürfnissen ihrer materiellen Natur zu trotzen und sie zu überwinden.

Das Volk, erstaunt diese Ritter ein so hartes Leben führen zu sehen, glaubte endlich, ein jeder hätte zu seiner Verfügung irgend eine Fee oder einen Zauberer, welche ihnen für die ganze Dauer eines Kreuzzugs das Bedürfniß des Essens und der Ruhe durch ein Zaubermittel benähmen. Dieses ist eine Ueberlieferung, über die sich Cervantes lustig gemacht hat. Cervantes lebte aber schon in einer Zeit, wo man nicht mehr die Geheimnisse des Mittelalters begriff.

Cäsar sagte seinen empörten Soldaten, er würde ihnen

für den Fall, daß er sich außer Stand fände, sie mit Lebensmitteln zu versorgen, erlauben, ihn zu verlassen. Die Führer der neuzeitigen Armeen wagen es, die Soldaten den Qualen des Hungers auszusetzen, ohne sie deshalb zu berechtigen, ihre Fahne zu verlassen. In den Kriegen der Revolution hob man das moralische Gefühl des vor Hunger und Anstrengung dahinsterbenden Soldaten, indem man ihm die Marseillaise vorsingen ließ. Also war es doch das Wort, welches damals hin und wieder die Nahrung vertrat. Ich könnte Ihnen zahlreiche Beispiele derselben Art anführen, welche der Geschichte des letzten polnischen Krieges entlehnt sind.

Ich weiß auch, daß es vergebens wäre nach den Berichterstattungen über ähnliche Wunder in den scholastischen Geschichten und denjenigen der Klerisei unserer Zeit zu suchen. Die Priester und die Ideologen finden sich selten in der Lage, keine andere Nahrung zu haben, als nur das Wort. Aber die Soldaten, welche sich dem häufig ausgesetzt sehen, haben uns die lebende Ueberlieferung eines der Geheimnisse des Glaubens bewahrt.

In der That, zur Stunde, wo ich rede, sind es die Soldaten, welche uns das wahre Muster des vergangenen und zukünftigen Christenthums darbieten. Der russische Soldat, geduldig, gehorsam, arbeitsam und voll Entsagung — ist das Ideal eines Mönchs der vergangenen Epoche; der französische Soldat, mäßig, unternehmend und thätig, stellt uns ein Muster des Klosterlebens der Zukunft dar: eines Lebens aus Spontaneität und Thätigkeit bestehend. Der eine und der andere haben die lebende Ueberlieferung der Wunder bewahrt.

Die Geschichtsbücher der französischen Armee sind von Zügen der Großmuth und der Aufopferung voll; und diese Blätter wären wol im Stande, einen Christen zu erbauen. Man darf dieses nicht immer dem allgemeinen Fortschritte der civilisirten Nation zuschreiben. Ziehen Sie die andern

Völker zu Rathe; sehen Sie zum Beispiel, ob die Geschichte des neuzeitigen Englands irgend einmal Züge dargeboten hat, welche diesen Charakter besäßen. England macht nicht einmal den Anspruch auf Großmuth und ritterliche Aufopferung. Die Großmuth und die Aufopferungen sind Tugenden, welche der Geschichte Polens und Frankreichs immer als charakteristische Merkmale eigen geblieben sind und es auch bleiben werden. Um dieses zu beweisen, brauche ich nicht mehr mich an Ihre alte Geschichte zu halten. Die Gegenwart bezeugt die Vergangenheit. Wir erinnern uns alle Charakterzüge, die der schönsten Zeiten des Ritterthums würdig sind, gesehen oder erzählen gehört zu haben. Während der Unruhen, welche die Stadt Lyon mit Blut rötheten, wurde ein Soldat, nachdem er eine Schußwunde von Seiten eines Tagelöhners erhalten, von demselben gröblich aufgefordert, wieder zu schießen. „Tödte mich!" schreit der Ouvrier. — „Geh weiter" antwortet der Soldat; ich schieße nicht von so nahe." Es ist sehr zweifelhaft, ob man eben so viele Milde in dem Herzen der Ideologen, der Theologen und der Zeitungsschreiber finden könnte; und besäßen ihre Federn die Kraft, den Tod zu geben, so ist es wenig wahrscheinlich, daß sie im Angesichte ihrer Feinde dafür sorgen würden, die Wirkung aufzuhalten, aus Besorgniß, von zu nahe zu treffen. Aber der Soldat und der Volksmann üben noch die politische Mildthätigkeit aus.

Die Sachen sind selbst bis zu dem Punkte gelangt, daß im praktischen Leben, welches jedesmal zur Widerlegung der Theorie dienen wird, die Männer der That und der Arbeit viel näher der Wahrheit sind als diejenigen, welche sich im Besitze der Principien der Wahrheit glauben. Aus Mangel von Anwendung werden die Principien unfruchtbar. Die niedrigeren Klassen leiden zuerst dieser Unfruchtbarkeit wegen, da sie nicht mehr die Kraft und das Leben erhalten, welche fortwährend den Gipfeln der Gesellschaft, der Kirche

und der Wissenschaft entfließen sollten. Die eine und die andere lassen sie gleichmäßig im Stich. Die Kirche läßt die Quelle des wirklichen Lebens versiegen und die Wissenschaft bringt alle Fragen in Anregung, ausgenommen diejenige, welche jeden Menschen in den entscheidenden Augenblicken seines Daseins bestürmen und welche in den Epochen der geselligen Umwandlung die ganzen Völker am meisten beschäftigen.

Herr Vidal sagt in dem schon angeführten Artikel, daß vor der Beantwortung der Frage: **Woher kommen wir und wohin gehen wir**, es unnütz wäre, sich mit irgend einer staatsökonomischen Frage zu beschäftigen. Er hat Recht. Man muß zuvörderst den Zweck unsers irdischen Daseins erkennen, um nachher zu beurtheilen, ob dieser oder jener andere Weg, den man uns vorschlägt, uns von dem Zwecke entfernt oder demselben nähert. **Woher kommen wir und wohin gehen wir?** dies ist die Frage, die zuvörderst gelöst werden muß. Es genügt nun nicht mehr den Menschen zu sagen, sie kämen aus dem Nichts und gingen nach dem Himmel oder nach der Hölle. Den Gelehrten hat es genügt, zu wiederholen, daß unter unsern Füßen ein centrales Feuer bestehe und daß oberhalb der Atmosphäre die Himmelskörper kreisen. Mit Hülfe ihrer Berechnungen steigen sie in die Tiefen der Erde herab und heben sich bis zu der Sonne hinauf. Welche Lösung haben sie aber herbeigebracht, um die Frage über das Glück der Menschheit zu entscheiden? **Himmel** und **Hölle**, das sind theologische Ausdrücke, an sich wahr und gerecht, welche uns aber gegenwärtig keinen hinreichend genauen Sinn mehr darbieten. Die Menschheit bedarf, und sie hat auch schon das Recht, etwas mehr über diese geheimnißvollen Reiche zu wissen. Es gibt tausend Fragen, die nicht gelöst, ja nicht einmal gestellt werden können, bevor wir nicht das Wort des großen Räthsels haben. Das slawische Volk, das re-

ligiöseste von allen Völkern, erwartet dieses Wort; die ganze Menschheit erwartet es desgleichen.

Die französische Bewegung vom Jahre 1830, gefolgt von der Polens, erschütterte die Staaten Europas; sie zwang dieselben auf gewaltsame Weise aus ihren Stellungen in der Vergangenheit herauszutreten, ließ sie jedoch nicht vorwärts gehen. Die Revolution besaß damals nicht das große Wort der Epoche. Man fühlte es wol, daß sie siegen könnte, aber sie besaß nicht die Kraft, zum Siege vorzuschreiten. Und was hätte man mit dem Siege angefangen? wozu hätten die Eroberungen genützt? Gewiß unterliegt es keinem Zweifel, daß man für den Augenblick materielle Vortheile errungen hätte, ebenso zweifellos ist es aber auch, daß man auf Europa alle die Doktrinen der Pharisäer und Schriftgelehrten gewälzt hätte, an welchen Frankreich selbst zu leiden hat; so kam es denn auch, daß die Revolution von selbst stillehielt und daß die Welt von neuem in die flache Ruhe versank. Die philosophischen und politischen Diskussionen bewegen zwar noch die Oberfläche derselben, aber, glauben Sie mir, Niemand wird es gegeben sein, sie von Grund aus durch rein menschliche Mittel aufzurühren. Jedem vorzeitigen Unternehmen stellt die Masse des Volkes und der Armee, in welcher wir den Keim der großen Kirche der Zukunft sehen, die unerschütterliche Kraft ihrer Inertie (Thatlosigkeit) entgegen. Schweigend erwartet die Welt ein Zeichen von Oben.

Ebenso war es am Vorabende einer jeden großen Epoche. Dieses Schweigen ähnelt demjenigen, das der polnische Dichter Odymalski in seinem Messias, und, später Klopstock in seiner Messiade beschrieben hat. „Und es entstand, sagen die beiden Dichter, zur allerhöchsten Stunde der Kreuzigung des Heilands ein solches Schweigen in der Natur, daß jeder Hammerschlag, der auf die Nägel des Kreuzes fiel, in den Abgründen der Hölle, in den Höhen

des Himmels widerhallete und deutlich in der Unendlichkeit gehört werden konnte."

Nur ein solches Schweigen ist fähig, die Menschen guten Willens vorzubereiten, um über erhabene Wahrheiten nachzudenken und sie zu empfangen. Man sieht die Schwierigkeit ein, von denselben zu reden! Fühlen werden Sie daher, meine Herren, die Ursache, warum ich hier nicht die Zeilen des Mahls, de la Cène, vorgelesen habe, und warum ich sie nur anzeige. Möge der Geist, der sie geschrieben hat, über denjenigen wachen, die sie lesen werden!

Neunte Vorlesung.

Den 12. März 1844.

Wir trennten uns, meine Herren, diese Frage an uns richtend: Woher kommen wir und wohin gehen wir? eine Frage, welche die amtliche Kirche und die Philosophie bestürmt, welche der Menschheit auch nicht eher Ruhe geben wird, bis die Antwort auf solche Weise erfolgt, daß sie die einmüthige Zustimmung der Geister erhält, die fähig sind, sie zu begreifen. Da die alte Theologie der Geistlichkeit unsern religiösen Bedürfnissen nicht Genüge thut, bleibt uns nun die Wissenschaft der Laien zu befragen übrig. Hören wir daher die weltliche Doktrin, was sie uns über diese Frage zu sagen hat.

Schon vergangenes Jahr durchliefen wir die Geschichte der Bewegung des philosophischen Gedankens von Europa und stellten die wissenschaftlichen Ergebnisse derselben dar. — Gegenwärtig handelt es sich darum, diese Resultate in ihrer Anwendung zu würdigen, die Philosophie vor den Richterstuhl unserer Gewissen zu rufen und mit Hülfe jenes praktischen Sinnes, den man Gemeinsinn nennt, sie von dem praktischen und volksthümlichen Gesichtspunkte aus zu beurtheilen. Fordern wir demnach die spekulativen Philosophen, die Socialisten und die Staatsökonomen auf, uns in verständlicher Rede zu sagen, ob sie selbst wissen und ob sie

uns lehren können, woher wir kommen und wohin wir gehen. Der jüdische Philosoph Moses Mendelsohn stellt dieses Geheimniß als das einzige auf, welches der Mensch während seiner irdischen Laufbahn zu lösen berufen ist, und welches der polnische Philosoph Cieszkowski mit Recht als den Anfang und das Ende der ganzen Philosophie betrachtet.

Gibt es also Gelehrte, welche sich damit beschäftigen, dieses Geheimniß zu durchdringen, so mögen sie uns zuvörderst sagen, welches der Beweggrund ihrer Untersuchungen ist? in welcher Absicht sie dieses Geheimniß Gottes wissen wollen? Ist es wirklich in der Absicht, ihre Handlungsweise (conduite) der Erleuchtung gemäß einzurichten, welche ihre Vernunft erlangen würde? Denn nur diese Absicht könnte die Neugierde entschuldigen und sie selbst rechtfertigen. In den moralischen wie in den göttlichen Dingen hängt Alles von der Absicht ab. Unsere Freundschaft, unsere Erkenntlichkeit für unsere Freunde und Wohlthäter basiren sich auf die Absicht, die wir an ihnen bemerken, oder die wir bei ihnen voraussetzen. Bevor wir uns Jemand anvertrauen, trachten wir uns seiner Absichten zu vergewissern. Unser moralischer Instinkt, unser göttliches Princip dient uns hiebei als Führer. Gott selbst verfährt nicht anders. Gott enthüllet seine Geheimnisse dem Menschen nur insofern, als dieser es durch die Reinheit seiner Absichten, über welche seine Werke Zeugniß ablegen müssen, verdienet. In dieser Beziehung ist es uns leicht, uns selbst zu beurtheilen.

Mögen uns diejenigen, welche schon eine lange philosophische und literarische Laufbahn durchgemacht haben, sagen, ob es ihnen nicht einmal zufällig begegnet, daß sie beim Anblicke ihres Namens, in irgend einem Zeitungsblatte eingerückt, alle die wichtigsten Neuigkeiten über Kriege und Verträge, über die Unfälle der Völker bei Seite lassen, um

nur recht geschwind dasjenige zu lesen, was man über ihre Werke und ihre Personen schreibt. Derselbe Mann, welcher für die Vertheidigung der Religion und Volkssache nur kalte Worte und vage Formeln besitzt, findet häufig seine ganze energische Kraft wieder, sobald man das Interesse seiner Partei oder seiner Individualität anrührt. Der Name einer Person, die ihm theuer, der Name eines Romanhelden, der im Schwunge ist, macht sein Herz höher schlagen, als der Name Gottes und des Vaterlandes. Dieser Mensch hat sich selbst gerichtet. Und wenn sich die Sache so verhält, wie will man uns überzeugen, daß man die Entdeckung des großen Geheimnisses, das Wohl der Menschheit am Herzen hat? Wäre das Wohl der Menschheit wirklich der einzige Gegenstand, wonach Die eifrig suchen, welche Bücher schreiben, so wären sie nicht so eifersüchtig auf ihren Ruf als Gelehrte; sie würden sich nicht so viel Mühe geben, sich die Priorität und das Eigenthum der geringsten ihrer Entdeckungen zu sichern, sie geschwinde mit ihrem Namen und ihrer Individualität zu verketten. Bringt eine Idee der Menschheit Nutzen, und hat ein Anderer, als ihr, das Glück sie zu geben, warum beunruhigt ihr euch deswegen, ihr Gelehrten, ihr Freunde der Menschheit? Nahmen denn die Apostel Erfindungspatente für die großen Wahrheiten, die sie den Völkern überlieferten? Verlangen Sie doch von einem solchen Philanthropen, von einem Menschheitsphilosophen (philosophe humanitaire) nur das Opfer seines Namens, bitten Sie ihn, sein System unter dem Schleier der Anonymität zu veröffentlichen, und Sie werden sehen, was seine Antwort sein wird.

Wahr ist es, daß in dem Reiche der exakten Wissenschaften die Erfinder sich beeilen, ihre Entdeckungen auszubeuten oder ausbeuten zu lassen. Dieses setzt sie in moralischer Beziehung keiner Gefahr aus; anders aber verhält sich die Sache in Hinsicht der philosophischen und religiösen Systeme, deren ganzer Werth und alle Schwierigkeiten in

der Anwendung beruhen. Die Systemmacher wissen dieses sehr gut, und gerade diese Schwierigkeit ist es auch, die sie auf Andere wälzen, erwartend, welche seltsame Täuschung! daß irgend Jemand den Muth und die Kraft habe, die ihnen fehlen, und daß dieser Jemand sich zu ihrer Verfügung stelle.

In dieser Beziehung kann man die Systemmacher in zwei Kategorien eintheilen: die einen scheinen zu glauben, eines Morgens einmal werde ihnen ein Krieg oder eine Emeute die Gewalt und somit die Mittel in die Hände liefern, ihre Theorien anzuwenden: Männer des Zufalls und der Gewaltthat, sind sie nur in sofern zu entschuldigen, als sie die Gefahren, welche sie hervorrufen, zuerst bestehen; die andern, viel zahlreicheren glauben, die Regierung werde einmal, über ihre Pflichten aufgeklärt, sich beeilen, die Verbesserungen einzuführen, welche die Theorie ausgearbeitet hat. Sie warten demnach ab und fahren fort Theorien auszuarbeiten. Rechnen sie aber auf irgend eine gut gesinnte Regierung und auf ein künftiges, in Systeme verliebtes Ministerium, so sehe ich nicht ein, warum sie sich keine Mühe geben, die bestehenden Regierungen und Minister zu bekehren? Derselbe Vorwurf, welchen wir den Männern der amtlichen Kirche gemacht haben, erstreckt sich daher auch auf sie.

Die Minister und im Allgemeinen alle diejenigen, welche handeln, lesen die Bücher nicht; sie haben keine Zeit dazu; sie vergessen selbst rasch alles, was sie gelesen; um sie zum Thun zu bewegen, muß man zu ihnen gehen, man muß mit ihnen kämpfen; man muß sich dem aussetzen, in seiner Eigenliebe gemishandelt zu werden; man muß sich opfern. — Die Kraft, die Ruhe, welche ihr in diesem Kampfe, mit dem Manne der Gewalt versucht, an den Tag legen werdet, werden den Maßstab für eure Absicht und für den Glauben, den ihr an eure Systeme habet, abgeben. Dieses

ist's nun aber, was die Verfertiger aller Systeme und aller Utopien aufs sorgfältigste vermeiden. Ein solcher Kampf ist ein Beginn der Realisation: und diese Realisation ist es gerade, die das Maß von dem angibt, was realisirt werden kann.

Sieht man eine Absicht und eine Kraft in einem und demselben Geiste vereinigt, so stellt sich dieses schon als eine vollbrachte That dar. Ein Mann, der auf diese Weise zu Werke geht, ist ein wirklicher Autor. Das Wort auctor bezeichnete bei den Lateinern den Mann, welcher hervorgebracht hat, unter dessen Auspicien irgend eine Sache gemacht, nicht aber geschrieben worden ist, und welche auf diese Weise die Masse der gemachten Dinge vermehrt: auget. Diese Realisation ist es, welche mit einem Male dem Menschen die Autorität, die wirkliche Autorität, gibt.

Man hat zwei sehr verschiedene Dinge mit einander vermengt: die äußern Wahrheiten, die physischen, oder die theilweisen Wahrheiten, sei es der Vernunft, sei es des Gefühls, mit den wesentlichen und totalen Wahrheiten. Die Wahrheiten der Intelligenz verpflichten zu gar nichts: Niemand fühlt sich in der Verpflichtung, sich kreuzigen zu lassen um zu beweisen, daß dieses oder jenes Theorem der Physik oder der Mathematik wahr sei. Aber in den moralischen Wahrheiten verpflichtet im Gegentheil jedes Wort, jedes Wort macht verbindlich. Wir üben diese Anschauungsart der Dinge in unserm gewöhnlichen Leben aus. Man erlaubt einem Menschen von seinen Entdeckungen zu reden, von seinen physischen, mathematischen oder menschheitbeglückenden Systemen; man wird es aber nicht dulden, daß er von seinen Tugenden, von seinem Muthe, seiner Großmuth und seiner Liebe zur Menschheit rede, ohne im voraus davon Beweise abgelegt zu haben. Und was soll man nun wol von Menschen sagen, die Systeme aufstellen, welche fähig sein sollen, die ganze Menschheit glücklich, gut und groß-

müthig zu machen, ohne sich die mindeste Mühe zu geben, dieses Glück zu realisiren?

Die Türken drücken die Idee, welche wir entfalten, mittels einer besondern Ueberlieferung aus: die Türken erlauben nicht, daß man Gemälde und Statuen verfertige: sie sagen, der Künstler werde nach seinem Tode von allen diesen Bildern während der ganzen Ewigkeit verfolgt und die Statuen und Gemälde, welche er gemacht, werden von ihm verlangen, daß er ihnen auch Seelen schaffe.

In den moralischen Wahrheiten ist man gehalten, alles dasjenige was man aufstellt, alles was man vorschlägt, zu realisiren, und früher oder später wird man auf die Probe gestellt werden, um zu zeigen, ob man auch die Absicht und die Kraft habe, es in Ausführung zu bringen.

Die Wuth, unnütze Raisonnements über die religiösen und geselligen Fragen zu machen, ein Wahn, welcher im allgemeinen das Ende einer Epoche bezeichnet, stellt Ihnen klar heraus, warum weder die Männer der amtlichen Kirche, noch die Männer des amtlichen Wissens, die man Doktrin nennt, gar keine Autorität mehr haben; und gibt es keine Autorität mehr, so beginnt gewöhnlich die Diskussion.

Die Diskussion ist keinesweges der geeignete Weg, uns der Wahrheit entgegenzuführen; sie zeigt nur den Mangel oder die Unzulänglichkeit der Kraft in den Menschen an. Befindet sich ein Fahrzeug unter der Leitung eines Kapitains, der sein Handwerk versteht, so wird dieses Schiff zu einer vollkommnen Organisation, zu einer Organisation, die der des Menschen überlegen ist; auf demselben können tausend Menschen vorhanden sein, die alle arbeiten, um eine große Pflicht zu erfüllen, um an den Ort der Bestimmung zu gelangen: diese regelmäßige Arbeit schließt keineswegs die Ruhe aus; man hat Zeit, die Reise zu genießen, man amusirt sich. Kaum aber hat der Schiffshauptmann seinen Stern aus dem Gesicht verloren, kaum sieht man ihn mit

unruhiger Hast nach seinem Wege auf der Karte suchen, so verliert auch seine Stimme, welche mächtig genug war, die ganze Schiffsmannschaft wie einen einzigen Mann manövriren zu machen, ihre Kraft, die magische Wirkung des Kommandowortes; man erkennt an dem Tone, an dem Ausdrucke dieser Stimme, daß es keine Autorität mehr gibt; bald kommt der Schiffsjunge, dann der Schiffsgelehrte und auch der Schulmann, sie schleppen die Bücher hervor und geben Rathschläge; nicht lange währt's, so mischen sich selbst die Matrosen hinein.

Dieses ist, in der politischen Sphäre, das Bild der parlementarischen Regierung; dieses ist, in der religiösen Sphäre, der Kampf des Katholicismus und Protestantismus; das ist die Anarchie; das ist das Ende einer Epoche; das ist, was die heiligen Bücher das Ende der Welt nennen; denn es erlischt alsdann die Liebe, und die Kraft zieht sich zurück, oder sie wankt; dieses ist auch, was die heiligen Bücher ausdrücken, indem sie sagen: die Sonne (nichts andres als das Feuer und die Energie der Liebe) werde sich verfinstern und die Gestirne werden vom Firmamente des Himmels herunterfallen. Denjenigen, welche diese Zeichen noch nicht gesehen haben, denjenigen, welche sie nicht begreifen, diesen Leuten hat man nichts zu sagen. Was uns betrifft, so dient uns alles dasjenige, was in den Seelen der Individuen vorgeht, die allgemeine Erschlaffung, der Zweifel, das Leiden, die allenthalben herrschende Unruhe und Beängstigung, zum innern Beweise für die Ueberzeugung, daß wir uns einer universellen Umwälzung nähern.

In Ihrem Lande, wo die Freiheit der Rede und Schrift besteht, lesen Sie dieselben Dinge in den Dichtungen und in den Zeitungen, nur in einer verschiedenen Sprache angekündigt; schwierig aber ist es, bei den schweigsamen Völkern, wie die unsern sind, diese äußern Zeichen herauszufinden, und dennoch stehen wir nicht an, zu sagen, daß diese Er-

wartung unter den Slawen allgemein ist, und dort vielleicht sogar viel stärker als irgendwo anders, denn sie ruft eine unmittelbare That (un fait immédiat) hervor. Als geschriebenen Beweis bringe ich Ihnen einige Zeilen mit, gezogen aus Werken, die von Russen veröffentlicht worden sind, Werken, deren Bestehen mir bis dahin unbekannt war und in denen ich viele Sachen, die wir hier ausgesprochen haben, wiedergefunden, diese Sachen sind sogar häufig auf die nämliche Weise ausgedrückt. Hören wir zum Beispiel, wie der Russe Sirg d' Oubril, in einem Werkchen, veröffentlicht zu Paris, im Comptoire der vereinigten Drucker 1844, spricht:

„Die Welt wird gegenwärtig von dem Durste nach Wahrheit gequält; alle Doktrinen sind todt; nur ihr leeres Nachbild erhält sich noch aufrecht. Warum sollen wir uns nur noch länger täuschen? wir müssen den Muth haben, unsrer Lage ins Angesicht zu schauen, und sie uns freimüthig einzugestehen; was können wir wol bei einer Heuchelei gewinnen? Was mich anbelangt, so überzeuge ich mich, je mehr ich mich befrage und je mehr ich den Gang der Zeit und der Civilisation erforsche, um so mehr, daß der Augenblick gekommen ist, wo wir ein neues sociales Gebäude erheben müssen. Dieses muß das Werk Aller sein. Schon hat man angefangen die Trümmer abzutragen; es wird demnach der Augenblick kommen, den ersten Stein zu legen; dieses ist unsre nächste Zukunft.“

Und weiter:

„Welche Nacht umlagert das Herz des Menschen! welche Ideenverwirrung! welches Durcheinandermischen der Grundsätze und der Meinungen! wie viele blutige Kriege liefern wir uns nicht? welche grausame Zerfleischungen gehen nicht selbst am Herde des Lebens vor! O! wie wäre es schön, der leidenden Menschheit zu Hülfe zu kommen, das Wahre vom Falschen, den Tag von der Nacht zu scheiden!“

Glaube man ja nicht, dieser Russe hoffe das Heil in irgend einer politischen Reform, in dem reinen Wechsel einer Regierungsgestalt zu finden. Die denkenden Männer in Rußland sind bei weitem mehr vorgerückt, als man es glaubt. Und was das Volk anbelangt, so besitzt es jenen jugendlichen Eifer, der große Umänderungen hervorruft, der nach großen Thaten verlangt und selbst den krassen Despotismus einer Regierungsform vorziehen würde, die darin bestände, zu reden und nichts zu thun; denn, meine Herren, die Doktrin ist nichts Andres als die Form ohne das Leben; die Doktrin stellt in der politischen Sphäre dasjenige vor, was der Jesuitismus in der religiösen Sphäre darstellt.

Sehen wir nun, was ein andrer, die Anonymität beobachtender Russe, dessen Namen zu verrathen ich mir nicht erlaube, in einer zu Paris bei P. Renouard veröffentlichen Broschüre, in Bezug auf den Kampf zwischen Staat und Geistlichkeit sagt. Dieser Conflikt ist keineswegs nur eine Zeitfrage, eine Frage der Umstände oder der Zeitungen; Sie sehen die Beweise, daß dieses eine universelle Frage ist. Der Russe legt in den Mund des Priesters diese Worte, die an die Männer der Doktrin gerichtet sind:

„Zugegeben, sagt der Priester, wir haben Unrecht, stolz zu sein; wir erkennen unsere Unterordnung; aber ihr, was gebt ihr uns an die Stelle unsers Glaubens? Welches Vertrauen wollet ihr, daß wir in eure Theorien, in eure Systeme haben? Wohin haben sie euch bis jetzt geführt? Der Golddurst, die Begier trocknen sie nicht etwa alle Seelen aus, dieselben selbst in ihren Augen herabwürdigend und beschmuzend; erzeugen sie nicht etwa im Schoose der Gesellschaft einen Antagonismus? u. s. w."

„Vergleichet doch die unzusammenhängenden Resultate der traurigen, mit so vieler Mühe zu Stande gebrachten Werke eurer Redner und Utopisten mit unserm Glau-

ben, mit dem Heil, das wir euch bieten! Und ihr wollet, daß wir uns mit euern politischen und socialen Gesetzen begnügen, daß wir uns trösten mit der Aussicht, ein Gesetz über die Eisenbahnen, ein andres über die Vergesellschaftungen (associations) zu erhalten, um in letzter Instanz zu gelangen, zu wer weiß was für einer Republik? O! die schöne Vergeltung! Wie? habt ihr denn die Republik nicht fungiren gesehen; habt ihr nicht etwa die Resultate unter euern Augen? —"

Und dieser Russe hat Recht, denn am Ende würde die politische Form alles ausmachen; wäre irgend eine Regierung im Stande, alle die Fragen zu lösen, die uns beschäftigen, so wären sie bald gelöst. Wir besitzen in Europa alle Regierungsformen, vom Despotismus des Kaisers Nikolaus angefangen bis auf die reine Demokratie der kleinen Schweizerkantone, und etwas weiter noch die patriarchalische Regierung unsrer slawischen Geschlechter von Montenegro; wir hätten somit nur die Mühe, hinzugehen und dieses verkörperte Wissen, welches diese oder jene politische Form ausmacht, zu schöpfen, ein Wissen, welches die Staatsmänner aller Länder noch erst zu finden haben.

Meine Herren, es handelt sich hier keineswegs darum, die Männer, welche die amtliche Kirche und die ohnmächtige Doktrin darstellen, zu beleidigen; man kann ihnen nur gerechter Weise einen sehr schweren Vorwurf machen. Diese Männer sagen, wir thun, was in unserer Macht ist; wir veröffentlichen Bücher, wir geben Rathschläge. Man könnte ihnen also vorwerfen, daß, da sie doch nicht sicher sind, ob dasjenige, was sie lehren wollen, die Wahrheit ist, sie nur das Volk irreführen und es daran hindern, die Wahrheit da zu suchen, wo sie vorhanden ist. Wir verdammen sie nicht, denn wir kennen die ungeheure Schwierigkeit, die es macht, auch nur die kleinste Wahrheit zu finden. Diejenigen,

welche sie offenbaren, sind so selten! Derjenige, der einzige von allen, welcher die Wahrheit besaß, welcher sie realisirt hat, Jesus Christus, ist wirklich der einzige von allen Offenbarern, welcher nichts geschrieben. — Ueber diese Thatsache sollte man nachdenken, man sollte hieraus den Schluß ziehen, daß der Mann, welcher Bücher verfaßt hat, nach der Wahrheit vielleicht sucht, aber sie nicht gefunden hat; denn hätte er sie gefunden, so würde er sie schon in seiner Person und in den Institutionen, die er begründet hätte, realisirt haben. Folglich hindern nur die Männer, welche in den so ernsten Epochen, wie die unsrige ist, das Volk den Büchern zutreiben, dasselbe, die Aufsuchung der Wahrheit fortzusetzen.

Und wer kann uns versichern, ob nicht dieser Mann aus dem Volke, den man irreführt, ihm bald diese oder jene Reform, bald diese oder jene Institution, bald die Realisirung dieser oder jener Entdeckung versprechend, ob nicht dieser Mann des Volkes sich selbst überlassen, zu jenem Gott rufend, in dessen Augen es kein Vorrecht gibt, gerade diese Wahrheit gefunden hätte, nach welcher der Gelehrte umsonst sucht? So sind also die Arbeiten der Doktrinairs und der amtlichen Kirche nur eine fortwährende Verschwörung, um die Seele des Mannes aus dem Volke von dem Wege, auf welchem er die Wahrheit finden könnte, abzulenken.

Ein solcher Zustand der Dinge bezeichnet besser, denn jedes andere Symptom, das Ende der Epoche. Ein solcher Zustand der Dinge führte einst die Barbaren den civilisirten Ländern zu. Wir können gegenwärtig sogar begreifen, wie in den Einbrüchen dieser Barbaren Vorsehungsartiges gewesen ist. Als Griechenland, verwandelt in eine Menge von Schulen, seine Zeit und Muße dazu verwandte, Regierungsformen zu erfinden und die Herrlichkeiten dieses und jenes Raisonnements auseinanderzusetzen, welche in Anwendung zu bringen man sogar nicht im Sinne hatte, da kamen der römische Prätor und Konsul herbei, um die Ord-

nung inmitten dieser redseligen Städte aufrecht zu erhalten. Als viel später, in dem III. und IV. Jahrhundert die Griechen zu Christen wurden, aber unglücklicherweise blos dem Namen nach Christen, und die philosophischen Diskussionen zu verfolgen fortfuhren, dieselben nur mit Theologie untermischend, da schickte ihnen die Vorsehung den Islamismus; denn welch anderes Mittel gab es wol, diesen intellektuellen Sumpf zu füllen, von wo aus das Gift sich verbreitete, und damit geendet hätte, die ganze Welt zu verpesten? Diese ungeheuern Städte, welche Kleinasien bedeckten, reich an Bevölkerung, denn sie zählten drei bis viermalhunderttausend Einwohner, und auch von Denkmälern aller Art gefüllt; diese Bevölkerung, die sich einerseits gegen Mittelasien und andrerseits bis an das felsige Arabien erstreckte, die Denkmäler hinterlassen hat, welche die Einbildung selbst übertreffen; diese Bevölkerung hatte den Tod verdient, denn sie machte sich aus der Bewegung der Vernunft allein ihren Götzen, ihren Gott; sie führte die Menschheit darauf hin, ihr Heil in den Pergamenten *) zu suchen, denn sie strebte darnach, die Menschheit in ihre unentwirrbaren Formeln zu verstricken; so fand sich Griechenland zur Zeit schwach, reich an Worten, unfähig zur That; da kam der Islamismus, dieses Feuer der Wüste, um jenes trockene Kraut zu verbrennen.

Bedauern wir doch nicht diese Wasserleitungen in Trümmern und diese riesenhaften zerstörten Städte; die Seele des Menschen ging daselbst der Versteinerung entgegen, so wie sie sich gegenwärtig in einigen Städten Italiens versteinert, die einer schrecklichen Zukunft ausgesetzt sind.

Dieses wäre unausbleiblich das Schicksal der Völker

*) Büchern, weil man sie damals auf Pergament schrieb.
Anmerk. des Uebersetzers.

des Westens, wachte die Vorsehung nicht über uns. Die Menschen, welche Systeme bauen, sociale Wahrheiten erfinden, ohne irgend etwas gethan, ohne irgend etwas gewagt zu haben, das sind gerade die Menschen, welche Euch die Barbarei auf den Hals rufen. Ein Russe warnet Euch hierüber in dieser Broschüre. Er sagt, daß, sobald die Kirche nicht ihre Pflicht thut (und wir haben gesehen, daß sie nicht im Stande sein wird, dieselbe zu thun), und fährt der Westen fort sich in Disputen aufzureiben, dann:

„Wird eine Kirche erstehen, die sich aus all' den hervorleuchtenden Männern der Zeit, aus all dem was edles, großmüthiges, aufgeklärtes, freimüthiges, aufrichtiges, muthiges vorhanden ist, zusammensetzen wird, und in diesem Kampfe werden die Glückseligkeit Frankreichs und seine hohe sociale Stellung untergehen."

Ein andrer Russe sagt: „Genug schon der Kriege wie diese da, es handelt sich gegenwärtig nicht mehr darum, die Moskowiter zu besiegen ...."

Nur hätte er hinzufügen sollen, daß es sich eben so wenig darum mehr handle die Polen und die Czechen zu beziehen und zu bedrücken; er hätte den Muth haben sollen, dieses zu sagen. Wir, die wir von diesem Volke stammen, das sich im Kampfe gegen Rußland aufzehrt; wir, die wir jene Geschlechter fortsetzen, von denen der Dichter Garczynski sagt: Daß sie eines nach dem andern wie Opfer in einen glühenden Ofen hinabsteigen, wir haben den Muth gehabt, zu sagen, daß wir keinen Haß gegen Rußland hegen. Rußland bedarf unser; Rußland wird ohne Polen sein Joch nie abschütteln können; Polen und Rußland bedürfen Böhmens, und wir alle, wir bedürfen Frankreichs; man wird ohne Frankreich nichts ausrichten. — Der Russe sagt es auch. Sehen wir, wie er seine Broschüre endet:

„Möge sich diese Wahrnehmung nie realisiren! möge

für immer von Frankreich eine so beweinenswerthe Zukunft abgewendet bleiben! . . . .

. . . .

Alsdann, und durch Frankreich, wird eine neue Aera des Glückes der ganzen Menschheit beginnen."

Es war also nicht die Stimme eines Einzelnen, welche Ihnen so viele Male die nämliche Sache gesagt und wiederholt hat, es ist dieses die Stimme einer ganzen Race; auch ist es keine Theorie, es ist ein Bündniß das man Ihnen vorschlägt, das man Frankreich anträgt, ein Bund der Zukunft, ein Bund, basirt auf andern Principien als diejenigen sind, welche gegenwärtig die Welt regieren.

Jawol! die Zukunft, welche der Russe fürchtet, die für Frankreich so unheilvolle Zukunft, wird nicht kommen, denn das Christenthum hat, wie wir es bewiesen haben, nicht aufgehört in Frankreich zu wirken. Griechenland war in allem dem erstorben, was es erzeugt hatte, in seinen Schulen, in seinen Municipien, in seinen Armeen; in Frankreich lebt der militairische Geist stets fort, und ich habe Ihnen bewiesen, daß er die reine Ueberlieferung der christlichen Kirche aufbewahrt, die reinste, vielleicht die gegenwärtig auf der Erde besteht; der französische Militairgeist ist der Sohn des ritterlichen Geistes und der Enkel Jesu Christi. Auf diesen militarischen Geist dürfen sich alle Hoffnungen der großherzigen Männer Rußlands, Polens und Böhmens basiren; dieser Geist ist auch noch dasjenige, was den moralischen und religiösen Werth Frankreichs ausmacht.

Dieses führt uns dem Mittelpunkte unsrer Frage zu; und hier wird es am Orte sein, von dem materiellen Werthe Polens zu reden.

Ich habe Ihnen letzthin gesagt, daß wir es den Doktrinairen zu verdanken haben, wenn man in staatsökonomisch-politischer Hinsicht selbst die Idee des Werthes ver-

loren hat. Was ist der Werth? Man sagt, es sei dies die Quantität der Dinge, die man zum Austausch haben könnte, so daß, wenn ich keinen Markt habe, ich auch keinen Werth besitze. Ich führe Ihnen keine andern Definitionen an, welche den Werth bald in der Mode, bald in der Arbeit sehen, bald auch wieder besagen, selbst nicht genau zu wissen, was den Werth der Dinge ausmache. Befragte man aber die Sprache des Volkes, die so wahr ist, man würde bald die wirkliche Definition des Wortes: Werth, finden. Was versteht das Volk unter dem Ausdrucke: ein werthvoller Mann. Es erkennt in diesem Manne den moralischen Werth an, die Virtus der Römer, den kriegerischen Werth endlich. Nun, meine Herren, dies ist auch der einzige wahre Werth und zu gleicher Zeit die Quelle aller materiellen Werthe. Ich werde Ihnen dieses klar machen, und ich habe sogar große Ursache, es zu thun. Boiste definirt, der Werth sei die Energie des Handelns (l'energie d'action). Die Energie kommt vom Geiste her, sie entspringt aus dem innern Menschen: macht also so den Werth jede Bewegung dieses Menschen aus. Diese Bewegung, der Erde zugewandt, als landbauende Arbeit, gibt der Erde den Werth; den Erfindungen, den Entdeckungen zugewandt, gibt sie ihnen ihren respektiven Werth (jedesmal, wenn diese Arbeit nach dem Willen Gottes geschieht, denn es gibt, was die Staatsökonomen nicht wissen, auch falsche Arbeiten: zum Beispiel ein Mensch, welcher im Augenblicke, wo es für sein Volk gilt, zu sein oder unterzugehen, sich mit Maschinenbauen beschäftigen würde, dieser Mensch, sagen wir, würde eine falsche Arbeit verrichten und welche den Segen des Himmels nicht hätte). Dieser innere Werth erzeugt ein Gemälde, das zuweilen eine Million kostet. Walter Scotts Werke haben mehre Millionen in Umlauf gesetzt. Dieser Werth endlich gibt, als militairischer Werth, einem Volke die Gewalt über die andern Völker, und somit

auch über alle die Werthe, welche von diesen Völkern vergegenwärtigt sind. Endlich ist es der in die Augen fallende Werth: eine tapfere Nation bemächtigt sich der staatsökonomischen Werthe. Also ist der Werth nichts Andres, als nur die Bewegung des Geistes, und er vergegenwärtigt im Begriff auch Alles dasjenige, was die Bewegung des Geistes anregt.

Sobald die Menschen nicht im Stande sind, unsere Seelen anzuregen, alsdann übernimmt die Natur dieses Geschäft; auch sie hat einen Werth. Die Landschaften haben einen Werth; die Staatsökonomen wissen zwar hievon nichts. Man kann einen Werth in der Lage einer schönen Landschaft finden, weil sie unsre Seele anregt: in der Schweiz werden die Oertlichkeiten (Lokalitäten) nach ihren mehr oder weniger pittoresken Lagen abgeschätzt. Woher kommt der Werth des Diamanten? er kommt daher, weil er die mysteriöse Kraft besitzt, uns bei seinem Anblicke erbeben zu machen. Das Theater hat einen großen Werth. Ich wiederhole es Ihnen: der Werth des Mannes, der einen höhern Grad der Energie erreicht hat, macht ihn zum Herrn des Werthes der andern. Ich habe einen Grund, dieses zu sagen, weil man das slawische Volk schlecht beurtheilt, und weil es unmöglich ist, den Werth eines Volkes und eines Menschen zu kennen, ohne den Maßstab seiner Seele zu besitzen.

Der größte Werth, der bei einem Volke besteht, ist seine Kirche, sein Altar; denn von dorther kann es schöpfen, dort kann es die größte Masse der Kraft nehmen, die es wirken macht. Jawol, der Werth dieser ganzen Erde, ich wiederhole es, der ganzen Erde! kann von einem einzigen Individuum vergegenwärtigt werden. Ich will dazu selbst die Sprache der praktischen Männer, der Maschinenbauer anwenden: was vergegenwärtigte unser Heiland in seiner Person? Sollen wir uns herablassen den Materialisten davon zu reden, so werden wir sagen, daß Er in seiner

Person den Werth aller der Klöster, die später zu seiner Verehrung gegründet wurden, den Werth aller Schlösser des Mittelalters, den Werth aller den Sarazenen abgenommenen Länder, unermeßliche Werthe! vergegenwärtigte. Ist es also der Geist, welcher den Werth ausmacht, so ist es Gott, der ihn gibt, und das ist allein der einzige wahre Werth.

Hier sind wir verpflichtet, meine Herren, noch eine Klage vor den Richterstuhl Gottes, die letzte und feierlichste, gegen die Männer der amtlichen Kirche zu führen. Sie sind es, welche den Menschen die Idee des Werthes haben verlieren lassen; denn Gott besteht unter ihnen, Gott wohnet auf ihren Altären; warum haben sie der Menschheit die Realität dieses Daseins nicht beweisen können? Wie geschieht es, daß man nach achtzehnhundert Jahren dieses Vorhandensein Gottes nur durch Bücher beweiset, und daß man selbst die Idee von dem Mittel nicht mehr besitzt, es zu beweisen. Ach! mein Gott! in England zeigt man den Reisenden im Münzpalast einen Zettel vom Werthe, ich glaube, einer Million Pfd. oder 25,000,000 Francs, und alsdann sind diejenigen, welche sich nähern, von einer Art Scheu und Respekt ergriffen; man gewahret auf ihren Gesichtern das Ungeheure des Werthes, der an dieses Papier gebunden ist. Ach! meine Herren, haben Sie gesehen, haben wir alle in den Augen, auf dem Antlitze und in der Geberde der Männer, die dem Heiligen der Heiligen sich nähern, diesen offenbaren Beweis gesehen, den einzigen, welcher auf unmittelbare Weise der Seele des Beobachtenden sich mittheilen könnte? Nein! ich fürchte es nicht zu sagen, nein! Haben Sie wirklich den Glauben, daß Gott der lebendige und starke, die Quelle aller Kraft, alles Lebens und aller Tugend, dort wohnet? Sind Sie bereit, sich in jenem Augenblicke kreuzigen zu lassen, um die Wirklichkeit der Gegenwart dieses Gottes zu beweisen? Mögen Sie antworten. Was ich Ihnen jedoch

sagen werde, ist, daß der Mensch, welcher diesen Glauben hat und welcher bereit ist, alles zu wagen und alles zu erdulden, um ihn zu beweisen, daß dieser Mensch allein das Geheimniß besitzt, bis auf den Seelengrund der Männer der amtlichen Kirche zu lesen. Sie haben uns gelehrt dort Gott zu sehen, sie haben aber nicht bewirkt, daß wir es fühlen. Und die Epoche ist gekommen, wo es sich darum handelt, diese Wirklichkeit zu beweisen, Frankreich ist ganz besonders dazu berufen; Frankreich wird ohne Jesus Christus, ohne den Geist Jesu Christi nichts zu Stande bringen. Als Nation bewies Frankreich in seinem politischen Leben die Wahrheit der Lehren Jesu Christi, häufig ohne sein Wissen selbst; heute wird es seine wirkliche und unmittelbare Gegenwart beweisen; Frankreich muß es beweisen, indem es die innigste Ueberzeugung von dem, was es thun wird, besitzt. Wir wiederholen es aber, Frankreich wird nichts ohne Christum den Herrn verrichten; nur der Geist Jesu Christi, der Geist aller Kraft, aller That, aller Energie, machte es, daß Frankreich von den fremden Völkern, von den glaubenden Völkern, von den slawischen Völkern, begriffen und bewundert ist.

Ich habe Ihnen gesagt, daß mehre philosophische und staatsökonomische Fragen leicht durch den französischen Degen gelöst sein würden; ebenso auch werden die großen Mysterien der katholischen Religion für die Vernunft zugänglich und selbst tastbar sich erweisen; zuvor aber müssen gewisse Akte von der französischen Nation vollführt sein. Sie war uns schon behülflich die Reliquien und das Wirken der Geister zu erklären, sie half uns unsere Ideen, unsere Gedanken in einer volksthümlichen Sprache auszudrücken, sie wird der Menschheit gegenwärtig helfen, die Mysterien der Sakramente zu begreifen. Was gibt es wol unbegreifliches in diesen Mysterien für einen Mann von gutem Willen?

Ich muß bei dieser Frage verweilen; für einen Slawen ist dieses eine Lebensfrage, sie macht das Band aus, welches

uns einstens mit Frankreich verbinden wird. Unser Bund kann nur im Geiste Jesu Christi gegründet werden.

Ich habe Ihnen gesagt, es gäbe für einen Mann, der guten Willen hat, in den christlichen Mysterien nichts, was undurchdringlich und unbegreiflich wäre. Der Mann, welcher am mächtigsten auf die Geister gewirkt, Napoleon, hatte das tiefe Gefühl von Dem, was sich Geheimnißvolles und Sakramentales in gewissen Lebensakten vorfindet, gehabt. Er begriff es, daß diese Akte dem Menschen eine neue Gabe, eine neue Macht, mittheilten. So gab es Polen, einfache Soldaten, welche Napoleon auf dem Schlachtfelde zu Generalen machte. „Ihr habet, sagte er ihnen, die Taufe des Blutes und des Feuers erhalten." Eine einzige große Handlung hob diese Männer und ließ sie ihren wahren Namen finden, denjenigen der Generale.

Und sah man nicht tausendmal auf dem Schlachtfelde, wie nur die Geberde Napoleons, die Art, wie er auf die Schulter des Soldaten klopfte, diesen Soldaten einen neuen Lebensstrom mittheilten? Es war dieses eine wirkliche Konfirmation; der Soldat fühlte sie wahrhaft in sich; man sah ihn auch in Thränen, die von den Augen seiner Grenadiere flossen, die alsdann unwiderstehbar und schweigend wie Kanonenkugeln auf den Feind losgingen.

O! christliche Bischöfe! hättet ihr dieses beobachtet, hättet ihr nachgedacht über die Ursache, woher eine solche Kraft kam, vielleicht hättet ihr jene Gewalt wiedererhalten, welche einstens dem Christen durch den Akt der Konfirmation zu fühlen gab, daß er wirklich in seiner Kraft und in seinem Glauben gestärkt war.

Der Charakter dieser Epoche ist ein solcher, daß es die That ist, welche den Mysterien vorangehen und sie erklären soll. Ich habe gesagt, Frankreich sei dazu bestimmt, denn dasjenige, was wir den Werth, das heilige Feuer nennen, dieser Werth, sage ich, macht das nationale Element der

Franzosen aus. Bemerken Sie es nicht an ihrer verfeinerten Organisation? Sie sind fast körperfrei, entmaterialisirt; der Geist hat den Körper schon aufgerieben; dieser Geist, dieser einzige wahre Werth, wird schon von Frankreich vergegenwärtigt; der Franzose hat schon seine Realisation auf Erden erreicht und verlangt nur angewendet zu sein. Haben Sie den feurigen Blick dieses Volkes beobachtet? Als ich sagte, die Franzosen hätten in unsern Gegenden des Nordens ihr tägliches Brot gefunden, fügte ich nicht hinzu, daß sie dieses Brot mit dem Feuer ihres Blickes gezahlt hätten! Das Feuer wirkt aufs Feuer, es entzündet das Feuer; das slawische Volk braucht dieses ganze Feuer, diese ganze Flamme. In der Seele eines solchen und solchen französischen Ouvriers gibt es genug Feuer, um einen ganzen slawischen Bezirk zu elektrisiren und ihm die Energie zu geben.

Pradt, Euer Diplomat, hat es in seinen Werken beobachtet, daß je mehr man nach dem Norden vorrückt, die Augen der Menschen glanzloser werden: diese Beobachtung ist richtig. Das göttliche Element der Slawen ist in ihren Seelen verborgen; noch haben sie damit zu schaffen, um es in ihre Organisation überzuführen. Dieses Element bricht schon in den Blicken der Franzosen hervor. Dieses göttliche Feuer ist es, welches das letzte Resultat, das reinste und das heiligste der nationalen Arbeit Frankreichs ausmacht; dieses Feuer, diese Gabe des Himmels, macht die geheime Form jeder großen Nationalität aus; es ist das Feuer des Prometheus der alten Mythologie; das Feuer, welches Elias auf den Altar herabsteigen machte; das Feuer, vergegenwärtigt von Vesta und bewacht von den Vestalinnen unter Todesstrafe, unter der Strafe, lebendig begraben zu werden, wenn sie es ausgehen ließen. Glücklich die Völker, die es bewahrt haben! Daher kommt auch ihr Sympathie erregender Charakter. Selbst Eure

Feinde gestehen Euch Franzosen! diesen Charakter zu. Die Engländer sagen, ihr seid ein sympathisches Volk! die Deutschen sagen es auch, aber sie fügen im Stillen hinzu: was uns betrifft, so brauchen wir nicht sympathisch zu sein. Mit nichten, sie müssen es werden, oder sie müssen ihre Unterordnung eingestehen: es gibt kein wirkliches Bündniß mit Frankreich als um diesen Preis; es muß die feindliche Macht, von England und dem russischen Gouvernement vergegenwärtigt, ihre Unterordnung eingestehen; und wenn die Zeit wird gekommen sein, wo Frankreich seine Schuldigkeit wird gethan haben, alsdann wird es den Engländern erlauben, bei sich die Kanäle und Eisenbahnen zu führen, weil sie sich besser auf diese Arbeiten verstehen als die Franzosen; Niemand aber kann dem Erdtheil dieses Feuer geben, das die Vorsehung in den Busen des französischen Volkes niedergelegt hat; darum auch wird dieses Feuer alle seine geheimnißvollen Tugenden, alles dasjenige, was das Wort ausmacht, wiederfinden.

Ich habe meinen Vortrag in diesem Hörsaale eröffnet, indem ich sagte, Paris sei die Hauptstadt des Wortes, und zwar des Wortes in allen seinen Bedeutungen, des Wortes als schöpferische Kraft, als Feuer, als Nahrung, als kriegerischer Werth. Jawol ist es eine Hauptstadt, sie ist aber noch ihres Herrschers, welches der heilige Geist ist, baar und ledig. Das Wort selbst reicht nicht mehr für die gegenwärtige Epoche aus. Das Leib gewordene Wort Gottes (le Verbe) ist der Souverain, der Schöpfer des Wortes; und es bleibt uns noch von dem Fleisch gewordenen Worte (du Verbe) zu reden übrig.

Zehnte Vorlesung.

Den 19. März 1844.

Die Untersuchung über den materiellen Werth und seine Natur, so wie auch über den Geist, welcher die einzige Quelle desselben ist, führt uns in logischer Aufeinanderfolge einem Problem zu, das einer höhern Ordnung angehört, demjenigen nämlich der Beziehungen des menschlichen Geistes zu allem, was Leben hat und nicht Mensch ist, zu der ganzen Thier- und Pflanzennatur. Der Mensch weiß, daß er der König der Natur sei, er wußte dieses sogar in der Zeit, als er noch selbst Sklave war: dessenungeachtet, nach allen Kräften arbeitend, um frei zu werden, fährt er fort, sein königliches Handwerk gegen die niedrigeren Geschöpfe auszuüben, nach der Art der Negerkönige und der wilden Häuptlinge, denen es nicht einfällt, daß ihre Unterthanen auch Rechte haben können. Sind wir wol gegenwärtig über die Frage der gegenseitigen Pflichten und Rechte, welche zwischen dem Menschen und dem Thiere bestehen sollten, mehr vorgerückt, als es die Alten waren? Bestehen sie wol wirklich? Die religiöse Ueberlieferung läßt sie muthmaßen; die Ethik und die Jurisprudenz beschäftigen sich mit ihnen nicht. Wenn wir aber auch keine Archive besitzen, die wir für diesen Gegenstand zu Rathe ziehen könnten, so können wir uns doch immer an denjenigen wenden,

welcher älter ist als alle Archive, wir können uns auf unsern unsterblichen Geist berufen, falls nämlich dieser Geist im Stande ist, uns zu antworten, wenn er in jenem Zustande des augenblicklichen Insichgehens und des Wieder-Aussich-Heraustretens *) ist, ein Zustand, der sich zuvörderst im sympathischen Gefühle kundgibt. Man muß also davon anfangen mit denjenigen zu sympathisiren, deren Lage und Pflichten wir kennen lernen wollen: auf diese Weise verfahren wir mit unsers Gleichen. Welches ist das Mittel, das wir anwenden, um die Schmerzen unsers Freundes kennen zu lernen, um ihm die Geheimnisse zu entreißen, die er in seinem Busen verbirgt und die ihn zuweilen Jahre lang traurig und stumm machen? Ohne die Ursache seines Leidens zu kennen, ist es unmöglich, sie zu lindern. Und ist es nicht kraft der Liebe, daß es uns gelingt, diese Ursache zu erkennen? Nun ist es doch sonderbar, daß die Philosophen, welche über die Ursachen des stummen Verhaltens der untergeordneten Racen nachgedacht haben, nicht auf den Verdacht gekommen sind, daß ein furchtbares Geheimniß im Mittelpunkte des Lebens einer jeden Thier- und Pflanzenrace selbst verborgen sein könnte. Schon fangen sich einige Gelehrte an zu überzeugen, daß es nicht hinreiche, mit dem anatomischen Messer das Gehirn eines Thieres zu zerlegen, noch dasselbe ganz lebend zu zerreißen, um zu erfahren, was in seinem Geiste vorgeht; was rede ich jedoch von seinem Geiste, man gesteht ihm ja keinen zu. Gassendi indessen redete davon; Cartesius suchte sich Rechenschaft zu geben über das Lebensprincip in den Thieren. Inmitten all des von der modernen Philosophie zusammengeschriebenen Zeuges finden wir nur leere Formeln über diesen Gegenstand. Dessenungeachtet fahren die Männer des Volkes fort, für diese stummen Genossen ihrer Arbeiten und ihrer

*) dans cet etat de concentration et d'expansion instantanées.

Gefahren eine unveränderliche Sympathie zu fühlen; sie verdiente es wol, philosophisch erklärt zu werden, denn sie setzt in den Wesen, welche der Gegenstand eines solchen Mitgefühls sind, das Vorhandensein eines sympathischen Princips voraus. Die Gelehrten selbst gestehen, daß sie mehr denn einmal gesehen haben, wie ein Thier, auf die Folter gelegt, durch eine letzte Anstrengung in seinen Blicken den Ausdruck eines fast menschlichen Schmerzes, eines, ich weiß nicht welchen, innern Schreies konzentrirte, der den Anatomen zurückbeben machte. Einer Ihrer großen Schriftsteller hat gesagt, der Schmerz gebe das Recht auf die Unsterblichkeit; sollte ein Geschöpf das dermaßen leidend stirbt, wol nichts zu hoffen haben?

Es gibt Gelehrte, und ich könnte selbst ihre Namen anführen, welche sich lebhaft mit dieser Frage beschäftigen. Es ist dieses eine der schwebenden Fragen der gegenwärtigen Epoche. Um es zu beweisen, will ich Ihnen einige Worte des amerikanischen Philosophen Emmerson anführen, desjenigen, welcher die Bedürfnisse der gegenwärtigen Epoche am besten darstellt, welchem es zwar nicht geglückt ist, auch nur eine einzige Frage zu lösen, der sie aber alle mit einer bewundernswerthen Genauigkeit und Klarheit aufgestellt hat. Sehen wir nun, was er hierüber sagt: „Unser gegenwärtiges Wissen sieht unter diesem Gesichtspunkte, nur sehr wenig, um nicht zu sagen, gar Nichts. O! Philosophen, Beobachter der Sterne, habet ihr wol das Kommen und das Gehen der Ratzen beobachtet, die unter eurem Fußboden herumlaufen? So betrachtet doch ein wenig die Läufe der auf den Mauern spielenden Wiesel; prüfet die Ameise, die ihr mit dem Fuße tretet, und saget mir, welche neue Ergebnisse, welch innerliche Erkenntnisse besitzen wir über die Geschichte des Thierreichs, das eben so alt und vielleicht noch älter als das Bestehn der Indo-germanischen Race? Die Bürger dieses Königreichs fahren fort ihre Versammlungen in der Nachbar-

schaft des menschlichen Reiches zu halten; dennoch gibt es keine Verbindung zwischen diesen beiden Staaten; nicht ein Wort, nicht ein Zeichen, ist von der Sprache der einen in das Wörterbuch der andern übergegangen. Was mehr ist: eure ganze Geschichte bewahret nur das Andenken eines geringen Theiles der Arbeiten des Menschen, sie spricht nur von euern metaphysischen und politischen Arbeiten. Welches Licht, frage ich euch, hat sie über die Geheimnisse des Todes und der Ewigkeit, über unsere Beziehungen zu Gott und zu der Natur verbreitet? Ich schäme mich sehen zu müssen, daß dasjenige, was wir mit so vielem Prunke die Universalgeschichte nennen, nichts weiter ist, als nur die Chronik eines kleinen Winkels der Schöpfung, eines kleinen verfaulten Nestes, gebunden an einige klassische Namen. Wir wiederholen stets Rom und Rom, Paris und London. Was wußte doch aber dieses alte Rom von den Ratzen und Wieseln? Welches Interesse können die Olympiaden und die Konsulate für unsere stummen Mitbürger haben, die uns von allen Seiten umringen und benachbaren? Welche moralische oder praktische Lehre bietet diese Geschichte den Eskimos, den Kamtschadalen, einem Kabrioletführer, unserm Thürsteher, unserm braven Wasserträger? und kennten sie selbst diese Geschichte, worin würden sie wol weiser, aufgeklärter, mächtiger sein?"

Nun haben einige Worte, die sich in dem Mahle (la Cène) in Beziehung auf diese Frage finden, das Aergerniß der sich fromm dünkenden Männer und das Erstaunen der Philosophen rege gemacht; dessenungeachtet sehen Sie doch, daß man auf dem andern Weltende die nämlichen Aufgaben zu lösen sucht. Ich werde Ihnen mehr sagen: jede neue Offenbarung hat auch stets in neuer Art unsere Beziehungen zu der höheren und zu der niedrigeren Welt, zu den unsichtbaren und den gröbern Körpern, als diejenigen sind, die wir bewohnen, aufgeklärt. Wir finden in den heiligen

Schriften Fingerzeige über diese Frage. Die Bibel sagt, das Thier Bileams habe einen Geist gesehen, bevor noch der Seher denselben bemerkt hatte. Wie war es nun möglich, daß es diesen Geist sah, wenn in ihm Nichts vorhanden gewesen wäre, das demselben entsprach? Die ganze Welt weiß, daß die Thiere zuallererst den Heiland erkannt haben: dieser Umstand diente selbst dazu, den Christen ein zärtlicheres Gefühl für das Thiergeschlecht einzuflößen. Und mit wem würden wir wol vorziehen zu leben, uns mitzutheilen und zu sympathisiren? Ist es mit einem dieser Thiere, deren Instinkt das göttliche Element des Heilands noch im Kinde entdeckt, oder mit jenen Pharisäern, deren Handwerk es doch war, den Messianismus vorzubereiten, die nur von dem Messianismus sprachen und schrieben, dessenungeachtet aber den Messias kreuzigten.

Ich habe bei einer andern Gelegenheit gesagt, daß es der Vernunft des Menschen nie gegeben sein wird, diese Fragen zu lösen; daß das Christenthum allein im Stande ist, unsere Beziehungen zu dem Universum wieder herzustellen und zu erleichtern, indem es sich mit der einen Hand an dem Himmel festhält und die andere in die Mysterien der thierischen und unorganischen Natur hineinsenkt. So war es mit der Sklaverei, das Christenthum hat, indem es mit Sympathie verfuhr, die Geheimnisse des Bestehens der Sklaverei entdeckt, erklärt und damit geendet, sie zu vernichten. Die Philosophen haben für die Sklaverei nichts gethan. Katon verkaufte seine alten Sklaven, um nicht die Mühe zu haben, sie beerdigen zu müssen. Cicero, der weise, der gute Cicero, der alle griechischen Philosophen gelesen und studirt hat, sagt gradezu, das Schauspiel des gekreuzigten Menschen sei ein interessantes Schauspiel, und er beschuldigt Verres, das römische Volk dieses Vergnügens beraubt zu haben, weil er einem Manne, der zu dieser Art Ausstellung verdammt war, das Leben schenkte.

Sie sehen demnach, wie viel schwieriger es ist, einen Sklaven zu lieben, als über Sklaverei zu schreiben, und welche ungeheure Schwierigkeit es noch gibt, unsere Seele der Art zu erweitern, um in gleicher Liebe die Racen der stummen Welt zu umfassen, unsern Geist bis zu der Stufe des Hellsehens zu bringen, daß man lesen könne, was in ihren Blicken und in ihren Geberden geschrieben steht. Wer hat die blutigen Spiele des Circus aufgehalten, wo man das Blut der Sklaven in Strömen vergoß? Kein Philosoph und kein Systemmacher hat dieses ausgeführt. Vieles hatte man über diese Spiele zusammengeschrieben; es gab wol edle Männer, welche sie verdammten: der heilige Augustin, noch dazumal Heide, sprach gegen sie in einem öffentlichen Vortrage, den er in Rom hielt; indessen hörte man doch nicht auf, die Gladiatoren und die Sklaven niederzumetzeln. Endlich fand sich ein Christ, ein finstrer Mönch, welcher, nachdem er im vollen Amphitheater dem römischen Volke seinen blutgierigen Geschmack vorgeworfen hatte, mit Ruhe ins Amphitheater stieg und sich von den wilden Bestien verzehren ließ; von diesem Augenblicke hatte das Volk nicht mehr den Muth, ins Amphitheater zu kommen. Nun wohlan! Ihr, die ihr die Geheimnisse des thierischen Lebens zu wissen begierig seid, habet doch den Muth in die Höhle des Löwen zu treten, oder euch unter die Meute zu werfen, die einen Dammhirsch zerfleischt, rettet ihm das Leben, umarmet ihn mit Liebe und beschwöret ihn dann im Namen des lebendigen Gottes, euch zu sagen, warum er ein Thier ist, warum er leidet, und warum es euch erlaubt ist, ihn zu quälen, ihn euch zu unterwerfen, und welches die Beziehungen sind, die zwischen ihm und dem Menschen bestehen müßten. Verspüret man nicht die Lust in sich ähnliche Erfahrungen über die Natur der Thiere zu machen, so sollte man die Bescheidenheit haben, nicht leichtfertig diejenigen zu beurtheilen, die davon reden. . . . .

Das Christenthum hat vor allem die moralischen Gefühle entwickelt. Die Bücher der Christen sind voll von Beispielen einer tiefen Sympathie zwischen dem gottesfürchtigen Menschen und dem Thiere. Ich lese in meinem Brevier, daß, als der heilige Antonius in der Wüste gestorben war, die Löwen des Nachts kamen und eine Höhle gruben, in welcher ihn sein Genosse beerdigte. Als der heilige Antonius von Padua redete, spitzten die Thiere ihre Ohren, und man sah die Fische sich nach ihm richten. Verwundern wir uns doch nicht darüber! Die nämliche Kraft, welche unsere Ohren und Seelen dem Ausdrucke einer begeisterten Stimme öffnen, dieser unsichtbare Strahl, welcher das hörbare Wort durchwebt, gibt sich selbst einem Geiste niedrigeren Ranges kund. Mit welcher Liebe sprach nicht der heilige Franz von Assisi, der große Wunderthäter, von den Vögeln und Thieren, die er immer seine Brüder und Schwestern nannte! Und ihr nehmet Aergerniß daran, daß man von dem Geiste der Thiere gesprochen hat!

Was hat man sich darüber zu verwundern, daß der erste Strahl des Lichts über diese Frage aus der Mitte einer Menschenrace kommt, welche innigere Beziehungen mit der Natur bewahrt hat, als dieses irgendwo anders der Fall ist, aus der Race, welche einen Salusianski erzeugt, den ersten Beobachter des Geschlechts der Pflanzen, lange Zeit vor Linné, aus der Race, welche die Thier-Epopee schuf, von welcher der Reinecke Fuchs und der Roman vom Renard nur schwache Nachahmungen sind, aus dieser Race endlich, deren Volksgesang von Unterhaltungen mit Thieren und Pflanzen fast überfüllt ist.

Ein neues Licht kommt nur Denjenigen zu nutze, welche vorbereitet sind, es zu empfangen. „Die Zeit ist gekommen, sagt Emmerson, der Basis unserer Erkenntnisse mehr Breite und mehr Tiefe zu geben; um sie aber zu erweitern und zu reformiren, müssen wir uns erst selbst inner-

lich reformiren. Man muß ein neues Leben beginnen, sich ein neues Gewissen schaffen, indem man eine neue Dosis jenes universellen Geistes, welcher alles belebt und beseelt, zu erlangen trachtet."

Was ist nun aber eine Masse des neuen Lichts, eine Masse der neuen Glut? Es ist dieses nichts andres, als das Leib gewordene Wort (le Verbe) der Epoche.

Das wahre Wort, dessen wunderbare Eigenschaften wir aufgezählt haben, jedes wahre Wort, ist nur ein Strahl des leibgewordenen Wortes; und dies ist der Unterschied zwischen dem Wort und dem leibgewordenen Worte (entre la parole et le Verbe). Die Absicht, die ich habe, das Bedürfniß in welchem ich mich befinde, von dem leibgewordenen Worte zu reden, entsündigt mich innerlich, wenn ich es wage, in Doktrin und Worte die Mysterien zu fassen, welche, in der Seele getragen, die Kraft geben, die aber den Menschen ärmer machen, wenn er gezwungen ist, sie nach außen zu werfen.

Wir sind jedoch berufen, wir sind gezwungen, es ist dieses unsere Sendung, unser Leben, das Leib gewordene Wort dem Jahrhundert zu verkünden; somit ist es uns auch erlaubt, die Sprache des Jahrhunderts anzuwenden.

Wollten wir unsere moralischen Verrichtungen innerlich prüfen, so könnten wir über das fleischgewordene Wort einiges Licht haben, denn jeder von uns besitzt einen göttlichen Funken, jeder von uns besitzt ein individuelles Leib gewordenes Wort und jede unsrer Handlungen ist von einem theilweise Leib gewordenen Worte beseelt. Was ist denn dieser Augenblick, wo der Künstler mit einem Male die Idee seines Werkes auffaßt und den Plan desselben zeichnet? Dieser Augenblick ist das leibgewordene Wort seines Werkes. Er schreibt, er arbeitet, er führt auf Papier oder Leinwand dieses göttliche Licht aus; aber die Frage war in einem einzigen Augenblicke gelöst, die Schöpfung in einem

einzigen Augenblicke vollbracht. Jener Augenblick, in welchem Archimedes ganz freudig aufsprang, weil er eins der hohen mathematischen Probleme gefunden hatte, das war ein leibgewordenes Wort. Der Augenblick, wo Newton ausrief: Ich habe das Räthsel der Schwerkraft gefunden, war das leibgewordene Wort. Der Augenblick, in welchem Napoleon, nachdem er die Oestreicher bei Arcole besiegt, ausrief: Ich bin der Mann Frankreichs! in diesem Augenblicke fühlte er, daß er das Leib gewordene Wort Frankreichs war. Diese Verrichtung des Schaffens ist vielfach; es geht ihr der intellektuelle Schmerz voran, wenn der Geist gespannt ist, ein wissenschaftliches Geheimniß zu entdecken, und der Schmerz des Herzens, wenn der Mensch von einer dringenden Gefahr sich verfolgt sieht, wenn er sich in einer Lage befindet, aus welcher herauskommen zu können er verzweifelt, und sobald er in diesem Augenblicke das Rettungswort trifft. Also kommt doch nach dem Schmerze der Augenblick des Schaffens, dann findet die Ausführung statt und die Thatsache ist vollbracht.

Die Männer, welche dieses theilweise zu Leib gewordene Wort vollkommen selbst realisirt haben, sind sehr selten. Die einen suchen nach der Wahrheit auf dem Wege der Leidenschaft und des Stolzes, und die Fortschritte, welche sie machen, entfernen sie nur noch vom Zwecke; die andern halten unbeweglich stille, in der Angst irre zu gehen; eine kleine Zahl folgt der geraden Linie, welche die kürzeste ist, aber auch die schwierigste, und welche das Evangelium den engen Pfad nennt.

Einige von dieser Zahl, bis zu jener Stufe angelangt, von welcher aus man die Wahrheit entdeckt, lassen sie verloren gehen, ohne sie unmittelbar anzuwenden. Nur der vollkommene Mensch ist im Stande, das Leib gewordene Wort vollkommen auszuführen, sei es im künstlerischen, sei

es in politischer, sei es in individueller, sei es in nationaler Hinsicht.

Die ganze Erde, aus dem Schoose Gottes hervorgegangen, besitzt auch ihr Wort. Im Anfange war das Wort, sagt der heilige Johannes, von dem die theilweisen Worte die Erklärung und Erfüllung sind; und der ganze Erdball, die ganze Menschheit streben ohne Unterlaß, es zu realisiren.

Auf daß es jedoch die Welt realisirte, bedurfte sie eines Menschen, der dasselbe zuvörderst in sich selbst realisirt hätte, eines Mannes, der also zum Behälter, zum Werkzeuge, zum Organ des Wortes geworden ist. Dieser Mann, das Organ des leibgewordenen Wortes, stellte, indem er der Menschheit die größte Hülfe in seinem Geiste darbringt, ihr zu gleicher Zeit in seiner Individualität das größte der Hindernisse vor. Eine Individualität, der Keim einer ganzen Epoche der Zukunft, setzt nothwendigerweise, indem sie sich entfaltet, alle die Elemente der vergangenen Epoche in Bewegung. Eine universelle Individualität bringt unbedingtermaßen alle die egoistischen Individualitäten gegen sich auf. So ist die Natur des Stolzes der Menschen beschaffen! Anstatt das Leben und die Kraft von der mächtigsten und erleuchtetsten Einheit zu schöpfen, ziehen sie es vor, sich unter einander in einem thatenlosen Widerstande zu vereinen, und sie sagen: Vereinigen wir uns Alle, die wir in der Dunkelheit herumwandeln, und wir werden das Licht ausmachen; vereinigen wir uns Alle, die wir todt und nichts sind, und wir werden das Leben und die Kraft erzeugen; vereinigen wir uns Alle, die wir nicht zu rechnen verstehen, und wir werden einen großen Meßkünstler hervorbringen. Das ist es, was die Philosophen sagen, das ist es, was sie hoffen.

Gott hat anders hierüber entschieden. Gott, in seiner Barmherzigkeit, schickt der Menschheit in den entscheidenden Epochen Individuen, die uns als Beispiel und Muster dienen

und die uns auf diese Weise den Fortschritt und die Vervollkommnung möglich machen.

Derjenige, welcher, nachdem er von Anfang an im Geiste gewirkt, in der Folge den Körper nahm und sich als lebendes Wort, als That erzeugte, ist das Leib gewordene Wort der ganzen Erde, das ewige Muster, Jesus Christus. Und auf sonderbare Weise führt man die Menschheit irre, indem man ihr sagt, Jesus Christus habe alles für uns gethan und man habe ihn nur anzubeten. Nein, so ist es nicht, ihr müsset alle, heute oder morgen in tausend oder in tausenden von Jahren, es muß jeder Geist thatsächlich, in seinem Thun und Lassen, in seiner Seele und in seinem Körper, Christo dem Herrn ähnlich werden. Es geschah nicht, um die Zahl der poetischen Ueberlieferungen zu vermehren, daß Jesus Christus nach seinem Tode erschien, daß er seinen Jüngern zeigte, wie man nach dem Tode fortdauere; daß, hat man in der Wahrheit gelebt, hat man die Wahrheit ausgeübt, man Herr sei, seinen Körper zu nehmen und ihn von sich zu legen, sich in der Erde begraben zu lassen und sich in das unsichtbare Reich zu erheben, wahrhaft der Gott der Schöpfung, der Gottmensch zu werden.

Das Leben und die Person Jesu Christi sind ein der Menschheit gestelltes Problem, und ein ewiges Muster, welches ohne Unterlaß alle Gewissen verfolgen wird. Nicht indem wir die Beziehungen, welche zwischen unserm Heilande und Gott bestehen, noch indem wir die Natur Jesu Christi weitläufig besprechen, werden wir zur Vollendung gelangen. Sie fragen immer: Ist er Gott? ist er wirklich Gott, oder wäre er wol nur ein Mensch? Es ist, als ob der Funke die Sonne fragt: Sonne, bist du wirklich ein ewiges und unmaterielles Feuer? oder bist du wol nur ein Funke wie ich? Nun ja, diese Sonne ist nur ein Funke. Worin aber fördert es dich weiter, dieses zu wissen, o Funke? Vermehrtest du, statt über das Sonnengeheimniß zu grübeln,

lieber deinen Feuerherd, würdest du darnach trachten eine Flamme, ein Stern zu werden, so hättest du eines Tages das Recht, die Sonne von Angesicht zu Angesicht zu fragen, welches das Geheimniß ihres Daseins ist.

Gott, der über die Erde wacht, hat den Weg vorgezeichnet, von welchem der Mensch sich nur auf eigene Gefahr und eigenes Wagniß entfernen kann. Es ist dem Menschen gegeben, die Reise zu verkürzen, er kann auch, wenn es ihm gut scheint, sie um mehre Jahrhunderte verlängern; immer jedoch wird er gezwungen sein, nach langem Herumirren, auf denselben Punkt zurückzukommen, wo er den wahren Weg verlassen hat.

Gott theilt durch das Organ der heiligen und weisen Menschen der Menschheit das Gefühl der Wahrheit mit, und er sendet kräftige Menschen, um sie zu realisiren. Nach den Weisen und Sehern des alten Griechenlands kam Alexander der Große, der vollkommenste Mensch Griechenlands. Die Mythologie wäre ohne Alexander den Großen eine Fabel; er gab ihr die Wirklichkeit: er war schön wie Apollo, unstät und umherirrend wie Bacchus, stark wie Herkules und siegreich wie Mars. Er vereinte in sich alle die Eigenschaften der heidnischen Götter. Er hat sogar die Grenzscheide des alten Griechenlands überschritten; er glaubte wirklich etwas mehr als Mensch zu sein, er hielt sich für einen Gott. Nicht aus Politik ließ er sich den Sohn Jupiters nennen, er selbst verwunderte sich, das Blut aus seinen Wunden fließen zu sehen.

Julius Cäsar hat das römische Heidenthum realisirt, welches edler und erhabner war als das der Griechen. Der aristokratische Olymp der Römer war zusammengesetzt aus Senatorengöttern und aus Plebejergöttern: Dei consentes et Dei minores, starke, weise, mächtige, erobernde, gesetzgebende Götter. Julius Cäsar besaß alle diese Eigenschaften. Auch er hat die Grenze des Heidenthums über-

schritten. Es war in ihm auch Etwas, das er selbst nicht begriff. „Halten die Römer, sagte er, mich wirklich für einen Menschen, wie sie?“ Cäsar beweinte seinen todten Feind, was die römischen Götter nie thaten: Cäsar weinte über den Tod des Pompejus.

Aus dem Schoose des Katholicismus ging Napoleon hervor, der vollkommenste Mensch der vergangenen Epoche, derjenige, welcher sie vollkommen in seiner Person realisirt und kraft seines Genius überschritten hat. Darum haben wir auch so häufig von ihm gesprochen. Denn er ist nicht allein der Eurige, Franzosen! er ist eben so gut Italiener, Pole, Russe, er ist der Mann des ganzen Erdballs, der vollkommenste Mensch.

Ich sagte Ihnen, vom Worte redend, daß das Wort Napoleons uns an die Gabe der Sprachen erinnerte. Es gab Augenblicke in seinem Leben, wo dieser wunderbare Mann das Geheimniß der Apostel wiederfand. Die deutschen Geschichtschreiber erzählen uns, daß in einer der Schlachten, welche mit der Uebergabe Ulms endeten, Napoleon auf die Baiern zugelaufen kam, und als er ihre Reihen wanken sah, an sie das Wort richtete und sie so kräftig anfeuerte, daß sie in einem einzigen Sturmmarsch den Feind zurückwarfen. Der deutsche Geschichtschreiber sagt: „Er hat sie angefeuert.“ Und wie hat er denn gesprochen? in welcher Sprache hat er sich an die Baiern gewendet, die das Französische nicht verstanden? Ah! aus sich, aus diesem Heiligthum, wo auf dem Altare des heiligen Feuers der französische Genius ruhete, ließ er diese Kraft hervorsprudeln, welche gleichmäßig die Polen und die Baiern, die Westphalen und die Italiener und alle Männer, die fähig waren entflammt zu werden, vorwärts trieb.

Napoleon nahm seinen heiligen Charakter als Mann der Bestimmung der Art im Ernst, daß er, der doch nichts so leichtfertig hinsagte, auf der Insel St. Helena, zur Zeit

als sein Gefolge keine Priester besaß, sich anbot, seinen Gefährten die Beichte abzunehmen, und sich die Kraft zutraute, ihnen Absolution zu geben. (Siehe: les Opinions religieuses de Napoléon, veröffentlicht von Beauterne). In jenem Augenblicke überschritt er den bestehenden Katholicismus.

Aber keiner jener Menschen der Kraft war dieser vollkommene Mensch, dessen Muster als Heiligkeit Jesus Christus gegeben hat und welches alle Menschen, alle Geister, gegen das Ende der Welt wieder erzeugen müssen. Diese Männer haben alle gewankt; sie sind gefallen: Alexander, in Versuchung geführt durch die Angewöhnungen des thierischen Lebens, Cäsar durch die Leidenschaften des Herzens, Napoleon durch die Irrthümer des Geistes. Napoleon schloß Friede mit der Vergangenheit, und, statt dem Unbekannten, jenem unsichtbaren Gotte zu folgen, welcher nichts anders war als der Genius des Christenthums und der Genius des französischen Volkes, wollte er seine Stellung legalisiren, und er ist gefallen.

Im Angesichte dieser so ungeheuern Fragen, der Aufgaben, welche die Wissenschaft, die Religion umfassen, das Dasein der Staaten und der Individuen berühren, stehen wir keinen Augenblick an zu behaupten, daß Niemand im Stande sein wird, etwas Nützliches über diese Fragen vorzubringen, wenn er nicht schon die Grenze der gegenwärtigen Epoche überschritten hat. Ein theilweises Wort genügt uns nicht mehr; die theilweisen Worte, nachdem sie einen Theil des zu Leib gewordenen Wortes, von Christo dem Herrn gegeben, realisirt haben, schwinden vor unsern Augen dahin. Die christliche Baukunst, die christliche Malerei, das christliche Ritterthum, alles ist gefallen: Niemand hat die Kraft, sie wieder zu erwecken. Für jede Epoche gibt es eine Masse des Lichts und der Glut; diejenige, welche diese Epoche ausmacht, ist erschöpft; erforderlich ist eine neue Gabe (Dosis) des Lichts und des Feuers, um die

Menschheit wieder zu beleben und eine neue Epoche hervorzurufen. Täusche man sich nicht mit dem Glauben, die Menschheit habe nunmehr nur in kleinen Schritten zu gehen, um ohne Stolpern und Gefahr vorwärts zu kommen, nein! Im Reiche des Lebens macht sich alles durch Krisen. Der Mensch wird nicht allmälig vom Kinde Greis. Es gibt eine körperliche Krisis, die ihn zum Jünglinge macht; eine andere physische Krisis ist vorhanden, wo er sich Mann zu sein fühlt; auch gibt es eine Krisis, welche das Absterben beginnt.

Ist es aber schwierig, ein Wort zu finden, das heißt, einen Strahl des Leib gewordenen Wortes, ist es der Welt nur in einer kleinen Zahl der Epochen vergönnt, das Organ des leibgewordenen Wortes zu sehen, so ist es gleichmäßig schwierig, dasselbe zu empfangen. Es kann nicht in die Menschen dringen, die sich in der Vergangenheit eingeschlossen haben. Es wird in keine Intelligenz eingehen, die ihre Thore nur öffnet, um die untergehende Sonne zu betrachten: wie soll sie die aufgehende Sonne sehen? Es kann nicht in ein Herz eingehen, das sich gänzlich der Erde zugewandt hat: wie soll es das Feuer empfangen, welches vom Himmel fällt?

Das ist die Ursache warum die Vergangenheit gegen das Leib gewordene Wort kämpft, und warum sie auch jedesmal bereit ist, dasselbe zu bekämpfen. Das ist der Sinn von jenem Worte des Evangeliums: Man gieße keinen frischen Wein in alte Tonnen, und man hänge keinem alten Kleide ein Stückchen Purpur an. Die erste Verrichtung, um das Leib gewordene Wort zu empfangen, die Verrichtung, zu welcher Fourier seine Schüler aufforderte, zu welcher Emerson die seinigen beruft, ist, eine edle Anstrengung zu machen und alle Bande, welche uns an die todte Welt, an die Welt der Bücher, an die Welt der Systeme binden, wie Staub vom Kleide abzuschütteln; unsere Seele zu öffnen,

um einmal als freie Menschen zu athmen, und dann unser innerliches Feuer so anzufachen, daß man den göttlichen Ton erfassen, ihn nähren und bewahren könne, denn er kann nur inmitten der Flamme leben; und derjenige, welcher nicht einen Funken derselben besitzt, sucht und ruft diesen göttlichen Ton umsonst.

Es ist dermaßen schwierig, die neue Epoche zu empfangen, daß die Vorsehung auf eine furchtbare Weise die Völker und die Individuen prüft, welche berufen sind, sie zuerst zu erkennen. Können Sie sich Jesus Christus wol vorstellen, als Jemanden, der seinen Hauch in die Mitte der Römer trägt, an die Thüren der Mäzene und der Horaze klopft? Gab es wol ein Mittel, sich diesen frivolen, ehrsüchtigen und grausamen Männern verständlich zu machen? Konnte er mit den griechischen Sophisten reden? So auch stammten diejenigen, welche ihn zuerst erkannt haben, von einem Volke, das weder seine Könige, noch seine Institutionen, noch sein politisches Dasein mehr hatte, das der Erde gewaltsam entrissen, von allem dem, was irdisch ist, getrennt war, von dem, was der Mensch so viele Mühe hat, freiwillig zu verlassen. Und siehe da, warum die ganze slawische Race, die fast nichts mehr auf Erden besitzt, deren Wünsche und Hoffnungen allesammt auf Gott beruhen, erwählt worden ist, zuallererst die neue Offenbarung zu erkennen; und warum auch ein Theil dieser Race, das Volk, welches unter den Slawen dasjenige darstellt, was Frankreich in der romanischen Race, das ewig bewegliche und bewegte Volk, das polnische, zergliedert worden, von der Karte Europas ausgestrichen, irrend in die Welt geworfen ist. Mehr denn einmal kam es zu Ihnen nicht unter der Form von Büchern und Systemen, sondern unter der Form von Legionen und Hülfsregimentern, und endlich kommt es zu Ihnen unter der Form einer von ihrem Boden vertriebenen Bevölkerung,

welche, nach dem Geheimnisse ihres eigenen Daseins suchend, sich dem Mittelpunkte aller Geheimnisse zuwendet.

Diese Menschen, die nichts mehr auf Erden haben, sind die einzigen, welche zuerst begreifen sollen, was einst auf Erden regieren wird. Gott beginnt nie anders seinen Hof und seine Armee zu bilden, als aus Bettlern und Unwissenden. Dies ist seine Regel: hätte es ein Mittel gegeben, den Messias aus den Büchern zu erkennen, so hätten ihn die Pharisäer erkannt. Doch nein, man konnte ihn nur erkennen, indem man aus der eigenen Brust das göttliche Element hervorzog, welches dem des Heilands wahlverwandt war. So fanden sich denn auch die Leute, welche fähig waren ihn zu erkennen, unter denjenigen, die nichts mehr auf Erden hatten. Aber dieses Erkennen, der Augenblick in welchem man es erlangt, dieser Augenblick, ich sage es Ihnen, vergilt alle die Mühen und Trübsale des irdischen Lebens. Dieser Augenblick läßt uns schon unser künftiges Dasein im voraus empfinden, was wir doch nie lernen werden aus Definitionen und Abhandlungen zu erfahren. Dieser Augenblick des Erkennens gibt den Geist und die Kraft der Aufopferung.

Meine Herren! würde ich wol jemals so zu Ihnen gesprochen, würde ich jemals daran gedacht haben, daß ich die Kraft besäße, allem dem die Spitze zu bieten, was es in dem Systemmännern Stolzes gibt, wenn ich nicht fühlte, daß ich mich auf eine Kraft stütze, die nicht vom Menschen kommt? Ich bin kein Doktor; nicht mir liegt es ob, Sie die Geheimnisse der neuen Offenbarung zu lehren; ich bin aber einer der Funken, die von der Fackel gefallen sind, und diejenigen, welche der Spur nachfolgen, werden vielleicht leichter als ich Denjenigen finden, der der Weg, das Leben und die Wahrheit ist.

Es war meine Sendung, Ihnen dieses zu sagen. Ich bitte Gott meinen Worten einige Glut und Kraft zu er-

theilen, auf daß sie im Stande wären, Sie zu der Quelle aller Glut und aller Kraft zu führen.

Die Freude, die ich empfunden habe und die mir nicht mehr genommen sein wird, die Freude, die ich gefühlt habe, berufen zu sein, Ihnen dieses zu sagen, wird die Freude meines ganzen Lebens und aller meiner zukünftigen Leben ausmachen; und da ich nicht rede, mich auf ein Buch stützend, da ich Ihnen hier kein System vorlege, so erkläre ich mich im Angesichte des Himmels als ein lebender Zeuge der neuen Offenbarung; und ich wage selbst diejenigen der Polen und der Franzosen, welche unter Ihnen sind und welche die Offenbarung kennen, aufzufordern, mir als lebende Menschen zu antworten, mögen sie antworten: Besteht sie, ja oder nein? . . . .

(Diejenigen, an welche der Aufruf gerichtet, stehen auf und antworten mit erhobener Hand: Ja!)

Diejenigen der Polen und Franzosen, welche sie verkörpert gesehen haben, welche gesehen und erkannt haben, daß Ihr Meister vorhanden sei, mögen mir antworten: Ja oder nein! . . .

(Diejenigen, an welche der Aufruf gerichtet, stehen auf und antworten: Ja!)

Und nun, meine Brüder! ist meine Aufgabe vor Gott und vor Euch erfüllt. Möge Euch dieser Augenblick alle die Freude und alle die weiten Hoffnungen geben, von denen ich erfüllt bin!

Eilfte Vorlesung.

Den 23. April 1844.

Meine Herren! Berufen, Ihnen den neuen Geist einer fremden Race zu erkennen zu geben, einer Race, welche zuletzt ankommt, an dem europäischen Leben Theil zu nehmen, habe ich in meiner Stellung selbst den Plan meines Werkes und die Mittel gefunden, es zu vollführen.

Als Wortführer des neuen Geistes einer unbekannten Race, mußte meine Stellung, wenngleich einfach und wahr, dennoch außerordentlich und ungewohnt erscheinen, da ich gezwungen bin mich an die Meinungen und an die Interessen zu wenden, welche ihre Kraft und ihr Leben aus der Vergangenheit ziehen.

Das Mittel, Euch die Slawen kennen zu lehren, dieses Mittel mußte nothwendigerweise ein neues sein. Um eine Idee von Deutschland zu haben, braucht man nur seine Bücher zu lesen: in diesem Lande wird alles zuvor geschrieben, ehe es sich in Handlungen zeigt. Um Spanien und Italien kennen zu lernen, muß man sie bereist und beobachtet haben. Alles dieses reicht nicht aus, um einen Fremden in die Mysterien des moralischen Lebens der Slawen einzuführen. Ich kenne fremde Reisende, welche, nachdem sie unsere Länder in die Kreuz und die Quere durchmessen, ganz überrascht zurückkamen, weil sie daselbst nichts von

dem gesehen noch gehört haben, was sie am meisten zu sehen und zu hören wünschten, oder zu erfahren das meiste Interesse hatten. Die slawischen Bücher, welche die größte Popularität genießen, selbst die schon in fremde Sprachen übersetzt sind, umsonst würde man sie auf ihrem heimatlichen Boden suchen. Man hat dort ganz das Aussehen, nicht einmal ihr Vorhandensein zu kennen. Die geschichtlichen Namen mehrer berühmten Krieger, diejenigen berühmter Autoren werden dort nie ausgesprochen. Vergebens wäre es, die Ursachen und die Folgen der politischen Stürme, die so häufig den Norden erschüttern und deren letzter Ausbruch fast Europa in Bewegung gesetzt hätte, auf dem slawischen Boden erforschen zu wollen. Nie hört man dort den Ausdruck der politischen Leidenschaften, nie spricht man daselbst von den gegenseitigen Interessen der Völker. Der Tag nach einer Revolution ist eben so ruhig, wie der Vorabend zu derselben gewesen. Ein Ausländer, begierig die Schlachtfelder von Grochow und Ostrolenka zu sehen, fände daselbst schwerlich Jemanden, der es eingestehen würde, die Lage derselben zu kennen. Was als noch erstaunenswerther gelten kann, ist, daß der Boden sogar mit seinen geographischen und politischen Eintheilungen in jedem Augenblicke die Farben und die Formen zu wechseln und einem fremden Beobachter nichts Ergreifbares darzubieten scheint. Die Herzogthümer, die Republicken, die slawischen Königreiche, auf der Landkarte von Europa gezeichnet, sind auf dem slawischen Boden nicht wiederzufinden. Niemand wird es wagen Ihnen die Grenze zu zeigen, welche Lithauen von Rußland, Polen von Lithauen, Böhmen von Oestreich trennt. Ein fremder Beobachter findet sich in diesem Lande jedesmal in der Lage eines Parlamentairs, der in eine belagerte Festung oder Stadt zugelassen ist: er wird nur dasjenige hören, sehen, muthmaßen, was durch die Ordre erlaubt ist.

Nun besteht daselbst der Befehl, zu schweigen. Die

Regierungen und die Völker, gleichmäßig interessirt, ihn zu beobachten, verbergen geschickt ihre Befürchtungen und ihre Hoffnungen und fahren unterdessen fort, die einen so wohl wie die andern, zu wirken: die Regierungen auf die fremden Kabinette, die Völker auf die Volksmassen.

Eine Nation aus dieser Race hat ganz besonders die Sympathien Europas und vor allem Frankreichs verdient. Durch diese Nation bietet sich auf natürliche Weise Frankreich das Mittel dar, auf die slawischen Völker zu wirken. Nicht unser Geschlecht hat Polen das Frankreich des Nordens genannt; dieses datirt sich von viel länger her. Nicht wir haben die Sympathie geschaffen, die Euch mit den Polen verbindet, eine Sympathie, welche Eure politischen Versammlungen als national erkannt haben; an uns aber lag es, Euch die Mysterien dieser Sympathie zu erklären, Mysterien, deren Größe und Tiefe der Ausdehnung, welche die slawische Race einnimmt, und der Größe ihrer eigenen Bestimmungen so wie der Bestimmungen Frankreichs entsprechen.

Diese Sympathie war politisch: sie wird von nun an social, sie verbindet sich mit den religiösen Interessen. Wir haben einen Zipfel des Schleiers, welcher die Geheimnisse der Sympathien zwischen Frankreich und Polen bedeckte, aufgehoben.

Wer hat bis dahin ein anderes Geheimniß erklären können, dasjenige der Sympathie zwischen England und Rußland, dem neuzeitigen Rußland, im Symbol von der gegenwärtig herrschenden Dynastie dargestellt? Hätte man Lust gehabt, die Geschichte der Einführung des gegenwärtigen Sachverhältnisses in Rußland und seiner Beziehungen zu England zu ergründen *), nie hätte man es versucht, Frankreich England zu nähern, man hätte die Unmöglichkeit eines solchen Bundes eingesehen. England war es, welches

*) Siehe unsern Vortrag von 1841.

die Errichtung des neuzeitigen Rußlands geschirmt hat; diese Errichtung datirt geschichtlich von der Thronbesteigung des Geschlechts der Romanow. Wir führten die Worte der Staatsmänner Polens an, welche die Folgen des russisch-englischen Bundes vorhergesehen und vorhergesagt haben, dessen letzte Frucht die Einnahme der Stadt Paris und der Kontinentalfriede gewesen ist. Was Polen anbelangt, so unterzeichnete es sein letztes Bündniß mit Euch auf dem unglücklichen Schlachtfelde zu Waterloo und verband so seine moderne Geschichte mit derjenigen Frankreichs.

Es blieb zu sehen übrig, wie die Frage, welche nur eine politische und nationale zu sein schien, später den religiösen und socialen Charakter annehmen mußte.

Wir haben nachgewiesen, daß Polen alle die slawischen Fragen, und selbst diejenigen der andern Nationalitäten, welche besser zu kennen für Europa von Wichtigkeit wäre, in sich faßt und begreift.

Dasjenige, was in Frankreich von den verschiedenen politischen Parteien, von den verschiedenen philosophischen Schulen dargestellt wird, diese Unermeßlichkeit, diese Universalität der Interessen, wird in Polen von den Geschlechtern (tribus), von den Volksklassen und von den verschiedenen Racen vergegenwärtigt.

Ich habe Ihnen gesagt, daß unser Land der Hauptsitz der ältesten und der geheimnißvollsten aller Nationen ist: Israels. Pole und Mitbürger meiner Brüder der Israeliten, war ich, der ich zu Ihnen spreche, nothwendig berufen, Ihnen vom Messianismus zu reden, weil das Schicksal die beiden Nationalitäten innig verbunden hat, welche dem Scheine nach einander so fremd sind. So eben habe ich mehre deutsche und englische Zeitungsblätter und Werke gelesen, in welchen man sich mit der jüdischen Frage beschäftigt, zu gleicher Zeit die Angelegenheiten der Slawen an der Donau, der polnischen und der russischen Slawen daselbst diskutirt.

In einer der letzten Nummern einer deutschen Revue las ich die von einem englischen Staatsmann *) über die slawische und über die jüdische Frage geschriebenen Artikel.

Wie aber nur verlangen, so wichtige Fragen zu lösen, ohne den Geist der Völker, um die es sich handelt, zu Rathe zu ziehen?

Nun fanden sich aber die Erzeugnisse des slawischen Geistes bis auf den heutigen Tag nur in der Literatur sichtlich und ergreifbar. Diese Literatur ist durchgängig modern, sie ist die Schöpfung der Zeitgenossen. Ich erinnere Sie hier an eine besondere und einzige Thatsache, daß nämlich die wahre slawische Literatur, die nationale und originelle Literatur, in der Zeit anhebt, in welcher sich die politische Geschichte Polens, Böhmens und des alten Rußlands vollendet; auf der letzten Seite der politischen Geschichte dieser Nationen finden sich die ersten Zeilen ihrer begeisterten Poesie.

Die Erzeugnisse des slawischen Geistes klassificirend, habe ich sie in drei Kategorien getheilt. Die erste umfaßt die Erzählungen und Volksgesänge. Diesen Theil der Literatur, den ältesten und umfangreichsten, der in Europa besteht, habe ich die *fossile* oder *latente* genannt; denn sie ist ganz und gar in die Seele des Volkes niedergelegt und erscheint nur selten an der Oberfläche der Oeffentlichkeit. Zur zweiten Kategorie gehören alle slawischen Bücher, einige nur ausgenommen. Sie bilden dasjenige, was der berühmte Kritiker Mochnacki die Literatur *der Anschwemmung* nennt (la littérature d'alluvion); es sind Bücher, übersetzt aus der Fremde, oder eingegeben von dem fremden Geiste. Es folgt endlich die moderne Literatur, welche wir die *messianische* genannt haben. Hervorgegangen in gerader Linie aus der *latenten* Literatur, ähnelt sie den

*) M. Urquhart.

Erzeugnissen des europäischen Geistes; denn sie ist öffentlich und geschrieben; aber in jeder andern Beziehung unterscheidet sie sich von denselben vollkommen.

Was sie zuvörderst von Euern Literaturen des Westens unterscheidet, ist, daß sie noch keine Specialität geworden ist. Während sich in Europa alles theilt und alles zerbröckelt, resumirt sich im Gegentheil bei den slawischen Völkern alles, und alles strebt darnach sich zu koncentriren. Bei uns ist jedes ausgezeichnete literarische Werk zu gleicher Zeit ein religiöses und politisches. Es gibt slawische Erzeugnisse, welche man ohne Unterschied ein Gedicht oder ein Pamphlet, eine Predigt oder ein Zeitungsblatt nennen könnte. Ich verwundere mich nicht, daß man sie von einem Vortrage der eigentlich so genannten Literatur gerne ausschließen möchte wegen ihres vielfachen und unbestimmbaren Charakters; was ich jedoch weiß, meine Herren, das ist, daß alle die großen Erzeugnisse des menschlichen Geistes ganz genau denselben Charakter hatten. Die Epochen und die Menschen, welche Literaturen geschaffen haben, waren die am wenigsten literarischen Epochen und Menschen. Wie wollen Sie das Ding benennen, das uns die Homeriden hinterlassen haben? Beschäftigten sich diese mit der eigentlich so genannten Literatur? Bei den Griechen hörten und studirten die Kinder, die Philosophen und die Staatsmänner die Gesänge der Rhapsoden, so wie man bei uns den Katechismus, die Theologie, die Gesetzgebung, die Geographie lernt. Alles dies fand sich in Homer. In einem Völkerstreit entschied man die Frage der Grenzen zwischen den beiden griechischen Staaten nach der Autorität der Verse Homers. Nun frage ich Sie, worin ähnelte dieses alles der eigentlich so genannten Literatur?

Das größte und das schönste der morgenländischen Werke, selbst in Betreff der Form und des Styls, ist der

Koran. Er beschäftigt gegenwärtig die Literatoren Europas. Aber schrieb Mohamed Literatur?

Würden die Troubadours und Minnesänger nicht darüber erstaunen, ihre Werke gegenwärtig in den Händen der Gelehrten zu sehen?

Shakspeare selbst muthmaßte es gar nicht, daß er ein großer Literator war; gegenüber den Schriftstellern seiner Zeit nahm er die bescheidene Stellung ein, welche die Dichter des Cirque Olympique gegenüber Euern eigentlich so genannten dramatischen Verfassern innehaben.

Die Literatur im gegenwärtigen Sinne des Worts hat in Europa erst mit der Epoche der Wiedergeburt (la Renaissance) begonnen. Die Gelehrten, und besonders die holländischen und deutschen Gelehrten, von allem wirklichen und thätigen Leben getrennt, endeten damit, zu glauben, daß dieses Leben gar nicht bestände, und sie nannten das Latein „die Menschheitsstudien, studia humaniora." Die Menschheit war für sie nur in den klassischen Büchern. Ihre Weise der Anschauung überwiegt noch in den Schulen.

Zur Zeit Ludwigs XIV. gab es sehr gelehrte Männer in Frankreich, Gelehrte ersten Ranges, welche wirklich die Ueberzeugung hatten, Boileau und Racine beschäftigten sich nicht mit der eigentlich so genannten Literatur und verdienten den ernsten Titel der Literatoren keineswegs. Man bewilligt diesen Titel auch Beranger, Fourier, Leroux, George Sand nicht. Die Idee der Literatur hat man bis zu der Ausschließung aller Elemente eines wirklichen Lebens eingeengt. — Erlaubt ist es den Schulmeistern, eine solche Idee zu haben; Sie aber, meine Herren, werden sie gewiß nicht annehmen.

Eine Literatur, mit der man ein ernstes Publikum beschäftigt, muß das sein, was sie in den großen schöpferischen Epochen gewesen ist; sie muß alles zusammen, Religion und Politik, Kraft und Handlung sein. Besteht eine solche Li-

teratur bei Ihnen? Es ist mir nicht bekannt. Was ich aber weiß, ist, daß sie bei den Slawen besteht, lebt und wirkt. Da ist es selbst, wo man die Aufklärungen*) finden könnte über die Art und Weise, in welcher sich die größten und die einzigen wahrhaft literarischen Werke erzeugt haben: die Verse Homers, die Strophen der Nibelungen, die Zeilen des Korans und selbst die Zeilen des Evangeliums. Die Elemente einer solchen Literatur, niedergelegt im Geiste der slawischen Race, gereift durch die Arbeiten eines innerlichen Lebens, welches Jahrtausende angedauert hat, gelangen endlich dazu, sich kundzugeben. In diesem Sinne sagte Kollar aus, daß, da alle Völker ihre Worte gesprochen haben, nun gegenwärtig die Reihe an der slawischen Race ist, das ihrige zu formuliren.

Diese Formel, oder vielmehr diese Kundgebung, muß zu gleicher Zeit eine moralische und materielle sein. Dieser doppelte Charakter macht die That aus. Die Völker manifestiren sich nur, indem sie wirken. Die slawischen Völker haben mit Euch durch das religiöse Thun, als Glieder der nämlichen Kirche, moralische Beziehungen gehabt, und sie haben nicht aufgehört, als Eindringende oder Ueberfallene, als Feinde oder Bundesgenossen materielle Beziehungen zu haben. Eine Abtheilung dieser Völker fand sich endlich mitten unter Euch, um auf materielle Weise das von dem Dichter Kollar vorhergesagte Wort zu manifestiren. Dieses Wort war zugleich die Ankündigung einer neuen Epoche.

Die slawischen Völker haben nichts mehr von der Vergangenheit zu hoffen: es ist dieses eine allgemeine Ueberzeugung der Russen, der Polen und der Czechen. Es ist für sie die Unmöglichkeit vorhanden, sich den Männern der Vergangenheit begreiflich zu machen: demnach war ich also

*) Siehe unsere Vorlesungen über die Rhapsodensänger Serbiens.

berufen, Ihnen den Charakter derjenigen, die ich die Männer der Vergangenheit, unsere natürlichen Feinde nenne, zu zeichnen, und diejenigen erkennen zu lassen, welche wir die Männer der Zukunft nennen, mit welchen die slawischen Völker berufen sein werden, ihr Denken, ihre Worte auszutauschen und zusammen zu wirken.

Jede neue Epoche ruft auf die Weltbühne eine neue Race hervor, oder, um besser zu sagen, sie läßt aus der Mitte der alten Bevölkerungen die Männer erkennen, welche seit längst vorbereitet sind, ein neues Volk zu bilden.

Frankreich, welches die Epoche der christlichen Königthümer begonnen und das Muster derselben der Christenheit gezeigt hat, Frankreich war seit der Errichtung der Monarchie weder gallisch, noch fränkisch, noch germanisch, noch römisch mehr: Frankreich war die Vereinigung der Individuen, welche diesen verschiedenen Völkerschaften angehörten, und die sich nur ein Volk zu sein fanden, indem sie das neue Symbol angenommen, das fähig war, sie mit einem neuen Leben zu begeistern.

Die gegenwärtige Epoche bereitet eine viel größere und allgemeinere Schöpfung vor, diejenige eines neuen Volkes, oder, um besser zu sagen, mehrer Völker, welche berufen sein werden, eine neue Nationalität zu bilden.

Es war unsre Schuldigkeit, Ihnen die Zeichen, an welchen wir die Männer dieses neuen Geschlechts erkennen, sehen zu lassen.

Eine neue Epoche ist auch berufen, den Menschen ein neues und vollkommnes Ideal zu schaffen, ein Ideal, welches die ganze Vergangenheit in sich faßte und uns als Muster der Zukunft dienen könnte.

Das slawische Volk und ganz im Besondern das polnische Volk war zuerst gezwungen zu erkennen, daß die Religion, so wie man sie in den ersten Zeiten der Kirche ausgeübt und wie man fortgefahren hat, sie im Mittelalter

auszuüben, nicht mehr den rechtmäßigen Bedürfnissen des neuzeitigen Menschen genügt; und sehen wir nun, auf welche Weise es dieses erkannt hat.

Das slawische Volk hat die christliche Religion in Masse empfangen; es war dazu vorbereitet durch lange Zeiten des Unglücks. Es hat die Liebe, die Ergebung, die Aufopferung begriffen, es ist ganz und gar der bettelnde Mönch geworden. Es besitzt alle die Tugenden, welche einen Mönch ausmachen, und doch haben diese Tugenden dasselbe weder vor der ausländischen Eroberung noch vor der einheimischen Bedrückung gerettet. Die barbarischen Herren und die einheimischen Herren beuten diese mönchsartigen Tugenden aus, ohne dem Volke selbst das zuzugestehen, was man in den alten Zeiten den Mönchen bewilligte: die Achtung und das Almosen. Es muß also das Volk sterben, oder es muß seine Religion anders begreifen und ausüben, als es dieses bis dahin gethan hat. Es muß in derselben nicht blos allein die Kraft finden, die Ungerechtigkeit zu dulden, sondern auch die Kraft, die Gerechtigkeit zu vertheidigen.

Die barbarischen Eroberer fragten, indem sie auf die Slawen losschlugen, ob Jesus Christus stärker sei als ihre Götter.

Frankreich hatte einst die nämliche Probe zu bestehen. Zur Zeit der Normanneneinfälle bedauerte man, gar zu viele Klöster und zu wenig Festungen gebaut zu haben. Frankreich waffnete sich und widerstand; es hatte begriffen, daß das Christenthum den rechtmäßigen Gebrauch der Kraft nicht ausschloß. Die Slawen dagegen fahren fort zu dulden.

Ihre Demuth und ihre Ergebung haben den Ingrimm der Mongolen nicht entwaffnet. Dieses schreckliche Volk kam periodisch wieder, den Glauben der Slawen auf die Schwert- und Feuerprobe zu stellen. Aehnlich dem Gotte Jakobs, ließ es sich nur durch den Widerstand erweichen, segnen kann es nur denjenigen, der es besiegt hat. Un-

erbittlich für die Schwäche, betrachtet es sie als ein Verbrechen. „Wäret ihr keine Sünder, so hätte euch Gott nicht verlassen, und uns auf eure Häupter gesandt!“ antwortete Dschengiskhan den Völkern, die seine Gnade anriefen.

Die Türken richteten an die Polen dieselben Rufe. Der lange türkisch-polnische Krieg war ein Kampf der Suprematie zwischen Jesus Christus und Mohameed. In diesem Sinne sprach sich Johann III. aus, nachdem er die Macht der Ottomanen unter den Mauern Wiens gebrochen hatte, durch die Worte: „Jetzt werden uns die Türken nicht mehr fragen, wo unser Gott sei.“

Da die Christen nicht im Stande waren, ihren Gott in seiner ganzen Macht und unwiderstehlichen Kraft zu zeigen, so mußten die Türken und Tataren kommen, sie ihrer geistigen Unthätigkeit wegen zu bestrafen.

Nach den Türken und Mongolen kamen die sich christlich nennenden Regierungen, das slawische Volk auf eine andere Weise zu versuchen. Oestreich sagt ihnen: „Bleibet Christen, so wie ihr es früher waret, betet immerfort, bleibt in den Klöstern, befaßt euch nicht mit den vergänglichen Dingen, welche die Welt bewegen, und ihr werdet ein materielles Wohlsein genießen, ihr werdet fett werden.“ Ein Theil der Böhmen ließ sich in dieser Schlinge fangen; doch gewahrten sie es später, daß ihr moralisches Leben mitten im Wohlsein verschwand; sie bekamen einen Widerwillen dagegen, sie fangen an sich zu bewegen.

Neben dem östreichischen Christenthum, sagt die freimüthigere russische Regierung, ganz einfach dem] einen Theile der Bevölkerungen, welche sie bedrückt, die nämlichen Worte, die wir Ihnen an einer andern Stelle, von dem Katechismus des Kaisers von Rußland redend, angeführt haben: „Lasset euch kreuzigen, ahmet den Heiland in seiner Sanftmuth und in seiner Geduld nach. Lasset euch kreuzigen, und ihr werdet eures Seelenheiles gewiß sein.“

Es gibt gutmüthige Männer, die sich so kreuzigen lassen, die das Leben des Mittelalters fortsetzen; aber es ist nicht in der Gewalt der Menschen, ein großes Volk zur Annahme eines solchen Symbols zu zwingen. Was sich Göttliches und Christliches im geschichtlichen Leben der slawischen Völker und in dem Leben Polens vorfand, das schrie hoch auf, empörte sich gegen diese Todesformel, es erhob sich über ein solches Symbol; denn es ahnet schon, sieht und kündet im voraus das triumphirende Christenthum an.

Weder Theorien, noch Bücher, noch Diskussionen waren es also, welche den Geist der slawischen Völker weckten und ihn vorwärtstrieben, sondern es waren Einfälle, Metzeleien, Ketten, Verbannungen, ein fortdauerndes anti-religiöses Thun war es, welches das Bedürfniß einer Religion der That fühlen und inmitten der Slawen das leibgewordene Wort der Epoche herabsteigen ließ. Und ziehen Sie die christlichen Philosophen, die Dichter und Denker von ganz Europa zu Rathe, diese Propheten des neuen Bundes, so werden Sie sehen, daß dieses leibgewordene Wort gerade zur rechten Zeit erscheint, und daß es alle die Verheißungen erfüllt, welche einem Christen sein Gewissen innerlich gibt: Verheißungen einer religiösen, moralischen und zu gleicher Zeit glücklichen Zukunft.

Nun wird man leicht begreifen, warum es kein Ideal mehr auf Erden gibt, kein universelles Muster, das der Bewunderung und Nachahmung der Menschen, die als Christen leben wollen, dargeboten wäre. Im Mittelalter bildeten sich alle Ritter nach dem Muster eines Helden der Kreuzzüge, eines Gottfried von Bouillon, eines heiligen Ludwig. Die Priester hatten vor Augen das große Bild Innocentius' III. dieses Beherrschers des europäischen Gedankens. Würden nun aber die slawischen Völker die Forderung an uns stellten: „Zeiget uns das Ideal, den Mann der Epoche, welchen ihr für den vollkommensten ansehet, und wir sind bereit, alles

zu thun, um ihm nachzuahmen; und alsdann werden wir uns einander wiederähneln, wie sich die Märtyrer ähnelten, indem sie ihren Diener Jesus Christus in seinem Leiden nachahmten."

Welches ist gegenwärtig Euer Ideal? Jedesmal, wenn die Idee zur Realisirung kommt, schafft sie ein Ideal, einen Mann als Muster. Weder ein Buch, noch ein Bericht, noch eine Idee war es, was den berühmtesten der Athener nicht schlafen ließ, sondern es war Miltiades, ein Mensch gewordenes Ideal. — Cäsar weinte nicht beim Bücherlesen; nur müßige Männer vergießen Thränen über den Büchern — Cäsar weinte vor der Bildsäule Alexanders!

Fehlet also das Ideal, so dürfen wir uns nicht verwundern, wenn sich der Schlaf auf die Menschen senkt, und wären sie auch lauter Themistoklesse! Nur demjenigen wird es gegeben sein, sie zu wecken, wer sich selbst der ideale Mensch zu sein fühlen, wer die Eigenschaften und die Gaben besitzen wird, zu welchen wir aufstreben. Sobald wir vor unsern Augen das Christenthum in einem heiligen, mächtigen und glücklichen Manne realisirt sehen, so werden wir nicht mehr das Recht haben, zu sagen, daß der Glaube todt sei und daß der Mensch nicht für das Glück geschaffen wäre.

Nach dem von uns Gesagten werden Sie schon die Eigenschaften und die Tugenden errathen, welche man in dem Manne sucht und in demselben finden muß, der bestimmt ist, als Ideal der gegenwärtigen Epoche zu dienen. Er muß weder außer- noch unterhalb des Christenthums bleiben; er muß in sich die Heiligkeit der ersten Kirche, die energische Kraft der kämpfenden Kirche des Mittelalters und die siegreiche Kraft der Kirche der Zukunft vereinen.

Wir haben gesagt, daß die Fähigkeit zur Begeisterung (la faculté d'enthousiasme), welche man die Fähigkeit, den

heiligen Geist zu empfangen, nennen könnte, das unterscheidende Merkmal der Männer ist, die bestimmt sind, der Kirche der Zukunft zu dienen. Welches wird nun das Merkmal derjenigen sein, die schon dazu vorbereitet sind? Nach diesem Zeichen ist es, daß man gegenwärtig die Nationen klassificiren wird; jede neue Epoche führt eine neue Klassificirung der Völker ein. Dasjenige, was vor dem Christenthum groß und mächtig war, ist später für barbarisch und rückschreitend erklärt worden. Das Nämliche wird in der Epoche, worin wir leben, stattfinden.

Dieses Zeichen, der einzige Beweis, daß man in dem Christenthum gelebt hat, daß man mit dem Christenthum vorgeschritten ist, daß man entschlossen ist, das Christenthum vorwärts zu bringen, dieses Zeichen ist das heilige Feuer.

Das heilige Feuer, das ist das vollkommne Resultat der innerlichen Arbeit. Und das ist die Ursache, warum Frankreich, welches die größte Masse dieses Feuers besitzt, die Nation par Excellence ist, und warum wir den französischen Geist als mehr christlich, denn Rom erkannt haben. Darum auch stehen in dem erhabensten der polnischen Erzeugnisse die Zeilen geschrieben, daß Frankreich auf dem sonst noch schwarzen Erdball schon eine graue Oberfläche bildet. — Auf daß nun diese Oberfläche erleuchtet werde und die ganze Welt erleuchten könne, deren Schicksale davon abhängen, haben wir gesagt, daß Frankreich einer moralischen und außerordentlichen Hülfe bedarf, und die Vorsehung hat auch dafür gesorgt. Frankreich möge wissen, daß von dem nämlichen Feuer, welches sich in dem französischen Herzen regt, man die Funken an der Weichsel, selbst am Don, ja sogar an den Ufern der Moskwa findet.

Dieses heilige Feuer, der gemeinsame Schatz aller Seelen, die dem Christenthum treu geblieben sind, die gemeinsame Kraft aller erhabenen Geister, in einem vollkommnen

Manne konzentrirt, wird zum Hebel aller Kräfte, zum Herde aller einzelnen Funken; es wird Frankreich entflammen und die Welt erleuchten; ein solches Ergebniß ist der einzige würdige Beschluß der Geschichte des Christenthums, der Bestimmungen Frankreichs und der Bestimmungen der slawischen Völker.

Zwölfte Vorlesung.

Den 30. April 1844.

Meine Herren! Die Gegenden, von denen ich Ihnen gesprochen, die Racen, deren Geschichte ich Ihnen erzählt habe, wurden nach den angenommenen Ideen barbarisch und Barbaren genannt.

Die civilisirten Gesellschaften nennen in den Zeiten, wo sie zu ihrer endlichen Entwickelung gelangen, jedes neue Volk barbarisch. Freiwillig haben wir diese Benennung angenommen: wir sind wirklich die Barbaren der gegenwärtigen Epoche. Unser Land ist die Barbarei von Europa gewesen: alle alten Völker, die unter dem Namen der Barbaren bekannt sind, haben unser Land und unsre nationale Geschichte durchzogen. Erst nachdem sie die slawischen Bevölkerungen zu Boden getreten hatten, verfolgten sie ihren Lauf und verbreiteten sich über Gallien, über Spanien und den Westen. Unsere Geschichte ist demnach, mehr denn irgend eine andere, mit derjenigen der Barbaren verbunden.

Gewisse Geheimnisse ihrer Wanderungen haben wir erklärt, es bleibt uns noch ein Wort von ihrem Einfluß auf Europa zu sagen übrig, um in dieser Beziehung einen groben Irrthum der Geschichtschreiber des Westens zu berichtigen; diese Diskussion wird uns von neuem der Hauptfrage zuführen.

Es wird allgemein geglaubt, die Barbaren hätten seit dem fünften Jahrhundert den vorschreitenden Gang des menschlichen Geistes unterbrochen, den Gedankenschwung gehemmt, die Wissenschaften zertrümmert, die Menschheit von neuem in die Finsterniß versenkt. Die Geschichtschreiber fügen indessen hinzu, daß man diesen Barbaren doch etwas zu verdanken habe, man sagt, sie haben die Racen des Westens aufgefrischt und verjüngt. Diesen Geschichtschreibern zufolge, hätten die Einbrüche kein anderes heilsames Resultat gehabt, als dasjenige der Racenkreuzung.

Bis zu so erbärmlichen Ergebnissen hat man eine der größten geschichtlichen Fragen zurückgeführt. In so bestialischer Weise hat man den Gedanken der Vorsehung, welcher die Barbaren nach dem Westen führte, zu erklären gesucht.

Die Idee des wahren Fortschritts würde genügen, um uns besser die vorsehungsartigen Gesetze der Völkerbewegung zu erklären: nach dieser Idee wäre es leicht zu erweisen, daß die europäische Menschheit nie Rückschritte gethan hat und daß es nie eine gewaltsame Unterbrechung in ihrem moralischen Hergange gab.

Dasjenige, was in uns vorschreitend ist, ist unser innerer Mensch, unser Geist; der Fortschritt, meine Herren, wir haben es gesagt, ist nichts Anderes als die Entfaltung unseres innern Menschen, sein Vorschreiten zu Gott. Wir sind im Fortschritte, sobald wir uns mächtiger fühlen, als Beweis, daß wir uns Gott nähern, welcher die Allmacht ist; wir sind im Fortschritte, sobald wir uns besser fühlen und demzufolge der Quelle alles Guten näher; wir sind endlich im Fortschritte, sobald wir uns hellsehend und glücklich fühlen, als mehr mit Gott vereinigt, welcher das Licht und das Glück ist.

Würden Sie nun nach dieser Idee des Fortschritts den geistigen Zustand der Unterthanen des römischen Kaiser-

reichs im fünften Jahrhundert und denjenigen der fremden Völker beurtheilen, so würden Sie gewahr werden, auf welcher Seite der Fortschritt war und wo die Thatenlosigkeit (inertie) herrschte, welche die wirkliche Barbarei ist.

Fühlte er sich wol im Fortschritt, jener römisch-griechische Geist, welcher damals einem kolossalen Kaiserreiche vorstand, über Industrie- und Kriegsmittel einer langen Civilisation verfügte und vor den wenig zahlreichen und schlecht bewaffneten Barbaren zitterte, ihnen das Feld frei ließ und sich in den Festungen einschloß, während das Genie der Vandalen, von den Steppen des Nordens losbrechend, die Wälder Deutschlands, die befestigten Burgen Galliens, die Berge Spaniens zu Pferde durchbrach und Mittel fand, nach Afrika überzugehen?

In der nämlichen Zeit befuhren die Seeräuber des Nordens auf ihren Kähnen den weiten Ocean und die Römer, die doch Flotten hatten, vergaßen selbst die von ihren Vorfahren auf dem Meere gemachten Entdeckungen. Die Quelle, welcher die heroischen Thaten entfließen, ist auch diejenige, aus welcher die großen wissenschaftlichen Entdeckungen hervorgehen; diese Quelle versiegte im römischen Kaiserreiche, somit öffnete sie sich im Schoose der Barbarei. Aus dem Schoose der Barbarei gingen damals fast alle großen Heiligen, die Apostel des Christenthums, die thätigsten Diener des Wortes hervor.

Die Griechen und die Römer besaßen nicht mehr die zu einem solchen Dienste nothwendige Kraft. Sie waren nicht mehr fähig, jenes Wort zu erzeugen, welches den ganzen Menschen in sich trägt. Das Wort eines Griechen oder eines Römers hatte selbst in den Geschäften des bürgerlichen Lebens nicht den Werth, wie dasjenige eines Burgunders oder eines Franken. Bei den Barbaren war im Gegentheil an der Tagesordnung „ein Wort, ein Mann,“ das Wort, das ist der Mann: der Mann (czlowiek) und das

Wort (slowo) haben bei den Slawen die nämliche Wurzel. Das Christenthum brauchte solche Menschen; es berief sie und übergab ihnen, das geistige Leben in der Welt wieder anzufachen.

Dieses Leben bestand dazumal in der Literatur ebenso wenig wie in dem bürgerlichen und im Staatsleben. Die Literatur war nur die Verehrung des Wortes, der Phrasen (le culte du mot).

Ein lateinischer Autor jener Epoche beklagt sich bitter über die Schwierigkeit, die klassischen Musen inmitten der Barbaren zu pflegen. Er hatte eben einem ihrer poetischen Feste beigewohnt und spricht von dem Aergerniß, das ihm die rauhe Stimme eines burgundischen Barden verursachte. Der Autor und der Barde, beides Dichter, an der nämlichen Tafel sitzend, stellten sehr gut, der eine den Verfall, der andre den wahren Fortschritt vor: der lateinische Autor schrieb Verse, um die Vergnügungen seiner Leser zu erhöhen; der Burgunder sang, um seinen Zuhörern den Enthusiasmus für große Thaten einzuflößen.

Hat die europäische Literatur der civilisirten Völker wol schon den Standpunkt der Literatur der Griechen und der Römer des fünften Jahrhunderts erreicht? Es gibt Schriftsteller unter den Abendländern, die es glauben. Sicher ist jedoch, daß die Bücher, welche am meisten die Mußestunden der Leser ergötzen, nur sehr wenig auf ihre Handlungen einwirken und äußerst selten nur die wahren Gefühle ihrer Verfasser darstellen.

Polen hat zuerst durch eine große nationale Erfahrung es gelernt, und hat begriffen, daß das europäische Wort keinen politischen Werth mehr hatte. Diese Nation, von einem furchtbaren Feinde angegriffen, hatte alle Bücher, alle Zeitungen, alle beredten Zungen von Europa zu Bundesgenossen und sie sah aus dieser unzählbaren Armee von Worten keine einzige That hervorgehen. Das Wort, welches

die Quelle und das Prinzip des nationalen Lebens hätte sein sollen, war nur das Echo davon, und zwar ein lügendes Echo.

Die Erfahrung war entscheidend. Die polnischen Denker und Dichter haben die Resultate hieraus vorhergefühlt und das ganze Gewicht derselben begriffen. Mit Widerwillen wenden sie sich ab von allem, was Buch ist, von allem, was System heißt. Einer dieser Dichter, Philosoph und Soldat zugleich, nimmt folgenderdermaßen Abschied von den Büchern: „Erlauben wir doch den Würmern in diesen Büchern zu nisten, sich von denselben zu nähren und fett zu werden. Was mich betrifft, ich habe nichts auf meiner langen Reise durch so viele Seiten und Bände entdeckt. Nichts habe ich aus dem ganzen Apparat meines physikalischen und chemischen Kabinets geschöpft. Wer hat irgend wol so viel gelesen, so viel über den Maschinen und Büchern gewacht? Heute, o! Philosophen, erkennet ihr mich für einen der eurigen, für eures gleichen an. Ich kenne das Geheimniß eures Handwerks, fragte ich euch aber, was ihr wisset, die Schande müßte euch Gehirn und Antlitz verbrennen, wenn ihr, o Philosophen, noch fähig wäret, Scham zu fühlen!"

Dieser letzte Schrei der polnischen Literatur findet ein Echo von der andern Seite der Welt, in Amerika. Dort predigt Emmerson denselben heiligen Krieg gegen die Bücher- und Systemmänner, gegen diese gekünstelte, verdorbene und verfaulte Welt. Wir kennen in derselben nichts mehr über unsre Zukunft lernen, die Vergangenheit selbst findet sich nicht mehr dort. Nicht außerhalb uns, sagt Emmerson, müssen wir unsre Geschichte suchen, wir müssen es lernen sie in uns selbst zu lesen. Die Geschichte muß aufhören ein Buch zu sein: es ist absolut nothwendig, aus dem Buche herauszukommen. Die Geschichte muß einhergehen, verkörpert in jedem gerechten und weisen Manne. Führet mir

doch nicht mehr die Register der Bücher an, die ihr gelesen habt: lasset mich fühlen, von welchem Jahrhundert ihr seid, wie viele Jahrhunderte ihr gelebt habt. Bringet mir den Beweis von der Epoche, zu welcher ihr gehöret: hienach will ich euch klassificiren. Ich muß im Menschen die ganze Vergangenheit wiederfinden, in seiner Kindheit das goldne Zeitalter, den Baum des Erkentnisses vom Guten und Bösen, den Zug der Argonauten, die Berufung Abrahams, die Erbauung des Tempels, in seiner Jugend die Ankunft Christi, das Mittelalter, die Entdeckung Amerikas u. s. w., u. s. w. Habt ihr noch nicht euern Kreuzzug und eure französische Revolution gemacht, so beeilet euch, denn sonst werdet ihr nicht gleichen Schritt mit dem gegenwärtigen Geschlecht halten können.

Seinen Tempel gebaut und seinen Kreuzzug gemacht zu haben, heißt man aber nicht, die Beschreibung des Tempels und die Geschichte der Kreuzzüge gelesen zu haben.

Das neunzehnte Jahrhundert hat sich sehr häufig über die Unwissenheit Eurer großen Männer des Mittelalters lustig gemacht, über Gottfried von Bouillon, Bohemund, Karl den Großen, die kaum zu lesen und zu schreiben wußten. Nun, welches waren wol die Bücher, die sie hätten lesen müssen? Sollten sie etwa aus Vitruvius oder Vegetius die Kunst erlernen, eine Festung zu bauen und eine Legion manövriren zu lassen? oder sollten sie vielleicht aus den griechischen Pergamenten das Geheimniß lernen, wie man das griechische Feuer verfertige?

Diese Männer, welche in ihrem Herzen eine ganz neue Epoche sich regen fühlten, welche mit einem Wort, mit einem Zeichen der Hand die Reiche in Bewegung setzten, konnten sie sich wol mit dem Nachlesen der bändereichen Erzählungen des Titus Livius, oder der langen Reden des Cicero aufhalten? Sie fühlten sich viel beredter denn alle die Redner des Alterthums, und viel größere Dichter als

Homer selbst: sie machten wirkliche Poesie, sie blieben Helden der Poesie.

Wer nur irgend beobachtet, was in der Welt vorgeht, der wird bemerken, daß das nämliche Bedürfniß der großen Thaten, die nämliche Begier, solche zu unternehmen und auszuführen, sich in allen Herzen kundgibt.

Das Volk hat nie aufgehört, dieses Bedürfniß zu fühlen, es ist heutzutage mehr denn irgend jemals bereit, ihnen zu entsprechen. In dieser Beziehung ist das französische Volk noch barbarisch. Ihre Publicisten nennen es so. Ich könnte Bücher und Zeitungen anführen, in welchen man Ihnen darlegt, wie weit Sie noch von dem Ideal der materialistischen Civilisation entfernt seien! Wie viele Systeme über Eisenbahnen, über Philosophien und besondre Einrichtungen Sie noch zu machen haben, um gleichen Schritt mit England und Preußen halten zu können! Diese Publicisten erschrecken über die geringe Zahl der Menschen, welche ihre Civilisation vorstellen, unterhalb welcher, sagen sie, die Volksbarbarei sich regt und bereit ist, einen Einbruch in dasjenige zu machen, was sie das civilisirte oder das gesetzliche Land nennen. So sind wir andern, wir Slawen auch Barbaren, wir sind unter diesem Titel Brüder des französischen Volkes und erklärt für solche von Euern Publicisten. Ich freue mich darüber, denn auf diese Brüderlichkeit bauen wir unsere Hoffnungen.

Diese unverbesserliche Barbarei des französischen Volkes hängt mit dem Innersten seines Wesens zusammen. Wir haben gesagt, der französische Geist ist intuitiv; er fühlt sich erhaben über alles dasjenige, was kleinlich, vereinzelt, besonders über alles, was System ist.

Unaufhörlich und hartnäckig strebt er nach dem, was s o g l e i c h, was g a n z u n d g a r, was ü b e r a l l ist, au tout à l'heure, au tout entier, au partout.

Die Griechen haben sich bald von ihrer materialistischen

und durchgängig äußern Civilisation verderben lassen; sie haben ihrerseits auch sehr bald die Römer verdorben. Es hat eine Zeit gegeben, wo die großen Städte Griechenlands und Italiens nichts weiter mehr waren, als nur Tummelplätze, auf welchen die Sophisten und Schauspieler ihre Wettkämpfe hielten. Die Bevölkerungen versammelten sich, um die Epikuräer und Cyniker sprechen zu hören, um eine Abhandlung über die Schönheit Helenens, von einem Gelehrten vorgetragen, zu hören, einen andern wieder, der ein beredtes Lob aussprach, wessen? das Lob einer Fliege! (Lucian hat für ein ähnliches Publikum das Lob der Fliege verfaßt). Das war es also, was den Geist der civilisirten Völker des vierten und fünften Jahrhunderts beschäftigte.

Das französische Volk hat nie einen thätigen Theil am Streite der Nominalisten und Realisten genommen, ebenso wenig an dem der Aristotelianer und Gassendianer wie an dem der Eklektiker und Hegelianer. Philosophisch und literarisch gesprochen, ist es stets barbarisch geblieben, stets jung und neu. Darum hat Frankreich, als Nation, noch nicht gealtert und auch keinen Einbruch der fremden Barbaren zu fürchten.

Der slawische Geist besitzt das nämliche Wesen und die nämlichen Bestrebungen wie derjenige der Franzosen. Einige Ihrer Denker haben dieses schon bemerkt, unter andern der Graf Joseph de Maistre. Dessenungeachtet haben jedoch der französische Geist und der slawische Geist in ihrer Entwickelung verschiedene Richtungen eingeschlagen. Der Franzose hat, nachdem er das Christenthum angenommen, es sogleich angewandt: er hat darnach gestrebt, dasselbe in die Verhältnisse des socialen Lebens übergehen zu lassen, er hat das Christenthum benutzt, um die Erde zu erobern, um freier auf Erden zu werden. Daher kommt sein Freimuth, das tiefe Gefühl seiner Würde und vor allem diese stete Beweglichkeit, dieser Geist, den man revolutionär nennt

und welcher die Franzosen von allen ihren Nachbarn unterscheidet.

Da der Slawe das Christenthum viel später angenommen, da er noch nicht die nämliche Masse des heiligen Feuers ausgearbeitet hat, so ist er, es ist wahr, seiner Religion treu geblieben, er hat aber keinen einzigen irdischen Vortheil aus derselben gezogen; und was folgte hieraus? — Er leidet und er ergibt sich in sein Leiden.

Aber der eine und der andere haben bis jetzt noch keine Ruhe auf Erden gefunden. Weder die Industrie noch die Philosophie haben den französischen Geist zu fixiren vermocht. Ebenso wenig ist es irgend einer Regierung gelungen, den slawischen Geist zu sättigen. Der eine und der andere bedürfen der Wahrheit, und sie werden nur ausruhen können in einer Wahrheit, die im Stande sein wird, allen ihren moralischen Bedürfnissen zu genügen. Der eine bewegt sich, um sie zu finden, der andere wartet sie ab, und in diesem Warten läßt er die Regierungen und die Systeme, unfähig, ihm das irdische Glück zu sichern, weil dieses von dem Heile seiner Seele unzertrennlich ist, vorübergehen.

Was sind demnach diese beiden Völker? — Die beiden Pole der nämlichen Kraft; sie sind die beiden Arme des nämlichen Geistes, berufen zu gleicher Zeit zu wirken, um die nämliche religiöse und politische Sendung auszuführen.

Diese Sendung ist uns schon emblematisch verkündet in dem, was ich den Haus- und Privatkultus der beiden Nationen nennen werde. Alle Kulte, bevor sie öffentlich werden, bleiben lange Zeit in den Häusern der Privaten verschlossen. Wollen Sie die Anfänge eines neuen Kultus erforschen? — so müssen Sie die Mansarden des Tagelöhners, die Kabanen des französischen Landmanns, die Hütten des polnischen Landmanns besuchen. Welche Gegenstände der Verehrung finden Sie dort? welche Embleme? welche Namen? Zuvörderst erblicken Sie daselbst das Kreuz, welches

die ganze Vergangenheit zusammenfaßt, dann das Antlitz des Kaisers, Sinnbild der Kraft, und an der Seite desselben das Bild des Marschalls Poniatowski, als Zeichen des Ehebundes der beiden Nationen.

Diese beiden Nationen haben also die nämliche politische Religion, sie haben die nämlichen Götter, sie besitzen die nämlichen Schutzheiligen. Das endliche Symbol, welches sie von neuem vereinen wird, muß desgleichen ein nationales für die beiden Völker sein.

Der Tag, an welchem dieses Sinnbild, von dem sich in den Gewissen der Individuen schon der Entwurf vorfindet, sich als nationales Wort kundgeben wird, der Tag, an welchem die von der Volksverehrung geheiligten Embleme auf dem Banner des Christenthums erscheinen werden, dieser Tag, zweifeln wir nicht daran, wird alle diejenigen wieder vereinen, die sich schon im Geiste gewaffnet und bereit fühlen zu marschiren.

Die Religion, so lange sie tief gefühlt und mächtig kundgegeben war, richtete an die Menschen keinen andern Ruf als denjenigen, vorwärts zu schreiten und aufwärts zu steigen. Vorwärts gehen und aufwärts steigen, das ist der Sinn aller Lehren des Christenthums: nun, so marschiret in einem fort, steiget ohne Unterlaß aufwärts und betrachtet die Jahre Eures Lebens, die vergangenen Jahrhunderte Eurer Nation, die Epochen der Kirche als ebenso viele Stufen, die Euch helfen werden, Euch höher zu erheben.

Die Lehrer der Kirche haben gesagt, jeder Christ sei berufen, während seines Lebens alle die Epochen der Kirchengeschichte durchzumachen, er habe in sich selbst diese Geschichte zu resumiren. Emmerson, hierin einverstanden mit den christlichen Doktoren, muntert uns auf, in uns die politische Geschichte unserer Nationen zu resumiren, sie zu ergänzen und ein neues Kapitel derselben zu beginnen.

Funfzig Jahre vor Emmerson erfaßte Krasicki*), ein polnischer Dichter, die nämliche Idee von der Einheit des individuellen Geistes, der die Vielfachheit der Formen durchmacht, und entfaltete sie in einem geschichtlichen Romane. Dieser Roman enthält die Geschichte eines Wesens der Phantasie, eines ewigen Menschen, etwa wie der irrende Jude, nur interessanter als dieser. Denn während dieser von demselben Fluche und denselben Gewissensbissen verfolgt, immer derselbe bleibt, wechselt der Mensch des Krasicki, da er das Geheimniß besitzt, sich zu verjüngen, als käme er von Geschlecht zu Geschlecht wieder zur Welt, nach Willkür die Familie und die Nationalität und wird der Reihe nach Chinese, Karthager, Römer und endlich Pole. Er hat demnach das Leben mehrer Nationen, mehrer Völker und eine große Zahl von Jahrhunderten gelebt; er hat mit ihnen genossen und gelitten. Nun wohlan! existirte dieser Mensch noch, welche Nationalität würde er sich wol zu seiner Wiege wählen? welchem philosophischen oder religiösen System würde er den Vorzug geben? welcher Idee würde er sich weihen?

Diese Frage, meine Herren, könnten wir auch an uns selbst richten! Es handelt sich hier um das Princip unsers religiösen und moralischen Lebens, folglich um unser Heil, in allen möglichen Bedeutungen dieses Wortes. Jeder von uns hat das Recht, die Frage, welche sein Heil betrifft, von dem Gesichtspunkte des ewigen Menschen aus zu betrachten.

Euer Heil? werden die Doktoren der amtlichen Kirche sagen; — nun, ihr wisset ja, wie man es erlangt: betet, denket nach, gehet zur Beichte. — Hierauf könnte der ewige Mensch antworten, daß er dies alles schon vor vierzehn Jahrhunderten gethan hat, und daß er dessenungeachtet noch

*) l.: Kra = siz = ki.

nicht erlöset sei. Vielleicht wird man ihm alsdann rathen, eine vollkommnere Lebensart zu versuchen. — Verschließt euch in ein Kloster, wird ihm irgend ein heiliger Trappist sagen, oder begebt euch in die Wüste, thut Buße, entschlaget euch vollkommen der Erde und ihr werdet in den Himmel eingehen. — Aber, mein Vater, ich habe das schon gethan. Ich bin vor dreizehn Jahrhunderten auf dem Berge Karmel gestorben; man hat mich heilig gesprochen, noch aber bin ich nicht im Himmel. Mein Leben habe ich dazu angewendet, diese Bitte des Herrn zu wiederholen: Dein Reich komme! und ich sehe, daß ich nichts gethan habe, um das Kommen dieses Königreichs zu fördern.

Ja, ihr habt euern Beruf verfehlt, wird man ihm sagen; ihr waret geboren zur That; und wohlan! wirket, kämpfet, traget das Kreuz unter die Heiden. — Auch das habe ich gethan; einstens war ich Franzose, einer derjenigen, die auf dem Blachfelde Afrikas zu den Füßen Ludwig des Heiligen starben; und siehe da, ich bin wieder auf Erden, welche, ich bin fast versucht zu glauben, viel mehr der Hölle wieder ähnlich ist, als sie es damals schien. Was bleibt uns nun gegenwärtig zu thun übrig?

Ich weiß nicht, was die amtliche Kirche hierauf dem ewigen Menschen zu antworten hätte. Beobachtet sie das Stillschweigen, so sind die weltlichen Reformatoren bereit Rathschläge zu geben. Sie werden sagen, da die Religion ihre Verheißungen nicht gehalten hat, so ist dies ein Beweis, daß sie unfähig ist dieselben zu erfüllen; daß man nichts mehr von der Religion zu erwarten habe; daß das ganze tausendjährige Leben des ewigen Menschen nur ein Irrthum war. Sich retten, werden sie sagen, heißt nicht den Kampf fliehen, sondern siegen. Ein Held rettet sich, indem er die Armee rettet. Die Kirche Jesu Christi hat uns nicht gelehrt, uns auf diese Weise zu retten; lassen wir also die Kirche und rufen wir die *menschliche Vernunft* an.

Hilft uns Gott nicht, nun so rufen wir unsere Brüder, die ganze Menschheit zu Hülfe; fangen wir eine politische Revolution an. — Ich habe sie schon gemacht, meine Herren, diese Revolution; es ist nicht lange her, wird der ewige Mensch sagen. Erkennet ihr mich nicht? Ich habe in dem Konvent neben Robespierre und Danton gesessen. Im Namen der Idee, von der ihr redet, haben wir große und schöne Reformen eingeführt, die aber doch weder dem Volke noch den Philosophen genügt haben, denn ich höre von neuen Systemen und neuen reformatorischen Plänen reden. Da man nun verzweifelt den Himmel zu erklimmen, so verspricht man uns sociale Reformen, welche eines Tages diese Erde in den Himmel verwandeln sollen. In dieser Erwartung, räth man uns an, sich müssig zu verhalten, und doch habe ich Eile, zu leben, ich habe nöthig, zu wirken. Was bleibt uns also zu thun übrig?

Um eine solche Frage im Geiste zu lösen und sie auf Erden auszuführen, muß man sich wirklich in der Lage dieses ewigen Menschen fühlen, man muß sich das Kind seiner Kirche, den Sohn seines Volkes fühlen, solidarisch verantwortlich für alle seine geistigen und zeitlichen Vorfahren; man muß alle die Eigenschaften, alle die Tugenden besitzen, welche unsre Ahnen im Schweiße ihres Angesichts und um den Preis ihres Blutes erworben haben. Man muß die ganze religiöse und politische Vergangenheit zusammenfassen, aus derselben eine einzige Flamme machen und sie in dem Heiligthum unsrer Seele nähren, damit alles, was in der Geschichte heilig, wahr und groß gewesen ist, sich in unserm Innern, im Keime, in Virtualität und in Macht wiederfindet. So war der Gottmensch, so muß der Mann sein, dem es übertragen ist, sein Werk in der gegenwärtigen Epoche fortzusetzen. Dieser Mann muß den Eifer der Apostel, die Aufopferung der Märtyrer, die Einfalt der Mönche, die Kühnheit der Männer vom Jahre 93, die feste, unerschüt-

terliche und niederschmetternde Tapferkeit der Soldaten der großen Armee und das Genie ihres Führers haben. Dieses sind die Züge des idealen Mannes unsrer Epoche: das muß man sein, um es zu wagen, eine neue Epoche zu verkünden; das muß man sein, um den Franzosen und den Polen sagen zu dürfen: Folget mir!

Die Aufgabe derjenigen, die ihm gern folgen möchten, ist äußerst schwierig; sie setzt von ihrer Seite das allerhärteste der Opfer voraus: die geistige Sichselbstverleugnung.

Zur Zeit Jesu Christi empfanden die Menschen, welche ihm zu folgen wünschten, einen großen Widerwillen gegen die Aufopferung ihrer irdischen Güter, ihrer Reichthümer. Einer dieser Männer, voller Frömmigkeit und im Innersten gerührt von den Worten des Messias, entfernte sich dennoch ganz traurig, sagt der heilige Matthäus, denn er besaß große Güter. In den gegenwärtigen Zeiten sind die Güter, welche die Menschen am meisten schätzen und von denen sie sich am schwersten trennen, die intellektuellen Güter, diejenigen, welche sie mit ihrer intellektuellen Arbeit erworben haben. Die Reputation, die man sich gemacht hat, das System, welches man geschaffen oder verbreitet hat, die Formeln, die man gewöhnlich anwendet, das sind Erbgründe, Erbhäuser: das sind die Zauberschätze des civilisirten Menschen. Er hat sein ganzes moralisches Leben darangesetzt, um seinen Ruf, sein System zu begründen, — er hat nichts als dieses, und nun kommt man und bezweifelt den Werth desselben! Viel eher wird er alle seine materiellen Güter aufgeben, allen Reichthümern der Erde entsagen, als die allerletzte der Formeln seines philosophischen oder socialen Systems verlassen. „Die Geister dieser Menschen, sagt der berühmte polnische Schriftsteller Sniadecki *), von den deutschen

*) l.: Snia= dez= ki.

Philosophen redend, brauchen die dunkeln Formeln so wie die Spitzbuben das Dornen- und Strauchgebüsch brauchen; dort fühlen sie sich am wohlsten, und es ist unmöglich, sie von da zu vertreiben, man müßte denn etwa Feuer dranlegen."

Man wird kein Feuer an die Bibliotheken legen, aber wir wollen hoffen, daß man sie weniger besuchen wird, sobald das öffentliche Leben belehrender geworden ist. Der nationale Unterricht fließt aus den großen nationalen Handlungen und verbreitet sich von selbst durch die lebende Ueberlieferung. Eine Nation belehrt sich über Religion, über Politik, über Moral nur durch die großen Beispiele; sie bedarf großer Thaten und folglich auch großer Männer. Im ganzen Laufe des Mittelalters haben die Bürger und die Landleute nicht aufgehört, moralische Fortschritte zu machen, indem sie den Lebensgeschichten der Heiligen und den Erzählungen der glänzenden Waffenthaten der Ritter zuhorchten, indem sie Beispiele von Tapferkeit, Großmuth und Aufopferung erzählen hörten. Der Bürger und der Landmann, auf diese Weise gebildet, waren schon vor dem Erscheinen auf den Schlachtfeldern des letzten Jahrhunderts innerlich Ritter und Helden.

Nur diese Art Unterricht ist es, welche wahrhaft auf die häusliche Moralität einwirkt. Man klagt über die Entzweiung in den Familien, über die moralische Unordnung, die in denselben herrscht. Das Weib, sagt man, fahre fort unter der Vormundschaft des Priesters zu leben, und empfange eine Erziehung, die derjenigen des Mannes entgegengesetzt ist: es ist keine häusliche Harmonie, kein Zweck für die gemeinsame geistige Thätigkeit mehr vorhanden; es gibt keine Eintracht mehr! Dieses häusliche Uebel ist nur die Folge des universellen Uebels. Ist einmal der Zweck für die nationale Thätigkeit verfehlt, so findet sich auch

das häusliche Leben durch die nämliche Thatsache aus der Bahn geschleudert.

Im Mittelalter betete das Weib in ihrem Betsaal für das Wohlergehen der nämlichen Sache, für welche ihr Mann auf den Schlachtfeldern kämpfte; sie war gewiß, daß ihre Gebete dem Mann Hülfe brachten. Demgemäß hatten sie einander nöthig; da sie demselben Zwecke entgegengingen, fühlten sie sich in dem nämlichen geistigen Werke vereint. Die Erinnerungen an die verstorbenen Eltern lebten unter den Kindern fort: sie riefen ihre Mutter als eine Heilige an und lernten die Geschichte ihres Vaters auswendig; sie schöpften aus derselben ihre politische und kriegerische Lehre.

Dieser Zustand der Dinge besteht noch in Polen, wo das Weib an den Verschwörungen Theil nimmt, ihren Mann nach Sibirien begleitet und manchmal zu Pferde steigt, um das Land zu vertheidigen. Die Familien nähren sich daselbst noch von dem großen Leben der Nation. In allen andern Ländern Europas bestehet dieses Leben nicht mehr. Man sage nicht, daß dieses aus Liebe zur Vergangenheit geschehe, oder um den Ernst des gegenwärtigen Lebens zu vermeiden, daß das Weib darauf beharre, unter der Vormundschaft des Priesters zu bleiben. In den ersten Zeiten des Christenthums fürchteten die Frauen keineswegs den Ernst dieser Religion und bestanden nicht darauf die heidnischen Priester um Rath zu fragen; instinktmäßig fühlten sie im Christenthum ein höheres und kräftigeres Leben voraus. Gegenwärtig warnet sie derselbe Instinkt, daß sie von den philosophischen und socialen Systemen nichts zu erwarten haben; sie ziehen daher die Männer der Vergangenheit dieser Gattung von Systemmenschen vor, die weniger werth sind als die Todten, denn sie haben nicht einmal gelebt; eigentlich gesprochen, existiren sie gar nicht, es sind blos ihre Systeme, welche existiren.

Welches wirkliche Leben, frage ich Sie, kann man er-

warten von einem Manne hervorgehen zu sehen, der eine Abstraktion geworden ist.

Lassen wir doch diejenigen, die da sagen, die Welt brauche keine Wunder mehr, die Nationen brauchen keine Helden mehr; der häusliche Herd brauche keine Schutzheiligen mehr, lassen wir sie in ihren Familien die Folgen ihrer materialistischen Doktrinen, wahrhafter Todesformeln, erfahren. Nachdem die Heiligen und die Helden aus der Familie verjagt sind, wird das Haupt der Familie in derselben sich selbst fremd fühlen; es hat nichts mehr seinem Weibe, seinen Kindern, seinem Hausgesinde zu sagen. Der Geist des Weibes, ebenso wie derjenige des Mannes aus dem Volke, welches auch ihre besondern Beschäftigungen sind, hat doch immer die Luft des großen religiösen und nationalen Lebens mit voller Brust einzuathmen nöthig. Die großen Thaten sind es, welche dieses Leben erzeugen und unterhalten. Hofft man etwa, das Weib werde sein Andachtsbuch aufgeben und den Prediger verlassen, um über sociale Vorschläge, über Spekulationen, über akademische Reden sprechen zu hören? und man hat einen Augenblick muthmaßen können, das Volk werde seine Verehrung großer Männer verleugnen, um die schönen Theorien anzubeten!

Ein Philosoph hätte nur zu beobachten, was in seiner eigenen Familie vorgeht, um die Leerheit von dergleichen Versuchen einzusehen.

Nicht auf diese Weise wird man das Weib und das Volk der Vergangenheit entreißen. Es gibt nur ein einziges Mittel, die Vergangenheit zu besiegen, dieses Mittel ist, ihr eine ebenso wahre und zu gleicher Zeit mächtigere und ruhmreichere Gegenwart entgegenzusetzen: das Ideal der ursprünglichen Zeiten der Kirche und dasjenige des Mittelalters durch das Ideal der modernen Zeiten zu ersetzen.

Die Menschen zu Gott erheben, ihnen das Gefühl der grossen Thaten einflößen, sie zu grossen und erhabenen Handlungen zu treiben, das ist das einzige Mittel für das Glück der Völker und der Familien zu arbeiten; mit einem Wort, es ist dieses: sie vorbereiten, das Ideal zu finden und zu erkennen.

Dreizehnte Vorlesung.

Den 21. März 1844.

Meine Herren! Unser Vortrag konnte und durfte nichts andres sein, als ein Ruf des nationalen polnischen Geistes an den Geist der französischen Nation.

Unter dem Namen Nationalgeist darf man nicht blos das Ganze der Volksideen und Volksmeinungen verstehen, sondern den Grundsatz selbst, das Princip oder die Quelle, aus welcher sie fließen. In diesem Sinne wird häufig in der heiligen Schrift von den Geistern der Kirchen und der Völker gesprochen, die von den Propheten und dem heiligen Apostel Johannes die Engel der Kirchen und der Nationen genannt werden. In diesem Sinne ist der Geist einer Nation dasjenige, was als das Reellste und Konkreteste in ihr vorhanden ist, es ist ihre ewige Persönlichkeit.

Die Frucht der hundertjährigen Arbeiten der polnischen Nation ist das religiöse und patriotische Gefühl, welches man bei uns Miłość Ojczyzny, Vaterlandsliebe, nennt *); die Liebe des himmlischen und des irdischen Vaterlandes, das ist das unterscheidende Merkmal der Polen, welches sich bei ihnen als heiliges Feuer kundgibt. Vaterlandsliebe oder heiliges Feuer, dieses Gefühl ist in Wirk-

*) Siehe unsern Vortrag vom Jahre 1841.

lichkeit nur das Resultat eines langen geistigen Lebens; es ist das Princip, das Unterpfand des künftigen Lebens der Menschen und der Nationen. Nach diesem Princip war es, daß wir die Menschen und die Nationen klassificirt haben.

Die großen Männer sind diejenigen, welche, nachdem sie mehr und besser gearbeitet haben als alle ihre Zeitgenossen, nachdem sie ihnen so vorangeeilt sind, zuerst dazu gelangen, in ihrem Busen dieses göttliche Princip, diesen geheimnißvollen Gott, den einzigen Rathgeber solcher Männer, wie Karl der Große und die Piasten, wie Sobieski und Napoleon, ihren Berather und ihren Bundesgenossen zu wecken.

Setzt sich eine ganze Nation die Bedingung, diese hohen Eingebungen, welche die großen Männer auszeichnen, zu erhalten, so hat sie das Recht, sich eine große Nation zu nennen. Die Größe eines Volkes steht im geraden Verhältniß mit der intensiven Kraft seines patriotischen Feuerherdes; seine Wirkungssphäre mißt sich nach der Weite seines sympathischen Strahles. Alles dieses hängt von einem einzigen und dem nämlichen geistigen Princip ab.

Wir haben gesagt, daß dieses, den Heroismus, die gesetzgebende Weisheit und die Kunst erzeugende Princip zu gleicher Zeit die Quelle aller wissenschaftlichen Entdeckungen ist. Die Entdeckungen, wol ist es an der Zeit, daß man es erkenne, sind durchaus nicht die natürlichen Erzeugnisse einer Civilisation; sie hängen keinesweges von den Einrichtungen ab, die man für die Entwicklung und den Fortschritt der Wissenschaften schaffen kann: sie entstehen außerhalb der Berechnungen der Vernunft, sie ragen mit der Höhe des Geistes über das Wissen hervor. Diese große Wahrheit über das erzeugende Princip der wissenschaftlichen Erfindungen, daß nämlich jede intellektuelle Erfindung nur ein moralischer Funken, eine Eingebung von Oben ist, haben

die Slawen zuerst erkennen und die Polen bestimmen müssen. Unsere großen Erfinder, Ciolek (Vitellio)*), Johann von Glogau**), Kopernik, Zaluzianski, gingen aus der Mitte eines unwissenschaftlichen Volkes hervor und hatten zu ihrer Verfügung weder Bibliotheken noch Beobachtungswerkzeuge, die mit denen Griechenlands oder Italiens verglichen werden könnten. Dasselbe fand überall statt: man braucht nur die Geschichte der großen neuzeitigen Entdeckungen zu Rathe zu ziehen. Wer war es, der die Gestalt der Welt in materieller Beziehung geändert hat, indem er den alten Kontinent mit Amerika verband? Wer war es, der eine neue Art der Bewegung geschaffen hat? War es denn die eigentlich so genannte Wissenschaft, diejenige, welche man die officielle oder amtliche nennen könnte? Keinesweges, Christoph Kolumbus wußte so wenig von der himmlischen Meßkunst, daß er sich einbildete, unser Planet müsse die Form einer Birne haben. Der Erfinder der Dampfmaschinen war ein französischer Arbeiter (ouvrier), ganz unbekannt mit den Wissenschaften der angewandten Mathematik. Montgolfier wußte nichts von der Chemie. Die Bewegung des Rauches aus einem Schornstein betrachtend, begriff er, daß es für den Menschen eine Mög-

---

*) Gestorben gegen das Ende des 13. Jahrhunderts. Er schuf die Optik. Sein Werk wurde veröffentlicht im Jahre 1535: Vitellionis perspectivae libri X. Einige behaupten, daß er das arabische Werk des Al-Hasan benutzt hat. Siehe unsern Vortrag vom Jahre 1841.

**) Erfinder der Kraniologie (Schädellehre). Sein Werk: Quaestiones librorum de anima, erschien zu Metz im Jahre 1501. Siehe unsern Vortrag vom Jahre 1841. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Erfinder der Buchdruckerkunst, Guttenberg, ein Czeche gewesen ist, gebürtig aus Kutné Hory, Kuttenberg. Siehe unsern Vortrag vom Jahre 1841.

lichkeit gäbe, sich in die Luft zu erheben. Französische Arbeiter, einfache Steinschneider, übten lange zuvor, ehe noch der berühmte Monge die Gesetze derselben erklärte, die Regeln der beschreibenden Meßkunst aus. Monge, der nur die Entdeckung der Arbeiter in ein System gefaßt hat, gilt für den Erfinder derselben. Die Medizin endlich, diese so alte Wissenschaft, welche nie aufgehört hat, von einer großen Zahl geschickter Männer gepflegt zu werden, hat fast alle ihre Specifika den alten Zeiten und den barbarischen Völkern entlehnt. Die akademischen Fakultäten der Medizin haben nicht ein einziges Specifikum erfunden. Die Unfruchtbarkeit der amtlichen Wissenschaft in Betreff der Entdeckungen ist allgemein bekannt. Die literarische Unfruchtbarkeit der Akademien ist bei Ihnen selbst sprichwörtlich geworden; Sie wissen, daß die Verfasser der Wörterbücher und der Grammatiken mit keinem einzigen neuen Ausdrucke die Sprache bereichert haben. Die ganze Welt hat diese Beobachtung gemacht, die Polen waren es aber, welche zuerst die philosophischen Gesetze hieraus gefolgert haben. In einem neulich veröffentlichten Werke *) wird nachgewiesen, daß die Linguistik, mit ihrer Syntaxis, mit ihren Grammatiken und Wörterbüchern, jedesmal hemmend auf die Landessprache eingewirkt hat. Die Menschen, welche sich mit derselben beschäftigen, des schaffenden Geistes beraubt, suchen allemal zu fixiren, zu definiren und anzuhalten, was lebend, was fortschreitend und was nicht zu bestimmen ist. Die Polen haben also, in allen Sphären, das begeisterte oder intuitive Wissen von der angelernten oder amtlichen Wissenschaft getrennt. Man leugnet keineswegs die Nützlichkeit der letztern ab; sie sammelt, sie ordnet, sie trägt ein; die Eingebung aber ist es allein, welche schafft.

---

*) Siehe: Rozprawy o Języku, Deszkiewicza, Lwow, 1843. Abhandlungen über die Sprache, von Deschkiewitsch, Lemberg, 1843.

Doch hat die angelernte Wissenschaft, welche, wie sie es selbst eingesteht, unfähig ist, Schlachten zu gewinnen, Gesetzbücher zu schaffen, Meisterwerke hervorzubringen und selbst einen einzigen neuen glücklichen Ausdruck zu finden (zu allem dem ist Genie nöthig), doch hat diese Wissenschaft sich im Stande geglaubt, die erhabenste von allen Entdeckungen zu erlangen, das Größte zu finden, nämlich ein neues moralisches Gesetz, wie es die Schule ausdrückt. Alle philosophischen Wünsche laufen gegenwärtig und kommen in der Hoffnung zusammen, diese neue Synthesis zu finden. Man sagt, daß, da der Geist der Kritik und der Analyse, welcher unsere Epoche bezeichnet, seine Zeit durchgemacht hat, es nun wichtig wäre die Synthese zu beginnen; daß, da die alten Methoden erschöpft seien, uns nun übrig bleibe, eine neue Methode, eine erfinderische (inventive) oder zeugende (genetique) zu entdecken. Man hat selbst schon diese erfinderischen Methoden versucht, welche nichts erfunden haben, und man ist dazu gekommen synthetische Zeitungsblätter zu veröffentlichen. Sie unterscheiden sich von den andern Zeitungen nur durch ihre Titel. Es sind dies Versuche, vollkommen denjenigen gewisser Gotho- und Grekophilen ähnlich, welche die griechische oder gothische Kunst wiederherstellen wollten. Man sah es nicht, man hat es nicht begreifen können, daß, um hierin einen Erfolg zu haben, es zuvörderst nöthig war, die Lebensweise der Griechen und der Ritter des Mittelalters zu beginnen: nun wohlan! dasselbe gilt von der Synthese.

Ein gothischer Thurm, plötzlich aus der Thüre eines pariser Salons hervortretend, würde uns ein viel kleineres Wunder darstellen, als wenn eine Synthesis aus den Kabinete eines Schriftstellers hervorginge.

Die Analyse oder die Synthese, das sind, merken Sie sich dieses wohl, keine willkürlichen Verrichtungen des individuellen Geistes: es sind dieses intellektuelle Angewöhnungen,

die aus dem moralischen Leben des Denkers hervorgehen und ihre Wurzeln in dem Geiste des Jahrhunderts haben. Glauben wir doch nicht, daß die eine und nämliche Vernunft, ihrem Willen gemäß, der Reihe nach die Rollen wechseln und analytische oder synthetische Verrichtungen machen könnte. Wie kann der Mensch, welcher sein Leben damit zugebracht hat, zu beobachten, zu analysiren, die moralischen und wissenschaftlichen Wahrheiten zu zergliedern, auf einmal generell und synthetisch werden? Damit eine Intelligenz eine dermaßen durchgängig neue und ihren alten Gewohnheiten entgegengesetzte Richtung nehmen könne, muß das Motiv (die Bewegkraft, der Hebel) dieser Vernunft, der innere Mensch, eine moralische Anstrengung machen, er muß von Grund aus seine Natur ändern, sich wiedergebären, sich erneuern.

Das Evangelium spricht von dem jüdischen Philosophen Nikodemus, welcher auch, in den kritischen Zeiten lebend, die Synthesis suchte und zu seiner großen Verwunderung erfuhr, daß man sie nur unter einer Bedingung fände, nämlich unter der, sich zu erneuern (wiederzugebären, régénérer). Dieses war nun die einzige Sache, welche dieser Meister in Israel nicht verstand. Die philosophischen Schulen, welche die christliche Synthesis fortzusetzen oder wiederherzustellen behaupten, sollten die strenge Lehre, die dem jüdischen Meister ertheilt wurde, wohl bedenken.

Die neue Synthese ist berufen, neue Mittel zu schaffen und höhere Wirkungen hervorzubringen, als alle diejenigen sind, welche wir in der Vergangenheit gesehen haben; sonst würde es keine neue sein: einige Philosophen ahnen das. „Bis auf den heutigen Tag, sagt Cieszkowski, reichte es aus, um die Menschen zu lenken, die Antecedentien der Individuen und der Nationen zu kennen. Man berief sich in letzter Instanz nur auf die Geschichte und auf die Erfahrung: dieses genügt nicht mehr. Gegenwärtig muß man,

man unsern Nächsten zu führen, und um so mehr, um eine Nation zu leiten, im voraus den Zweck sehen, zu welchem man sie, den Einen und die andre führet, und die Mittel wissen, denselben zu erlangen; man muß die Zukunft kennen, man muß Prophet sein."

Prophetie oder Synthesis sind gleichmäßig fremde Dinge für den Geist des Jahrhunderts, den Geist des Zweifels, der Auflösung und der Kritik! Es ist offenbar, daß in den Zeiten, wie die unsern sind, damit es die Möglichkeit einer Synthesis gäbe, zuvörderst ein Mann der Synthesis (un homme-synthèse) vorhanden sein muß, verschieden von allen seinen Zeitgenossen durch seine geistigen Gewohnheiten und dem zufolge über dem Geiste des Jahrhunderts stehend. Bekennet sich das Jahrhundert unfähig zur Synthesis, so kann derjenige, der sie geben wird, dieselbe nur durch Verfahren gefunden haben, die den Gelehrten des Jahrhunderts unbekannt sind.

Es gibt ein Verfahren, mit welchem sich die Wissenschaft nur wenig abgibt, das wir aber alle wohl kennen, und auch alle, mehr oder weniger, in der Anwendung der Wahrheiten und selbst für das Aufsuchen der Wahrheiten, gebrauchen: dieses Verfahren ist die Handlung. Ich habe gesagt, daß wir sie bei der Aufsuchung der Wahrheiten anwenden. In der That, wollen wir zum Beispiel uns gewisser moralischer Eigenschaften des Nächsten vergewissern, so stellen wir ihn auf die Probe, wir handeln neben ihm und wir lassen ihn handeln. Ist er brav, ist er großmüthig? Wir werden es sogleich wissen, sobald wir ihn beleidigt oder von ihm Hülfe verlangt haben. Um die Rechtsfrage einer streitigen Sache zu entdecken, läßt man die That beabsichtigen. Jede Handlung ist Synthesis; die That ist der Geist, die Materie und die Wirkung; es ist die Theorie, die Praxis und das Resultat. Auf diese Art also schreitet man von That zu That der Wahrheit zu. Ist demnach jede Hand-

lung eine Synthesis, so können wol die Männer der That diejenigen sein, die uns die Synthesis im Großen geben werden. Lassen wir die Philosophen und die Gelehrten bei Seite, wenden wir unsere Blicke denjenigen zu, die wirken, die regieren, die verwalten, die spekuliren *). Sie sind zahlreicher als die Philosophen, und ihr socialer Werth ist unendlich größer.

Denn es ist eine Thatsache, meine Herren, die leicht zu erweisen, aber wenig bekannt ist, daß es nämlich die Männer der That sind, welche gegenwärtig, so wie in der Vergangenheit, die moralische Welt regieren. Das öffentliche Leben und folglich auch das häusliche Leben, steht jedesmal unter dem Einflusse der Diplomaten, der politischen Männer (die Zeitungsschreiber mit einbegriffen) und der industriellen Spekulanten. Sie verrichten das Handwerk, welches zu andern Zeiten die Ritter, die Prediger und die Beichtväter ausübten. Der Mann der Vergangenheit verehret noch diejenigen, welche den Titel des alten Ritterthums oder der amtlichen Kirche tragen: er befragt sie über Fragen der Ehre und die kleinen Skrupel seines Gewissens; aber in den großen Angelegenheiten hört der Mann der Vergangenheit, ebenso gut wie der gegenwärtige Haufen, die Predigten der Zeitungsblätter, er sucht seine Vertheidiger unter den Helden der Feder und vertrauet die Geheimnisse seines politischen Gewissens der Entscheidung politischer und literarischer Geschäftsleute. Alle geistigen und zeitlichen Angelegenheiten sind in den Händen dieser Agenten. In der geistigen Hauptstadt der Welt, in Rom, fragt man kaum

*) Es ist zu bemerken, daß bei den Deutschen der spekulative Geist einen Geist, der am meisten von der Wirklichkeit entfernt ist, bezeichnet, während die Franzosen einen spekulativen Geist gerade denjenigen nennen, der sich am meisten mit der Wirklichkeit und selbst mit der Materie befaßt.

im den großen Angelegenheiten die frommen und eifrigen Prälaten (zelanti) um Rath: die Rathschläge der feinen Diplomaten (politici) sind es, die dort seit langer Zeit über alles entscheiden. Im Namen Jesu Christi wirkt man dort nur bei den Armen, gegen die Mächtigen und Großen glaubt man den Geist Jesu Christi nicht mehr stark genug. Man nimmt gegen diese seine Zuflucht zu dem Geiste des Jahrhunderts, der Erfahrung, der List. Bei Ihnen sind ebenfalls die Gaben des Geistes nicht diejenigen, welche man am meisten im politischen Leben schätzt. Die geistvollsten und die beredtesten Redner der Deputirtenkammer sind nicht diejenigen, welche am mächtigsten auf die parlamentarischen Entscheidungen einwirken.

Wenn sich die Sache so verhält, so wird es doch wol sehr rationell sein, zu glauben, daß die Wahrheit, um in der Welt sich kundzugeben, nichts Besseres thun könne, als sich die Männer der That, der Gewandtheit und der praktischen Erfahrung zu ihren Organen zu wählen. Außerdem kann man ihnen häufig die Erhabenheit des Geistes nicht absprechen, und was ihre Absichten anbelangt, welches Recht hätten wir, sie für weniger rein als die der Philosophen anzunehmen.

Gestehen wir ihnen dies alles zu, fragen wir sie nicht einmal darnach, warum die geführten Nationen, ungeachtet ihrer so mächtigen und so gut berechneten Leitung sich von der moralischen Thatenlosigkeit (Inertie) getroffen, sich ohne Daseinszweck, ohne Ideal fühlen. Sie könnten uns antworten, solches sei das unwiderrufliche Schicksal der civilisirten Menschheit. Setzen wir für einen Augenblick voraus, die gegenwärtige Gesellschaft habe ihren normalen Standpunkt erreicht, sie habe ihr letztes Wort gesagt, die Macht Gottes könne sich nicht anders, als durch den Dienst der gewandten und einflußreichen Männer kundgeben; nun

wohlan! so wollen wir, um uns Gott zu nähern, zuerst darnach trachten, gewandt und einflußreich zu werden.

Was werden wir aber alsdann, meine Herren, dem Volke sagen? Das Volk hat Gott nöthig. Sollen wir ihm also sagen, daß es zuvörderst gewandt und einflußreich werden müsse? Wie nur aber dazu gelangen? Ach, man weiß es ja; man lehrt es öffentlich und, was besser ist, man predigt es mit Beispielen. Die Muster dieser Gattung fehlen ja nicht; das Volk braucht nur nachzuahmen. Mag es demnach lernen, keine andere Ueberzeugung zu haben, als die, welche das Interesse des Augenblicks gebietet, kein anderes Orakel zu befragen als die öffentliche Meinung, kein anderes Wort von sich zu geben als dasjenige, welches gemacht ist, um den Gedanken zu verschleiern (pour déguiser la pensée), mag es lernen nur den Erfolg anzubeten, nur einer vollbrachten Thatsache zu gehorchen. Auf diese Weise bewirkt man sich den Ruf eines geschickten Mannes, die einzige Heiligkeit, welche der Weltmann schätzt; man scharrt das Kapital zusammen, welches den Eintritt in den Tempel der Industrie verschafft, und so schafft man sich seine sociale Stellung, den Himmel des modernen Menschen.

Dieser Katechismus resumirt, wie Sie sehen, eine dem Geiste des Evangeliums schnurstracks zuwiderlaufende Doktrin. Das Evangelium spricht von der Weisheit der Erdenkinder, welche es derjenigen der Kinder des Lichts entgegenstellt: diese Weisheit hat schon alle ihre Früchte getragen. Die Christenheit kennt sie; der Instinkt der ganzen Christenheit stößt sie zurück: der volksthümliche Instinkt verabscheuet sie mehr denn irgend jemals. Mehr denn irgend jemal mißtrauen die Völker der Weisheit der Erdenkinder. Sie würden auch vergebens unter ihnen einen Heiland suchen. Principes hominum, filii hominum, non est salus in illis.

Wir glauben, meine Herren, die Frage erschöpft zu

haben, die wir uns vorbehalten, am Schlusse unsers Vortrages zu verhandeln. Diese Frage bot sich von selbst dar: wir haben häufig von der Handlung gesprochen, wir haben gesagt, daß unser Heil von der That abhänge. Nachdem wir die theoretischen Anstrengungen der Intelligenzen geprüft haben, mußten wir Ihre Aufmerksamkeit auch auf das mögliche Resultat ihrer praktischen Anstrengungen lenken. Man sieht, daß wir das wahre Thun nicht mit dem verwechseln, welches eingegeben ist von den Interessen und den Leidenschaften des Augenblicks. Die That, von der wir gesprochen, hat ihr Motiv und ihren Hebel außerhalb der Wirkungssphäre der Männer dieser Epoche.

Wir haben die Geschichte, die Systeme, die Menschen, endlich alle Organe der Erde befragt; sie haben uns geantwortet, mit einer gemeinsamen Stimme, daß sie die Wahrheit zu besitzen wünschen und hoffen, sie aber nicht geben können, nicht einmal wissen, wo man sie zu suchen habe. Die Welt gestehet ein, daß sie die Wahrheit nicht erzeugen könne. Man muß hinzufügen, daß diejenigen, welche unter dem Einflusse der Welt bleiben, nicht einmal im Stande sind, sie zu empfangen.

Dennoch sind von einigen Philosophen (Cieszkowski, Emerson) die Mittel gemuthmaßt worden, durch welche man sie empfangen könnte. Sie erkennen die Nothwendigkeit der innern Arbeit; was sie aber nicht wissen, ist, daß nicht alle Menschen und nicht alle Völker gleichmäßig vorbereitet sind, sie zu empfangen. Alle Erdreiche besitzen ihre Schätze, unterirdische Quellen, welche das Bebauen derselben möglich machen; aber diese Quellen sind nicht überall der Oberfläche gleichmäßig genähert, die Tiefen sind verschieden. Es gibt Wüsten in Arabien und Hochebenen in den Alpen, welche der ganzen Kunst des artesischen Brunnengrabens spotten würden; man muß sie dem Wirken der Elemente und der Jahrhunderte überlassen.

Glücklich die Völker, welche diese Arbeit vollendet haben und sich bereit finden, die göttliche Saat zu empfangen, es war dieses eine lange und mühevolle Arbeit! Das noch gallische Frankreich hatte seinen ersten Tag dieser Arbeit vor der Einführung des Christenthums beendigt. Es kennt von dieser langen Geschichte Galliens nur einige Thatsachen, die von den Römern erzählt werden, welche selbst unfähig waren, sie zu begreifen. Die Geschichte der slawischen Race betrachtend, könnte es in derselben die intimen Memoiren seiner Vorahnen lesen. Nicht um Ihre Neugierde zu nähren, habe ich Ihnen diese Geschichte erzählt; und die Beschreibungen der furchtbaren Katastrophen und des langwierigen Elends habe ich nicht deshalb gelesen, um das Talent der slawischen Schriftsteller bewundern zu lassen. Die Literaturen aller Völker besitzen großartige Gemälde dieser Art, aber sie sind nicht gleichmäßig wahr: häufig beeinträchtigen sie die Wahrheit. Mehr als einmal erfinden die Dichter Leiden und zeichnen Gemälde derselben auf, deren schreiende Farben den Haufen stutzig machen und damit enden, ihn für das wirkliche Leiden unempfindlich zu machen. Nur diejenigen, welche selbst gelitten haben, sind fähig, die Wirklichkeit von dem, was erdichtet ist, zu unterscheiden.

Polen ist mit dem modernen Frankreich der Morgenröthe eines neuen Tages entgegengegangen. Diese beiden Nationen haben die lange Nacht durchschritten, welche die beiden Epochen trennte. Sie haben nicht aufgehört zu wachen und zusammen zu arbeiten. Der französische Geist ist derjenige, welcher das meiste gewagt, das meiste angewandt, das meiste ausgeführt hat; der Geist der polnischen Nation, dieser Nation, die nach ihrem Falle gezwungen war, sich in ihr Innerstes zurückzuziehen, hat eine Concentration bewirkt, von der es seit dem politischen Falle des Volkes Israel kein Beispiel in der Welt gegeben hat. Polen hat

auf diese Weise die Geheimnisse der Geschichte des Israelitischen Volkes erfahren; es ist der Vergegenwärtiger dieser Geschichte und solidarisch für dieselbe verantwortlich geworden. Frankreich dehnt sich auf Erden aus und umringt sie von allen Seiten; das von der Welt getrennte Polen hat sich nur nach einer Richtung ausdehnen können, nach dem Himmel. Diese Nation, von Leiden zu Leiden gegen ihren Gott sich erhebend, welcher auf Erden der Mann des Schmerzes war, diese Nation, sage ich, hat sich mit ihm vereint und ihm in ihrem Busen das Heiligthum bereitet.

Die Geheimnisse einer jeden Epoche werden der menschlichen Vernunft klar, alsdann aber hat es die Zeit über sich genommen, sie durch die Geschichte zu erklären, alsdann aber hat die Erde über dieselbe schon das Zeugniß dem Himmel abgegeben. Die auf die Thürme Eurer Hauptstadt gepflanzten Kreuze erklären Ihnen vollkommen die thätige Kraft, welche vor achtzehn Jahrhunderten aus Judäa hervorgegangen war: die Zeit hat es bewiesen. Unsre Pflicht war, den Zeiten voranzugehen, zu suchen in dem, was bekannt und gegenwärtig ist, nach den Mitteln für die Vorbereitung des Geistes, um das Unbekannte und Künftige zu begreifen. Zu diesem Zwecke haben wir die Bücher, die Systeme und die Thaten der Menschen zu Rathe gezogen. Wir haben die Stimmen der Erde gesammelt: fürwahr, ich sage es Ihnen, sie haben unsre innere Stimme bestätigt. Unsere Pflicht war es, Sie im Geiste den geheimnißvollen Verrichtungen beiwohnen zu lassen, welchen die Vorsehung jene Völker unterwarf, die sie den neuen Geist zu empfangen bestimmte.

Polen war bestimmt, die neue Offenbarung zu verkörpern; Frankreich ist bestimmt, sie zuerst zu empfangen.

Unsre vierjährige Arbeit mitten unter Ihnen resumirt sich in diesen wenigen Worten, die ich Ihnen eben gesagt.

Meine Aufgabe als slawischer Professor ist gegenwärtig erfüllt.

Bis auf den heutigen Tag habe ich im Namen der ganzen Race gesprochen: ich habe die Gefühle ausgedrückt, welche ich den Russen, den Böhmen, den Serben und den Illyriern gemeinsam glaube. Es ist mir endlich erlaubt, in meiner Eigenschaft als Pole zu reden.

Meine Herren, wenn ich diesen Charakter des Polen vergessen habe, um mich Frankreich persönlich mehr, als ich es durch meine nationelle Ueberlieferung gewesen bin, zu verbinden, um mich im Geiste als der Sohn Frankreichs und Bruder der Franzosen zu erkennen; wenn ich einige Beweise meiner aufrichtigen Liebe für Euer Land gegeben habe; wenn ich mich bemüht habe, die Sendung des französischen Geistes den slawischen Völkern zu erkennen zu geben und sie denjenigen unter den Franzosen wieder ins Gedächtniß zu rufen, die sie haben vergessen können, so habe ich demnach das Recht, als ein Mann, der Ihnen einen Dienst geleistet, und als ein Mann meines Volkes habe ich doppelt dieses Recht, Ihnen zu erklären, daß eine große Verantwortlichkeit auf Frankreich gegenwärtig laste. Die Völker erwarten viel, sie hoffen viel von Frankreich. Frankreich, meine Herren, kann nicht zu einem Leben für sich und bei sich zurückkehren. Eure Ahnen haben lange und mühsam während ganzer Jahrhunderte gearbeitet und gelitten, um Euch über ein solches Leben zu erheben. Frankreich hat nicht das Recht, eine von der Vorsehung vorgezeichnete Stellung, welche von Euern Vätern mühsam erworben und von allen fremden Völkern anerkannt und eingestanden ist, zu verlassen. Denken Sie wol, daß ein Anführer, welcher ein Heer in die Ferne geführt, es in eine verzweifelte Lage gebracht hätte, das Recht hat, es zu verlassen? Er kann seinen Kommandostab zerbrechen, aber er wird darum nicht der Verantwortlichkeit entgehen. Frankreich

hat lange Zeit an der Spitze der christlichen Nationen gestanden, Frankreich kann sie nicht inmitten einer moralischen Niederlage aufgeben.

(Außerordentlicher Beifall; Bewegung im Auditorium: eine Frau steht auf und spricht mit lauter Stimme einige Worte.)

Diese Worte, ich nehme sie an als ein kostbares Zeugniß: sie beweisen mir, daß dasjenige, was ich eben gesagt habe, nur der Ausdruck Eurer Gefühle ist. Eine französische Stimme hat mir Zeugniß darüber gegeben.

Jawohl, meine Herren, das Leben für sich und bei sich ist schon unmöglich geworden für den französischen Genius. Dieses Genie hat die moralische Welt umgeworfen; es hat alle die örtlichen Ideen, alle die nationalen Meinungen von der Stelle gerückt, sie entweder vor sich her treibend oder sie in seinem Gefolge schleppend. Es hat sie verlassen! Diese Ideen, diese Meinungen haben endlich Zeit gehabt, sich umzusehen und sich zurecht zu finden; gegenwärtig suchen sie ihren Führer, ihr Oberhaupt, sie suchen Euer Genie.

Das Genie Frankreichs ist für uns keine abstrakte Idee: wir wissen es zu erkennen; wir haben es einst gekannt. Als Polen, als Vertreter der ganzen Vergangenheit unsrer Nation und solidarisch für dieselbe verantwortlich, können wir selbst sagen, daß wir einst die Besuche des französischen Genius empfangen haben, und allemal daß wir es erkannten, haben wir nicht angestanden ihm zu folgen. Und was noch besser ist, wir haben ihm gedient! Er erschien uns zu Anfang mit der Oriflamme Karl des Großen; wir empfingen seine Gesetze und kämpften an der Seite seiner Ritter. Zuletzt kam er zu uns von den Fittigen der kaiserlichen Adler getragen: wir empfingen seinen Codex, und wir folgten ihm, diesem Genie, um an seiner Seite auf allen Schlachtfeldern Europas zu kämpfen. Dieses Genie,

wo ist es gegenwärtig? Wir werden nicht hingehen auf Euern Eisenbahnnetzen umherzuirren, um es dort zu suchen. Wir wissen, daß es noch viel weniger in Euern Bibliotheken und in Euern literarischen Schreibstuben verborgen ist; denn sein Charakter ist die That. Es drückte einst seine Ideen mit dem Eisen der Lanzen, es theilte sie den fremden Völkern durch Kanonenschüsse mit, es schrieb seine Kodexe im Schatten seiner Fahnen und der gepflückten Lorbern. Es rief die That hervor, es rief zur That auf. Die Völker, welche seinem Rufe geantwortet haben, fragen Euch an ihrer Reihe, wozu hat man sie gerufen?

Polen hat auf alle Eure Rufe geantwortet: die Bewegung, welche in den Julitagen das Pflaster Eurer Stadt aufriß, rührte den ganzen Boden des alten Polens auf; die Kugeln, welche das alte Regiment von Euch jagten, indem sie stillschweigend über Deutschland hinflogen, verwandelten sich in unserm Lande in Kanonenkugeln; damals rief Euch die Stimme der Armeen zu sich: diese Armeen sind untergegangen! Polen richtet an Euch den letzten Ruf: dieser Ruf, das sind wir polnische Emigrirte.

Im Namen Polens fordern wir Euch auf uns zu sagen: Wo ist dieser Geist der Julirevolution? wo ist das Genie Frankreichs?

Saget, wo ist Euer Genie? Wo ist Euer Mann? Zeiget ihn uns, denn wir sind bereit ihm zu folgen.

Oder wenn Ihr es nicht könnet, so werden wir Euch auffordern uns zu folgen, unserm Genie, unserm Mann.

Während die Kanonade Warschaus Befestigungen in Stücke riß und niederwarf, schrieb ein Dichter und Krieger, Garczynski, auf einen Feldwagen gestützt, diese erhabenen und vollkommen prophetischen Zeilen:

„O mein Volk, wie einst das gemarterte Haupt des Heilands für immer auf einem Schleier sein blutiges Ant-

lich abgeprägt, ebenso wirst auch du, mein Volk in diesem Geschlecht das blutige Gepräge deiner Geschichte lassen. Dieses Geschlecht, du wirst dasselbe Europa ins Antlitz werfen, wie den Schleier Veronika's: man wird darin dein Leiden lesen. Ihr aber, o Völker Europas, es wird die Zeit kommen, wo jeder eurer Gedanken sich wie ein Auge öffnen wird, und alle eure Gedanken wie ebensoviele Augen, werden sich für immer gebannt auf das blutige Bild der gekreuzigten Nation heften." (Verlängerte Sensation.)

Dieses Bild resumirt in Wirklichkeit unsre ganze Geschichte: es ist das Emblem, die Fahne der Völker. Aber ich sehe es nicht mehr, dieses Bild, in den Seelen des Geschlechts, das berufen ist, sie zu retten diese Völker; und doch hat dieses Geschlecht seinen letzten Leidenstag vollendet. Diesem Geschlechte gehören alle die Geister an, welche schon den Grabstein der Vergangenheit aufgehoben, welche in dem Innern ihrer Seele Jesus Christus den Wiederauferstandenen sich regen gefühlt haben; es wird dieses große und kräftige Geschlecht nicht mehr den Christus vor Pilatus, sondern den auferstandenen Christus, den verklärten Christus, versehen mit allen Attributen der Macht, Christus den Rächer und Vergelter, den Christus des Jüngsten Tages, den der Apokalypse und des Michel Angelo aus seinem Busen hervorgehen und der Welt sehen lassen.

Dies ist das Ecce Homo unsrer Epoche.

Diese Sitzung, meine Herren, beschließt unsern Vortrag; wir werden noch eine Zusammenkunft haben, sie wird die letzte sein.

Vierzehnte Vorlesung.

Den 28. Mai 1844.

Meine Herren! In der Auseinandersetzung der Motive des Gesetzes, das vor vier Jahren diesen Lehrstuhl schuf, ist zu lesen:

„Wollte man auch nur die politische Wichtigkeit des slawischen Idioms in Betracht ziehen, so gibt es wol keins, dessen Studium nützlicher wäre. Mehr denn einmal, seit unsern Kriegen mit dem Norden, hat Frankreich sich gegenüber oder in seinen Reihen die Kinder der slawischen Race gehabt. Der Friede erlaubt uns endlich in der Sprache und in der Literatur nach demjenigen zu suchen, was alle die Zweige desselben Baumstammes zusammenhält, nach dem nationalen Geiste, den Erinnerungen, den gemeinschaftlichen Bestrebungen einer Race, bei welcher seit so vielen Jahrhunderten die Kette der Ueberlieferungen des heldenmüthigen Lebens noch nicht unterbrochen war. Es ist im höchsten Grade wichtig, den homogenen Grund dieser Völker zu erforschen, deren Zukunft unermeßlich ist, die aber unsern Bestimmungen nicht fremd bleiben kann."

Diese Motive wurden von dem Minister während der Diskussion des Gesetzes entfaltet. Kein Slawe hat irgend welchen Einfluß geübt auf die Abfassung des Aufstellens

der Motive, und doch hat dieses Gesetz, einmal öffentlich gemacht, ein unermeßliches Nationalinteresse bei den Slawen erregt; es hat den instinktmäßigen Hoffnungen dieser Race entsprochen.

Als ich den Ruf der französischen Regierung erhielt, las ich hierin ein Zeichen der Zeiten. Diese Auseinandersetzung der Motive erklärte mir, mir selbst, den Zweck meines eignen Daseins.

Zum ersten male, meine Herren, und zum letzten male werde ich Ihnen von mir selbst reden; gewiß nicht aus Eitelkeit, denn das einzige Verdienst, was ich für mich beanspruchen könnte, wäre dieses, daß ich die Kühnheit gehabt habe, eine solche Aufgabe zu übernehmen, und daß ich den Muth hatte, sie bis ans Ende zu erfüllen, dieses Verdienst gehört nicht meinem eignen Ich. Ich habe hierin weder nach den Rathschlüssen meiner Vernunft, noch nach den geschickten Berechnungen, gegründet auf die Wahrscheinlichkeit der Ereignisse gehandelt. Nein, ich habe unter dem Einflusse des Geistes meiner Race, des Geistes meiner Nation, und endlich unter dem Einflusse einer Stimme gearbeitet, in welcher mein Gewissen die Stimme Gottes erkannt hat. Ich muß von mir selbst reden, um Ihnen meine Stellung zu erklären.

Die Idee, welche man sich von der Ausdehnung der Pflichten eines Professors macht, und die Weise, in welcher man sich ihrer entledigt, sind je nach den Orten und je nach den Zeiten verschieden. Ich habe geglaubt dem Geiste meiner Nation und demjenigen dieser hohen Schule treu zu bleiben, indem ich die Sendung des Professorats als ein Ministerium des Wortes betrachtete.

Als Diener des Wortes, habe ich den Meister des Wortes beständig vor Augen gehabt, den gestrengen Meister, welcher anbefiehlt jedes Talent, das uns gegeben ist, geltend zu machen, welcher von jedem der Worte, die er uns an-

vertraut hat, Rechenschaft verlangt, welcher ernten will selbst da, wo er nicht gesäet hat. Somit erschreckte mich mein bischen Talent nicht mehr: ich fühlte mich nur für die Anstrengungen verantwortlich, die ich, um es geltend zu machen, versuchen mußte.

Meine Herren! ich rede nur schlecht Ihre Sprache; ich habe sie nur aus der Uebung gelernt. Die Emigrirten haben sie auf diese Weise gelernt, Euer Volk lernt sie ebenso. Ich drücke mich schwer aus: häufig verwirrt sich mein Satz in der gewöhnlichen Unterhaltung, das geeignete Wort fehlt mir; und doch mußte ich die für mich schwierigste Sprache von allen, die ich kenne, die Sprache, welche ich nie studirt habe, und noch dazu vor dem Publikum des Collége de France reden! Ich hatte Sie aber von meiner Religion und von meiner Nation zu unterhalten; somit war es mir nicht mehr erlaubt, alle diese Schwierigkeiten zu fühlen; es war mir nicht mehr erlaubt, die Phrasen zu bauen und die Worte abzuwägen. Ich bin Christ; ich habe mich an jene Zeile des Evangeliums erinnert, wo es demjenigen, welcher von hohen Wahrheiten sprechen will, verboten ist, ausdrücklich verboten, ich wiederhole es, Phrasen herbeizubringen, die er in seinem Kopfe fertig gemacht hat.

Die ganze Welt kennet dieses moralische und zu gleicher Zeit literarische Gesetz. Hat man es ausgeübt? Was mich anbelangt, so habe ich mir eine Regel gemacht, nie im Voraus meine Reden vorzubereiten. Als Christ habe ich geglaubt, durch diese Thatsache meinen Glauben an die Versprechungen des Evangeliums zu beurkunden; als Pole, habe ich auf die Hülfe des Geistes zählen müssen, der es diktirt hat; die einzige Hülfe, welche meiner Nation nie gefehlt hat, so oft sie dieselbe anrief, und die ihr auch nie fehlen wird.

Alle andern Hülfsmittel, deren man sich beim Unterrichten bedient, fehlten mir gleichmäßig. Ich hatte weder

slawische Bibliotheken zu meiner Verfügung, noch slawische Gelehrte zur Berathung. Doch bedurfte ich der Bücher und des Raths; ich habe auf das, was man den Zufall nennt, gerechnet, ich hoffte auf Sie, wie auf eine von der Vorsehung gesandte Hülfe: Sie haben mir nicht gefehlt.

Ich sagte mir jeden Tag: wenn ich, Pole, entblößt von allen Mitteln, auf ein französisches Publikum zu wirken, weder die Autorität, noch die Berühmtheit und auch nicht das Talent, zu amusiren, besitzend; wenn ich, der ich mir ein Gesetz gemacht habe, nie die Sprache der Leidenschaft anzuwenden, nie auf die Tagesbegebenheiten anzuspielen, nie zu jenen Kunstmitteln zu greifen, deren man sich bedient, um das Wohlwollen zu erschleichen; der ich keiner der angenommenen Meinungen schmeichle, sie fast alle stets bekämpfe; wenn ich, Pole, das Glück habe, zwischen mir und meinen Zuhörern Bande der geistigen Sympathie zu knüpfen; wenn ich von dieser Zuhörerschaft als ihr Organ anerkannt werde, so wird dieses ein Beweis sein, ja, der lebende Beweis, daß das Volk, welchem ich angehöre und welches sich in der mir ähnlichen Lage befindet, daß dieses Volk Euer Bruder im Geiste ist, daß es eines Tages wissen wird, Eure nationale Sympathie rege zu machen, ihr den Aufschwung zu geben und sie zu unterhalten.

Ich habe Ihnen gesagt, dieses Volk sei dasjenige, welches Europa eine ganz neue Geschichte bringen wird, oder vielmehr Europa und Frankreich helfen, eine Seite der Geschichte zu begreifen, welche ich die geheimnißvolle nenne, die göttliche Seite Eurer eigenen Geschichte.

Die Geschichte Frankreichs, ich will sie mit dem Monde vergleichen. Eine große Zahl gelehrter Astronomen beobachtet ihn jede Nacht, und dennoch sieht man stets, wie Sie es wissen, nur eine Hälfte von ihm; die andere Hälfte, die der Sonne zugewandt ist, bleibt für die Astronomie

stets geheimnißvoll, und doch ist sie gewiß auch dem letzten Bewohner der andern Planeten bekannt.

Nun habe ich Ihnen gesagt, daß das slawische Volk, intuitiv wie der Franzose, aber seine Intuition auf eine andere Weise entfaltend, die Fragen, welche Sie bestürmen, die Ereignisse, welche Sie bewegen, von einer andern Seite und vermittelst eines besondern Organs erfaßt. Man könnte sagen, dieses Volk bewohne einen andern Planeten, der dennoch mit dem Ihrigen verbrüdert ist, weil er sich um dieselbe Sonne drehet.

Ich habe Ihnen von der unsichtbaren Region gesprochen, wo aufgestellt sind die Museen der slawischen Maler und Bildhauer, die Schulen der Poesie und der Musik unsers Volkes; nach dieser Region begibt sich unser Volk, um auch die universelle Geschichte zu lernen, und, vor allem diejenige der Nationen, welche zu kennen es das meiste Interesse hat. Es kennt die Ihrige gut. Mit festem Auge betrachtet es durch eine geheimnißvolle Region den Genius Ihres Volkes, und es liest daselbst Ihre Vergangenheit und Ihre Zukunft. Von daher kommt seine innige Sympathie fur Sie.

Man hat mich mit Heftigkeit angeklagt, daß ich, in meiner Eigenschaft als Pole, Frankreich zu sehr erhoben, ihm zu sehr geschmeichelt habe, und doch habe ich russische und böhmische Strophen vorgelesen, welche die nämliche moralische Thatsache in Betreff der Sympathien unsrer Race für Sie bestätigen. Hier sind einige Verse eines Dichters der Walachei, eines Romano-Slawen. Unsrer Race gehört er nur kraft seiner Sympathien an. Das Werk, von dem ich rede, erschien zu Paris im Jahre 1841. Sehen wir die Zeilen des Abschiedes, welche der Dichter Konradini an seine Landsleute richtet:

Verlasse ich Euch Freunde, die der nämliche Boden zur Welt kommen sah,
Als die nämlichen Vergnügungen unsere Spiele ergötzten,

Und wir, noch Kinder, zu dem Schatten einer alten Gruft gingen,
Mitten unter die Gesänge des Angelus unsere freudigen Rufe zu mischen,
So hat mich doch stets von meiner zartesten Jugend
Ein unbezwingbarer Instinkt das große Volk der Franzosen lieben lassen,
Ich brannte vor Begier es zu sehen, seine Tapferkeit zu bewundern
Und von den Früchten seiner vergangenen Arbeiten zu kosten .. — ....

Weiter unten:

Ich will sehen, indem ich meinen höchsten Meister frage,
Mit welchem Feuer das Genie seinen Blick entzünde;
Ich will ihm die Hand reichend sagen, daß ich es liebe,
Um die Thränen zu vergelten, die diese Trennung gebeut.

Um also an den französischen Herd zu gelangen, ist er nach Frankreich gekommen, getrieben von einem unbezwingbaren Instinkte, wie er es selbst sagt. Wenn Sie die Vögel des Frühjahrs die Luft durchziehen sehen, so ist der Instinkt, welcher sie treibt, kein individueller Instinkt. Sie kündigen eine große Wanderung an: die Worte des Dichters kündigen Ihnen die Wanderung der slawischen Geister nach Ihrem Lande an.

Dasjenige, was im einfachen Manne das Bewunderungswürdigste ist, in dem Manne, der sich noch nicht von der Natur getrennt und dem gemäß auch nicht die geheimnißvollen Fäden zerrissen hat, die ihn mit der Gottheit vereinen, ist es dieses Gefühl der Liebe, das so gut die Gegenwart begreift und so errathend ist. Diese Liebe erhebt die Seele, welche sie zu empfinden fähig ist, über die Zeiten und den Raum; sie erhebt dieselbe bis zu jener Region, wo alle die geistigen Mittheilungen zusammenkommen. Das, was man daselbst fühlt, ist gegenwärtig; es ist die einzige wirkliche Gegenwart, denn sie wird unmittelbar gefühlt.

Es besteht bei uns eine Volkserzählung (ich glaube etwas Aehnliches in Ihren Ritterromanen gelesen zu haben): es ist in derselben von einem Krieger die Rede, welcher in einen fernen Krieg ziehend, der Gattin seinen Helm und sein Schwert zurückließ. Die Witwe betrachtete Tag und Nacht diese Reliquie, und je nach den hellen oder dunkeln Schattirungen des Helmes begriff sie die glücklichen oder traurigen Wechselfälle des Krieges; auf einmal sah sie einen Tropfen Blut von der Schwertspitze fallen: da wußte sie, daß ihr Mann große Gefahr lief.

Diese Erzählung ist keine poetische Erfindung: es ist die vertrauliche Geschichte irgend einer liebenden, tiefsinnigen und einsamen Seele. So ist die Seele unsers Volkes beschaffen. Unser Volk besitzt Eure Reliquien. Unser Volk hat von der Beresina bis zum Niemen die Helme der Grenadiere Eurer großen Armee aufgesammelt. Wir haben in allen Hütten die Säbel Eurer Reiter gesehen. Das Volk betrachtet dieselben; es sucht aus ihnen die Wechselfälle Eures Schicksals zu lesen. Wer weiß, ob nicht in den Julitagen welch ungewöhnlicher Glanz, hervorgegangen mit einem Male aus diesen Schwertern, in den polnischen Landleuten jenen Enthusiasmus für Eure Sache weckte, von der sie, menschlich oder politisch gesprochen, weder den Zweck noch die Bedeutung begriffen? Sie bewiesen indessen, daß sie sehr gut wußten, was sie zu bedeuten habe. Sie wußten mehr. Die Region, in welcher sie Eure Geschichte lernen und wo sie die Zeitungen lesen, gibt ihnen selbst über dasjenige Aufschlüsse, was man nicht weiß oder kaum muthmaßet. Fremdartige Gesichte! Man möchte fast sagen poetische Träumereien, welche aber ganze Bevölkerungen zu gleicher Zeit träumen und wovon man die Wirklichkeit gerichtlich bestätigt hat. Vor einigen Jahren haben die Einwohner eines Bezirks in Lithauen versichert und unter Eidesschwur vor den Beamten der russischen Regierung ausgesagt, daß

sie eine grosse französisch-polnische Armee beim Mondschein die Nebel Lithauens durchziehen, auf dem Marsche nach dem Norden sahen. War dieses eine Rückwirkung der Vergangenheit oder eine Prophezeiung? War es die Heerschau Eurer grossen Armee der Vergangenheit, oder der Ruf, welchen der Geist der grossen Nation an alle seine künftigen Soldaten machte?

Ich weiss, dass Eure Dichter ähnliche Sachen erfunden haben. Ein Gedicht dieser Art wurde vor etwa zehn Jahren von der französischen Akademie gekrönt. Aber die Wirklichkeit, mag sie vorgefühlt oder nachgeäfft gewesen sein, bestehet darum nicht minder. Ich versichere Sie, meine Herren, dass das Volk Lithauens keine Kunstmacherei trieb, als es den Eid für die Wirklichkeit dessen, was es gesehen hatte, leistete, einen Eid, welchen mehre Landleute mit ihrem Blute besiegelt haben. Die amtlichen Aktenstücke bestätigen diese Thatsache.

Nein, meine Herren! die Geschichte der grossen Armee ist bei uns Polen noch nicht dem Reiche der Vergangenheit anheimgefallen, sie ist noch zu keinem akademischen Gegenstande geworden; diese Geschichte ist noch nicht beendigt. Das unsterbliche Dasein ihres grossen Führers ist für uns keine Träumerei.

Der Geist des grossen Führers, das Genie Napoleons, ist der Stern, auf welchen alle Geister hinblicken. Durch ihn haben wir auf intuitive Weise Eure Geschichte begriffen; in ihm lesen wir Eure Zukunft. Es war dieses das am meisten intuitive Genie, es war die leibgewordene Intuition. Sein Genie bewohnte und hat nicht aufgehört die Region zu bewohnen, von der ich Ihnen so häufig gesprochen habe, unsre Region, unser geistiges Vaterland. Von daher zog er alle seine Kraft, eine Kraft, die wahrhaft einen ganz neuen Charakter hatte; er verdankte sie weder der Vergangenheit noch der Erde; er hat sie weder aus

seiner socialen Stellung nach aus den Berechnungen der Vernunft gezogen; sie war eine durchgängig göttliche. Sie wohnte seinem Genie inne, diese Kraft! Napoleon hat für immer bewiesen, daß in der Zukunft keine andre Quelle der wirklichen politischen Macht möglich sein wird. In dieser Beziehung hat man sein Genie vor allem zu erforschen.

Sie bewundern die Berechnungen seiner hohen Strategie auf den Schlachtfeldern von Auerstädt und Jena: ein Slawe bewundert ihn, weil er vor seinem Feldzuge nach Preußen, im Augenblicke als er zu Paris in den Wagen stieg, fühlte, wie er es selbst gesagt hat, weil er es schon wußte, daß er Preußen besiegt hätte. Wer hat ihm dieses gesagt? Woher hatte er dieses Wissen geschöpft?

Frankreich erbebte vor Freuden, als es ihn landen sah, gerade zur Zeit um Frankreich vor der Anarchie zu retten und um Italien den Händen der Russen und Oestreicher zu entreißen; aber ein Pole fragt sich und er selbst begreift es, auf welche Weise Napoleon, als er in Aegypten ein Fahrzeug, Italien genannt, von den Arabern auf dem Nil in Brand gesteckt sah, die Gewißheit hatte durch dieses Zeichen, daß auch schon Italien in Flammen stand. Diese Geheimnisse sind es, welche auf ihm die slawischen Geister festbannen und welche sie herausfordern, schließlich die Frage dieses unermeßlichen Daseins zu lösen.

Konradini sagt von Napoleon:

Geheimnißvolles Wesen, das auf seinem Gange von jedem als ein Meister erkannt und mit Neigen der Stirn begrüßt werden mußte.

Weiter unten:

Doch kam ein ganzes Volk, in welchem du noch lebst,
Aus der Gruft dein Grab zu holen;
Und wer weiß, ob derjenige, der dein Diadem geflochten,
Um mit dem Namen Napoleon das Universum zu füllen,
Nicht selbst deiner Asche eine große Sendung

Und deines Namens würdig hat bewahren wollen?
Und wer weiß, ob nicht Frankreich, an deinem Grabsteine weinend,
Jenen Schwung nehmen wird, der zu großen Thaten führet?
Wer weiß, welche wunderbaren Wirkungen deine erhabene Asche
Noch in den Zeiten befruchten wird?
Und wer weiß?.... Aber ich höre den Trauerzug vorrücken....

Es ist dieses das einzige Stück, welches der Dichter, ohne es zu vollenden, unterbrochen hat.

Fast alle ausgezeichneten Dichter dieser Epoche, bei den Slawen, besitzen eine Art zweites Gesicht; aber Konradini, weil er in Frankreich schrieb, hatte gewiß nicht den Muth, mit seiner ganzen Seeleneinfalt des Landmanns an der Donau zu reden.

Durch dieses zweite Gesicht steht die slawische Poesie, und ich kann hinzufügen die Seele der slawischen Race, mit dem Geiste Napoleons in Kommunikation.

Was jedoch hat dieses doppelte Gesicht Gemeinsames mit den Fragen, welche gegenwärtig die Menschheit beschäftigen?

Worin kann wol diese Gabe des zweiten Gesichts uns behülflich sein, um uns auf Erden zurecht zu finden? wie sollen wir das Mittel finden, es zu erlangen? was bedeutet, in dieser Beziehung, Napoleon? und warum erbeben die Völker noch immer bei dem Namen des großen Mannes?

Diese Gabe ist nichts andres, als einer jener Augenblicke, gekannt von den Künstlern, von den Kriegern und höchst wahrscheinlich von Ihnen Allen, denn die Franzosen sind von Natur mit Intuition begabt. Es sind dies jene Augenblicke der Begeisterung, in welchen wir uns mit einem Male kräftiger als gewöhnlich fühlen, hellsehender, sicherer aller unsrer Mittel, und selbst sicherer, sie besser anzuwenden. Was ist dieser Augenblick der Begeisterung? Es ist der Schwung der Seele einer höhern Region zu. Denn, fühlen wir uns mit einem Male von einer unbekannten Kraft er-

füllt, die durchaus nicht von unsern Gewohnheiten herkommt und die über unsern gewöhnlichen Mitteln stehet, so muß sie doch von einer unsichtbaren und untastbaren Region dort hineingefallen sein.

Die Begeisterung wird allemal einem Manne von gutem Glauben das Vorhandensein jener unsichtbaren und geheimnißvollen Welt beweisen, die der Christ als ein Dogma annimmt und zu welchem ein wahrheitsliebender Philosoph selbst sogar durch die Logik hingeführt wird.

So lange als nun die Kirche auf die Menschen *wirkte*, indem sie ihre Seele entfaltete und ihnen behülflich war, sich gegen die Region des Lichts und der Kraft aufzuschwingen, so lange lief die ganze Welt in die Kirche, um durch ihre Vermittelung mit dem Himmel in Verbindung zu sein. Man kehrte aus der Kirche kräftiger, tapferer, als besserer Familienvater, als besserer Künstler, als besserer Soldat zurück. Die Geschichte und die Thatsachen beweisen Ihnen nun aber, daß seit Jahrhunderten die Kirche nicht mehr zum Himmel führt; sie geht dort selbst nicht mehr ein. Seit Jahrhunderten hat sie in ihren Thaten kein einziges Element blicken lassen, welches nicht auch von den Kindern der Erde gekannt wäre, nichts, was nicht auch außerhalb der Kirche erreicht werden könnte.

Unterdessen fuhr die Menschheit fort vorwärts zu rücken; ihre Wirkungssphäre erweiterte sich immer mehr und mehr; sie hatte, mehr denn irgend je, der außerordentlichen Hülfen nöthig. Vergebens suchte sie in der Kirche nach diesen Hülfen; die Kirche konnte sie nicht mehr geben, denn sie hat aufgehört mit dem Himmel in Verbindung zu sein.

Da versuchten es die kühnsten und unternehmendsten Geister, diese Verbindung außerhalb der Kirche zu bewerkstelligen, die einen nach dem Reiche des Himmels suchend, die andern, es auf Erden realisiren wollend. — Luther und Cartesius, Swedenborg, Saint Martin und Fourier, Mi-

rabeau und Danton, Männer der Vernunft oder Männer der That, haben sie ihr Leben in dieser Arbeit zugebracht. Sie ähnelten jenen kühnen normännischen Seefahrern, jenem Johannes aus Polen, jenen Matrosen aus Dieppe, welche lange Zeit vor Kolumbus sich auf das Meer der andern Halbkugel hinausgewagt hatten, die einen als Seeräuber, die andern als Kaufleute, begierig nach Reichthümern oder nach Ruhm; die einen und die andern der neuen Welt zugetrieben, deren Vorhandensein man damals nicht aufhörte zu ahnen. Kolumbus allein gelang es, sie zu finden und den Weg zu derselben zu zeigen. Kolumbus allein vereinte in sich die seltenen Eigenschaften, die von einem Führer einer geistigen Unternehmung verlangt werden: die Reinheit der Absicht, die Kraft, die Kühnheit und die Ausdauer. Man weiß gegenwärtig, daß er in diesem Aufsuchen der neuen Welt keine andre Absicht hatte, als der Christenheit zu helfen das heilige Land wieder zu erobern. Unter diesem Titel, ist er der letzte Mann des Mittelalters, der letzte Kreuzritter gewesen! Die Vorsehung hat seine Anstrengungen gesegnet. Die Spuren seiner Vorgänger sind von der Meeresoberfläche verschwunden; aber die Bahn, welche das Fahrzeug des Christoph Kolumbus hinterlassen hat, blieb ewig sichtbar auf dem Ocean, wie das Geleise einer Eisenbahn; die Marinen der ganzen Welt haben sie zurückgelegt.

So fanden sich die alten Ueberlieferungen der Seefahrer Phöniziens und Griechenlands bestätigt und erklärt. Die Entdeckungen des Mittelalters wurden ergänzt und weiter ausgedehnt. Die Meeresuntersuchung hatte von nun an einen Zweck und einen Plan im voraus gezeichnet. Die Verbindung zwischen den beiden Halbkugeln stellte sich auf eine regelmäßige und sichere Weise fest.

Dies ist, meine Herren, die symbolische Geschichte der Anstrengungen, versucht und ausgeführt von den Geistern,

welche in der sichtbaren Hemisphäre des Universums, in der Materie festgebannt sind und die das Bedürfniß fühlen, mit dem Unsichtbaren, mit dem Himmel, in Verbindung zu treten. Jesus Christus hat gelehrt, wie man in die Verbindung mit dem Himmel eintritt und auf welche Weise man sich in derselben erhält. Die Menschheit studirte seine Lehren, ohne seine Arbeiten zu versuchen. Das im Evangelium verkündete Reich wurde eine Ueberlieferung, ähnlich denjenigen von Scylax und Nearch. Die Vernunft erklärte die Wunder; die Seele entzog sich den Anstrengungen, die fähig sind, Wunder zu erzeugen.

Und doch verläßt Gott die Erde nicht; die himmlische Atmosphäre übt fortwährend ihren heilsamen Druck auf die Menschenseelen aus, der Himmel sucht sich in dieselben einzuführen; er wirft die Seelen umher, er fordert sie heraus zur Arbeit durch beständiges Unglück, er zieht sie durch Hoffnungen an. Die kräftigsten Seelen, die reinsten und thätigsten sind für dieses unsichtbare Wirken die empfänglichsten und der Quelle am nächsten, aus welcher die geistigen Phänomene, die Wunder, fließen.

Von allen Männern der vergangenen Epoche war Napoleon der am meisten wunderbare. Die Völker fühlten instinktmäßig, daß dieser Mann eine innere, den Priestern und dem Papst unbekannte Arbeit verrichtete, daß er viel weiter in den Geheimnissen des Himmels war als die amtliche Kirche, und daß er folglich den Völkern helfen könne, sich der Region der Kraft und des Glückes, dem evangelischen Reiche, dem Himmel endlich zu nähern.

Man begriff, daß ein solches Werk zu thun, dasselbe war, als das Werk Jesu Christi fortzusetzen. Fortsetzen ist nicht nachahmen. Man begriff, daß, um das Werk Jesu Christi fortzusetzen, es nicht mehr hinreichte die Verfahrungsarten der Priester der Vergangenheit nachzumachen; daß es nicht mehr genügte Gott zu lehren, zu predigen und ihn in Sym-

holen zu zeigen: es bedurfte der That. Kein anderes Mittel gibt es mehr, um zu beweisen, daß man mit Gott ist, als indem man größer sich zeigt als die Kinder der Erde; kein anderes Mittel gibt es mehr, um zu beweisen, daß man stärker ist wie sie, weiser wie sie, als daß man selbst diese Erde umfaßt, welche ihre einzige Wirkungssphäre ist, und daß man die Kraft hat, sie zu handhaben, sie zu erniedrigen und sie zu erheben. Der Geist des Menschen ist das Kind jenes Gottes, welcher nicht blos allein im Himmel herrscht, sondern auch auf Erden. Der Geist muß Herr der Erde werden.

Napoleon errieth die geheimen Hoffnungen seiner Zeit: er unterhielt sie; er machte ihre Ausführung möglich, er hat sie aber nicht realisirt. Er unterlag. Er erfuhr nur zu spät die Geheimnisse der geistigen Versuchungen, über welche er in seinem Gefängnisse zu St. Helena einen bewundernswerthen Kommentar diktirte. Wir haben schon einige Worte dieses Buches angeführt; es erklärt uns die außerordentlichen Zustände, in welchen sich der Geist der Männer befindet, die eine Sendung haben.

Das Evangelium sagt, der Heiland habe, bevor er auf die Menschen zu wirken anfing, lange Zeit gegen die unsichtbaren Mächte zu kämpfen gehabt, gegen dasjenige, was man in der Sprache des Haufens die Regungen des Hochmuths, die Bewegungen des Stolzes, die Reize der vorübergehenden Gewalt nennen könnte: ein für den Geist unendlich gefahrvollerer Kampf als derjenige ist, welcher ihn in der irdischen Wirklichkeit erwartet. Der Heiland ging aus demselben siegreich hervor. „Jesus Christus ist kein Mensch, sagte Napoleon; Jesus Christus hätte sich in Jerusalem der Gewalt bemächtigen können; er hätte ein Königreich usurpiren können." Napoleon wußte dieses kraft eines unfehlbaren Wissens. Gewiß, es unterliegt keinem Zweifel, daß der Gottmensch Hoherpriester der heiligen Stadt hätte werden

können. Seine menschliche Heiligkeit gab ihm vielleicht diesen Rath; aber seine Gottheit wußte es, daß der Geist Gottes, in einem jüdischen Hohenpriester verkörpert, nur dazu gedient hätte, den Stolz der priesterlichen Kaste und denjenigen der jüdischen Race zu nähren. Der Menschensohn sollte nicht das Kind einer übermüthigen Kaste, noch einer ausschließlichen Nationalität werden.

Ich werde mir erlauben meinerseits die Worte des Gefangenen von St. Helena zu kommentiren. Die Versuchung, von welcher er redet, konnte einen viel mächtigern Charakter gehabt haben. Der Heiland lebte in einer Zeit, wo die kaiserliche Würde der ganzen Welt von einem römischen Soldaten erobert war; in einer Zeit, wo von der öffentlichen Meinung der Titel des Kaisers als eine Vergeltung betrachtet wurde, welche jeder römische Bürger, der ein Mann von Genie war, beanspruchen konnte. Die Juden wurden leicht römische Bürger. Das größte von allen Genien war da. Die Göttlichwerdung wäre leicht gewesen; aber was hätte die Menschheit bei einer solchen Vergöttlichung gewinnen können? Der Menschensohn sollte beweisen, daß, um den Erdball zu beherrschen, man nicht nöthig habe, römischer Kaiser, nicht einmal Bürger von Rom zu sein.

Napoleon war es nicht gegeben, dieses zu begreifen. Nachdem er alles kraft seines Genies erobert hatte, begriff er nicht, daß das nämliche Genie ausgereicht hätte, um alles zu bewahren. Alsdann machte er aus sich ein Erdenkind; er verfehlte seine Sendung.

Die Menschen wechseln und fallen, aber der Gedanke Gottes ist unbeugsam und unabänderlich; sein Werk, einmal auf Erden begonnen, leidet keine Unterbrechung. Im Augenblicke, wo ein Genie, das zu seinem Dienste angewandt ist, strauchelt, wird es von einem andern ersetzt. In den großen Epochen gibt es kein geistiges Interregnum; darum nennt

man diese Epochen groß. Unsre Epoche ist groß. Der Mann des Schicksals erwartet seinen geistigen Nachfolger.

Ein Dichter, dessen Strophen ich Ihnen angeführt habe, hat, dieses Geheimniß vorfühlend, gesagt:

„Unterliegt aber der Mensch der Stürme Zahl,
So fehlt ja die Einheit dem Säulenwerk,
Es fehlt die Hand eines großen Mannes dem Steuerruder:
Dieser Mann kommt indessen früher oder später zum Vorschein,
Und mit einem kräftigen Arme das Fahrzeug dem Strande zulenkend,
Bessert er die Schäden aus und gibt ihm seinen Namen."

Daß das Warten auf diesen Mann ein universelles ist, habe ich gesagt; Sie sehen hier die Beweise davon. Ich werde hinzufügen, daß es mir selbst gegeben war, das Bild des Mannes, von dem ich rede, im Geiste gesehen und und aufgezeichnet zu haben. Zum ersten und zum letzten Male führe ich mich selbst an; ich lese Ihnen einige Strophen eines Gesangs vor, welchen ich selbst vor zehn Jahren verfaßt habe:

„Aus einer zerstörten Nation entkommt ein Einziger. Ich sah ihn klein, er wächst und seine Größe wird unmeßbar. Er hat drei Stirnen und drei Antlitze, drei Geister und drei Töne. Er scheint blind zu sein und doch liest er in dem geheimnißvollen Buche. Er wird von einem Genius, dem furchtbaren Manne, bei dessen Stimme die Erde zittert, geführt. Er steht aufrecht über drei Kronen, doch trägt er keine Krone. Sein Leben ist die Mühe der Mühen, und sein Name ist das Volk der Völker." (Dziady, das Fest der Alten 3. Akt).

Er ist seitdem von den Israeliten, und von den Franzosen und von den Slawen gesehen worden, dieser Mann mit drei Antlitzen und drei Stimmen; im Ange-

sichte des Himmels haben sie versichert, ihn gesehen und erkannt zu haben. Ich berufe mich auf ihr Zeugniß.

Dieser Mann allein kann das Werk fortsetzen, welches Napoleon zur Ausführung übergeben war; er allein kennt die Geschichte Napoleons. Was wissen Sie von dieser Geschichte? ein Bruchstück von einigen Jahren seines politischen Lebens. Glauben Sie, daß das Wunderbare dieses Lebens nur erst von der Zeit beginnt, als er General oder Konsul wurde? Glauben Sie, daß ein geistiges und materielles Kaiserthum, das umfangreichste, was jemals bestanden hat, sich mit einem Male plötzlich erheben läßt, ohne zuvor in der Seele des Kaisers vorbereitet gewesen zu sein? Die lange Geschichte der Gedanken und der Gefühle, welche diese Seele vor dem Erscheinen auf dem kriegerischen und politischen Schauplatze haben durchziehen müssen, eine Geschichte, welche derjenigen des Heilands, bevor er zu lehren angefangen hatte, entspricht, ist noch ganz unbekannt. Und von jener Geschichte, der interessantesten für einen religiösen Menschen, der Nachlaßgeschichte (histoire posthume) seiner unsterblichen Seele, was wissen wir von derselben? Ich rede zu einem Publikum, das an die Unsterblichkeit der Seele glaubt, zu einem katholischen Publikum, zu einem französischen Publikum. Habe ich nicht das Recht, Sie zu fragen, Sie, die Söhne der Krieger Napoleons, die Bewunderer seines Genies, und die Ihr an die Unsterblichkeit der Seele glaubt; habe ich nicht das Recht, Sie zu fragen: welchen Beweis der Liebe und des Interesses Sie dem Geiste Ihres Kaisers geben? Dieser Geist wo ist er? ist er unter den Glückseligen? ist er leidend? hat er sich jemals Ihnen genähert? was verlangt er von Ihnen? was erwartet er von Ihnen? Denn, bei uns, in Polen, hört die Liebe, welche wir für unsre Väter und für unsre Wohlthäter empfinden, hören die Pflichten, welche wir gegen sie zu erfüllen haben, keinesweges mit dem Ende ihres irdischen Lebens auf; für unser

Heil haben sie gelebt und gearbeitet; somit müssen unser Leben und unsre Arbeit zu ihrem Heile dienen. Auf gleichmäßige Weise befehlen uns dieses: die religiöse und nationale Ueberlieferung. Und das Heil des Vaters, man sichert es nur, indem man seinen letzten Willen erfüllt, indem man sein geistiges Vermächtniß ausführt, indem man endlich seine Sendung fortsetzt.

Auf den Feldern von Waterloo endete die irdische Sendung Napoleons; auf diesem Schicksalsfeld erschien sein Genie *). Es erschien daselbst nicht in der Gestalt, wie man ihn auf den Schlachtfeldern oder auf seinem kaiserlichen Throne sah. Er ist hier vergegenwärtigt als Beamter des leibgewordenen Wortes (comme magistrat du Verbe), aufgefordert Rechenschaft zu legen über seine Sendung, eine universelle Sendung, die nicht erfüllt worden war. Es ist dieses das Bild einer Kraft, die einst von dem Bösen irregeführt und gebrochen wurde, die sich aber schon wieder durch das Leiden gestärkt fühlet. Das Genie, den Schmerz Europas vorstellend, die Augen gen Himmel erhoben, streckt die Hände auf die Karte Europas aus. Es hat diese Karte gemacht; seine Bestimmung steht daselbst geschrieben. Dieses Genie ist es, welches das gegenwärtige Europa konstituirt hat; diejenigen, welche an den gegenwärtigen Zustande Europas leiden, können allein nur dem geistigen Schmerz des Mannes der Bestimmung begreifen.

Diejenigen, deren Herz blutet, diejenigen, welche bei dem Namen Waterloo aufseufzen, mögen sie hinblicken! Sie werden hieselbst das Genie erkennen, welches die Unglücksfälle dieses verhängnißvollen Tages abbüßt. Sie werden hieselbst das Genie Ihrer Nation erkennen. Jawohl! ist dieses das Bild Eures nationalen Geistes. Euer Volk ist bei

*) Es wird unter die Zuhörer Napoleons lithographirtes Bild ausgetheilt.

Waterloo gefallen, in den Bann der Nationen geworfen worden; von Europa, von der Vergangenheit getrennt, steht es einsam da; es erduldet das Märtyrerthum des einsamen Felsen St. Helena's.

Es ist dieses das Bild eines jeden Franzosen. Rufe nur, möge nur jeder von Euch für einen Augenblick sein eignes Genie hervorrufen! Saget, erscheinet Euch dieses Genie in den Augenblicken, wo Ihr Euch die Männer Eures Volkes, die Söhne der großen Nation fühlet, erscheinet Euch dieses Genie nicht auf diese Weise? Erscheinet es Euch nicht einsam und traurig, und an dem Schmerze der Völker leidend, und den Himmel anrufend, sie retten zu dürfen?

In solchen Augenblicken begreifen Sie, daß die öffentlichen Denkmale und Steinmassen keinesweges die Geister retten. In diesen Augenblicken fühlen Sie, wie man beschaffen sein muß, um sie zu retten. In solchen Augenblicken erkennet man die gesandten Männer, und auch denjenigen, der die Sendung hat, das Werk des Mannes der Bestimmung fortzusetzen, die Welt zu retten, wie die Welt groß zu sein.

Diesen Mann, suchet ihn! Rufet den Geist Eures Helden, den Geist des Schicksalsmannes zu Hülfe. Nur sein Geist allein kann Euch dem Manne der Bestimmung zuführen. Dieses Bild ist das Zeichen, an welchem man ihn erkennen wird. Ich übergebe es Euch zur Erinnerung. Es wird mir als Zeugniß dienen, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe. Eines Tages wird man von Euch Rechenschaft fordern über die Weise, wie Ihr die Eurige erfüllen werdet.

Napoleon und Waterloo! Wenn es uns unter der Anrufung dieser beiden Namen gegeben war zu fühlen, daß in diesem Augenblicke ein und derselbe Geist uns beseelt, so haben wir im Geiste Gemeinschaft gepflogen, wir haben eins der Geheimnisse des neuen Bundes gefeiert. Eine solche

Gemeinschaft ist ein geistiges Mahl. Das erste Mahl ist gefeiert worden auf dem Felde von Waterloo: dort wurden zum ersten Male diese Worte gesprochen, die letzten, welche ich an Sie richte:

„Und uns, uns Männern, die wir am Werke des Geistes mitwirken, uns ist es erlaubt den Kelch zu leeren mit einem glühenden Wunsche für das Wohl des Werkes und dasjenige unsers Vaterlandes. Der erste Kelch dieser Art auf Erden, denn es gab noch nie einen solchen Dienst auf Erden und folglich auch keinen solchen Kelch; indem wir uns erinnern, daß es erlaubt ist dem Menschen, den Geist erhebend, das heilige Mahl des Heilands zu erneuern.

„Erster Kelch. — Geruhe es, o Gott! diese Darlegung in irdischen Formen des Werkes des Geistes zu deiner Ehre aufzunehmen; auf daß dein Name, o Herr! geheiligt sei für das Wohl der allerheiligsten Sache der Völker für das Wohl unsers Vaterlandes!

Zweiter Kelch an Napoleon. — Das Erbarmen des Herrn, die Verzeihung und der Friede, und baldige Vereinigung mit uns, o für uns theurer Geist, eines Helden, eines Bruders, eines Gefährten und Mitarbeiters im heiligen Werke! O du! erleuchteter Meister, mehr voran in den Urtheilen des Herrn zu Gunsten der Erde; Du, welcher Du nach so vielen Jahren der Leiden, in diesem Augenblicke, durch höhere Erlaubniß unserm Mahle im Geiste beiwohnst, empfange in diesem Augenblicke unsere feierliche Versicherung, den einzigen Trost, welcher Dir aufbewahrt ist, daß wir alle unsere Anstrengungen machen werden, um Deinen Eingebungen, der Richtung, welcher Du dem Willen Gottes gemäß, dem Du näher stehst, uns für die Freude, den Frieden und das Heil Deines Geistes geben wirst, gehorsam zu werden!"

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler zum vierten Theile.

Seite	16	Zeile	13	statt	ein Soldat lies nie Soldat
"	18	—	30	—	uns auch lies uns noch
"	20	—	12	—	ähnlich ist lies wiederähnet
"	35	—	27	—	entspricht lies antwortet
"	40	—	3	—	haben auch lies haben euch
"	55	—	31	—	geschriebene lies geschrieben
"	60	—	29	lies	Przedéwit
"	90	—	13	statt	bemächtigen lies bemächtigten
"	93	—	3—4	—	den Opfern lies dem Opfern
"	118	—	21	—	hat es genügt lies hat es nicht genügt
"	119	—	15	—	selbst zu leiden lies selbst noch zu leiden
"	135	—	19	—	macht also so den Werth lies so also macht den Werth
,	151	—	13	—	stellte lies stellt.



This book should b... the Library on or before the la... stamped below.
A fine of five cents a day is incur... by retaining it beyond the specified time.
Please return promptly.

DEC 7 '55 F

